



KRIMINOLOGISCHES  
FORSCHUNGSINSTITUT  
NIEDERSACHSEN E.V.

**Forschungsbericht Nr. 109**

# **Kinder und Jugendliche in Deutschland: Gewalterfahrungen, Integration, Medienkonsum**

**Zweiter Bericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt  
des Bundesministeriums des Innern und des KF/N**

**Dirk Baier, Christian Pfeiffer, Susann Rabold,  
Julia Simonson, Cathleen Kappes  
2010**





**FORSCHUNGSBERICHT Nr. 109**

---

**Kinder und Jugendliche in Deutschland:  
Gewalterfahrungen, Integration, Medienkonsum**

**Zweiter Bericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt  
Des Bundesministeriums des Innern und des KFN**

**Dirk Baier, Christian Pfeiffer, Susann Rabold,  
Julia Simonson, Cathleen Kappes**

**2010**

Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen e.V. (KFN)  
Lützerodestraße 9, 30161 Hannover  
Tel. (05 11) 3 48 36-0, Fax (05 11) 3 48 36-10  
E-Mail: [kfn@kfn.uni-hannover.de](mailto:kfn@kfn.uni-hannover.de)



# Inhaltsverzeichnis

<b>Vorwort .....</b>	<b>7</b>
<b>Zusammenfassung.....</b>	<b>9</b>
<b>1. Einleitung .....</b>	<b>17</b>
<b>2. Riskanter Medienkonsum bei Jugendlichen.....</b>	<b>21</b>
2.1. Einführende Überlegungen.....	21
2.2. Medienausstattung und -konsum.....	22
2.3. Belästigung im Internet-Chat und über das Handy .....	34
2.4. Zusammenfassung .....	38
<b>3. Integration von jugendlichen Migranten .....</b>	<b>41</b>
3.1. Einführende Überlegungen.....	41
3.2. Soziodemographische Merkmale der Jugendlichen mit Migrationshintergrund .....	42
3.3. Integration der jugendlichen Migranten .....	46
3.3.1. Kulturelle Integration .....	49
3.3.2. Strukturelle Integration .....	51
3.3.3. Soziale Integration.....	54
3.3.4. Identifikative Integration.....	59
3.4. Diskriminierungserfahrungen.....	63
3.5. Feindseligkeiten gegenüber Deutschen .....	66
3.6. Die Integration von Migranten – Zusammenfassende Betrachtung .....	68
3.7. Integration und Gewalttäterschaft .....	77
3.8. Zusammenfassung .....	80
<b>4. Religion, Integration und abweichendes Verhalten bei Jugendlichen .....</b>	<b>83</b>
4.1. Religionszugehörigkeit und Religiosität der befragten Jugendlichen.....	83
4.2. Religion und Integration von jungen Migranten .....	91
4.3. Religion und delinquentes Verhalten .....	105
4.3.1. Religion und delinquentes Verhalten bei deutschen Jugendlichen .....	109
4.3.2. Religion und delinquentes Verhalten bei jugendlichen Migranten .....	115
4.4. Zusammenfassung .....	121
Nachwort: Diskussion der Befunde und offene Fragen an die christlichen und islamischen Religionsgemeinschaften.....	129
<b>Exkurs: Einstellungen Jugendlicher gegenüber der Polizei.....</b>	<b>135</b>
<b>5. Jugendliches Gewaltverhalten: Ausgewählte Themen .....</b>	<b>149</b>
5.1. Selbstberichtete Gewalt: Auswertungen zum Antwortverhalten .....	149
5.1.1. Einführende Überlegungen .....	149
5.1.2. Die vier Methodenstudien .....	152
5.1.3. Zusammenfassung .....	162

5.2. Delinquente Freunde und Gewaltverhalten .....	163
5.2.1. Einführende Überlegungen und theoretische Ansätze .....	163
5.2.2. Empirische Befunde .....	169
5.2.3. Zusammenfassung .....	176
5.3. Geschlecht und Gewaltverhalten .....	177
5.3.1. Jugendgewalt im Polizeilichen Hellfeld .....	178
5.3.2. Empirische Befunde .....	180
5.3.3. Entwicklung der Jugendgewalt im Dunkelfeld .....	187
5.3.4. Zusammenfassung .....	190
5.4. Gebietsunterschiede im Gewaltverhalten .....	190
5.4.1. Einführende Überlegungen .....	190
5.4.2. Empirische Befunde .....	194
5.4.3. Zusammenfassung .....	206
<b>Exkurs: Mobbing unter Jugendlichen und mögliche Folgen .....</b>	<b>207</b>
<b>6. Schulbezogene Gewaltprävention bei Jugendlichen .....</b>	<b>217</b>
6.1. Einführende Überlegungen .....	217
6.2. Stichprobe der Ergänzungsbefragung zur schulbezogenen Gewaltprävention .....	220
6.2.1. Rücklauf der Ergänzungsbefragung .....	220
6.2.2. Deskriptive Befunde zu den befragten Schulen .....	222
6.3. Schulbezogene Gewaltprävention – Empirische Befunde .....	228
6.3.1. Welche Gewaltpräventionsmaßnahmen werden durchgeführt? .....	228
6.3.2. Wie werden die Gewaltpräventionsmaßnahmen durchgeführt? .....	233
6.3.3. Streitschlichtung als Gewaltpräventionsmaßnahme .....	242
6.3.4. Werden die Gewaltpräventionsmaßnahmen evaluiert? .....	245
6.4. Schulbezogene Gewaltprävention und jugendliches Gewaltverhalten .....	247
6.5. Zusammenfassung .....	253
<b>7. Kinderdelinquenz .....</b>	<b>257</b>
7.1. Einführende Überlegungen .....	257
7.2. Stichprobenziehung und Stichprobenbeschreibung .....	258
7.3. Kinder als Opfer von Diebstahl und Gewalt .....	265
7.4. Kinder als Täter von Eigentums- und Gewaltdelikten .....	271
7.4.1. Zur Verbreitung der Kinderdelinquenz .....	271
7.4.2. Bedingungsfaktoren der Kinderdelinquenz .....	273
7.5. Gewalt und Mobbing in der Schule .....	288
7.6. Soziale Integration und Gewaltverhalten .....	298
7.7. Zusammenfassung .....	303
<b>Literaturverzeichnis .....</b>	<b>305</b>
<b>Anhang: Neun Thesen des Ersten Forschungsberichts .....</b>	<b>319</b>

## **Vorwort**

Die Studie, deren Ergebnisse in diesem Forschungsbericht vorgestellt werden, ist ein gemeinschaftliches Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Innern (BMI) und des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN).

Das BMI hat den Bedarf für eine dringend erforderliche, repräsentative Dunkelforschung zum Thema „Jugendkriminalität“ und damit im Zusammenhang stehende Fragestellungen formuliert und die Realisierung der Studie durch Bereitstellung entsprechender Haushaltsmittel ermöglicht. In inhaltlicher Hinsicht hat das BMI den Erkenntnisbedarf der Politik vor dem Hintergrund steigender Zahlen zur registrierten Jugendgewaltkriminalität und der Suche nach möglichen Ursachen und denkbaren Lösungs- und Präventionsansätzen als Ausgangspunkt für das Forschungsprojekt beschrieben und das KFN dazu beraten, welche Themenfelder aus politischer Perspektive von besonderem Interesse sind und welche Schwerpunktsetzung zwischen den einzelnen Themen erfolgen sollte.

Die wissenschaftliche Durchführung des Projektes sowie die daraus folgenden inhaltlichen Aussagen liegen im Verantwortungsbereich des KFN, das bereits seit 1998 Dunkelfelduntersuchungen in ausgewählten Städten Deutschlands durchgeführt hat.

Ziel des im Frühjahr 2009 vorgelegten ersten und dieses zweiten Forschungsberichts ist es, die notwendige Diskussion und fachliche Auseinandersetzung zum Thema Jugendkriminalität in Bund und Ländern – fußend auf den deutschlandweit repräsentativen Erkenntnissen – ressortübergreifend anzustoßen und die Grundlage für Maßnahmen zu einer nachhaltigen Prävention von Jugendkriminalität bzw. Jugendgewalt im jeweiligen Verantwortungsbereich zur Verfügung zu stellen.





## Zusammenfassung

Der hier vorgelegte zweite Forschungsbericht zur bundesweit repräsentativen Schülerbefragung des Bundesministeriums des Innern und des KFN enthält Ergebnisse zu Befragungsschwerpunkten, die z.T. im ersten Forschungsbericht noch nicht berücksichtigt worden sind. Die Themenvielfalt ist dabei größer als im ersten Bericht, der sich im Wesentlichen mit der Thematik des Gewaltverhaltens auseinandergesetzt hat.<sup>1</sup> Nachfolgend sollen die Ergebnisse dieses zweiten Forschungsberichts entlang der im Titel formulierten Schwerpunkte „Gewalterfahrungen, Integration, Medienkonsum“ zusammengefasst werden. Die Ergebnisse beziehen sich auf Befragungen unter Jugendlichen der neunten und Kindern der vierten Jahrgangsstufe aus den Jahren 2007/2008.

### Erkenntnisse zu Gewalterfahrungen

Gewalterfahrungen werden in diesem Forschungsbericht primär aus der Täterperspektive erörtert. Vorhandene Befunde können damit vertieft werden, z.T. können auch neuartige Befunde erarbeitet werden.

*1. Eine hohe Religiosität kann vor delinquentem Verhalten schützen. Zu beachten sind aber differenzielle Befunde hinsichtlich des Gewaltverhaltens: Eine hohe christliche Religiosität senkt die Gewaltbereitschaft, eine hohe islamische Religiosität erhöht sie indirekt, in dem sie Faktoren verstärkt, die die Gewaltbereitschaft fördern. Zudem zeigt sich, dass eine hohe Religiosität die Integration von jugendlichen Migranten nicht behindert; dies gilt allerdings erneut nicht für muslimische Migranten.*

Im Hinblick auf die Integration gilt, dass sie bei jungen Muslimen umso niedriger ausfällt, je stärker sie im Islam verankert sind. Die nicht-religiösen unter ihnen haben beispielsweise zu 43,8 % deutsche Freunde, sehr religiöse Muslime dagegen nur zu 21,6 %. Nicht religiös gebundene islamische Migranten betrachten sich zu 49,0 % als deutsch, sehr religiöse islamische Migranten hingegen nur zu 15,5 %, und dies, obwohl sie zu 84,8 % in Deutschland geboren sind. Bei christlichen Jugendlichen sind die Zusammenhänge zwischen der Religiosität und der Integration sehr viel schwächer ausgeprägt und fallen zudem teilweise positiv aus.

Unabhängig von der konkreten Religionsgruppe zeigt sich, dass Jugendliche, die eine hohe religiöse Bindung besitzen, seltener zu häufigem Alkoholkonsum neigen bzw. seltener Landdiebstähle begehen. Für christliche Deutsche aus den alten Bundesländern ergibt sich ein solcher Zusammenhang auch für das Gewaltverhalten: So haben 14,2 % der westdeutschen Jugendlichen ohne Religionszugehörigkeit mindestens eine Gewalttat in den letzten zwölf Monaten begangen, sehr religiöse katholische Jugendliche zu 6,6 %, sehr religiöse evangelische Jugendliche zu 6,4 %. Der Zusammenhang zwischen der Religiosität und dem Gewaltverhalten wird u.a. dadurch vermittelt, dass sehr religiöse, westdeutsche Christen seltener gewaltorientierten Männlichkeitsnormen zustimmen, seltener Gewaltmedien konsumieren und seltener Kontakt zu delinquenten Freunden haben. Für ostdeutsche Christen ebenso wie für Christen mit Migrationshintergrund ist ein in der Richtung nach vergleichbarer, aber z.T.

---

<sup>1</sup> Die als Thesen formulierten Befunde des ersten Forschungsberichts können im Anhang zu diesem Forschungsbericht noch einmal nachgelesen werden.

deutlich schwächerer Zusammenhang mit dem Gewaltverhalten festzustellen. Bei islamischen Jugendlichen wiederum geht eine höhere Religiosität nicht mit niedrigeren Gewalttraten einher: So haben etwas religiös gebundene islamische Jugendliche zu 7,7 % fünf und mehr Gewalttaten begangen, sehr religiös gebundene islamische Jugendliche zu 10,2 %. Zudem zeigt sich, dass hoch religiöse islamische Jugendliche nicht seltener, wie das bei anderen Religionsgruppen der Fall ist, sondern häufiger Männlichkeitsnormen akzeptieren und Gewaltmedien konsumieren; beide Faktoren erhöhen wiederum die Gewaltbereitschaft.

## *2. Eine bessere Integration senkt die Gewaltbereitschaft.*

Türkische Jugendliche, die als niedrig integriert gelten, gehören zu 11,0 % zu den Mehrfachtätern von Gewalt, türkische Jugendliche mit hoher Integration nur zu 1,5 %. Vergleichbare Zusammenhänge finden sich bei allen Migrantengruppen. Dabei steht das Ausmaß der Integration nicht nur in den einzelnen Gruppen in einer signifikanten<sup>2</sup> Beziehung mit dem Gewaltverhalten; es hilft zusätzlich zu erklären, warum einige Migrantengruppen durchschnittlich häufiger Gewalttäter sind als andere Migrantengruppen. Entsprechend den Ergebnissen des ersten Forschungsberichts hatte sich gezeigt, dass asiatische Jugendliche genauso häufig wie deutsche Jugendliche Gewalttaten begehen, ehem. jugoslawische, arabische/nordafrikanische und türkische Jugendliche hingegen deutlich häufiger. Diese Unterschiede in den Gewalttraten werden reduziert, wenn das unterschiedliche Ausmaß der Integration betrachtet wird. Weil also letztgenannte Migrantengruppen durchschnittlich schlechter integriert sind und weil der Stand der Integration mit dem Gewaltverhalten in Beziehung steht, ergeben sich für diese Gruppen erhöhte Gewalttraten. Allerdings bildet die unterschiedliche Integration nicht die ganze Erklärung für die Differenzen in den Gewalttäterraten nichtdeutscher Jugendlicher.<sup>3</sup> Auch bei den zusätzlich befragten Kindern der vierten Jahrgangsstufe findet sich ein Zusammenhang zwischen einer schlechten sozialen Integration und einem erhöhten Gewaltverhalten.

## *3. Verschiedene Ursachenanalysen der Jugendgewalt belegen, dass die Einbindung in delinquente Freundesgruppen sowie das Geschlecht in einer engen Beziehung mit dem Gewaltverhalten stehen, bestimmte Gebietsfaktoren (z.B. regionale Arbeitslosigkeit) hingegen nicht.*

Bereits im ersten Forschungsbericht wurde der starke Einfluss des Kontakts mit delinquenten Freunden herausgestellt. Die darauf aufbauenden Analysen zeigen nun, dass die Mehrheit aller Befragten in Cliquen eingebunden ist, die zumindest sporadisch Verbotenes tun (61,7 %); einer hochdelinquenten Gruppe („Gang“) gehören aber nur 3,5 % der Jugendlichen

---

<sup>2</sup> Als „signifikant“ werden Unterschiede zwischen Befragtengruppen bzw. Zusammenhänge zwischen Untersuchungsvariablen bezeichnet, von denen mit hoher Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden kann, dass sie nicht nur in der Stichprobe befragter Jugendlicher, sondern auch in der Grundgesamtheit aller Jugendlicher der neunten Jahrgangsstufe existieren. Aufgrund der hohen Befragtenanzahl der Schülerbefragung 2007/2008 sollte die statistische Signifikanz jedoch nicht allein zur Bewertung von Unterschieden/ Zusammenhängen herangezogen werden, sondern deren Relevanz. Es kann zudem sinnvoll sein, Trends zu interpretieren, die relevante Unterschiede/Zusammenhänge darstellen, die zugleich aber nicht als signifikant ausgewiesen werden, bspw. weil bei Subgruppenauswertungen die Fallzahlen deutlich sinken.

<sup>3</sup> An verschiedenen Stellen der Zusammenfassung bzw. des Gesamtberichts wird der Begriff „nichtdeutsch“ verwendet, und zwar als Äquivalent zu „Migrant“; d.h. auch dann, wenn von „nichtdeutschen Jugendlichen“ gesprochen wird, sind jeweils Jugendliche mit Migrationshintergrund gemeint, da die Bestimmung der Herkunft eines Jugendlichen nicht ausschließlich über die Staatsangehörigkeit erfolgt ist, sondern auch über Angaben zum Geburtsland sowie zur Staatsangehörigkeit und zum Geburtsland der leiblichen Eltern.

an. Auf diese Gruppe gehen zugleich 42,4 % aller Gewalttaten zurück. Der starke Zusammenhang, der zwischen der Zugehörigkeit zu einer solchen Gruppe und dem eigenen Gewaltverhalten besteht, bleibt auch dann erhalten, wenn verschiedene Hintergrundfaktoren berücksichtigt werden. Insofern ist zu folgern, dass es nicht allein der Fall ist, dass sich problembelastete Jugendliche auch delinquente Freunde suchen (Selektionseffekt). Vielmehr scheinen delinquente Freundesgruppen auch einen eigenständigen sozialisatorischen Einfluss auf die Jugendlichen auszuüben, die ihnen angehören.

Sowohl für Jungen als auch für Mädchen findet sich, dass die Bekanntschaft mit delinquenten Freunden der stärkste Einflussfaktor für die eigene Gewaltbereitschaft ist. Auch für viele andere Erklärungsfaktoren kann gefolgert werden, dass sie geschlechtsübergreifend wirken. Die geschlechtsbezogene Analyse des Gewaltverhaltens hat aber noch zwei weitere wichtige Erkenntnisse zu Tage gefördert: Erstens gelingt es bislang nicht, die unterschiedliche Gewaltbereitschaft von Jungen und Mädchen zu erklären; d.h. auch wenn berücksichtigt wird, dass Jungen häufiger Kontakte zu delinquenten Freunden unterhalten, häufiger Gewaltmedien konsumieren, einen geringeren Schulerfolg haben usw., bleibt für sie ein mehr als zweimal so hohes Risiko bestehen, selbst zum Gewalttäter zu werden. Zweitens hat sich entgegen den Befunden der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) die Mädchengewalt nicht stärker erhöht als die Jungengewalt. Im Vergleich unserer Dunkelfeldbefragungen der Jahre 1998 und 2005/2006 ergibt sich vielmehr ein stabiler Geschlechterunterschied im Gewaltverhalten und für beide Geschlechter eine rückläufige Gewaltbereitschaft. Zugleich können wir feststellen, dass die Bereitschaft, weibliche Gewalttäterinnen bei der Polizei anzuzeigen, in den letzten Jahren überproportional gestiegen ist (von 15,5 auf 27,3 %; männliche Täter: von 14,8 auf 17,9 %). Insofern hat sich nicht das Gewaltverhalten der Mädchen geändert, sondern die Sensibilität, die diesem Verhalten entgegen gebracht wird.

Zu den wenig bedeutsamen Erklärungsfaktoren des Gewaltverhaltens müssen demgegenüber Faktoren gezählt werden, die die Situation der 61 Landkreise bzw. kreisfreien Städte beschreiben, in denen Befragungen durchgeführt worden sind. Zwar gibt es bei allen untersuchten Verhaltensweisen ausgeprägte Gebietsunterschiede: So beträgt der Anteil an Jugendlichen, die eine schwere Gewalttat begangen haben, im Gebiet mit der niedrigsten Belastung nur 2,6 %, im Gebiet mit der höchsten Belastung hingegen 9,0 %. Diese Gebietsunterschiede stehen aber zum Teil mit Unterschieden zwischen den in den Gebieten unterrichteten Jugendlichen in Zusammenhang; zum Teil bleiben sie aber auch unerklärt. Faktoren wie die regionale Arbeitslosenquote, der regionale Migrantenanteil oder der regionale Anteil an Akademikern helfen kaum, diese Unterschiede zu erklären.

*4. Maßnahmen zur Gewaltprävention haben an vielen Schulen Einzug gehalten. Die Umsetzung bedarf aber weiterer Verbesserungen.*

In einer zusätzlich zu den Schülerbefragungen durchgeführten Befragung von Schulen zum Thema Gewaltprävention hat sich gezeigt, dass an fast zwei Drittel aller weiterführenden Schulen in Deutschland Gewaltpräventionsmaßnahmen durchgeführt werden. Über die letzten Jahre hinweg ist dabei ein Anstieg von Präventionsaktivitäten zu verzeichnen. In mindestens dreierlei Hinsicht erweist sich die derzeitige Präventionspraxis aber als verbesserungswürdig. Erstens wird sich selten an bereits existierende Programme angelehnt; stattdessen werden mehr oder weniger eigene Konzepte entwickelt. Zweitens wird auf die Evaluation der Maß-

nahmen in der Regel verzichtet, die Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern wird nur selten gesucht. Drittens beschäftigt sich nur ein kleiner Teil der Fortbildungen mit dem Thema Gewaltprävention; die Vorbereitung auf die Durchführung von Maßnahmen erfolgt in der Mehrheit der Fälle eigenständig ohne Absprache mit Experten.

Da die Zusatzbefragungen in jenen Schulen stattfanden, in denen ein Jahr vorher bereits die Jugendlichen befragt wurden, ist es möglich, die Angaben zur schulischen Gewaltprävention in Beziehung mit den Auskünften der Jugendlichen über ihr eigenes Gewaltverhalten zu setzen. Erwartbar war diesbezüglich, dass an Schulen mit höherer Gewaltbelastung häufiger Präventionsmaßnahmen erfolgen bzw. dass gewaltbereite Jugendliche häufiger daran teilnehmen. Dies bestätigt sich in den Analysen, insofern die Teilnahme an Gewaltpräventionsmaßnahmen mit einer höheren Gewaltbereitschaft korreliert. Kompetenz- und Konfliktlösetrainings sowie Projekte, die Gespräche als Arbeitsmittel einsetzen, scheinen dem Ziel der Gewaltreduktion insgesamt förderlicher zu sein als andere Maßnahmen.

Aus den Ergebnissen kann gefolgert werden, dass es auch zukünftig unverzichtbar ist, an Schulen Gewaltpräventionsmaßnahmen durchzuführen. Bezüglich der konkreten Ausgestaltung der Maßnahmen besteht jedoch noch Optimierungsbedarf, wobei sich verstärkt an solchen Programmen orientiert werden sollte, die durch Evaluationen nachgewiesen haben, dass sie dem Ziel der Gewaltreduktion dienen.

*5. Auch unter Kindern der vierten Jahrgangsstufe sind Gewalterscheinungen keine Ausnahme. Hierbei zeigen sich dem Jugendalter vergleichbare Bedingungsfaktoren.*

Immerhin 14,3 % der befragten Kinder gaben an, in den letzten zwölf Monaten einem anderen Kind weh getan zu haben bzw. ein anderes Kind verletzt zu haben. Bei den Jungen fällt dieser Anteil mit 20,2 % deutlich höher aus als bei den Mädchen (8,4 %). Bereits bei den Kindern ergeben sich zudem Unterschiede zwischen deutschen und nichtdeutschen Befragten: Während deutsche Kinder nur zu 13,5 % einem anderen Kind weh getan haben, sind es bei den nichtdeutschen Kindern 16,3 %. In der Schule haben 12,7 % ein anderes Kind in den letzten vier Wochen geschlagen oder getreten (deutsche Kinder: 11,2 %, nichtdeutsche Kinder: 16,5 %). Hänseleien und andere sozial-aggressive Verhaltensweisen (z.B. andere Kinder ignorieren) kommen in der Schule aber noch häufiger vor. Was die Bedingungsfaktoren des Gewaltverhaltens anbelangt, lassen sich die Befunde aus Jugendbefragungen weitestgehend replizieren: Das Erleben elterlicher Gewalt, das Fehlen eines positiven Erziehungsstils, der Konsum altersgefährdender Medien, der Kontakt mit delinquenten Freunden sowie bestimmte Persönlichkeitseigenschaften (Impulsivität, geringe Empathie) stehen mit einer erhöhten Bereitschaft, sich gewalttätig zu verhalten, in Beziehung. Zudem ergeben sich bereits im Kindesalter Überschneidungen zwischen dem Gewaltverhalten und anderen Auffälligkeiten: Kinder, die Alkohol oder Zigaretten konsumieren bzw. die Schule schwänzen, zeigen auch häufiger Gewaltverhalten.

### **Erkenntnisse zur Integration**

In den westdeutschen Bundesländern hat mittlerweile mehr als jeder vierte Jugendliche eine nichtdeutsche Herkunft (29,4 %). Dabei bezeichnen wir jene Jugendlichen als nichtdeutsch, die selbst nicht die deutsche Staatsangehörigkeit haben oder nicht in Deutschland geboren worden sind bzw. für deren leibliche Eltern gleiches zutrifft. Insofern unterscheiden wir Mig-

rantengruppen und nicht nur Personengruppen mit deutscher bzw. nichtdeutscher Staatsangehörigkeit. Da der Anteil an jugendlichen Migranten derart hoch ist, haben wir im Rahmen eines eigenen Fragebogenmoduls den Stand der Integration untersucht. Folgende Befunde lassen sich dabei hervorheben:

*1. Der Stand der Integration variiert sehr stark je nach Migrantengruppe. Türkische Jugendliche weisen die geringste Integration, nord-/westeuropäische und südamerikanische Jugendliche die höchste Integration auf.*

Zur Bestimmung des Stands der Integration wurden vier Indikatoren herangezogen: das Sprechen der deutschen Sprache in verschiedenen Kontexten (u.a. Elternhaus, Freundesgruppe); das Anstreben höherer Schulabschlüsse; der Kontakt mit deutschen Freunden; die Selbstwahrnehmung als deutsch. Mit Hilfe dieser Indikatoren wurde ein Index berechnet, der Werte zwischen 0 und 100 annehmen kann. Türkische Jugendliche (größte Migrantengruppe) erreichen einen Wert von 39,8, Jugendliche aus der ehem. SU (zweitgrößte Migrantengruppe) einen Wert von 53,7. Nord-/westeuropäische Jugendliche erzielen 74,4 Punkte, südamerikanische Jugendliche 74,6 Punkte. Für türkische Jugendliche sind bei verschiedenen Indikatoren problematische Befunde zu konstatieren: Sie befürworten bspw. häufiger die Segregation, d.h. die Auffassung, dass eine Abgrenzung von den Deutschen nötig ist; sie verständigen sich am seltensten mit der deutschen Sprache; sie streben am seltensten ein Abitur an und haben den geringsten Anteil deutscher Freunde im Netzwerk. Als „deutsch“ bzw. „deutsch und türkisch“ bezeichnen sich nur 26,2 % der türkischen Jugendlichen; osteuropäische Jugendliche sehen sich entsprechend zu 74,3 % als deutsch.

*2. Der Stand der Integration von Migranten ist regional unterschiedlich. Beachtenswert ist, dass Migranten in Süddeutschland schlechter integriert sind als Migranten in Norddeutschland.*

In die Untersuchung wurden 44 Landkreise bzw. kreisfreie Städte aus den alten Bundesländern einbezogen. Zwischen diesen Gebieten unterscheidet sich der Stand der Integration deutlich, wobei die regional sehr heterogene Zusammensetzung der Migrantengruppe zu beachten ist. Bei einem Vergleich der übergeordneten Gebietskategorien „Nord“, „West“ und „Süd“ ergibt sich aber sowohl für türkische Jugendliche als auch für Jugendliche aus der ehemaligen SU, dass die Integration im Süden niedriger ausfällt. Dies steht in erster Linie in Zusammenhang mit der schulischen Integration: Migranten haben im Süden schlechtere Chancen, eine Realschule oder ein Gymnasium zu besuchen. So streben in Süddeutschland nur 21,4 % der nichtdeutschen Jugendlichen ein Gymnasium an, in Norddeutschland sind es hingegen 30,4 %. Bei den deutschen Jugendlichen fällt der Nord-Süd-Unterschied geringer aus (33,9 zu 37,6 %).

*3. Das Ausmaß der Integration wird durch verschiedene Faktoren beeinflusst. Positiven Voraussetzungen im Elternhaus wie im sozialen Umfeld kommt dabei ein besonderer Stellenwert zu. Zumindest bei islamischen Jugendlichen erschwert zudem eine starke religiöse Bindung die Integration.*

Der positive Einfluss der Eltern hinsichtlich des Stands der Integration der Jugendlichen zeigt sich u.a. darin, dass Migranten besser integriert sind, wenn:

- die Eltern deutsch sprechen,

- die Bildung der Eltern höher ausfällt,
- die Eltern eine positive Einstellung zur sozialen Vernetzung ihrer Kinder haben,
- die Eltern deutsche Freunde besitzen.

Jenseits dieser Faktoren zeigt sich zudem, dass der Besuch eines Kindergartens mit deutschen Kindern und das Aufwachsen in Nachbarschaften mit deutschen Anwohnern den Stand der Integration positiv beeinflussen. Darüber hinaus ergibt sich ein Einfluss der Religiosität. Hierbei gilt zunächst, dass christliche Migranten grundsätzlich einen höheren Stand der Integration erreichen als islamische Migranten. Darüber hinaus geht aber mit zunehmender Religiosität die Integration zurück, vor allem bei den islamischen Jugendlichen. Aussagen über Ursache und Wirkung lassen sich mit den vorliegenden Daten allerdings nicht treffen.

*4. Integration ist keine Einbahnstraße. Die schlechter integrierten Migrantengruppe berichten auch häufiger davon, Diskriminierungserfahrungen gemacht zu haben.*

Türkische Jugendliche sehen sich am häufigsten durch Lehrer benachteiligt, nord-/ westeuropäische Jugendliche am seltensten. Fast die Hälfte der türkischen Jugendlichen gab an, schon einmal ausländerfeindlich beschimpft worden zu sein; nur bei den afrikanischen Jugendlichen liegt der Anteil noch höher. Möglicherweise ist die verstärkte Hinwendung zur Eigengruppe bei einigen Migranten das Resultat davon, dass sie aufgrund ihrer alltäglichen Erfahrungen zu dem Schluss kommen, in Deutschland nicht erwünscht zu sein.

*5. Die Einstellungen aller Migrantengruppen den Deutschen gegenüber sind weitestgehend positiv. Ein kleiner Teil der Migranten hat aber auch schon einmal bewusst Übergriffe auf Deutsche ausgeführt, nur weil es sich um Deutsche handelte.*

Danach gefragt, wie angenehm (bzw. unangenehm) sie es finden würden, wenn sie als Nachbarn Deutsche hätten, waren alle Migrantengruppen mehrheitlich der Ansicht, dass dies angenehm wäre. Eine noch stärkere Akzeptanz zeigte sich nur bei einzelnen Gruppen für die Eigengruppe. So stufen bspw. türkische Jugendliche türkische Nachbarn als am angenehmsten ein, gefolgt von deutschen Nachbarn. Bei Jugendlichen aus der ehem. SU werden die deutschen Nachbarn sogar als angenehmer eingestuft als Aussiedler-Nachbarn. Die deutschen Jugendlichen sind dagegen weniger offen für Personen, die nicht ihrer Herkunft sind. Deutsche Nachbarn werden von den deutschen Jugendlichen als am angenehmsten eingestuft, türkische Nachbarn als am wenigsten angenehm. Gleichwohl geben unsere Daten auch einen Hinweis darauf, dass bei einem kleinen Teil der Migranten ein Verhalten zu beobachten ist, dass als „deutschfeindlich“ bezeichnet werden kann: Insgesamt 4,7 % der nichtdeutschen Jugendlichen haben schon einmal einen Deutschen geschlagen und verletzt, nur weil er Deutscher war; 2,1 % haben ein von Deutschen benutztes Haus beschädigt. Türkische Jugendliche und Jugendliche aus dem ehem. Jugoslawien zeigen häufiger als andere Migrantengruppen ein solches Verhalten.

## **Erkenntnisse zum Medienkonsum**

Die Ergebnisse der Untersuchung des Medienkonsumverhaltens lassen sich zu vier Erkenntnissen verdichten:

*1. Die Beschäftigung mit Medien wie Fernsehen, Computer und Internet dominiert das Freizeitverhalten von Kindern und Jugendlichen.*

Mit dem Fernsehen bzw. dem Filme schauen bringen Jugendliche täglich im Mittel fast 3,5 Stunden zu; mit dem Internet beschäftigen sie sich fast zwei Stunden, mit dem Computerspielen mehr als 1,5 Stunden. Andere Aktivitäten fallen demgegenüber deutlich ab. Gelesen wird bspw. nur ca. eine halbe Stunde täglich. Auch für Kinder finden sich bereits hohe Medienkonsumzeiten. Durchschnittlich schauen Viertklässler an einem Wochentag 71 Minuten fern bzw. bestimmte Filme und sie spielen 30 Minuten mit dem Computer.

*2. Der Konsum von Gewaltmedien steht in enger Beziehung mit dem eigenen Gewaltverhalten. Dieser Einfluss ist unabhängig von möglichen anderen Belastungsfaktoren.*

Jugendliche, die häufiger Ego-/Third-Person-Shooter oder Prügelspiele spielen, haben ein deutlich erhöhtes Risiko, zum Gewalttäter zu werden als Jugendliche, für die das nicht gilt. Für andere Spielgenres finden sich entweder keine oder negative Beziehungen. Der Einfluss des Gewaltmedienkonsums bleibt auch dann bestehen, wenn weitere Bedingungsfaktoren in den Analysen berücksichtigt werden. Das Spielen von Gewaltspielen erweist sich dabei als geschlechtsspezifisch: Während nur 3,3 % der Mädchen häufig zu Gewaltspielen greifen, sind es bei den Jungen 47,1 %. Gleichwohl gilt bei beiden Geschlechtern der Zusammenhang mit dem Gewaltverhalten; bei Mädchen ist dieser Zusammenhang sogar noch enger als bei Jungen. Auch bei den Kindern kann eine enge Beziehung zwischen dem Medienkonsum und dem Gewaltverhalten identifiziert werden: Während Kinder ohne Kontakt mit altersgefährdenden Medien zu 8,4 % Gewaltverhalten in den letzten zwölf Monaten gezeigt haben, sind es bei den Kindern mit entsprechendem Kontakt 21,6 %.

*3. Handy und Internet werden auch als Mittel der Belästigung eingesetzt.*

Fast ein Viertel der befragten Jugendlichen gaben an, bereits einmal über das Handy belästigt worden zu sein; Mädchen berichten dies häufiger als Jungen. Über das Internet wurden 12,8 % der befragten Jugendlichen sexuell belästigt; 14,9 % wurden schon einmal aufgefordert, Nacktbilder/-videos zu schicken bzw. sich vor einer Web-Cam auszuziehen. Erneut sind Mädchen derartigen Belästigungen etwa doppelt so häufig ausgesetzt wie Jungen. Dass solche Belästigungen negative Auswirkungen auf die Befindlichkeit haben können, erscheint naheliegend. Wir können dies für eine andere Form der psychischen Aggression, dem Mobbing, belegen. Jugendliche, die von Mobbing Erfahrungen berichteten, weisen ein niedrigeres Wohlbefinden und einen niedrigen Selbstwert auf; Selbstmordgedanken und -versuche sind unter diesen Jugendlichen verbreiteter. Gleichzeitig fallen Jugendliche mit Mobbing Erfahrungen nicht durch andere Problemverhaltensweisen auf: Ihre Schulleistungen liegen im Durchschnitt, ebenso wie ihre Gewalttäter- und Alkoholkonsumquoten. Die Schwierigkeiten, die gemobbte Jugendliche mit den Gleichaltrigen haben, bleiben damit höchstwahrscheinlich meist unentdeckt, Hilfe wird entsprechend selten angeboten.

*4. Insbesondere männliche Jugendliche geraten nicht selten in suchtartiges Computerspielen.*

Der hohe Stellenwert, den Medien im Jugendalltag genießen, schlägt sich auch darin nieder, dass die Jugendlichen selbst bereits recht häufig das Gefühl haben, von Medienaktivitäten abhängig zu sein. So meinten 25,2 % der Jugendlichen, dass sie vom Internet abhängig sind; 15,5 % attestierten sich dies mit Blick auf das Computerspielen, 13,6 % hinsichtlich des Fern-

sehens. Diese Selbsteinschätzungen können eine Diagnose, die sich an spezifischen Kriterien ausrichtet, allerdings nicht ersetzen. Zumindest für das Computerspielen wurde deshalb ein Instrument entwickelt, das in Anlehnung an existierende Instrumente beansprucht, ein abhängiges Nutzungsverhalten zu erfassen. Im Ergebnis zeigt sich, dass 4,5 % aller Jugendlichen in suchartiges Computerspielen geraten, d.h. als gefährdet oder abhängig einzustufen sind (gefährdet: 2,8 %, abhängig: 1,7 %). Jungen werden deutlich häufiger als abhängig oder gefährdet eingestuft als Mädchen (7,7 zu 0,8 %). Vom Bildungsniveau geht dabei im Unterschied zu vielen anderen, im Jugendalter zu beobachtenden Problemverhaltensweisen, nur ein geringer Einfluss auf die Ausbildung einer Abhängigkeit/Gefährdung aus, d.h. Jugendliche aus Gymnasien sind ähnlich hoch belastet wie Jugendliche anderer Schulformen. Im Hinblick auf die Häufigkeit des Konsums von Gewaltmedien zeigen sich vergleichbar schwach ausgeprägte Zusammenhänge mit dem Bildungsniveau.



## 1. Einleitung

Dieser Forschungsbericht präsentiert Ergebnisse einer deutschlandweiten Dunkelfeldbefragung von Schülerinnen und Schülern<sup>4</sup> der vierten und neunten Jahrgangsstufe. Die Befragung, die in den Jahren 2007 und 2008 durchgeführt wurde, stellt ein gemeinschaftliches Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Innern (BMI) und des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN) dar. Erste Ergebnisse der Befragung wurden im Bericht von Baier et al. (2009) vorgestellt, wobei eine Fokussierung auf die Gewalterfahrungen von Jugendlichen erfolgte. Eine Grundaussage des ersten Forschungsberichts war, dass Jugendkriminalität im Allgemeinen, Jugendgewalt im Besonderen im Dunkelfeld rückläufig ist. Zumindest die Erkenntnisse zur Entwicklung der Jugendgewalt standen mit den bis dato vorhandenen polizeilichen Hellfeldstatistiken im Widerspruch. Auch verschiedene, Aufsehen erregende, tragische Einzelfälle wie der Amoklauf in Winnenden oder der Totschlag eines Mannes in München haben in der Öffentlichkeit den Eindruck entstehen lassen, dass diese Dunkelfeldbefunde mit der Realität nicht in Einklang stehen. Mit der Vorstellung der Polizeilichen Kriminalstatistik 2008 und 2009 liegt aber eine weitere Quelle vor, die auch im Bereich des Gewaltverhaltens bei Jugendlichen eine rückläufige Entwicklung attestiert. Zwar hat es zwischen 1993 und 2007 einen kontinuierlichen Anstieg der Tatverdächtigenbelastungszahl (TVBZ)<sup>5</sup> für Gewaltkriminalität gegeben, so dass die TVBZ des Jahres 2007 doppelt so hoch ausfällt wie die des Jahres 1993 (vgl. Baier et al. 2009, S. 19ff). Im Vergleich der Jahre 2007 und 2008 ist nun aber erstmals ein Rückgang der TVBZ für Gewaltkriminalität um zwei Prozent festzustellen (von 1.267 auf 1.241). Es kann vermutet werden, dass das Anzeigeverhalten nicht mehr in überproportionaler Weise ansteigt und dass sich damit die Entwicklungen im Dunkelfeld auch ins Hellfeld übersetzen. Die bisherigen Befunde unserer Untersuchungen hatten darauf hingedeutet, dass in den letzten Jahren die Sensibilität gegenüber der Jugendgewalt gestiegen ist, was u.a. in einem deutlichen Anstieg des Anzeigeverhaltens ihren Ausdruck gefunden hat. Möglicherweise hat sich dieses Verhalten nunmehr auf einem höheren Niveau eingepegelt, eine Verschiebung der Hellfeld-Dunkelfeld-Relation findet nicht mehr statt.

Die Erkenntnisse des ersten Forschungsberichts zur Verbreitung und zu den Bedingungsfaktoren der Jugendgewalt fußen auf einer deutschlandweit repräsentativen Befragung von 44.610 Schülern der neunten Jahrgangsstufe, die in 61 Landkreisen bzw. kreisfreien Städten erreicht wurden. Um die Repräsentativität sicher zu stellen, wurde ein geschichtetes Zufallsverfahren zur Auswahl der Gebiete genutzt. Details zur Stichprobenziehung können dem ersten Forschungsbericht (Baier et al. 2009, S. 27ff) entnommen werden. Diese Stichprobe liegt auch den Ausführungen verschiedener Auswertungen dieses Forschungsberichts zugrunde. Obwohl es sich bei der Studie um eine Dunkelfeldbefragung handelt, deren Anliegen es im Wesentlichen ist, Informationen über die kriminellen Aktivitäten von Jugendlichen zu gewinnen, die der Polizei nur teilweise zur Kenntnis gelangen, wurde die Gelegenheit genutzt, weitere inhaltliche Schwerpunkte zu setzen. Einerseits betrifft dies den Bereich möglicher Bedingungs-

---

<sup>4</sup> Aus Gründen der einfacheren Darstellung wird im Folgenden meist die männliche Form verwendet, obwohl in diesen Fällen regelmäßig sowohl weibliche als auch männliche Personen gemeint sind. Wenn sich Aussagen nur auf männliche oder weibliche Personen beziehen, wird dies kenntlich gemacht.

<sup>5</sup> Die TVBZ gibt an, wie viele Personen einer Altersgruppe pro 100.000 Personen dieser Altersgruppe ein Delikt begangen haben. Derart relativierte Zahlen sind unabhängig von der quantitativen Veränderung einer Altersgruppe.

bzw. Ursachenfaktoren von Jugenddelinquenz. Andererseits konnten Problemverhaltensweisen und –einstellungen untersucht werden, die nicht als delinquent einzustufen sind, wohl aber Vorläufer einer späteren delinquenten Karriere darstellen können und damit mittelbar von Relevanz für die Untersuchung von Delinquenz und Kriminalität sind. Letzteres trifft u.a. auf das Schulschwänzen, den Alkohol- und Drogenkonsum oder die Ausländerfeindlichkeit zu; Befunde zu diesen Themen wurden im ersten Forschungsbericht präsentiert.<sup>6</sup>

Im Hinblick auf mögliche Ursachen der Delinquenz wurden im ersten Forschungsbericht ebenfalls wesentliche, im Rahmen der Befragung erhobene Faktoren überprüft, so z.B. das Erleben elterlicher Gewalt, die Integration in delinquente Peernetzwerke oder problematische Persönlichkeitsfaktoren (z.B. Gewalt legitimierende Männlichkeitsnormen). Wir wollen in diesem Bericht die Analyse der Bedingungsfaktoren noch einmal aufgreifen. Im Besonderen soll sich dabei folgenden Themen gewidmet werden:

- *Medienkonsum.* Bereits in früheren Schülerbefragungen haben wir uns mit der Frage der Beziehung des Medienkonsums und des Gewaltverhaltens beschäftigt (vgl. Baier et al. 2006; Mößle et al. 2007). In der Schülerbefragung 2007/2008 wurden erneut verschiedene Indikatoren des Medienkonsums erfasst. In Abschnitt 2 werden dementsprechend Befunde zur Ausstattung mit verschiedenen Medien, zur zeitlichen und inhaltlichen Nutzung und zum Zusammenhang mit Gewaltverhalten berichtet. Darüber hinaus wird der aktuelle Diskurs über negative Erfahrungen (Belästigungen) bei der Nutzung neuer Medien (Handy und Internet) aufgegriffen.
- *Integration von Migranten.* In Übereinstimmung mit verschiedenen anderen Studien hat sich auch in der Schülerbefragung 2007/2008 erneut gezeigt, dass jugendliche Migranten häufiger delinquente Taten begehen als einheimische Deutsche. Dies gilt insbesondere für das Gewaltverhalten. Allerdings existieren dabei deutliche Unterschiede zwischen den einzelnen Migrantengruppen. Die höchste Quote an Mehrfach-Gewalttätern ist bei Jugendlichen aus dem ehemaligen Jugoslawien sowie bei den türkischen Jugendlichen festzustellen; asiatische Jugendliche traten hingegen sogar etwas seltener als deutsche Jugendliche als Mehrfach-Gewalttäter in Erscheinung. Um zu untersuchen, inwieweit diese Unterschiede zwischen den Migrantengruppen mit dem Grad ihrer Integration in Zusammenhang stehen, wurde ein eigenes Fragebogenmodul entwickelt, welches sich den verschiedenen Dimensionen von Integration widmet (z.B. Sprachverhalten, Kontakt mit Einheimischen, Selbstwahrnehmung). Grundsätzlich soll damit nicht nur die Frage untersucht werden, ob die verschiedenen Gewaltniveaus der Migrantengruppen mit ihrem jeweiligen Integrationsstand in Beziehung stehen; auch auf individueller Ebene geht es um die Analyse der Annahme, dass eine bessere Integration die Gewaltbereitschaft senkt. Eine ausführliche Darstellung des Stands der Integration der verschiedenen Migrantengruppen sowie der Beziehung zwischen Integration und Gewaltbereitschaft findet sich in Abschnitt 3.
- *Religion.* Inwieweit die Integration auch davon abhängig ist, ob bzw. wie stark sich Jugendliche an eine bestimmte Religion gebunden fühlen, wird in Abschnitt 4 unter-

---

<sup>6</sup> Darüber hinaus gehende Befunde, die sich auf die Daten der Schülerbefragung 2007/2008 beziehen, finden sich zum Thema Drogenkonsum bei Baier und Rabold (2009), zur Ausländerfeindlichkeit bei Rabold et al. (2009) bzw. bei Baier (2009).

sucht. Gleichzeitig geht dieser Abschnitt der Frage nach, welche Beziehungen zwischen der religiösen Bindung und verschiedenen Formen des delinquenten Verhaltens bestehen – bei deutschen wie bei nichtdeutschen Befragten.

- *Gewaltprävention.* Ein möglicher Schutzfaktor, Täter oder Opfer von Gewalt zu werden, ist die Teilnahme an Präventionsmaßnahmen. Eine tatsächliche Teilnahme haben wir allerdings in der Befragung nicht erhoben.<sup>7</sup> Wir haben auch keine experimentelle Studie durchgeführt, die die Wirkung einer Maßnahme in einer Gruppe untersucht, indem sie das Delinquenzniveau vor und nach der Durchführung der Maßnahme erhebt und dieses mit einer Gruppe von nicht an der Maßnahme teilnehmenden Schülern vergleicht. In diesem Sinne kann unsere Studie keinen Beitrag zur Evaluation von Gewalt bzw. Delinquenz vorbeugenden Programmen leisten. Wir haben stattdessen einerseits versucht, in allen 61 einbezogenen Gebieten sowie den weit über 1.000 einbezogenen Schulen zu erheben, welche Maßnahmen mit dem Anspruch der Gewaltprävention in den sechs Jahren 2002 bis 2008 durchgeführt worden sind. Wir können damit aufzeigen, wie weit verbreitet Präventionsmaßnahmen sind, auf welche Programme zurückgegriffen wird und ob es systematische Unterschiede bspw. zwischen den Schulformen gibt (Abschnitt 6). Andererseits ist es natürlich möglich, diese Informationen zur Durchführung von Maßnahmen mit den Daten der Schülerbefragung in Beziehung zu setzen.

Neben diesen Schwerpunkten werden in Abschnitt 5 drei Erkenntnisse aus dem ersten Forschungsbericht aufgegriffen und vertiefend untersucht. Erstens soll sich noch einmal der Untersuchung des Zusammenhangs von Peergruppenzugehörigkeit und Delinquenz gewidmet werden, da der stärkste Einfluss auf die Jugenddelinquenz von der Zahl der delinquenten Freunde ausgeht, mit denen die Jugendlichen in ihrem sozialen Netzwerk verbunden sind (vgl. Baier et al. 2009). Zweitens hatte sich gezeigt, dass es neben den Unterschieden in der Gewaltbereitschaft verschiedener Migrantengruppen einen weiteren, ebenfalls deutlichen Gruppenunterschied gab: den zwischen den Geschlechtern. Aus diesem Grund gehen wir der Frage nach, welche Faktoren die Gewaltbereitschaft von Jungen und Mädchen bedingen und ob es tatsächlich eine Annäherung der Gewaltbereitschaft beider Gruppen in den letzten Jahren gegeben hat. Drittens hatte sich insbesondere bei der Analyse der Ausländerfeindlichkeit und des Rechtsextremismus gezeigt, dass die 61 einbezogenen Landkreise bzw. kreisfreien Städte hinsichtlich des Anteils rechtsextremer Jugendlicher stark voneinander abweichen. Es soll deshalb der Frage nachgegangen werden, inwieweit diese Gebietsunterschiede sowohl mit Individual- als auch mit Gebietsmerkmalen erklärt werden können. Diese und andere Analysen zur selbstberichteten Delinquenz sehen sich immer wieder der Frage nach der Verlässlichkeit der Angaben der Jugendlichen ausgesetzt. Aus diesem Grund werden auch einige Erkenntnisse zum Antwortverhalten der Jugendlichen präsentiert, die wir über verschiedene Methodenstudien gewinnen konnten.

Dieser zweite Forschungsbericht beschäftigt sich noch mit einem letzten Schwerpunkt. Bisher konzentrierten sich die meisten Dunkelfelduntersuchungen auf Jugendliche, was einerseits mit

---

<sup>7</sup> In einem anderen Projekt haben wir dies getan (vgl. Baier et al. 2009a, S. 133ff). Dabei haben sich wenige systematische Effekte der erfragten Präventionsprogramme gezeigt. Die Teilnahme an Mentorenprogrammen senkte die Delinquenzbereitschaft tendenziell, die Teilnahme an Mitternachtssportveranstaltungen und Anti-Gewalt-Konzerten ging z.T. mit einer erhöhten Delinquenzbereitschaft einher.

der guten Erreichbarkeit über die Schulen, andererseits mit der national und international wiederholt bestätigten, guten Befragbarkeit dieser Altersgruppe begründet werden kann. Zudem wird vor allem in der Öffentlichkeit der Jugendkriminalität ein besonders hohes Interesse entgegengebracht, was damit in Zusammenhang steht, dass der Anstieg oder das Sinken insbesondere der Jugendgewalt vielfach als eine Art Fieberkurve der Gesellschaft bewertet werden, d.h. als Ausdruck davon, in welche Richtung sich die nachwachsende Generation bewegt und was von ihr in Zukunft zu erwarten sein wird. In jüngster Zeit mehren sich aber Berichte darüber, dass kriminelle Täter jünger werden würden. Auch in den Polizeilichen Kriminalstatistiken entwickeln sich die Belastungszahlen für Kinder meist noch dynamischer als für Jugendliche oder Heranwachsende (vgl. Baier et al. 2009, S. 19ff). Eine Frühauffälligkeit im Kindesalter ist nicht zuletzt ein Prädiktor für eine spätere Delinquenzkarriere. Aus diesen Gründen haben wir bereits im Jahr 2005 die Anlage der Schülerbefragung dahingehend erweitert, auch Kinder der vierten Jahrgangsstufe mit einzubeziehen.<sup>8</sup> In der Schülerbefragung 2007/2008 haben wir an dieser Erweiterung festgehalten. In Abschnitt 7 werden daher einige ausgewählte Ergebnisse der Befragung von 7.844 Schülern aus 473 vierten Klassen berichtet. Ausführungen zur Stichprobe gehören hier ebenso dazu wie Befunde zur Verbreitung und zu den Bedingungsfaktoren der Kinderdelinquenz.

Bereits im ersten Forschungsbericht haben wir darauf hingewiesen, dass eine solche umfangreiche Studie wie die vorliegende nur dank der Mitarbeit und Kooperation zahlreicher Personen bzw. Organisationen zustande kommen kann. Diese längere Liste soll an dieser Stelle nicht noch einmal wiederholt werden (vgl. Baier et al. 2009, S. 17f). Wir hoffen, mit diesem zweiten Bericht weitere Argumente dafür vorzulegen, dass eine solche Anstrengung sinnvoll ist und Erkenntnisse zu Tage fördert, die in Wissenschaft und Praxis gleichermaßen Verwendung finden können.<sup>9</sup> Allerdings würde das Potenzial einer Studie wie dieser erst dann vollständig ausgeschöpft, wenn es gelänge, sie zukünftig zu wiederholen.

---

<sup>8</sup> Die Berücksichtigung dieser Altersgruppe war zudem vor dem Hintergrund ihrer Mediennutzung und möglicher negativer Implikationen exzessiver Mediennutzung interessant (vgl. Möble et al. 2007). Vgl. zu den Ergebnissen zur Kindergewalt und -delinquenz Baier und Windzio (2006) sowie Baier et al. (2006).

<sup>9</sup> Ein weiterer, dritter Forschungsbericht ist nicht geplant. Jedoch sind mit den beiden vorliegenden Berichten die Erkenntnismöglichkeiten der erhobenen Datensätze keinesfalls ausgeschöpft. In weiteren Beiträgen soll sich daher einzelnen Fragestellungen gewidmet werden. Welche Beiträge aus dem Projekt hervorgehen, kann der zugehörigen Projekthomepage, die in regelmäßigen Abständen aktualisiert wird ([www.kfn.de/Forschungsbereiche\\_und\\_Projekte/Schuelerbefragungen/Schuelerbefragung\\_2008.htm](http://www.kfn.de/Forschungsbereiche_und_Projekte/Schuelerbefragungen/Schuelerbefragung_2008.htm)), entnommen werden.

## 2. Riskanter Medienkonsum bei Jugendlichen

### 2.1. Einführende Überlegungen

Zahlreiche Studien belegen, dass innerhalb des letzten Jahrzehnts eine deutliche Veränderung des Freizeitverhaltens von Kindern und Jugendlichen stattgefunden hat. Diese Veränderung ist im Wesentlichen darauf zurückzuführen, dass verschiedene Medien Einzug in die Kinder- und Jugendzimmer gehalten haben. In der Folge wird mehr freie Zeit mit dem Fernseh- oder Videokonsum, dem Spielen von Computerspielen und dem Surfen im Internet verbracht. Herkömmliche Aktivitäten wie das Verbringen von Freizeit in Organisationen, Vereinen oder im öffentlichen Raum gehen zwar nicht im gleichen Maße zurück, treten aber zugunsten des Medienkonsums vermehrt in den Hintergrund.

Baier (2008, S. 61ff) berichtet auf Basis wiederholter Schülerbefragungen in Hannover (neunte Jahrgangsstufe), dass der Anteil an Jungen, die einen eigenen Fernseher im Zimmer haben, zwischen 2000 und 2006 von 25,4 auf 72,3 % gestiegen ist (Mädchen: 36,7 auf 61,2 %). In München zeichnet sich ein ebensolcher Anstieg der Ausstattungsquoten ab. Parallel dazu hat sich auch der Anteil an Schülern, die täglich vier und mehr Stunden fernsehen, in den verschiedenen Gebieten der Untersuchung mindestens verdoppelt. Zugleich gibt es aktuell mehr Jugendliche, die altersgefährdende Filme (Horror-/Actionfilme) schauen. Ähnliche Entwicklungen berichten Ribeaud und Eisner (2009) für die Schweiz. Sie sprechen sogar von einer „Freizeitrevolution“, die durch „einen immens gewachsenen Konsum von Bildschirmmedien“ gekennzeichnet ist (S. 166). Auch dabei greifen die Autoren auf Schülerbefragungen unter Neuntklässlern zurück, die 1999 und 2007 in Zürich befragt worden sind. Die festgestellte massive Zunahme der Medienaktivitäten ist dabei im Wesentlichen auf das Computerspielen zurückzuführen. Alle anderen untersuchten Freizeitaktivitäten (Sport, Ausgang, kreative Beschäftigung, Eltern) sind über die Zeit hinweg konstant, z.T. auch rückläufig.

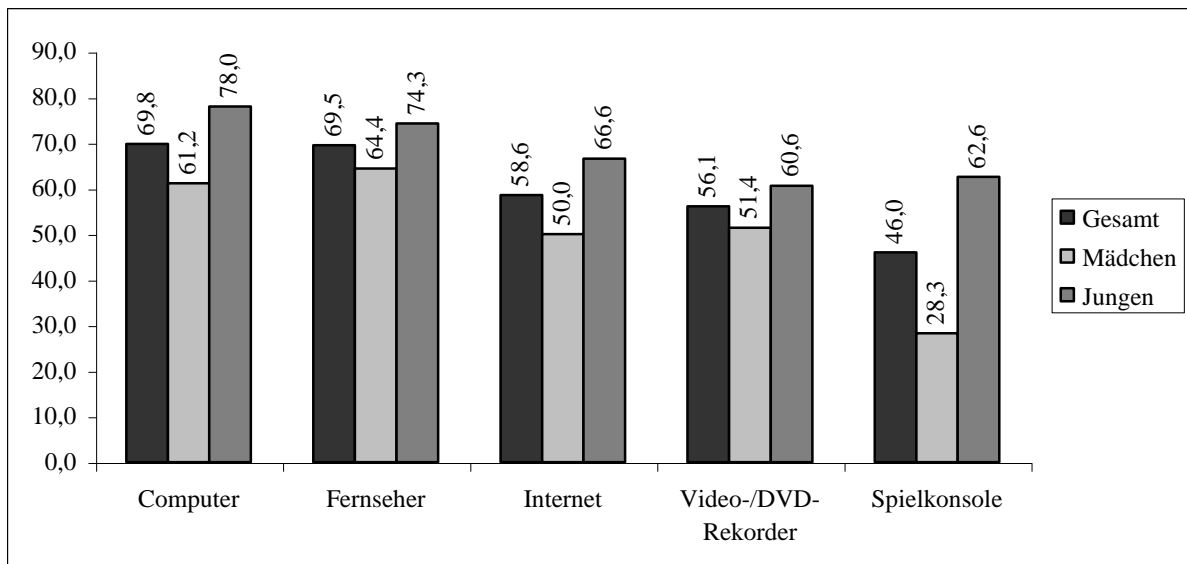
Diese Veränderung des Freizeitverhaltens hat uns bereits im Jahr 2005 dazu veranlasst, eine breit angelegte Schülerbefragung dazu zu nutzen, die möglichen Folgen des zunehmenden Konsums von Bildschirmmedien zu untersuchen. Zentrale Erkenntnisse hierzu finden sich bei Baier et al. (2006) und Möble et al. (2007). Zwei Fragen standen dabei im Vordergrund: Steht zeitlich ausgedehnter Medienkonsum mit schlechteren schulischen Leistungen in Beziehung? Ist der Medienkonsum, insbesondere der Konsum von Gewaltmedien, ein eigenständiger Verstärkungsfaktor des Gewaltverhaltens? Beide Fragen konnten empirisch bejaht werden, wobei festzuhalten ist, dass der Medienkonsum hinsichtlich beider Folgen nicht der stärkste bzw. alleinige Einflussfaktor ist; weitere Belastungsfaktoren sind bei der Untersuchung der Schulleistungen und des Gewaltverhaltens zu beachten. An dieser Stelle soll es nicht darum gehen, die Befunde dieser älteren, nicht deutschlandweit repräsentativen Befragung zu replizieren. Bereits die Analysen im ersten Forschungsbericht belegen, dass zumindest hinsichtlich des Gewaltverhaltens weiterhin Zusammenhänge mit dem Gewaltmedienkonsum bestehen (vgl. Baier et al. 2009, S. 64ff). Anliegen dieses Abschnitts ist es stattdessen, Informationen über die Verbreitung des Medienkonsums zu liefern, da hierauf im ersten Forschungsbericht verzichtet wurde. Angaben zur Verbreitung (sog. Prävalenzschätzungen) sind eine wesentliche Stärke der vorliegenden Befragung. Zudem wurden in die Schülerbefragung 2007/2008 neue

Messinstrumente aufgenommen, mit deren Hilfe das Medienkonsumverhalten der derzeit aufwachsenden Jugendgeneration noch detaillierter untersucht werden kann.

## 2.2. Medienausstattung und -konsum

Abbildung 2.1 zeigt, dass bundesweit mittlerweile in sieben von zehn Jugendzimmern Computer oder Fernsehgeräte zu finden sind. Einen eigenen Internetanschluss im Zimmer haben 58,6 % der Jugendlichen, eine Spielkonsole immerhin noch 46,0 %. Bei allen betrachteten Geräten ergibt sich ein Geschlechterunterschied, der besonders hoch bei der Spielkonsole ausfällt: Mehr als doppelt so viele Jungen wie Mädchen gaben an, eine Spielkonsole im Zimmer zu haben (28,3 zu 62,6 %). Etwas geringer, dennoch signifikant, fallen die Geschlechterunterschiede beim Fernseher und beim Video-/DVD-Player/-Rekorder aus.

**Abbildung 2.1: Mediengeräte im eigenen Zimmer nach Geschlecht (in %; gewichtete Daten)**

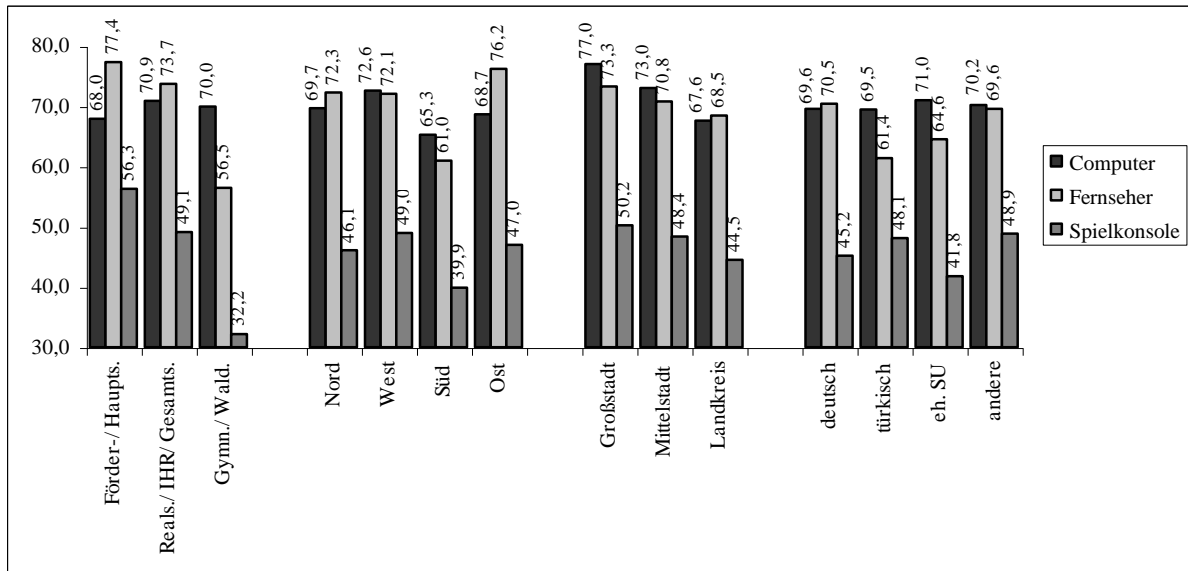


Die Ausstattungsquoten variieren nicht nur mit dem Geschlecht, sondern auch mit anderen Faktoren, wie die nachfolgende Abbildung 2.2 zeigt. Interessant ist zunächst, dass Computer in Jugendzimmern von Gymnasiasten genauso häufig zu finden sind wie in Jugendzimmern von Schülern niedriger Bildungsniveaus. Für andere Mediengeräte sind demgegenüber deutliche Unterschiede zwischen den Schülergruppen festzustellen: Eine Spielkonsole findet sich bspw. nur in jedem dritten Zimmer von Gymnasiasten (32,2 %), aber in mehr als zwei von drei Zimmern von Förder- und Hauptschülern (68,0 %). Daneben ergeben sich ebenfalls Unterschiede für die Gebietsregionen. Im Süden stehen demnach am seltensten alle drei betrachteten Geräte im Zimmer, im Osten fällt die Fernseher-Ausstattungsquote besonders hoch aus. In ländlichen Gebieten finden sich durchweg seltener Geräte im Zimmer, in Großstädten liegen die Quoten zwischen fünf und zehn Prozentpunkten höher. Weniger eindeutig sind die Befunde bezüglich der Migrantengruppen: Computer finden sich in nahezu gleicher Häufigkeit in den Zimmern deutscher und nichtdeutscher<sup>10</sup> Jugendlicher. Vom Besitz eines Fernsehers berichten hingegen die deutschen Jugendlichen am häufigsten, die türkischen Jugendli-

<sup>10</sup> Vgl. zur Verwendung der Begriffe „deutsch“ und „nichtdeutsch“ Fußnote 3 des Berichts.

chen am seltensten. Letztgenannte haben aber häufiger als deutsche Jugendliche eine eigene Spielkonsole; russische Jugendliche berichten am seltensten hiervon.

**Abbildung 2.2: Mediengeräte im eigenen Zimmer nach Schulform, Gebietskategorie und Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten)**



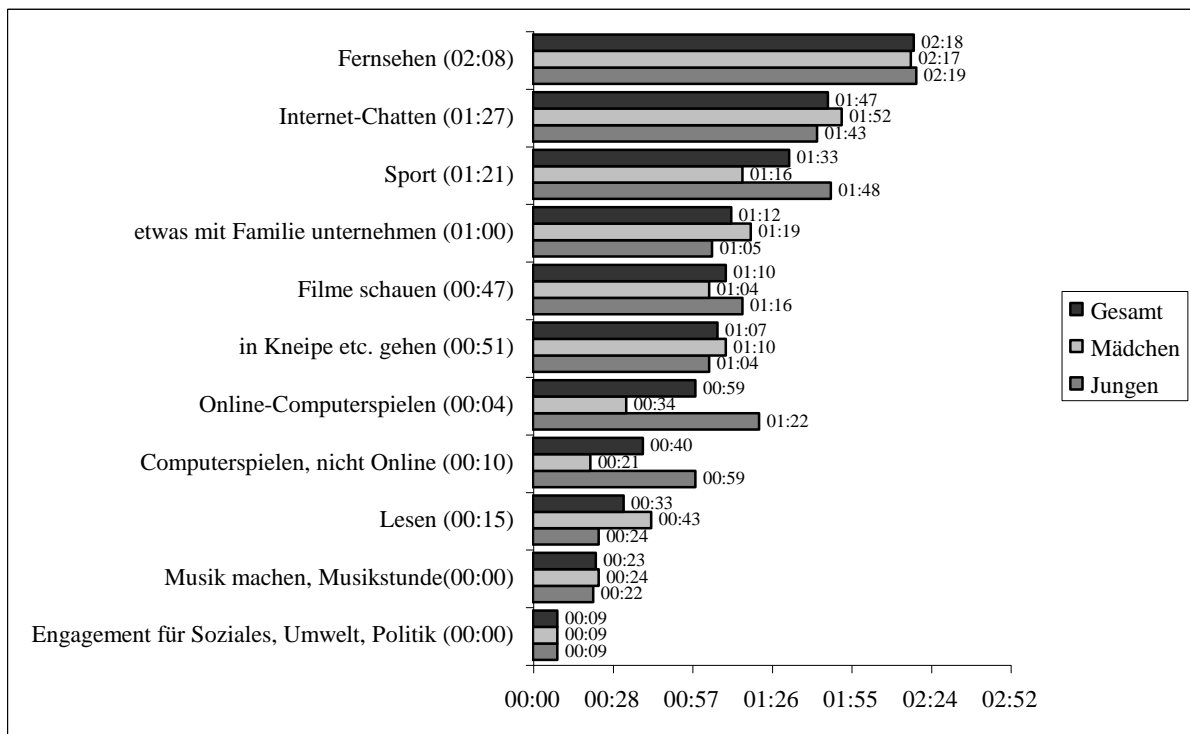
Mediengeräte sind damit recht häufig in den Jugendzimmern zu finden. Diese Geräte werden, wie Abbildung 2.3 zeigt, in zeitlicher Hinsicht auch recht intensiv genutzt. Erfragt wurden die Beschäftigungszeiten zu elf Tätigkeiten. Die Jugendlichen sollten zu diesen Tätigkeiten angeben, wie viel Zeit sie an einem gewöhnlichen Schultag sowie an einem gewöhnlichen Wochenendtag mit diesen Tätigkeiten zubringen. Aus den Angaben wurde eine durchschnittliche Beschäftigungszeit in Stunden und Minuten berechnet.<sup>11</sup> Mit dem Fernsehen verbringen die Jugendlichen durchschnittlich zwei Stunden und 18 Minuten. Für Jungen und Mädchen unterscheidet sich die Fernsehzeit nur marginal. Neben den Mittelwerten findet sich in Abbildung 2.3 auch noch der Median der Gesamtstichprobe. Dieser wurde deshalb mit dargestellt, weil Mittelwerte die Verteilungen nicht immer adäquat wiedergeben. Beim Fernsehen liegt der Median bei zwei Stunden und acht Minuten und liegt damit recht nah am Mittelwert. Dieser Median bedeutet, dass die Hälfte alle Befragten weniger, die andere Hälfte mehr als zwei Stunden und acht Minuten täglich fernsieht. Hinsichtlich anderer Tätigkeiten gehen Mittelwert und Median sehr viel stärker auseinander: Im Mittel spielen die Befragten Jugendlichen bspw. 59 Minuten Onlinespiele; der Median liegt aber nur bei vier Minuten. Hierbei handelt es sich mithin um eine Tätigkeit, die nur von einem Teil der Jugendlichen, z.T. sehr lang, ausgeführt wird. Fast die Hälfte der Jugendlichen spielt nie Online-Spiele.

Die Tätigkeit, mit der Jugendliche nach dem Fernsehen die meiste Zeit verbringen, ist das Chatten im Internet. Fast zwei Stunden täglich werden damit zugebracht, wobei Mädchen

<sup>11</sup> Hierzu wurde die Angabe zum Schultag mit fünf, die zum Wochenendtag mit zwei multipliziert, addiert und danach durch die Anzahl an Wochentagen (sieben) geteilt. Es ist davon auszugehen, dass es sich bei den präsentierten Angaben um konservative Schätzungen handelt, da die Zeitangaben abgeschnitten wurden; d.h. die Jugendlichen könnten Beschäftigungsdauern über fünf Stunden nur noch mittels eines Kreuzes bei der Antwortvorgabe „5 Stunden und mehr“ kenntlich machen. Geringfügige Abweichungen zu den Ergebnissen von Rehbein et al. (2009) sind einerseits damit zu erklären, dass dort Zusammenfassungen vorgenommen worden sind („Fernsehen“ und „Filme schauen“, „Online-Computerspielen“ und „Computerspielen, nicht Online“). Andererseits sind Rundungen für die Abweichungen verantwortlich.

täglich neun Minuten länger chatten als Jungen. Mädchen verbringen täglich zudem etwas mehr Zeit als Jungen mit der Familie, mit dem Besuch von Veranstaltungen (z.B. Kino, Kneipe), dem Lesen und dem Musik machen (bzw. zur Musikstunde gehen). Jungen treiben deutlich länger Sport und sie beschäftigen sich auch sehr viel intensiver mit dem Computerspielen. Sowohl Online als auch Offline spielen Jungen täglich im Durchschnitt zwei Stunden und 21 Minuten Computer, Mädchen tun dies nur 55 Minuten. Insgesamt sind fast sieben Stunden (6 Stunden und 54 Minuten) des täglichen Freizeitbudgets mit Medienaktivitäten (Fernsehen, Internet-Chatten, Filme schauen, Computerspielen) ausgefüllt; bei Jungen sind dies 91 Minuten mehr als bei Mädchen (7:39 zu 6:08).<sup>12</sup>

**Abbildung 2.3: Durchschnittliche Beschäftigungszeiten mit verschiedenen Aktivitäten nach Geschlecht (in Stunden : Minuten; gewichtete Daten; in Klammern: Median Gesamtstichprobe)**

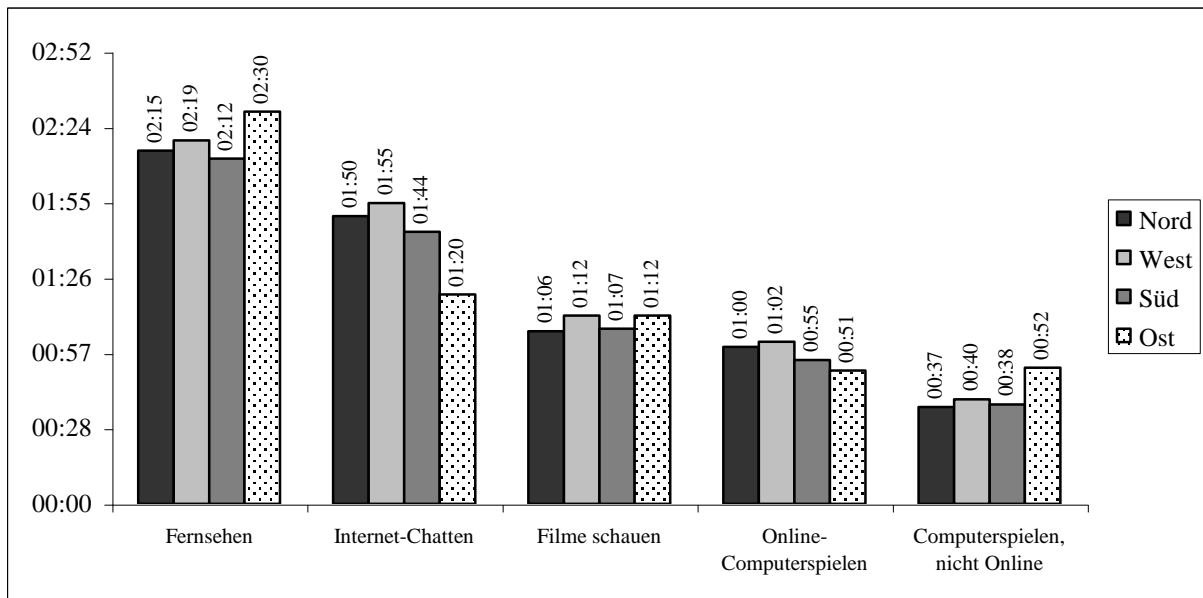


Im Vergleich der Befragungsregionen zeigen sich – alle Medienaktivitäten zusammen betrachtet – nur geringfügige Unterschiede (Abbildung 2.4). Im Süden wird insgesamt etwas weniger Zeit mit Medienkonsum zugebracht als im Westen, der Norden und Osten liegt dazwischen. Bei einzelnen Tätigkeiten weichen aber insbesondere die ostdeutschen Schüler von den Schülern der anderen Gebiete ab: Ostdeutsche Jugendliche sehen länger fern und spielen länger Offline Computerspiele. Gleichzeitig sind sie seltener mit dem Chatten im Internet beschäftigt. Dies ist u.a. darauf zurückzuführen, dass ostdeutsche Jugendliche seltener in ihrem Zimmer einen eigenen Internetanschluss haben: Während in den alten Bundesländern 59,6 % der Befragten über einen eigenen Internetanschluss verfügen, sind es in den neuen Bundesländern nur 48,7 %.

<sup>12</sup> Zu beachten ist, dass sich Medienaktivitäten dazu eignen, sie simultan auszuführen; d.h. während des Chattens kann z.B. auch fern gesehen werden. Der „wirkliche“ Durchschnittswert für medienbezogene Aktivitäten liegt deshalb voraussichtlich niedriger.



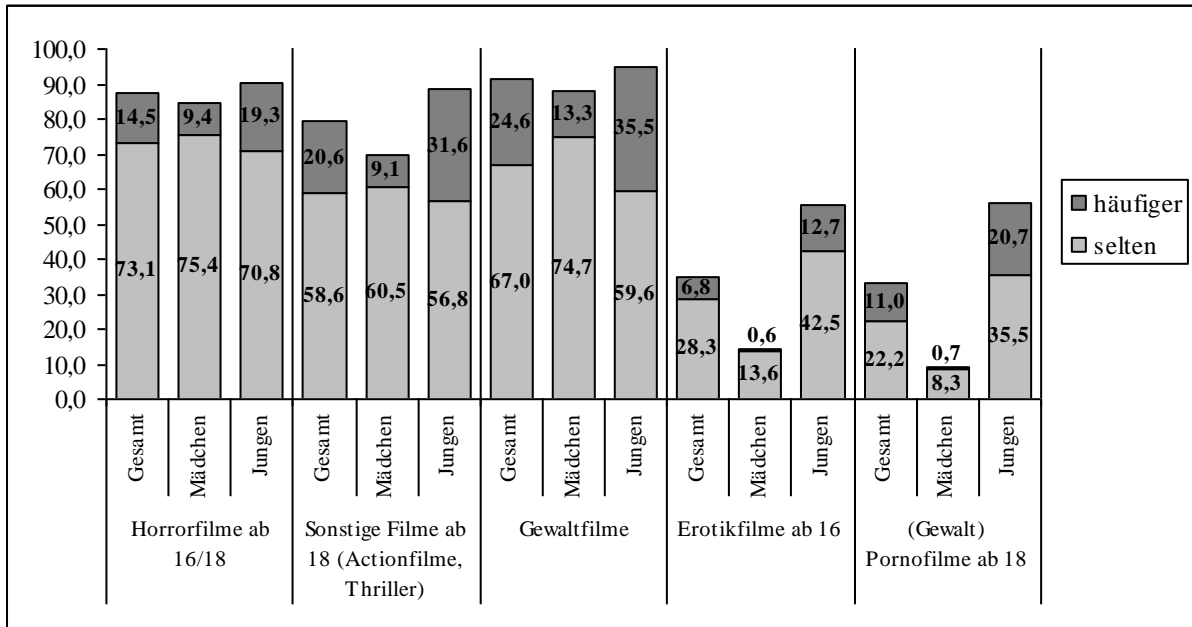
**Abbildung 2.4: Durchschnittliche Medien-Beschäftigungszeiten nach Gebietskategorie (in Stunden : Minuten; gewichtete Daten)**



Neben Ausstattung und Nutzungsdauer haben wir die Nutzung verschiedener Inhalte erfragt. Dabei erfolgte eine Konzentration auf Inhalte, die als jugendgefährdend einzustufen sind. In Abbildung 2.5 ist zunächst der Anteil an Jugendlichen abgetragen, die verschiedene Filmformate konsumieren, weiter unten wird zusätzlich auf Computerspielinhalte eingegangen. Die Jugendlichen wurden hinsichtlich der Filme einerseits gefragt, wie häufig sie in den letzten zwölf Monaten Gewaltfilme (Horrorfilme ab 16/18, sonstige Filme ab 18) gesehen haben. Andererseits wurde der Konsum von Erotikfilmen bzw. Pornofilmen erfragt, wobei bei letztgenannter Kategorie nochmals zwischen „Pornofilmen ab 18“ und „gewalthaltigen Pornofilmen ab 18“ unterschieden wurde. Die Konsumhäufigkeit sollte auf einer Skala von „nie“ bis „täglich“ eingeschätzt werden. Jugendliche, die angaben, „1- oder 2-mal“ bis „mehrmals pro Monat“ entsprechende Filme gesehen zu haben, wurden als seltene Konsumenten klassifiziert, Jugendliche, die dies mindestens „einmal pro Woche“ getan haben, als häufige Konsumenten. Die Ergebnisse zeigen, dass zumindest der Konsum von Gewaltfilmen unter den Jugendlichen recht weit verbreitet ist. Fast neun von zehn Schülern (87,6 %) gaben an, mindestens selten Horrorfilme zu sehen, 79,2 % sehen mindestens selten sonstige Filme ab 18. Wenigstens eines dieser Formate mindestens selten sehen 91,6 % aller Jugendlichen.<sup>13</sup> Jungen gehören dabei wesentlich häufiger als Mädchen zur Gruppe der häufigen Konsumenten. In der Gruppe der seltenen Konsumenten sind Mädchen etwas häufiger vertreten. Dies ist nicht der Fall, wenn wir die Filme mit erotischen/pornografischen Inhalt betrachten: Jungen gehören hier sowohl häufiger zur Gruppe der seltenen als auch häufiger zur Gruppe der häufigen Konsumenten. Zu konstatieren ist, dass die Mehrheit der Jungen zumindest selten entsprechende Filme sieht. Zudem gibt es einen hohen Anteil an Jungen, die häufiger Erotikfilme (12,7 %) oder Pornofilme (20,7 %) konsumieren. Bei Mädchen fällt dieser Anteil mit 0,6 bzw. 0,7 % sehr klein aus.

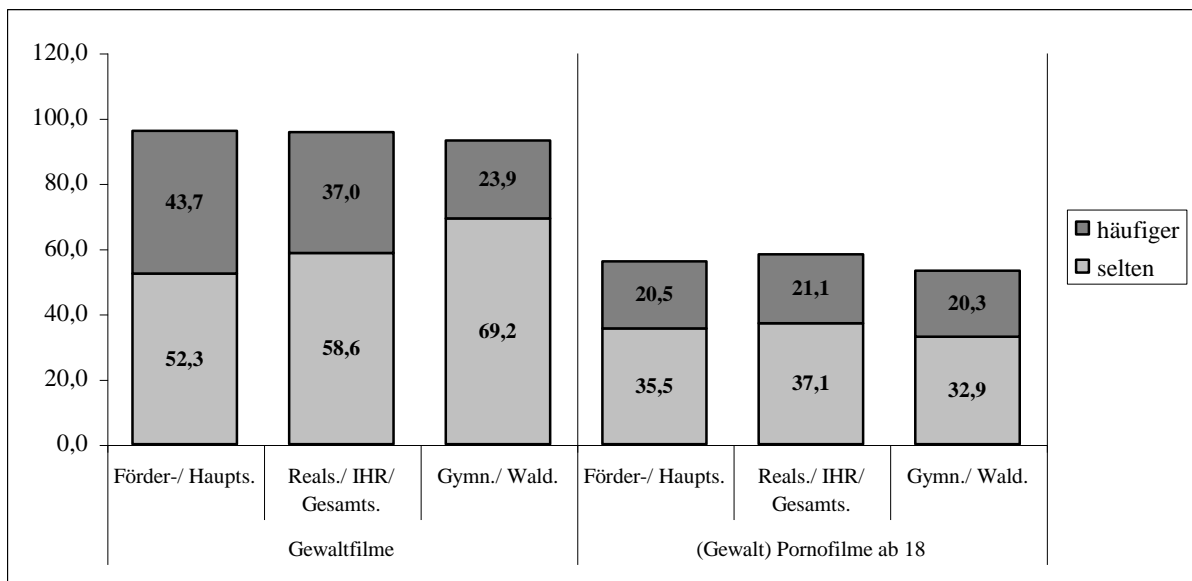
<sup>13</sup> Codierte wurde der Maximalwert; d.h. wenn ein Jugendlicher häufig Horrorfilme aber nie sonstige Filme sieht, ging die Antwort zu den Horrorfilmen in den Index „Gewaltfilme“ ein.

**Abbildung 2.5: Konsumhäufigkeit verschiedener Filmgenres nach Geschlecht (in %; gewichtete Daten)**



Im Gegensatz zu verschiedenen anderen Verhaltensindikatoren zeigt sich, dass der altersgefährdende Medienkonsum eher schwach mit dem Bildungsniveau zusammenhängt. Abbildung 2.6 belegt, dass der Gesamtanteil an seltenen bzw. häufigen Konsumenten von Gewaltfilmen bzw. Pornofilmen unter Förder- und Hauptschülern nahezu identisch ausfällt wie unter Gymnasiasten, nur die männlichen Befragten betrachtet. Beim Gewaltfilmekonsum gilt allerdings, dass weniger Gymnasiasten zur Gruppe der häufigen Konsumenten zählen, dafür aber mehr zur Gruppe der seltenen Konsumenten. Eine solche Verschiebung in der Besetzung der Gruppen ist beim Pornofilmkonsum nicht festzustellen.

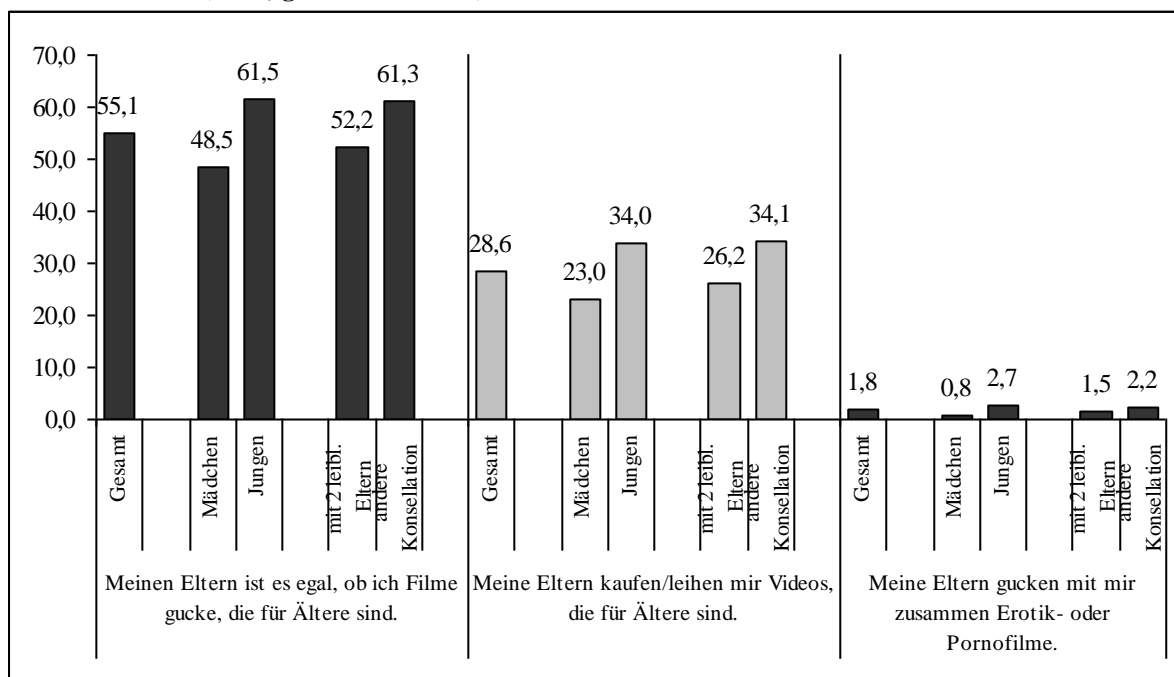
**Abbildung 2.6: Konsumhäufigkeit verschiedener Filmgenres nach Schulform – nur männliche Befragte (in %; gewichtete Daten)**



Die hohe Verbreitung, die altersgefährdende Medieninhalte bei den durchschnittlich Fünfzehnjährigen der Schülerbefragung 2007/2008 aufweisen, ist z.T. der geringen elterlichen Kontrolle des Medienkonsums geschuldet. In Abbildung 2.7 sind drei Indikatoren der Medi-

enerziehung dargestellt, die im Fragebogen erhoben worden sind. Die Schüler wurden gebeten, die Aussagen mit „stimmt nicht“ bzw. „stimmt“ zu beantworten. Über die Hälfte (55,1 %) der Jugendlichen gab an, dass es den Eltern egal ist, wenn sie altersgefährdende Filme sehen. Jungen nehmen eine solche Gleichgültigkeit der Eltern häufiger wahr als Mädchen. Auffällig ist zudem, dass Jugendliche in „broken home“ Familien (also Jugendliche, die nicht mit beiden leiblichen Eltern zusammen leben) ebenfalls häufiger ein fehlendes Interesse der Eltern wahrnehmen, was u.a. damit in Zusammenhang stehen könnte, dass allein das Fehlen eines Elternteils die Verhaltenskontrolle erschwert. Über ein Viertel (28,6 %) der Befragten gab zudem an, dass die Eltern nicht nur ein geringes Interesse am altersgefährdenden Filmkonsum ihrer Kinder haben, sondern diesen auch noch aktiv unterstützen, indem sie Videos kaufen oder leihen, die für Ältere sind. Jungen erfahren ein solches Verhalten von Seiten der Eltern erneut häufiger als Mädchen. Daneben haben wir die Jugendlichen auch gefragt, ob sie zusammen mit den Eltern Erotik- oder Pornofilme schauen. In der Medienberichterstattung gibt es einige Beiträge, die entsprechende Familienverhältnisse beschreiben (u.a. Siggelkow/Büschler 2008). Nach unseren Daten handelt es sich um ein sehr seltenes Phänomen: 1,8 % der Schüler gaben an, zusammen mit den Eltern Erotik- oder Pornofilme zu schauen, wobei Jungen häufiger als Mädchen ein solches Verhalten berichten.

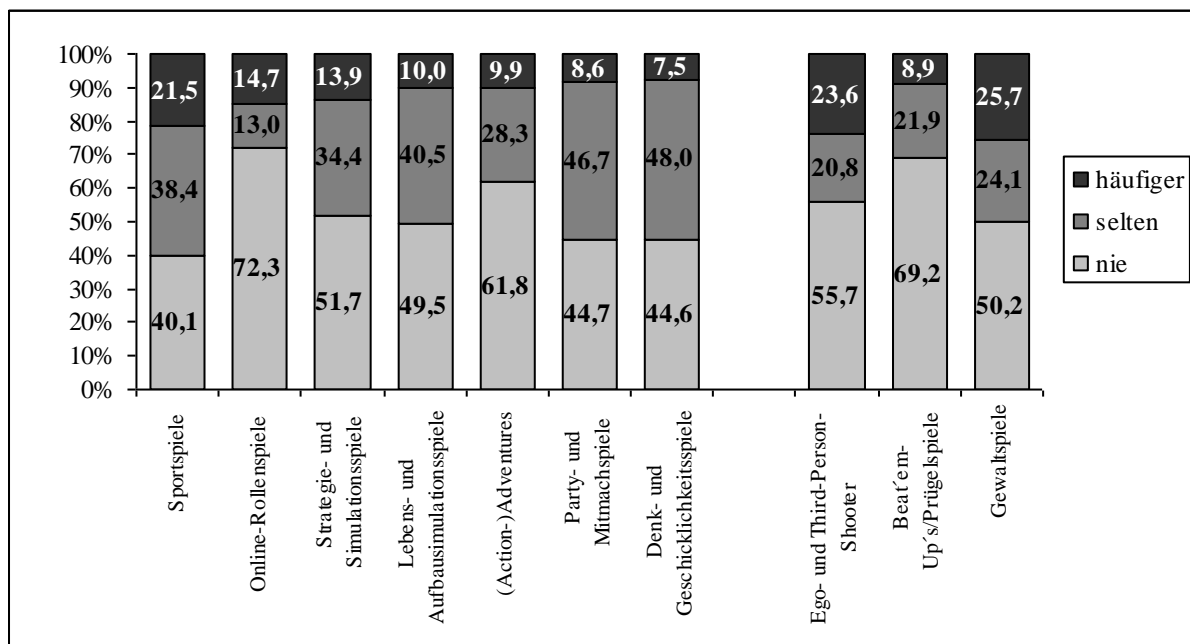
**Abbildung 2.7: Indikatoren der filmbezogenen Medienerziehung durch die Eltern nach Geschlecht und Familienstruktur (in %; gewichtete Daten)**



Mit altersgefährdenden Medien kommen Jugendliche nicht nur über Film und Fernsehen, sondern auch über Computer und Internet in Kontakt. Wir haben daher auch erhoben, wie häufig verschiedene Spielgenres gespielt werden. Dass das Computerspielen eine bedeutende Freizeitaktivität darstellt, konnte bereits bei der Vorstellung der Beschäftigungszeiten belegt werden. Auch folgende Zahlen unterstreichen dies noch einmal: Immerhin 88,7 % aller Befragten gaben an, dass sie entweder täglich Zeit mit (Online)Spielen verbringen oder aber zumindest selten in den letzten 12 Monaten gespielt haben; d.h. fast neun von zehn Jugendlichen spielen in ihrer Freizeit Computerspiele. Bei Jungen beträgt die Quote sogar 96,2 %, bei Mädchen 80,9 %. Ein relativ großer Anteil greift dabei auf Sportspiele und Simulationsspiele

zurück (Abbildung 2.8). Auch Party-/Mitmachspiele und Denk-/ Geschicklichkeitsspiele werden von über der Hälfte der Jugendlichen zumindest selten gespielt.<sup>14</sup> Als altersgefährdend sind diese Genres nicht einzustufen. Dies gilt vielmehr für die ebenfalls erfassten Gewaltspiele, die von der Hälfte der Befragten zumindest selten gespielt werden. Häufiger werden dabei die Ego- und Third-Person-Shooter genutzt, aber auch Prügelspiele werden von fast einem Drittel der Befragten selten oder häufig gespielt. Bislang nicht als altersgefährdend eingestuft sind Online-Rollenspiele (z.B. World of Warcraft), die von 14,7 % aller Befragten häufig gespielt werden. Fraglich ist, ob die Einstufung dieser Spiele in Zukunft aufrecht erhalten werden kann, da verschiedene Studien belegen, dass sie ein erhöhtes Abhängigkeitspotenzial aufweisen (vgl. Rehbein et al. 2009).

**Abbildung 2.8: Häufigkeit des Spielens verschiedener Computer- und Videospiele (in %; gewichtete Daten)**



Dass zumindest die hier als Gewaltspiele bezeichneten Spielgenres mit einer erhöhten Gewaltbereitschaft in Beziehung stehen, belegt die nachfolgende Analyse. In Tabelle 2.1 ist dargestellt, wie sich das Risiko der Mehrfach-Gewalttäterschaft in Abhängigkeit des Spielkonsums verändert.<sup>15</sup> Als Mehrfach-Gewalttäter wurden jene Befragten klassifiziert, die in den zurückliegenden zwölf Monaten mindestens fünf Gewalttaten (leichte bzw. schwere Körperverletzung, Raub, Erpressung, sexuelle Gewalt; vgl. Baier et al. 2009, S. 64ff) begangen haben. Für Strategie-/Simulationsspiele, Sportspiele, Adventures und Online-Rollenspiele ergeben sich keine signifikanten Beziehungen mit der Gewalttäterschaft. Spieler von Denk-/Geschicklichkeitsspielen, Lebens-/Aufbausimulationen und Party-/Mitmachspielen sind signifikant seltener als Täter in Erscheinung getreten. Dabei handelt es sich nicht um einen Geschlechtereffekt (weil Mädchen z.T. häufiger diese Spiele spielen und zugleich seltener Gewalttäter sind, ergeben sich reduzierende Effekte), da das Geschlecht in der Analyse berücksich-

<sup>14</sup> Das Spielen wurde wiederum in Bezug auf die letzten 12 Monate abgefragt. Als selten wurden die Antworten „1- oder 2-mal“ bis „mehrmals pro Monat“ gewertet, als häufig die Antworten „einmal pro Woche“ bis „täglich“.

<sup>15</sup> In Tabelle 2.1 werden Effektkoeffizienten berichtet, die bei Werten über 1 anzeigen, dass die Wahrscheinlichkeit/das Risiko zur Gruppe der Mehrfach-Gewalttäter zu gehören, durch das Spielen eines bestimmten Genres erhöht wird. Werte unter 1 deuten auf eine Verringerung des Risikos hin.

sichtigt wurde. Insofern scheinen von bestimmten Spielgenres durchaus auch positive Wirkungen auszugehen. In die entgegengesetzte Richtung wirkt hingegen das Spielen von Gewaltspielen: Häufige Spiele von Ego-/Third-Person-Shootern gehören fast 1,4 mal häufiger zur Gruppe der Mehrfach-Gewalttäter als die Nichtspieler dieser Spiele; das häufige Spielen von Prügelspielen erhöht das Risiko der Zugehörigkeit zur Gruppe der Mehrfach-Gewalttäter sogar um das 6,3fache. Allerdings gilt: Mittels einer Querschnittsbefragung wie der vorliegenden lassen sich Kausalitäten nicht abschließend belegen. Zudem sind in der hier vorgestellten Analyse weitere, für die Erklärung des Gewaltverhaltens wichtige Drittvariablen nicht berücksichtigt, so dass der Einfluss der Computerspiele überschätzt wird. In anderen Analysen zur Erklärung des Gewaltverhaltens wurden andere Drittvariablen berücksichtigt, ein Einfluss des Gewaltmedienkonsums bleibt dennoch erhalten (vgl. u.a. Baier/Pfeiffer 2009).<sup>16</sup> Verschiedene Längsschnittstudien unterstreichen zudem, dass dieser Einfluss als ein kausaler zu interpretieren ist (u.a. Hopf et al. 2008, Möller/Krahe 2009).

**Tabelle 2.1: Einflussfaktoren der Mehrfach-Gewalttäterschaft (logistische Regressionen; abgebildet: Exp(B); gewichtete Daten; unter Kontrolle des Geschlechts)**

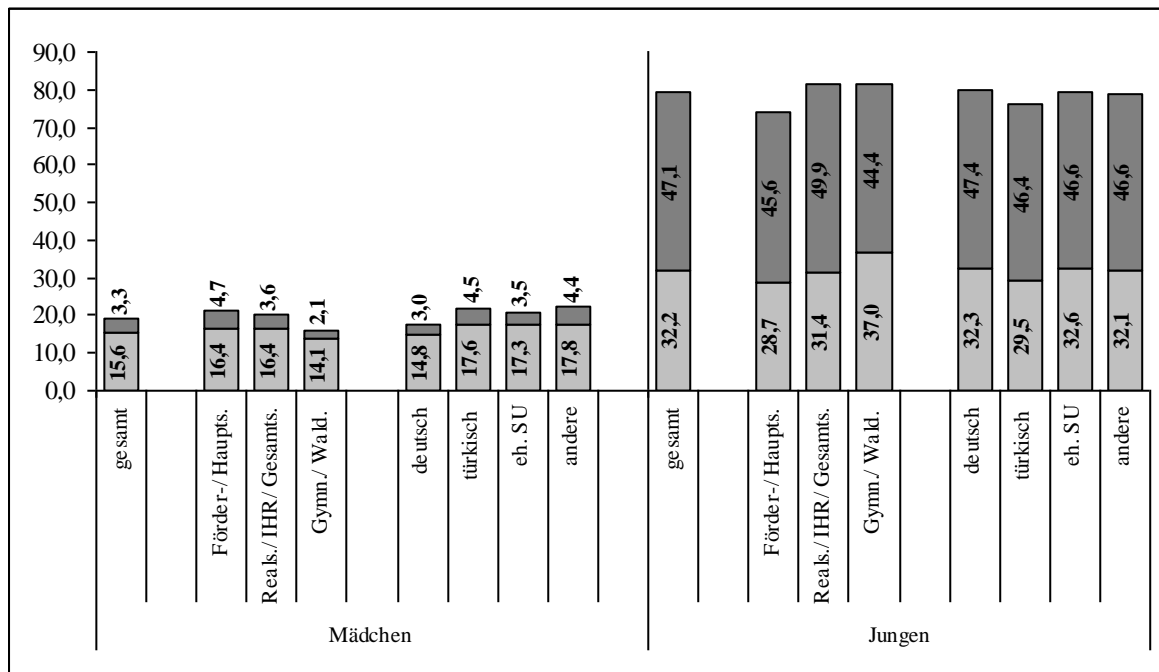
<b>Spielgenre</b>	<b>Kategorie</b>	<b>Koeffizient</b>
Denk- und Geschicklichkeitsspiele	nie	<i>Referenz</i>
	selten	<b>0.605</b>
	häufiger	<b>0.518</b>
Strategie- und Simulationsspiele	nie	<i>Referenz</i>
	selten	0.854
	häufiger	0.810
Lebens- und Aufbausimulationsspiele	nie	<i>Referenz</i>
	selten	<b>0.748</b>
	häufiger	0.881
Sportspiele	nie	<i>Referenz</i>
	selten	0.781
	häufiger	0.781
(Action-)Adventures	nie	<i>Referenz</i>
	selten	0.860
	häufiger	0.923
Ego- und Third-Person-Shooter	nie	<i>Referenz</i>
	selten	1.194
	häufiger	<b>1.376</b>
Beat´em-Up´s/Prügelspiele	nie	<i>Referenz</i>
	selten	<b>2.713</b>
	häufiger	<b>6.299</b>
Party- und Mitmachspiele	nie	<i>Referenz</i>
	selten	<b>0.779</b>
	häufiger	1.076
Online-Rollenspiele	nie	<i>Referenz</i>
	selten	1.147
	häufiger	1.065
R <sup>2</sup>		.148
N		40748

Fett: signifikant bei  $p < .001$

<sup>16</sup> Dies gilt auch für weitere Analysen in diesem Bericht (vgl. die Erklärungsmodelle in Abschnitt 5.3 und 5.4).

Gewaltspiele werden deutlich häufiger von Jungen als von Mädchen gespielt, wie Abbildung 2.9 verdeutlicht. Während insgesamt nur 18,9 % der Mädchen selten oder häufiger Prügelspiele bzw. Shooter nutzen, sind es bei den Jungen 79,3 %; fast die Hälfte der Jungen (47,1 %) spielt dabei sogar häufiger Gewaltspiele. Dabei erhalten diese Spiele über alle Schulformen und Migrantengruppen hinweg einen vergleichbaren Zuspruch; d.h. Gymnasiasten spielen sie ähnlich häufig wie Förder- und Hauptschüler, nichtdeutsche Jugendliche spielen sie ähnlich häufig wie deutsche Jugendliche.

**Abbildung 2.9: Häufigkeit des Spielens von Gewaltspielen nach Geschlecht, Schulform und Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten)**



Die weite Verbreitung des Spielens von altersgefährdenden Spielen führt zu der Frage, auf welchen Wegen sich die Jugendlichen die Spiele beschaffen. Wir haben diese Frage in Bezug auf Spiele mit einer Altersfreigabe ab 18 Jahren<sup>17</sup> zu klären versucht. Über ein Drittel (36,8 %) der Neuntklässler gab an, Spiele ab 18 zu besitzen, weitere 15,0 % spielen entsprechende Spiele bei Freunden. Jungen besitzen diese Spiele deutlich häufiger als Mädchen (59,8 % zu 11,8 %); zugleich spielen aber gleich viele Jungen wie Mädchen die Spiele bei Freunden (15,9 zu 14,0 %).

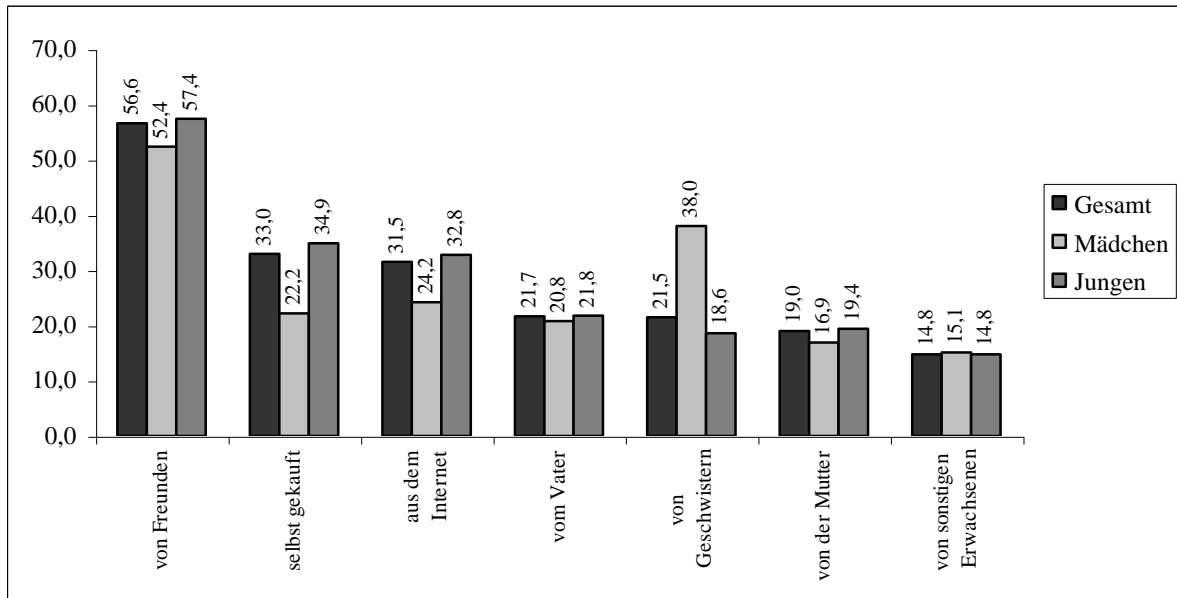
Über welche Wege die Schüler, die im Besitz von Spielen ab 18 sind, sich diese beschafft haben, zeigt Abbildung 2.10. Die wichtigste Bezugsquelle sind demnach die Freunde: 56,6 % der Besitzer von Spielen ab 18 gaben an, sie von Freunden erhalten zu haben. Ein Drittel berichtete, die Spiele selbst gekauft zu haben, obwohl der Verkauf an Jugendliche eigentlich verboten ist.<sup>18</sup> Das Internet ist die drittwichtigste Bezugsquelle der Spiele. Ähnlich wie sich dies bereits bei den Filmen gezeigt hat, sind es aber auch die Eltern, die in aktiver Weise den problematischen Medienkonsum ihrer Kinder unterstützen. Jeweils etwa jeder Fünfte Befragte mit Spielbesitz ab 18 gab an, die Spiele vom Vater oder der Mutter erhalten zu haben. Ebenfalls wichtig sind zudem die eigenen Geschwister. Die Bezugsquellen von Jungen und Mäd-

<sup>17</sup> Im Folgenden wird „Altersfreigabe ab 16/18 Jahren“ abgekürzt durch „ab 16“ bzw. „ab 18“.

<sup>18</sup> Da Mehrfachantworten zur Bezugsquelle möglich waren, addieren sich die Antworten nicht zu 100 %.

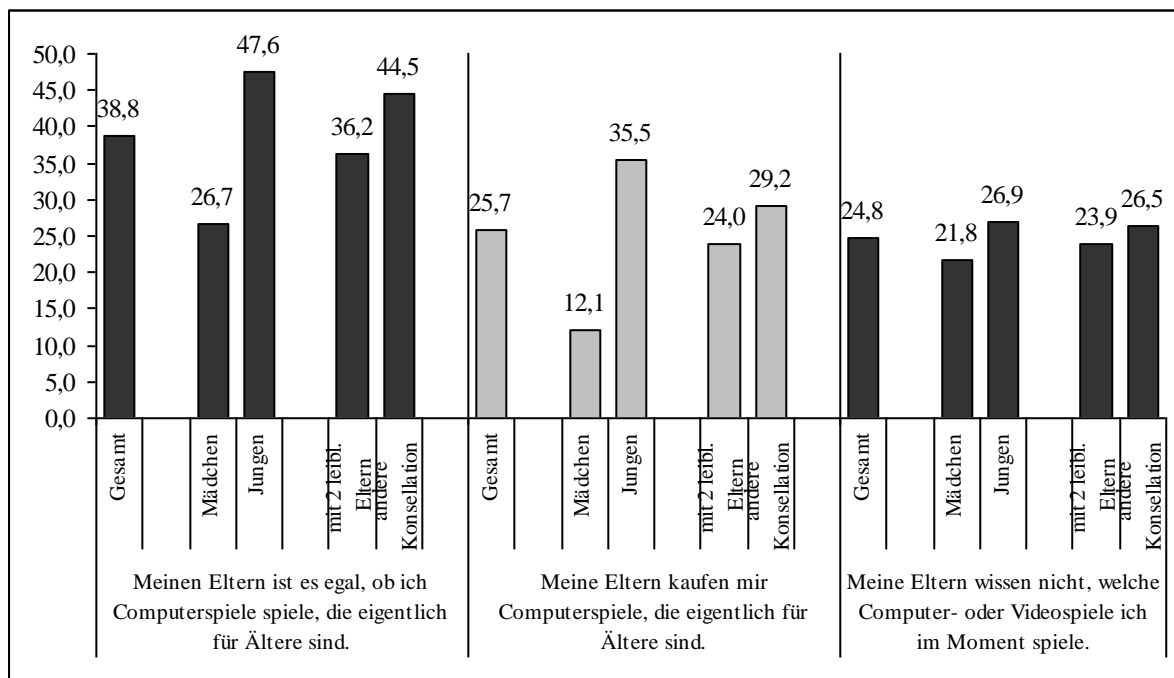
chen unterscheiden z.T. voneinander: Jungen kaufen die Spiele selbst bzw. laden sie häufiger selbst aus dem Internet herunter; Mädchen erhalten sie demgegenüber deutlich häufiger als Jungen von den eigenen Geschwistern.

**Abbildung 2.10: Bezugsquelle von Spielen ab 18 nach Geschlecht (in %; gewichtete Daten; nur Befragte, die Spiele ab 18 besitzen)**



Die ermöglichende Rolle der Eltern wird auch durch weitere Auswertungen unterstrichen. So bestätigten 38,8 % der Schüler, dass es den Eltern egal ist, ob Computerspiele gespielt werden, die für Ältere sind (Abbildung 2.11). Jeweils etwa ein Viertel meinte, dass die Eltern die Computerspiele kaufen bzw. die Eltern nicht wissen, welche Spiele von ihren Kindern gespielt werden. Männliche Befragte bestätigen dabei, dass das Interesse der Eltern an ihren Computerspielaktivitäten geringer ausgeprägt ist. Mädchen werden hingegen etwas stärker kontrolliert. Die Geschlechterunterschiede bleiben auch bestehen, wenn berücksichtigt wird, dass Mädchen seltener Computerspieler sind. Bestätigt wird zudem, dass Jugendliche, die in broken-home-Konstellationen aufwachsen, mehr Freiheiten haben als Jugendliche, die mit zwei leiblichen Elternteilen zusammen leben. Die Ergebnisse zum Filmekonsum werden insoweit bestätigt.

**Abbildung 2.11: Indikatoren der computerspielbezogenen Medienerziehung durch die Eltern nach Geschlecht und Familienstruktur (in %; gewichtete Daten)**



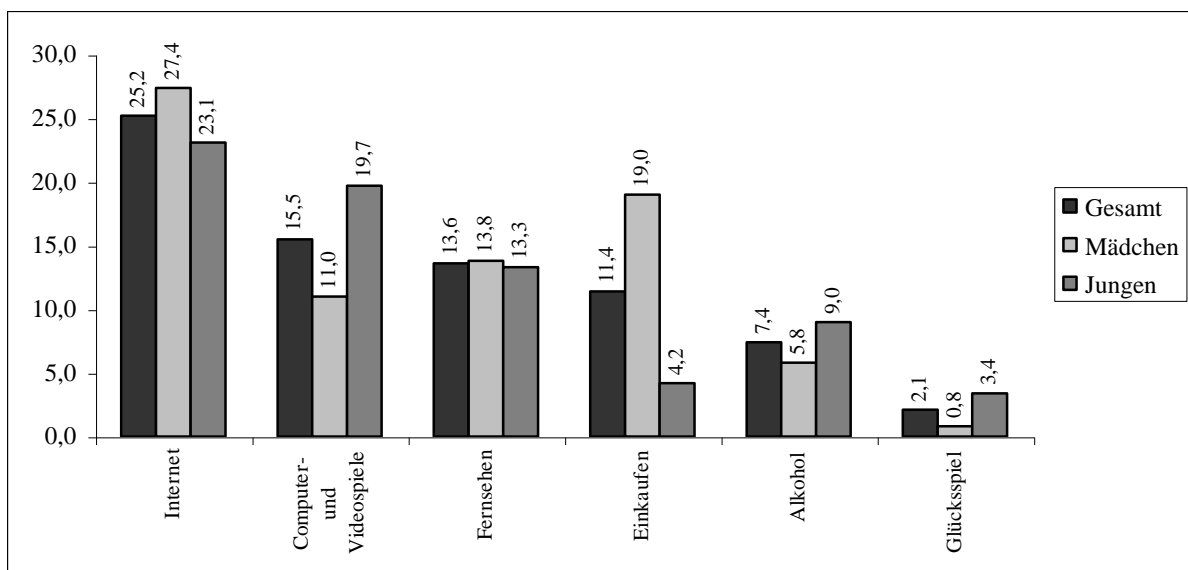
Eine erhöhte Bereitschaft, sich gewalttätig zu verhalten, stellt eine mögliche Folge des Computerspielens dar. In neueren Studien wird sich daneben auch anderen Fragen gewidmet. Wir haben in der Schülerbefragung 2007/2008 einen weiteren Schwerpunkt auf die Untersuchung der Frage gelegt, inwieweit das Computerspielen Merkmale einer Verhaltensabhängigkeit aufweisen kann. Hierfür wurde ein eigenes Fragebogenmodul entwickelt, welches von jedem dritten Befragten ausgefüllt wurde (N = 15.001). Die zentralen Befunde zu diesem Modul finden sich bei Rehbein et al. (2009). Einige der Befunde sollen an dieser Stelle kurz erwähnt werden.

Zunächst wurden die Jugendlichen ganz allgemein gefragt, ob sie das Gefühl haben, von bestimmten Dingen abhängig zu sein.<sup>19</sup> Abbildung 2.12 zeigt, dass sich jeder vierte Befragte attestiert, vom Internet abhängig zu sein. Damit wird einmal mehr der hohe Stellenwert des Internets im Leben der Jugendlichen belegt. Daneben meinen aber auch 15,5 % der Befragten, vom Computerspielen abhängig zu sein, 13,6 % berichten eine Fernsehabhängigkeit. Jeder 13. Jugendliche (7,4 %) gibt an, von Alkohol abhängig zu sein; die Glücksspielsucht scheint hingegen sehr selten vorzukommen – die Selbstdiagnosen der Jugendlichen zugrunde gelegt. Mädchen und Jungen unterscheiden sich z.T. deutlich hinsichtlich dieser Einschätzungen: Eine Abhängigkeit vom Einkaufen bzw. vom Internet attestieren sich Mädchen häufiger als Jungen, beim Computerspielen und beim Alkohol verhält es sich umgekehrt.

<sup>19</sup> Bezüglich des Computerspielens lautete die Frageformulierung etwas anders: „Inwieweit glaubst du, bist du von Computerspielen abhängig, ähnlich wie bei einer Sucht?“ Die Antwortvorgaben reichten hier von „1 – gar nicht“ bis „6 – sehr stark“; die Antworten zwischen 4 und 6 wurden als Zustimmung gewertet. Bei den anderen Abhängigkeiten konnte nur zwischen Zustimmung und Ablehnung unterschieden werden.



Abbildung 2.12: Abhängigkeitsgefühl nach Geschlecht (in %; gewichtete Daten)



Selbstdiagnosen können eine Diagnostik allerdings nicht ersetzen, weshalb die in Abbildung 2.12 präsentierten Auswertungen nur einen ersten Einblick in die Abhängigkeitsproblematik im Jugendalter erlauben. Eine Suchtdiagnostik kann sich daneben auch nicht allein auf die Konsumdauer oder –häufigkeit beziehen. Eine zeitlich exzessive Beschäftigung mit einer Tätigkeit bzw. ein sehr häufiger Konsum einer Substanz sind keine hinreichenden Bedingungen für eine Abhängigkeitsdiagnose. Stattdessen müssen verschiedene Kriterien erfüllt sein, die den Umgang mit der Droge und die Folgen des Konsums berücksichtigen. Um Computerspielabhängigkeit zu erfassen, haben wir uns daher an den Kriterien zur Diagnose stoffgebundener Abhängigkeiten orientiert. Die Jugendlichen wurden gebeten einzuschätzen, inwieweit verschiedene Aussagen zutreffen, die fünf Abhängigkeitskriterien erfassen:

1. Einengung des Denkens und Verhaltens (Beispielaussage: „Meine Gedanken kreisen ständig ums Computerspielen, auch wenn ich gar nicht spiele.“),
2. Negative Konsequenzen (Beispielaussage: „Meine Leistungen in der Schule leiden unter meinen Spielgewohnheiten.“),
3. Kontrollverlust (Beispielaussage: „Ich verbringe oft mehr Zeit mit Computerspielen als ich mir vorgenommen habe.“),
4. Entzugserscheinungen (Beispielaussage: „Wenn ich nicht spielen kann, bin ich gereizt und unzufrieden.“),
5. Toleranzentwicklung (Beispielaussage: „Ich muss immer länger spielen, um zufrieden zu sein.“).

Insgesamt wurden 14 Aussagen, die von „1 – stimmt nicht“ bis „4 – stimmt genau“ bewertet werden konnten, in die Computerspielabhängigkeitsskala aufgenommen.<sup>20</sup> Die Antworten wurden anschließend aufsummiert; Jugendliche ab einem Wert von 35 werden als gefährdet, ab einen Wert von 42 als abhängig klassifiziert. Insgesamt sind über diese Operationalisierung 4,5 % aller Jugendlichen als gefährdet oder abhängig einzustufen (gefährdet: 2,8 %, abhängig: 1,7 %). Interessant ist, dass sich fast vier von fünf Jugendlichen (77,6 %), die über diese Skala als gefährdet oder abhängig klassifiziert werden, selbst eine Abhängigkeit diagnostizieren;

<sup>20</sup> Alle Items sowie die zugehörigen Kennwerte sind in Rehbein et al. (2009, S. 21) aufgeführt.

von den Jugendlichen, die über die Skala als unauffällig klassifiziert werden, gilt dies nur zu 12,6 %. Jungen werden deutlich häufiger als abhängig oder gefährdet eingestuft als Mädchen (7,7 zu 0,8 %). Unter Gymnasiasten ist eine Abhängigkeit/Gefährdung mit 3,2 % zwar seltener zu finden als unter Schülern anderer Schulformen (Real-/Gesamtschüler: 4,8 %, Förder-/Hauptschüler: 5,7 %), die Abstände fallen aber weit geringer aus als bei anderen Problemverhaltensweisen im Jugendalter.

Über multivariate Auswertungen konnten verschiedene Faktoren identifiziert werden, die die Entstehung von Computerspielabhängigkeit begünstigen. Dabei sind sowohl Merkmale des Spielers als auch Merkmale der genutzten Spiele relevant (vgl. Rehbein et al. 2009, S. 25ff). Auf Seiten des Spielers hat sich gezeigt, dass u.a. das Erleben von elterlicher Gewalt, eine mangelnde Fähigkeit zur Perspektivenübernahme, Schulangst und fehlende Anerkennungserlebnisse jenseits des Computerspiels einer Abhängigkeit Vorschub leisten. Bezüglich der genutzten Spiele ergaben die Auswertungen, dass World of Warcraft das größte Abhängigkeitspotenzial entfaltet, was mit der Art der Spielstruktur in Zusammenhang steht (u.a. Vergabe von Belohnungen, Spielen in Gruppen). Jeder fünfte männliche Jugendliche, der dieses Spiel spielt, ist als abhängig oder gefährdet einzustufen. Ebenfalls erhöhte Gefährdungs- und Abhängigkeitswerte ergeben sich für Guild Wars, einem weiteren Onlinespiel. Sportspiele wie FIFA Fußball oder Need for Speed weisen demgegenüber ein weit unterdurchschnittliches Abhängigkeitspotenzial auf.

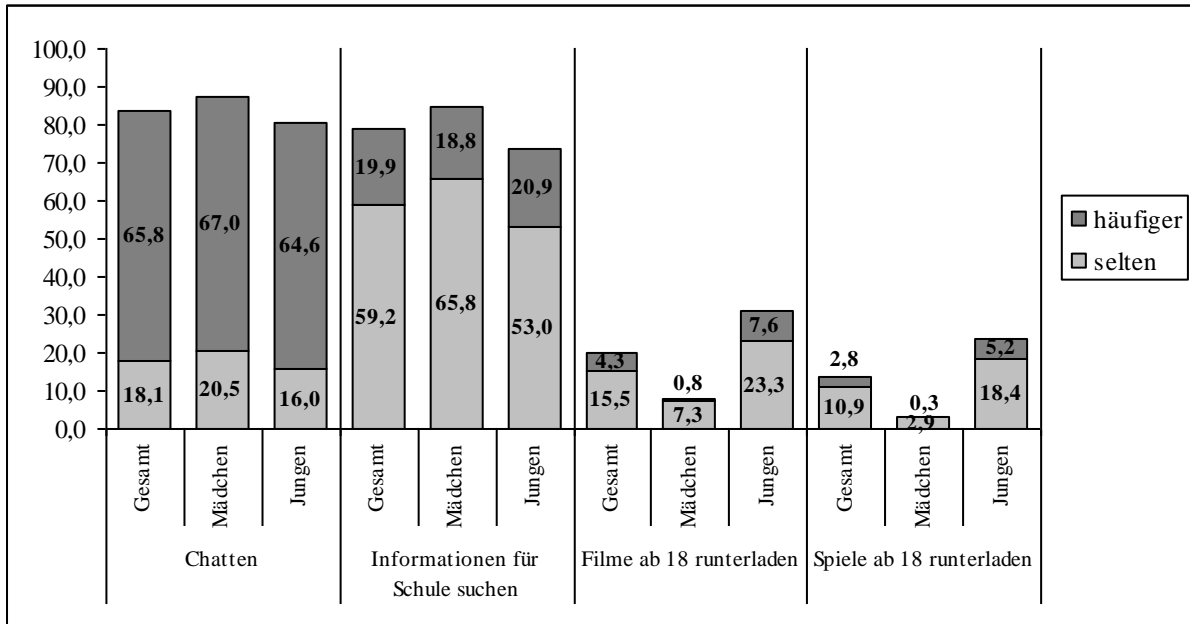
### 2.3. Belästigung im Internet-Chat und über das Handy

Der hohe Stellenwert, den das Internet im Jugendalltag genießt, konnte bereits durch verschiedene Auswertungen belegt werden. Mehr als die Hälfte der Jugendlichen hat einen eigenen Internetanschluss im Zimmer; 91,8 % aller Befragten gaben an, dass zumindest irgendwo in der Wohnung ein Internetanschluss vorhanden ist. Damit ist fast von einer Vollversorgung auszugehen, ähnlich wie dies für das Handy gilt. In der JIM-Studie 2008 (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2008) wird bspw. berichtet, dass aktuell 95 % der Jugendlichen ein Handy besitzen, zehn Jahre vorher waren es nur 8 %. Jungen und Mädchen unterscheiden sich diesbezüglich nicht voneinander, ebenso wenig wie die Schüler verschiedener Schulformen. Bereits die 12- bis 13jährigen haben zu 90 % ein eigenes Handy.

Einige ausgewählte Tätigkeiten, denen Jugendliche im Internet nachgehen können, haben wir im Fragebogen erhoben (Abbildung 2.13). Innerhalb der letzten zwölf Monate hat demnach ein Großteil der Jugendlichen das Internet zum Chatten genutzt: Fast zwei Drittel (65,8 %) der Befragten gaben an, mindestens einmal pro Woche geschattet zu haben („häufig“), weitere 18,1 % haben dies zumindest selten (höchstens mehrmals pro Monat) getan. Ebenfalls fast vier von fünf Jugendlichen nutzen das Netz, um Informationen für die Schule zu suchen. Allerdings ist dies eher selten als häufiger der Fall gewesen. Mädchen gehen insgesamt beiden Aktivitäten etwas häufiger nach als Jungen. Der Geschlechterunterschied verkehrt sich ins Gegenteil, wenn das Herunterladen von Filmen bzw. Spielen ab 18 betrachtet wird: 30,9 % der Jungen gaben an, in diesem Zeitraum zumindest selten Filme ab 18 heruntergeladen zu

haben, für Mädchen gilt dies nur zu 8,1 %. Das Herunterladen von Spielen ab 18 berichteten 23,6 % der Jungen, aber nur 3,2 % der Mädchen.<sup>21</sup>

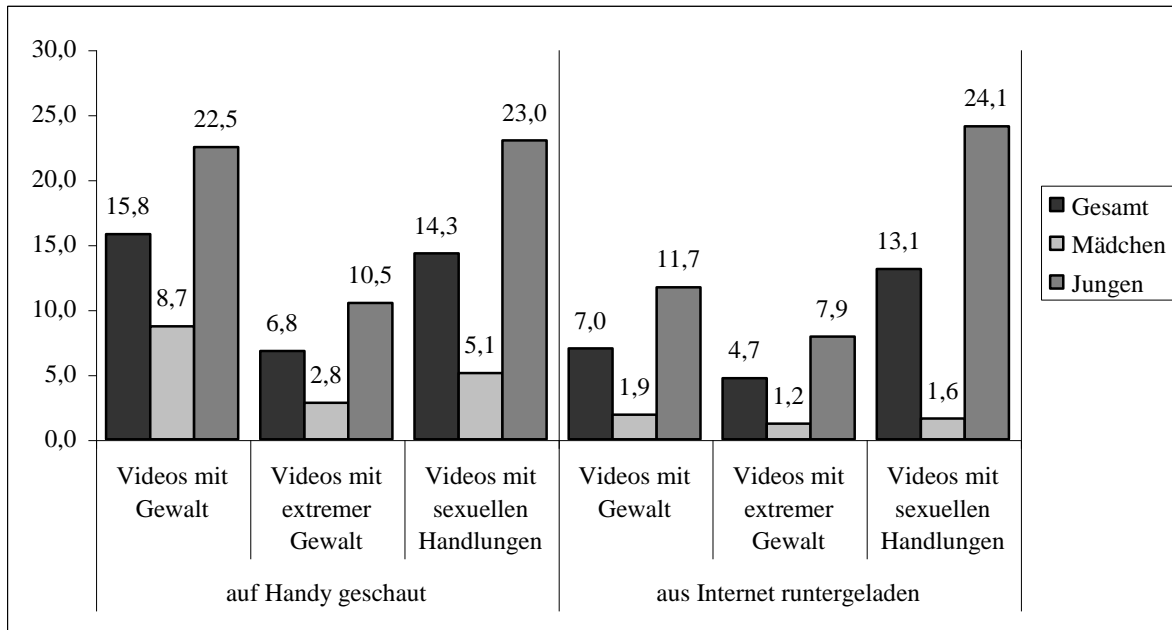
**Abbildung 2.13: Häufigkeit der Ausführung ausgewählter Tätigkeiten im Internet nach Geschlecht (in %; gewichtete Daten)**



Das Internet ist damit eine wichtige Bezugsquelle für altersgefährdende Medien. Dies bestätigt noch einmal die nachfolgende Auswertung. Wir wollten von den Jugendlichen wissen, ob sie innerhalb der letzten zwölf Monate Videos mit verschiedenen Inhalten aus dem Internet heruntergeladen oder auf dem Handy angeschaut haben. Videos mit Gewalt- und sexuellen Handlungen standen dabei im Fokus. Wie Abbildung 2.14 belegt, wurden solche Aktivitäten von einem kleineren Teil der Jugendlichen ausgeführt: 7,0 % der Jugendlichen haben Videos mit Gewalt (z.B. jemand wird verprügelt) aus dem Internet heruntergeladen, 15,8 % haben entsprechende Videos auf dem Handy angeschaut. Videos mit extremer Gewalt (z.B. Mord, Hinrichtung) wurden von 4,7 bzw. 6,8 % der Jugendlichen über Internet oder Handy konsumiert. Für Videos mit sexuellen Inhalten scheint das Internet eine wichtige Bezugsquelle zu sein, insbesondere für Jungen: 24,1 % der männlichen Jugendlichen berichteten, in den letzten zwölf Monaten entsprechende Videos aus dem Netz heruntergeladen zu haben, bei Mädchen beträgt dieser Anteil nur 1,6 %. Auf dem Handy haben 23,0 % der Jungen und 5,1 % der Mädchen derartige Videos gesehen. Grundsätzlich gilt, dass weit mehr Jungen als Mädchen Handy und Internet nutzen, um mit altersgefährdenden Medien in Kontakt zu kommen.

<sup>21</sup> Hinsichtlich der Tätigkeiten im Internet lassen sich auch Unterschiede zwischen den Schülern der einzelnen Schulformen ausmachen: Spiele und Filme werden häufiger von Förder- und Hauptschülern heruntergeladen, seltener von Gymnasiasten. Informationen für die Schule werden demgegenüber häufiger von Gymnasiasten gesucht, die auch häufiger chatten.

**Abbildung 2.14: Videokonsum in den letzten zwölf Monaten (in %; gewichtete Daten)**



Das Internet und das Handy sind allerdings nicht nur Medien, die einen Zugang zu altersgefährdenden Inhalten ermöglichen; es handelt sich zugleich um Mittel, die zur Viktimisierung von Gleichaltrigen eingesetzt werden können. Neuere Studien können bspw. zeigen, dass soziale Netzwerkseiten oder Chats für Mobbing-Übergriffe genutzt werden (vgl. u.a. Grimm et al. 2008, Riedel 2008). Dieses sog. Cyberbullying haben wir in der Schülerbefragung 2007/2008 nicht erfasst, wohl aber verschiedene Formen der Belästigung. Bezüglich der Belästigung im Internet erfolgte eine Fokussierung auf Erfahrungen in Chats. In Abbildung 2.15 ist dargestellt, wie weit verbreitet spezifische Erfahrungen im Chat sind. Dabei beziehen sich die Prozentzahlen auf alle Jugendlichen, nicht nur auf Jugendliche, die Chatten, da das Chatting sehr weit verbreitet ist.

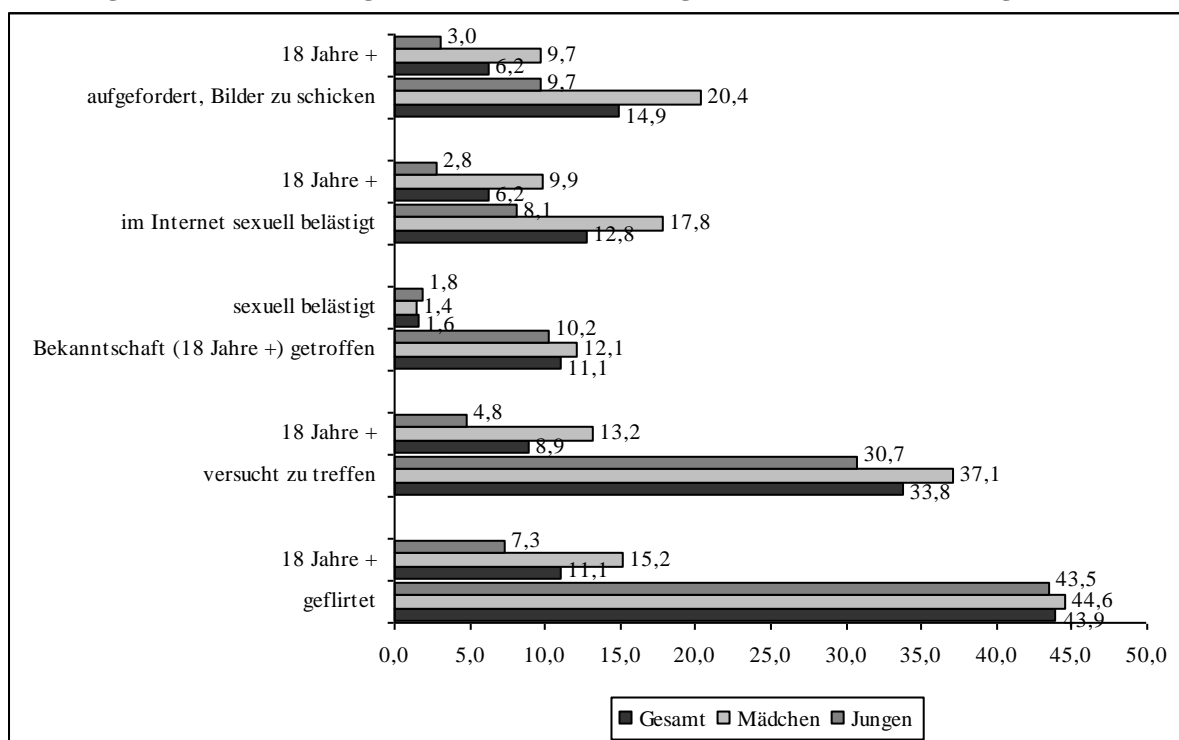
Von allen befragten Jugendlichen gaben 43,9 % an, schon einmal in einem Chat geflirtet zu haben; Jungen tun dies ähnlich häufig wie Mädchen. Wichtig mit einer Person geflirtet, die deutlich älter ist (mindestens 18 Jahre), haben 11,1 % der Schüler.<sup>22</sup> Hier zeigt sich allerdings ein deutlicher Geschlechterunterschied: Während Mädchen dies zu 15,2 % getan haben, gaben Jungen dies nur halb so häufig an (7,3 %). Immerhin ein Drittel (33,8 %) der Jugendlichen bestätigte, dass eine Chat-Bekanntschaft versucht hat, sie bzw. ihn zu treffen. Es ist also nicht ungewöhnlich, dass virtuelle Bekanntschaften auch auf das reale Leben ausgedehnt werden. Dabei berichteten 8,9 % der Befragten, dass solch ein Kontaktversuch von Personen ausging, die 18 Jahre oder älter waren. Insgesamt 11,1 % der Schüler haben bereits einmal eine über 17-jährige Chat-Bekanntschaft getroffen, 1,6 % gaben an, bei einem solchen Treffen sexuell belästigt worden zu sein.<sup>23</sup>

<sup>22</sup> Die Befragten sollten die Angabe zum Alter der Chat-Bekanntschaft auf das letzte jeweilige Erlebnis beziehen.

<sup>23</sup> Diese 1,6 % beziehen sich erneut auf alle Jugendlichen, nicht auf jene Jugendlichen, die ein reales Treffen mit einer über 17jährigen Person erlebt haben. Das Risiko, bei einem solchen Treffen sexuell belästigt zu werden, ist ungleich höher: 14,9 % der Jugendlichen, die eine über 17jährige Chat-Bekanntschaft getroffen haben, wurden sexuell belästigt.

Mehr als jeder zehnte Jugendliche (12,8 %) wurde darüber hinaus im Chat bereits einmal sexuell belästigt (hat also bspw. Emails mit sexuellen Inhalten erhalten). Mädchen erfahren eine solche Belästigung häufiger als Jungen, wobei nicht klar ist, ob Mädchen vergleichbare Erlebnisse häufiger als Belästigung einstufen. Erneut geht ein solches Verhalten nicht selten von erwachsenen Personen aus. Daneben berichten 14,9 % aller Jugendlichen, dass sie schon einmal von einer Chat-Bekannschaft aufgefordert worden sind, Nacktbilder/-videos zu schicken bzw. sich vor einer Web-Cam auszuziehen. Mädchen sind diesen Aufforderungen doppelt so häufig ausgesetzt wie Jungen. Wiederum etwa in der Hälfte der Fälle wurde eine solche Aufforderung von einer Person formuliert, die 18 Jahre oder älter war. Zusammengefasst erweist sich der Internet-Chat damit vor allem für Mädchen als ein Ort der Belästigung. Nur in seltenen Fällen kommt es aber dazu, dass Personen, die man hier kennen gelernt hat, auch im realen Leben einen Übergriff ausführen.

**Abbildung 2.15: Chat-Erfahrungen nach Geschlecht (in %, gewichtete Daten; alle Befragte)**



Neben der Belästigung über das Internet wurde auch erhoben, ob und in welcher Weise die Jugendlichen über das Handy belästigt worden sind. Der genaue Wortlaut der Frage war: „Wurdest du schon einmal über einen längeren Zeitraum von derselben Person durch ständige Handyanrufe oder Kurzmitteilungen (SMS) belästigt.“ Jugendliche, die dem zustimmten, wurden gebeten, zum letzten derartigen Vorfall detaillierte Angaben zumachen. Entsprechend den in Tabelle 2.2 präsentierten Ergebnissen gab fast ein Viertel (23,9 %) der Schüler an, mindestens einmal in solcher Weise belästigt worden zu sein, Mädchen berichten etwa doppelt so häufig hiervon wie Jungen. Derartige Geschlechterunterschiede gibt es allerdings nicht, wenn die wahrgenommene Schwere betrachtet wird: Bezogen auf jene Jugendliche, die bereits eine solche Erfahrung machen mussten, gab etwas mehr als jedes vierte Mädchen und etwas mehr als jeder vierte Junge an, die Belästigung als stark bzw. sehr stark empfunden zu haben. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass drei Viertel derartiger Belästigungen als weniger bedeutsam einzustufen sind. Wie sich darüber hinaus zeigt, werden Mädchen zum Groß-

teil von Jungen, Jungen zum Großteil von Mädchen via Handy belästigt. Eher selten handelt es sich dabei um den (ehemaligen) Partner: Mädchen, die Opfer von Handy-Belästigung geworden sind, gaben an, dass nur zu etwa einem Fünftel (22,2 %) der Täter der (ehemalige) Partner gewesen ist; bei Jungen beträgt die Quote 28,9 %. Etwas häufiger als von Partnern geht die Handybelästigung von anderen Bekannten, zu über ein Drittel auch von völlig unbekannt Personen aus. Die Belästigung bleibt dabei nicht immer auf Handy-Nachrichten beschränkt: 35,4 % aller Befragten mit Handy-Belästigungserfahrung berichteten, dass sie auch in anderer Weise belästigt worden wären. Eher häufig handelt es sich dabei um Nachrichten, die via Brief oder Email verschickt werden; in 2,7 % der Belästigungsfälle hat aber auch ein körperlicher Angriff stattgefunden. Der Großteil der Jugendlichen behält eine solche Belästigungserfahrung nicht für sich: 79,9 % haben jemandem hiervon erzählt; Mädchen tun dies etwas häufiger als Jungen. Meist wird den Freunden mitgeteilt, dass eine Handy-Belästigung stattgefunden hat, seltener den Eltern. Sehr wenige Jugendliche wenden sich an die Polizei, da nur 2,4 % der Opfer angaben, einem Polizisten von der Belästigung erzählt zu haben.

**Tabelle 2.2: Verschiedene Merkmale der telefonischen Belästigung (in %; gewichtete Daten)**

	<b>Gesamt</b>	<b>Mädchen</b>	<b>Jungen</b>
durch Handyanrufe/SMS belästigt	23,9	30,8	17,2
Einschätzung der Stärke der Belästigung: (sehr) stark	28,0	27,3	29,2
Geschlecht der belästigenden Person: männlich	65,9	89,6	23,8
Status der belästigenden Person: Partner	24,6	22,2	28,9
Status der belästigenden Person: anderer Bekannter	39,1	41,4	34,8
Status der belästigenden Person: Unbekannter	36,4	36,5	36,4
Weitere Belästigung: auf andere Weise	35,4	35,6	34,8
Weitere Belästigung: körperlich angegriffen	2,7	3,1	2,1
Belästigung: jemandem erzählt	79,9	85,4	69,8
Belästigung: Polizei erzählt	2,4	2,3	2,5

## 2.4. Zusammenfassung

Medien spielen im Alltag von Jugendlichen eine wichtige Rolle. Dies unterstreichen einmal mehr die Befunde unserer deutschlandweit repräsentativen Schülerbefragung, nach der mehr als zwei Drittel der Jugendlichen in ihrem Zimmer über einen Fernseher bzw. einen Computer verfügen und täglich ca. sieben Stunden mit dem Konsum verschiedener Medien zubringen. Dass die Verfügbarkeit dieser Medien nicht nur positive Folgen (Erleichterung der Kommunikation, bessere Verfügbarkeit von Informationen) hat, verdeutlichen Untersuchungen, denen zufolge der Medienkonsum schulische Leistungen senken und die Gewaltbereitschaft erhöhen kann. Letztgenanntes ist vor allem dann der Fall, wenn Gewaltmedien konsumiert werden. Unsere Befunde zeigen hierzu, dass Gewaltmedien im Jugendalter recht häufig genutzt werden: Mehr als vier von fünf Jugendlichen schauen zumindest selten Gewaltfilme (Horrorfilme, Actionfilme, Thriller ab 16 oder 18); jeder zweite Jugendliche spielt mindestens selten Gewaltspiele (Egoshoooter, Prügelspiele). Jungen präferieren diese Formate z.T. deutlich häufiger als Mädchen. Bildungsunterschiede sind demgegenüber eher gering ausgeprägt. Sowohl im Hinblick auf den Konsum von Gewaltfilmen als auch die Nutzung von Gewaltspielen ist davon auszugehen, dass dieser nicht unabhängig von der Medienerziehung der Eltern ist und das dort, wo Eltern sich nicht für die Freizeit ihrer Kinder interessieren oder die Beschaffung

entsprechender Medien aktiv unterstützen, einem unkontrollierten Medienkonsum die Tür geöffnet wird.

Auch wenn der Alltag eines Großteils der Jugendlichen durch intensiven Mediengebrauch geprägt ist, sind vergleichsweise wenig Jugendliche als medienabhängig einzustufen. Dies kann mit Blick auf das Thema Computerspielabhängigkeit gezeigt werden, die wir in Anlehnung an existierende Instrumente zur Abhängigkeitsdiagnostik über Fragen zum Kontrollverlust, zu Entzugserscheinungen u.a.m. erhoben haben. Eine Computerspielabhängigkeit lässt sich bei 1,7 % der Jugendlichen ermitteln, 2,8 % gelten als gefährdet. Dabei gilt allerdings auch hier, dass männliche Schüler weit häufiger als weibliche Schüler eine Abhängigkeit oder Gefährdung entwickeln.

Die weiteren Auswertungen konnten zudem belegen, dass Internet und Handy Medien sind, die zur Beschaffung bzw. zum Transfer von problematischen Medieninhalten dienen. Hauptsächlich die Jungen nutzen diese Medien, um an Gewaltvideos bzw. Videos mit sexuellen Handlungen zu gelangen. Gleichzeitig sind Internet und Handy neue Kanäle, über die Belästigungen ausgeführt werden können. So gaben 12,8 % der Befragten an, im Internet sexuell belästigt worden zu sein; für Mädchen gilt dies doppelt so häufig wie für Jungen. Etwa ein Viertel aller Jugendlichen (23,9 %) wurde zudem bereits einmal über das Handy belästigt. Diesem Cyberbullying, sowie seinen Ursachen und Folgen, sollte in zukünftigen Untersuchungen weiter nachgegangen werden.





### 3. Integration von jugendlichen Migranten

#### 3.1. Einführende Überlegungen

Im Rahmen der Schülerbefragung 2007/2008 wurden erstmalig vertiefend Informationen zum Stand der Integration verschiedener Gruppen nichtdeutscher Jugendlicher erfasst. Hierzu wurde ein eigenes Fragebogenmodul entwickelt, welches von 7.215 Nichtdeutschen ausgefüllt wurde. Diese Zahl ist gegenüber der Gesamtstichprobe von 44.610 Jugendlichen deutlich reduziert, da Jugendliche mit deutscher Herkunft spezielle Fragen zur Ausländerfeindlichkeit und zum Rechtsextremismus beantworteten (vgl. Baier et al. 2009, S. 113ff). Hinzu kommt, dass jeder dritte Jugendliche, unabhängig von der ethnischen Herkunft, ein Fragebogenmodul zum Computerspielverhalten, speziell zur Computerspielabhängigkeit ausfüllte (vgl. Rehbein et al. 2009). Alle nachfolgend präsentierten Auswertungen beziehen sich weitestgehend auf nichtdeutsche Befragte.<sup>24</sup> Deutsche Jugendliche werden nur dann vergleichend dargestellt, wenn die entsprechenden Informationen in deren Fragebogenmodul mit erhoben wurden.

Eine erst kürzlich veröffentlichte Untersuchung des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung (Woellert et al. 2009) gibt erstmalig in Bezug auf Erwachsene einen umfassenden Überblick zum Stand der Integration verschiedener Migrantengruppen in Deutschland. Auf Basis des Mikrozensus, bei dem jährlich etwa 800.000 Menschen in ganz Deutschland befragt werden und der seit 2005 den Migrationshintergrund differenziert erfasst, kommen die Autoren zu dem Ergebnis, dass die Integration der Migranten je nach Gruppe unterschiedlich weit fortgeschritten ist. Zur Messung der Integration wurde ein Index aus mehreren Indikatoren (u.a. Bildung, Erwerbslosigkeit, Abhängigkeit von staatlichen Leistungen, bikulturelle Ehen, Individualeinkommen; vgl. Woellert et al. 2009, S. 28ff) gebildet. Eine eher schlechte Integration wird vor allem bei Personen mit türkischem, afrikanischem und ehemals jugoslawischem Migrationshintergrund festgestellt; Aussiedler und Migranten aus den EU-Ländern (ohne Südeuropa) sind hingegen am besten integriert und unterscheiden sich kaum noch von einheimischen Deutschen. Wenngleich im Rahmen dieser Studie eine Vielzahl von Integrations-Indikatoren berücksichtigt wurde, bietet sie keine Informationen zur sprachlichen Integration (Kenntnisse der deutschen Sprache) oder zur identifikativen Integration (emotionale Verbundenheit mit Deutschland, Selbstwahrnehmung als Deutscher), zwei durchaus zentralen Integrationsdimensionen. Die Schülerbefragung 2007/2008 bietet hier die Möglichkeit, zusätzliche Integrationsdimensionen zu untersuchen, wobei eine Beschränkung auf Jugendliche der neunten Jahrgangsstufe erfolgte. Vor dem Hintergrund einer Vielzahl von empirischen Befunden zu verschiedenen Aspekten der Integration ist davon auszugehen, dass die Gruppe der Migranten alles andere als homogen ist (vgl. u.a. Diefenbach 2005; Haug 2003; Kristen 2002, 2003; von Below 2005; Woellert et al. 2009). Stattdessen kann erwartet werden, dass sich die verschiedenen Migrantengruppen hinsichtlich des Ausmaßes an Integration in die bundesrepublikanische Gesellschaft z.T. deutlich voneinander unterscheiden.

---

<sup>24</sup> Die Begriffe „nichtdeutsch“ und „Migrant“ werden im Bericht äquivalent benutzt (vgl. Fußnote 3 des Berichts).

### 3.2. Soziodemographische Merkmale der Jugendlichen mit Migrationshintergrund

Tabelle 3.1 gibt zunächst einen Überblick über die Häufigkeit verschiedener Migrantengruppen in der Stichprobe, über das Geburtsland und die Staatsangehörigkeit der befragten Jugendlichen. Wir beschränken uns dabei auf die Darstellung der Migranten Westdeutschlands.<sup>25</sup> Dies ist damit zu begründen, dass erstens im Osten mit 9,4 % deutlich weniger jugendliche Migranten leben (Westen: 29,4 %). Zweitens wurde aus Datenschutzgründen nicht genehmigt, in Sachsen-Anhalt oder Sachsen die nichtdeutsche Herkunft detailliert zu erfragen, d.h. hier durfte im Fragebogen nur zwischen „deutsch“ und „nichtdeutsch“ unterschieden werden. In Sachsen kommt hinzu, dass das Modul zur Migrantenintegration aus Datenschutzgründen gar nicht zum Einsatz gekommen ist. In den alten Bundesländern konnte hingegen überall eine differenzierte Erfassung des Migrationshintergrunds sowie der Integrationserfahrungen erfolgen.

Die größten Migrantengruppen der westdeutschen Befragungsgebiete bilden Jugendliche aus der Türkei, der ehemaligen Sowjetunion und Polen (Tabelle 3.1). Mehr als jeder fünfte Jugendliche mit Migrationshintergrund hat eine türkischen Herkunft (23,2 %), etwa jeder fünfte eine ehemals sowjetische Herkunft (21,9 %); immerhin jeder neunte Migrant stammt aus Polen (10,9 %). Unter den türkischen Befragten finden sich zu 17,0 % kurdische Jugendliche, bei den (in Westdeutschland lebenden) Jugendlichen aus der ehemaligen Sowjetunion und Polen handelt es sich mehrheitlich um Aussiedler (58,8 bzw. 62,0 %), d.h. Jugendliche, die selbst oder deren Eltern als deutsche Minderheiten aus Siedlungsgebieten im osteuropäischen Raum nach Deutschland gekommen sind und rechtlich als deutsche Staatsangehörige angesehen werden.

Eine vergleichsweise große Gruppe stellen weiterhin die Jugendlichen aus dem ehemaligen Jugoslawien/Albanien und Italien dar. Die seltener vorkommenden Migrantengruppen wurden zu größeren Kategorien wie „Arabien/Nordafrika“<sup>26</sup>, „Nord-/Westeuropa“, „Osteuropa“ oder „Südeuropa“<sup>27</sup> zusammengefasst. Insgesamt 0,3 % der Befragten haben eine andere Herkunft (z.B. Israel, Australien). Da diese Gruppe zahlenmäßig sehr klein ist, wird sie an dieser Stelle und im Folgenden nicht gesondert ausgewiesen; in die Gesamtwerte zu allen nichtdeutschen Jugendlichen fließen sie jedoch ein. Dies gilt auch für weitere (hier ebenfalls nicht ausgewiesene) 0,4 % der Befragten, für die keine detaillierten Angaben zur nichtdeutschen Herkunft vorliegen.<sup>28</sup>

Aufgrund der datenschutzrechtlichen Einschränkungen der Erfassung des Migrationshintergrunds lassen sich für die ostdeutschen Befragungsgebiete nur begrenzt Aussagen zur Zu-

---

<sup>25</sup> Befragte aus Berlin werden in den folgenden Analysen weder West- noch Ostdeutschland zugerechnet.

<sup>26</sup> Hiervon haben 11,7 % eine kurdische Herkunft.

<sup>27</sup> Die Bezeichnung der Gruppen „Osteuropa“ und „Südeuropa“ müsste eigentlich „restliches Osteuropa“ bzw. „restliches Südeuropa“ heißen, da die ehem. sowjetischen/russischen, polnischen, ehem. jugoslawischen/albanischen und italienischen Jugendlichen nicht zu diesen Gruppen gehören sondern als eigenständige Gruppen ausgewiesen werden.

<sup>28</sup> Hier handelt es sich um Jugendliche, die in ihren Fragebögen, statt eine detaillierte Herkunft zu berichten, nur „nichtdeutsch“ eingetragen haben. Hinzu kommen einige bayerische Schüler, die, vergleichbar mit Sachsen und Sachsen-Anhalt, nur eine verkürzte Frage zur Erfassung der ethnischen Herkunft mit den Antwortkategorien „deutsch“ und „nichtdeutsch“ vorgelegt bekommen haben. In Bayern wurde erst nach dem Start der Befragungsphase entschieden, dass eine detaillierte Abfrage des Migrationshintergrunds erfolgen kann; einige Befragungen waren da schon mit dem verkürzten Instrument erfolgt.

sammensetzung der Migranten machen. Von jenen Befragten, die das Modul zur Integration ausgefüllt haben (ohne Sachsen), stammt ein Drittel aus der ehemaligen SU (36,3 %); ebenfalls noch recht große Gruppen stellen asiatische (14,6 %) und polnische Jugendliche (13,5 %) dar. Alle anderen Gruppen machen weniger als zehn Prozent der nichtdeutschen Jugendlichen in Ostdeutschland aus. Insofern ist die Zusammensetzung der Migranten in Ostdeutschland deutlich verschieden von der in Westdeutschland: Türkische Jugendliche gibt es nur sehr wenige; dafür ist die Gruppe der asiatischen Jugendlichen recht groß.

**Tabelle 3.1: Soziodemographische Merkmale der Jugendlichen mit Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten; nur Westdeutschland; in Klammern: westdeutsche, nichtdeutsche Jugendliche der Gesamtstichprobe)**

	N	Anteil Stichprobe	in Dt. geboren	Besitz dt. Staatsangehörigkeit
Türkei	1.598	23,2	88,5 (87,6)	43,8 (43,7)
ehem. Sowjetunion	1.507	21,9	28,1 (28,9)	91,5 (91,1)
Polen	754	10,9	82,1 (83,1)	89,1 (90,2)
ehem. Jugoslawien/Albanien	483	7,0	58,5 (60,4)	44,3 (46,5)
Italien	396	5,7	88,3 (89,0)	57,0 (60,4)
Arabien/Nordafrika	469	6,8	70,3 (69,3)	73,1 (70,8)
Nord-/Westeuropa	455	6,6	83,0 (84,3)	83,6 (84,7)
Südeuropa	341	4,9	82,3 (83,0)	53,3 (53,9)
Asien	270	3,9	77,8 (77,7)	71,4 (72,0)
Osteuropa	195	2,8	84,7 (82,9)	89,1 (89,6)
Nordamerika	186	2,7	79,3 (80,6)	90,3 (90,7)
Südamerika	97	1,4	62,5 (60,4)	87,5 (84,9)
Afrika	94	1,4	67,7 (69,4)	73,9 (74,8)
<b>Nichtdeutsch gesamt<sup>1</sup></b>	<b>6.893</b>	<b>100,0</b>	<b>69,1 (69,5)</b>	<b>70,0 (70,7)</b>

<sup>1</sup> In die Berechnungen für nichtdeutsche Jugendliche wurden auch diejenigen einbezogen, die keine genaue bzw. eine „andere“ Herkunft angegeben haben.

Tabelle 3.1 können neben der Fallzahl und dem Stichprobenanteil weitere Merkmale der befragten Migranten entnommen werden. Jugendliche türkischer Herkunft und Jugendliche aus der ehemaligen SU stellen dabei zwei recht gegensätzliche Gruppen dar: Von allen nichtdeutschen Jugendlichen sind die türkischen Jugendlichen zusammen mit den italienischen Jugendlichen am häufigsten in Deutschland geboren worden; Jugendliche aus der ehemaligen SU sind demgegenüber am häufigsten nicht in Deutschland geboren. Zugleich besitzen sie aufgrund ihres mehrheitlich vorhandenen Aussiedlerstatus zu 91,5 % die deutsche Staatsangehörigkeit. Türkische Jugendliche berichten mit 43,8 % am seltensten hiervon.<sup>29</sup> Alle übrigen Migrantengruppen wurden mehrheitlich in Deutschland geboren und besitzen größtenteils die deutsche Staatsangehörigkeit. Auffallend wenige in Deutschland Geborene finden sich noch in der Gruppe der ehem. jugoslawischen/albanischen Jugendlichen. Zudem zeigt sich, dass diese Migrantengruppe neben den türkischen und südeuropäischen Befragten auch wenige deutsche Staatsbürger aufweist. In Ostdeutschland (nicht abgebildet) sind weniger als die

<sup>29</sup> Auffallend ist bei den (in Westdeutschland lebenden) türkischen Jugendlichen, dass diejenigen mit kurdischer Herkunft nur zu 58,9 % in Deutschland geboren sind, während dies auf 94,3 % der nicht-kurdischen Jugendlichen zutrifft. Eine deutsche Staatsangehörigkeit besitzen beide Gruppen zu ähnlichen Anteilen (44,3 bzw. 45,0 %). Der vergleichsweise geringe Anteil an nicht in Deutschland geborenen türkischen Kurden geht vor allem auf die späte Einwanderung dieser Gruppe zurück: Kurdische Migranten aus der Türkei kamen nicht nur als Gastarbeiter in den 1960er Jahren, sondern vor allem in den 1980er und 1990er Jahren als Asylbewerber nach Deutschland. Bei den nicht-kurdischen Migranten aus der Türkei dürfte es sich dagegen überwiegend um Nachkommen der in den 1960er Jahren angeworbenen Gastarbeiter handeln. Ähnliche Befunde ergeben sich auch bei arabischen/nordafrikanischen Befragten: Die kurdischen Befragten sind zu 41,9 % in Deutschland geboren (deutsche Staatsangehörigkeit: 50,0 %), die nicht-kurdischen zu 75,9 % (deutsche Staatsangehörigkeit: 75,5 %).

Hälfte der nichtdeutschen Jugendlichen in Deutschland geboren (48,0 %), mehr als drei Viertel der Migranten (74,4 %) besitzen hier aber die deutsche Staatsangehörigkeit.

Dass es sich bei den nichtdeutschen Jugendlichen, die das Fragebogenmodul zur Integration ausgefüllt haben, um eine Zufallsauswahl handelt, wird im Vergleich mit den Angaben der nichtdeutschen Jugendlichen der westdeutschen Gesamtstichprobe deutlich, die in Klammern in Tabelle 3.1 ausgewiesen wird. Die Angaben zum Geburtsland und zur Staatsangehörigkeit ähneln sich in hohem Maße. Die Analyse anderer sozio-demographischer Faktoren lässt ebenfalls deutlich werden, dass es sich bei der Gruppe der nichtdeutschen Jugendlichen, die das Modul zur Integration ausgefüllt haben, nicht um eine selektive Gruppe handelt. So beträgt das Durchschnittsalter sowohl in dieser Gruppe als auch in der Gruppe aller nichtdeutschen Jugendlichen 15,5 Jahre. Das Geschlechterverhältnis weicht nur geringfügig voneinander ab: Unter allen nichtdeutschen Befragten gibt es 49,1 % Jungen, in der Gruppe, die das Modul ausgefüllt hat, beträgt dieser Anteil 48,5 %. Für die besuchte Schulform ergeben sich ebenfalls kaum Differenzen: Förderschulen besuchen 5,7 % aller nichtdeutschen Jugendlichen in der westdeutschen Gesamtstichprobe und 5,5 % der Jugendlichen, die das Modul ausgefüllt haben.<sup>30</sup> Auf eine Hauptschule gehen 34,8 bzw. 34,1 %, auf eine Realschule 24,6 bzw. 25,2 %, auf eine Gesamtschule 14,4 bzw. 14,6 % der jugendlichen Migranten und schließlich 20,5 bzw. 20,6 % besuchen ein Gymnasium oder Waldorfschule.

Tabelle 3.2 verdeutlicht, dass sich deutsche und nichtdeutsche Jugendliche auch im Hinblick auf weitere Merkmale unterscheiden und es daneben innerhalb der Migrantengruppen eine große Varianz gibt. In binationalen Elternhäusern wachsen die jugendlichen Migranten aus Nordamerika mit Abstand am häufigsten auf: Mehr als vier von fünf Jugendlichen geben an, dass eines ihrer Elternteile eine deutsche Herkunft hat. Am seltensten trifft dies für die Jugendlichen aus der ehemaligen Sowjetunion zu, von denen nur jeder 14. mit einem deutschen Elternteil aufwächst. Es ist zu vermuten, dass u.a. aufgrund der vergleichsweise kurzen Aufenthaltsdauer dieser Jugendlichen bzw. deren Eltern in Deutschland bislang eher wenige Ehen mit einheimischen Deutschen geschlossen werden konnten. Unter den ostdeutschen Migranten scheint das Aufwachsen in binationalen Elternhäusern recht verbreitet zu sein; mehr als zwei von fünf Jugendlichen berichten hiervon.

Die nordamerikanischen Jugendlichen haben am häufigsten Trennungen bzw. Scheidungen ihrer Eltern erlebt: Mehr als die Hälfte der Befragten berichtet von solchen Erfahrungen. Vergleichsweise selten müssen türkische, arabische/nordafrikanische, ehem. sowjetische und ehem. jugoslawische/albanische Migranten solche Erfahrungen machen. Den Tod eines Elternteils erleben die Jugendlichen insgesamt eher selten. Auffallend häufig sind jedoch afrikanische und südamerikanische Jugendliche hiervon betroffen: Jeder 10. bzw. 13. Jugendliche dieser Herkunft musste eine solche Erfahrung machen.

Weiterhin wurden die Jugendlichen gebeten anzugeben, ob sie ein eigenes Zimmer haben. Das Vorhandensein eines eigenen Zimmers kann als Indikator für die sozio-ökonomische Situation der Familie gewertet werden, da davon auszugehen ist, dass die Größe des Wohnraums mit höheren finanziellen Ressourcen der Familie zunimmt. Die Situation der jugendlichen Migranten unterscheidet sich diesbezüglich beträchtlich voneinander. Während mehr als

---

<sup>30</sup> Für ausführliche Darstellung der Verteilung der Migranten über die verschiedenen Schultypen siehe Abschnitt 3.3.2.

einem Drittel der arabischen/nordafrikanischen und türkischen Jugendlichen zuhause kein eigenes Zimmer zur Verfügung steht, gilt gleiches nur für etwa jeden 20. deutschen Jugendlichen. Recht selten berichten weiterhin die nord-/west- und osteuropäischen Jugendlichen sowie die nord- und südamerikanischen Migranten davon, kein eigenes Zimmer zu haben. In den ostdeutschen Befragungsgebieten ergibt sich ebenfalls eine deutliche Differenz zwischen den deutschen und nichtdeutschen Befragten. Im Vergleich zu den deutschen Jugendlichen müssen mehr als doppelt so viele nichtdeutsche Jugendliche ohne ein eigenes Zimmer auskommen.

**Tabelle 3.2: Merkmale der Familienstruktur und der Wohnsituation nach Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten)**

	ein Elternteil deutsch	Eltern getrennt/ geschieden	Elternteil gestorben	kein eigenes Zimmer	Umzug
<b>West</b>					
Deutschland	–	28,6	3,4	4,6	<u>14,3</u>
Türkei	12,1	<u>15,9</u>	2,0	<b>40,4</b>	16,0
ehem. SU	<u>6,9</u>	21,1	5,4	19,2	<b>38,3</b>
Polen	26,6	27,3	4,4	13,5	25,3
ehem. Jugosl./Alban.	25,1	22,5	5,3	30,3	19,4
Italien	57,4	30,5	2,6	24,9	21,0
Arabien/Nordafrika	26,4	20,0	3,7	36,2	26,0
Nord-/Westeuropa	81,2	39,9	3,4	5,6	27,7
Südeuropa	45,4	34,1	<u>1,8</u>	22,9	22,3
Asien	37,1	29,1	6,5	21,0	33,8
Osteuropa	45,6	38,1	6,2	6,8	25,1
Nordamerika	<b>85,6</b>	<b>59,5</b>	3,3	7,1	33,2
Südamerika	66,3	44,1	7,9	9,4	31,2
Afrika	46,7	40,9	<b>10,1</b>	25,8	26,1
Nichtdeutsch gesamt	28,7	25,5	4,0	24,3	26,1
<b>Ost</b>					
deutsch	–	37,2	4,5	7,1	16,3
nichtdeutsch	42,0	44,4	5,4	17,0	38,2

unterstrichen = niedrigster Wert, **fett** = höchster Wert

Zudem wurden auch Umzugserfahrungen der Jugendlichen erfragt („Unsere Familie ist soweit umgezogen, dass ich meine Freunde verloren habe“). Diese werden in der Fachliteratur als kritisches Lebensereignis betrachtet, weil mit ihnen oftmals der Verlust des gewohnten sozialen Umfeldes verbunden ist (vgl. Fischer/Fischer 1990). Ein solches kritisches Lebensereignis haben Migranten häufiger erlebt als deutsche Jugendliche, wobei dies nicht überraschend ist, da das Vorhandensein eines Migrationshintergrundes impliziert, dass zumindest in vorangegangenen Generationen Umzugserfahrungen gemacht wurden. Am häufigsten geben Jugendliche aus der ehemaligen SU, aus Asien und Nordamerika an, dass sie in ihrem Leben bereits einmal umgezogen sind. Auf türkische und ehem. jugoslawische Befragte trifft dies vergleichsweise selten zu. Innerhalb der Gruppe der türkischen Befragten haben kurdische Jugendliche eine solche Erfahrung mehr als doppelt so häufig machen müssen wie nichtkurdische Jugendliche (29,3 vs. 13,9 %), was zumindest teilweise Folge der vergleichsweise späten Ankunft der Kurden (u.a. als Asylbewerber) in Deutschland sein dürfte.

### 3.3. Integration der jugendlichen Migranten

Zur Beschreibung der Integration der jugendlichen Migranten in Deutschland soll auf eine Systematik von Esser (2000, 2001) zurückgegriffen werden, nach der zwischen vier verschiedenen Typen der Sozialintegration unterschieden wird. Sozialintegration bezieht sich auf „die ‚Inklusion‘ der Akteure in die jeweiligen sozialen Systeme“ (Esser 2001, S. 4), wobei diese Einbindung auf unterschiedliche Art und Weise erfolgen kann.<sup>31</sup> Esser differenziert zwischen Inklusion in die Mehrheits- bzw. Aufnahmegesellschaft (vorhanden vs. nicht vorhanden) und Inklusion in die Herkunftsgesellschaft bzw. ethnische Gemeinde (vorhanden vs. nicht vorhanden). Migranten, die sich sowohl an der Mehrheits- als auch der Herkunftsgesellschaft orientieren und an diesen teilhaben, werden als (mehrfach) integriert bezeichnet (vgl. Abbildung 3.1). Die Einbindung in die Mehrheitsgesellschaft bei gleichzeitiger Distanzierung von der Herkunftsgesellschaft wird mit dem Begriff der „Assimilation“ beschrieben, der umgekehrte Fall als „Segmentation“ bzw. „Segregation“. Akteure, die weder in die Mehrheits- noch die Herkunftsgesellschaft eingebunden sind, gelten als marginalisiert.

Im Rahmen der Schülerbefragung wurden zunächst ganz allgemein die Einstellungen der Jugendlichen zu diesen verschiedenen Formen der Sozialintegration erhoben. Hierfür sollten die Jugendlichen angeben, wie sie über die „Leute ihrer Herkunft“ denken, die in Deutschland leben. Die entsprechenden Aussagen, die den Formen der Sozialintegration zuzuordnen sind, sind in Abbildung 3.1 aufgeführt. Die Jugendlichen konnten ihre Meinung zu den Aussagen jeweils von „1 – stimmt nicht“ bis 4 – stimmt genau“ abstimmen.

**Abbildung 3.1: Formen der Sozialintegration in Anlehnung an Esser (2001, S. 19) und Erfassung im Fragebogen („Die Leute meiner Herkunft, die in Deutschland leben, ...“)**

		Sozialintegration in Mehrheitsgesellschaft	
		ja	nein
Sozialintegration in Herkunftsgesellschaft/ ethnische Gemeinde	ja	<b>Integration</b> „sollten ihre eigene Kultur beibehalten, sich zugleich aber auch an die deutsche Kultur anpassen“	<b>Segregation</b> „sollten nur unter sich heiraten“ „sollten stärker unter sich bleiben“ „sollten nur an ihrer eigenen Kultur festhalten, obwohl sie in Deutschland leben“
	nein	<b>Assimilation</b> „sollten ihre eigene Kultur aufgeben und sich der deutschen Lebensart anpassen, also wie Deutsche denken und handeln“	<b>Marginalität</b> _ <sup>1</sup>

<sup>1</sup> Items zur Erfassung der Marginalität wurden nicht in den Fragebogen aufgenommen.

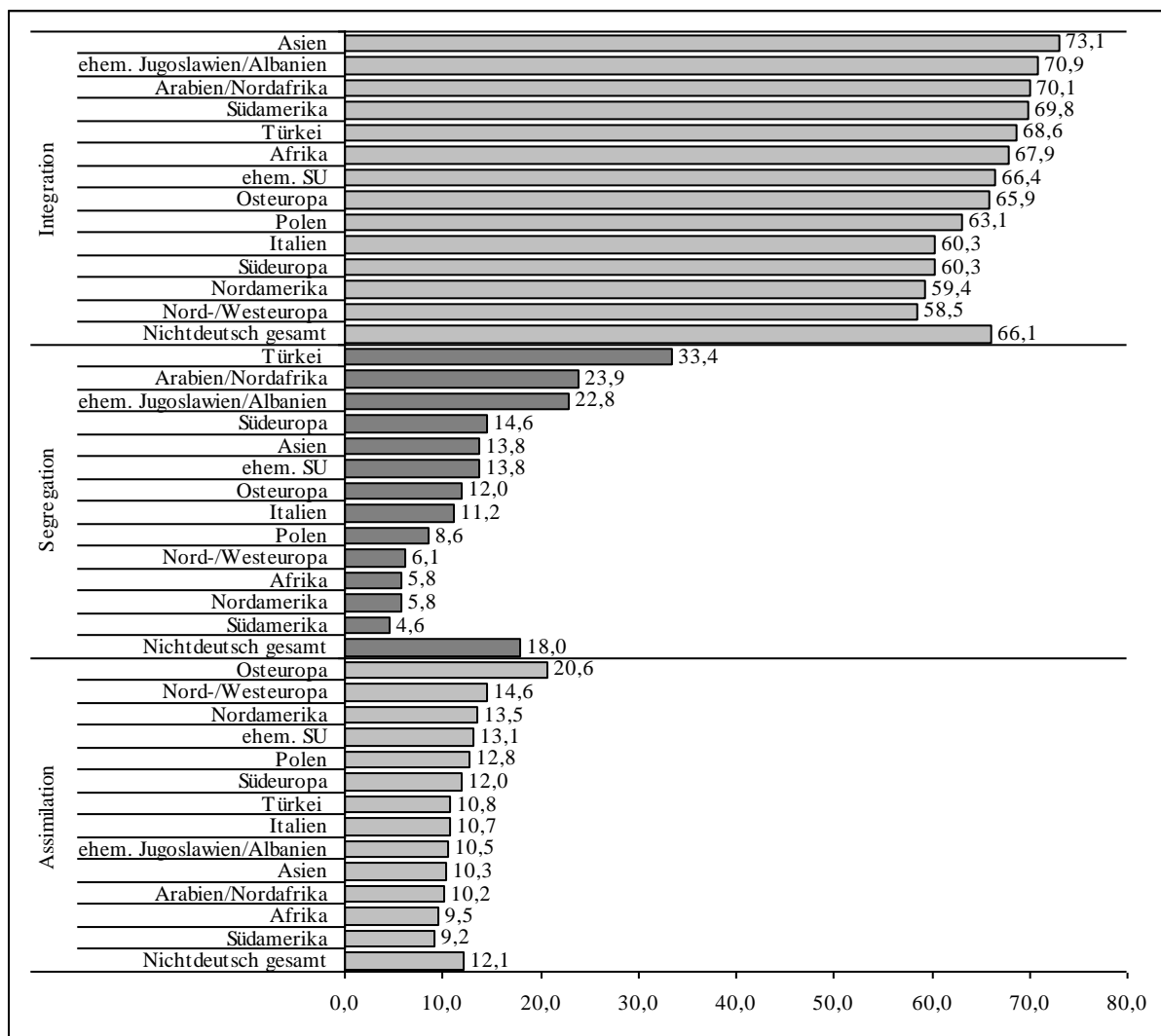
In Abbildung 3.2 sind differenziert nach Migrationshintergrund jeweils die Personen dargestellt, die den Aussagen eher bzw. genau zugestimmt haben.<sup>32</sup> Positiv anzumerken ist zu-

<sup>31</sup> Neben der Sozialintegration stellt die Systemintegration einen weiteren Bestandteil von Integration dar. Sie wird definiert als „Integration eines sozialen Systems ‚über die Köpfe‘ der Akteure hinweg, [...] durch den Weltmarkt, durch den Nationalstaat, durch die großen korporativen Akteure, etwa die internationalen Konzerne, oder auch supranationale Einheiten, wie die Europäische Union“ (Esser 2001, S. 4). System- und Sozialintegration müssen dabei keineswegs parallel erfolgen. Eine Gesellschaft kann u.a. über internationale Organisationen gut integriert sein, wenngleich verschiedene Mitglieder innerhalb dieser Gesellschaft nur mehr oder weniger an dem sozialen System teilhaben. Da die Systemintegration nicht auf die Einbindung von Akteuren sondern von gesellschaftlichen Systemen in umfassendere Strukturen fokussiert, soll sie an dieser Stelle nicht weiter betrachtet werden.

<sup>32</sup> Aus den drei Items zur Segregation wurde eine Mittelwertskala gebildet (Alpha = .75), die bei 2.5 geteilt wurde; Personen mit Werten über 2.5 stimmen diesen Aussagen im Durchschnitt zu.

nächst, dass die Beibehaltung der eigenen Kultur bei gleichzeitiger Anpassung an die deutsche Kultur („Integration“) für die Mehrheit der jugendlichen Migranten die bevorzugte Form der Eingliederung zu sein scheint. Insgesamt äußern 66,1 % der Migranten eine zustimmende Meinung zu dieser Form der Sozialintegration, während „Assimilation“ von 12,0 % und „Segregation“ von 18,0 % der Jugendlichen favorisiert wird. Abweichungen nach oben bzw. unten gibt es kaum. Die Werte addieren sich nicht zu 100 %, da die Formen der Sozialintegration durch mehrere Items erfasst wurden, so dass sich ein Befragter beispielsweise nicht nur zur Integration, sondern gleichzeitig auch zur „Assimilation“ und „Segregation“ zustimmend äußern konnte.<sup>33</sup>

**Abbildung 3.2: Befürwortung von Integration, Assimilation und Segregation nach Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zur Integration ausgefüllt haben)**



Die asiatischen, arabischen/nordafrikanischen und ehem. jugoslawischen Jugendlichen befürworten die „Integration“ in etwas höherem Maße als die übrigen Migrantengruppen. Tendenziell stimmen die nordamerikanischen und nord-/westeuropäischen Jugendlichen dieser Aussage weniger zu, möglicherweise deshalb, weil sie den Abstand zwischen ihrer eigenen und

<sup>33</sup> Empirisch zeigt sich, dass die Einstellungen „Integration“ und „Segregation“ moderat miteinander korrelieren (Pearson  $r = .15$ ); zwischen „Integration“ und „Assimilation“ gibt es keine Beziehung ( $r = .02$ ), zwischen „Assimilation“ und „Segregation“ eine schwache Korrelation ( $r = .08$ ).

der deutschen Kultur weniger groß betrachten und die Beibehaltung der eigenen Kultur dadurch im Wesentlichen die Anpassung an die deutsche Kultur bedeutet. Diese Annahme wird gestützt durch den Befund, dass im Hinblick auf die Form der „Assimilation“ als Aufgabe der eigenen und Annahme der deutschen Kultur überdurchschnittlich hohe Zustimmungswerte bei genau diesen beiden Gruppen zu finden sind und nur die osteuropäischen Jugendlichen noch höhere Werte aufweisen. Die Aufgabe der eigenen bei gleichzeitiger Annahme der deutschen Kultur („Assimilation“) wird besonders häufig von den südamerikanischen und afrikanischen Befragten abgelehnt. Auffallend ist schließlich, dass die „Segregation“ als Fokussierung auf die eigene Kultur und Abschottung von der deutschen Kultur für die Mehrheit der Migrantengruppen keine gewünschte Form der Sozialintegration darstellt. Bis auf die ehem. jugoslawischen, arabischen/nordafrikanischen und türkischen Jugendlichen finden sich bei allen Gruppen weit unterdurchschnittliche Werte. Dennoch zeigt sich, dass immerhin 33,4 % der türkischen Jugendlichen mit der „Segregation“ einverstanden erklären, d.h. doppelt so viele wie im Durchschnitt aller Migrantengruppen. Zusätzliche Analysen können belegen, dass es innerhalb der Gruppe der türkischen Migranten keine starken Unterschiede zwischen Jugendlichen mit oder ohne kurdische Herkunft gibt; tendenziell wird die „Segregation“ und die „Assimilation“ von kurdischen Jugendlichen in etwas höherem Maße befürwortet als von Jugendlichen ohne kurdische Herkunft.

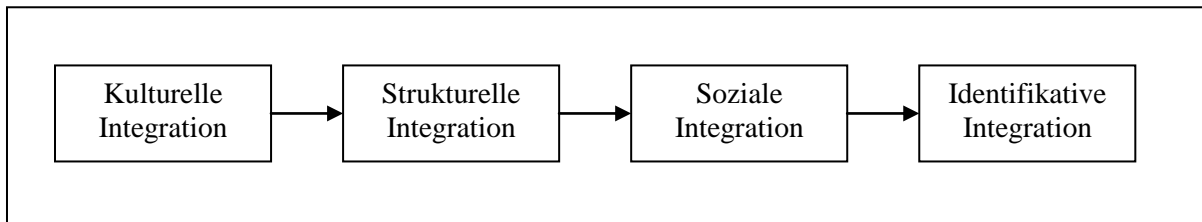
Bemühungen um eine Einstellungsänderung im Hinblick auf die Integration in die deutsche Gesellschaft erscheinen daher besonders bei Jugendlichen türkischer, arabischer/nordafrikanischer und ehem. jugoslawischer Herkunft erforderlich, zumal es sich hierbei zum Großteil um Jugendliche handelt, die in Deutschland geboren sind. Bei Differenzierung der ehem. sowjetischen Jugendlichen nach Aussiedlerstatus wird deutlich, dass Aussiedler im Hinblick auf die „Integration“ höhere Werte erreichen (71,3 %) als ehem. sowjetische Jugendliche, die keine Aussiedler sind (61,9 %). Tendenziell stimmen sie aber auch etwas häufiger der „Segregation“ zu (14,8 bzw. 12,0 %, „Assimilation“: 12,1 bzw. 12,8 %). Die Jugendlichen einer nichtdeutschen Herkunft, die in den ostdeutschen Befragungsgebieten leben, unterscheiden sich von der Gesamtheit der westdeutschen nichtdeutschen Jugendlichen nur unwesentlich: Die Integration wird am häufigsten befürwortet (67,3 %), die Assimilation (11,1 %) und Segregation (16,7 %) dagegen eher abgelehnt. An dieser Stelle ist aber noch einmal daran zu erinnern, dass die Ergebnisse für nichtdeutsche Jugendliche aus Ostdeutschland besonders zurückhaltend zu interpretieren sind, weil in Sachsen keine Fragen zur Integration gestellt wurden und die Ergebnisse damit nur auf Befragungen aus vier ostdeutschen Ländern beruhen.

Diese Einstellungen zu verschiedenen Formen der Sozialintegration stellen einen ersten Hinweis auf die Integrationsbereitschaft der jugendlichen Migranten dar. Inwieweit die Akteure in verschiedenen Lebensbereichen tatsächlich in die deutsche bzw. in die Herkunftsgesellschaft eingebunden sind, kann nach Esser (2000) anhand von vier verschiedenen Integrationsdimensionen gemessen werden. Die Integration der Akteure in die jeweiligen sozialen Systeme kann in Form des Erwerbs von Sprachkenntnissen (Kulturation bzw. *kulturelle Integration*), der Partizipation im Bildungssystem (Platzierung bzw. *strukturelle Integration*), der Aufnahme von interethnischen Freundschaftsbeziehungen (Interaktion bzw. *soziale Integration*) und der emotionalen Identifikation (Identifikation bzw. *identifikative Integration*) erfolgen (Esser 2000, S. 271ff; Esser 2001, S. 8). Die verschiedenen Integrationsbereiche sind dabei nicht unabhängig voneinander (vgl. Esser 1980). Vielmehr ist von einer zeitlichen Abfol-



ge dieser vier Formen der Integration auszugehen, wie sie in Abbildung 3.3 wiedergegeben ist.<sup>34</sup>

**Abbildung 3.3: Kausalstruktur der Integration in Anlehnung an Esser (1980, S. 231)**



Laut dieser Abfolge kann die Integration ins Bildungssystem bspw. erst unter der Voraussetzung der Existenz gewisser sprachlicher Fähigkeiten gelingen. Sprachkenntnisse wie auch der Zugang zu (höherer) Bildung erleichtern wiederum Kontakt zu einheimischen Deutschen und darüber schließlich auch die gefühlsmäßige Verbundenheit mit der Mehrheitsgesellschaft. Weiterhin ist anzunehmen, dass sich die beschriebenen Prozesse wechselseitig verstärken und nicht nur in eine Richtung wirken. So wird bspw. die strukturelle Einbindung ins Bildungssystem und das Vorhandensein interethnischer Freundschaftsbeziehungen die Sprachkenntnisse einer Person fördern. Im Folgenden wollen wir die vier Bereiche der Integration differenziert für verschiedene Migrantengruppen betrachten.

### 3.3.1. Kulturelle Integration

Mit Kulturation bzw. kultureller Integration bezieht sich Esser auf das „für ein sinnhaftes, verständiges und erfolgreiches Agieren und Interagieren nötige Wissen [...] und [das Vorhandensein bestimmter; d.A.] Kompetenzen“ (Esser 2000, S. 272). Es handelt sich dabei um einen Prozess der kognitiven Sozialisation, in dem die „wichtigsten Regeln für typische Situationen und die Beherrschung der dafür nötigen (kulturellen) Fertigkeiten, insbesondere sprachlicher Art“ erlernt werden (Esser 2001, S. 8). In dieses Wissen und diese Kompetenzen müssen Akteure investieren, um für andere Akteure z.B. im Rahmen von Interaktionen und Transaktionen interessant zu sein und um bestimmte gesellschaftliche Positionen erreichen zu können. Ein zentraler Indikator für die kulturelle Integration sind nach Esser die sprachlichen Kompetenzen eines Migranten, die als „Schlüssel zu allen weiteren Prozessen der Sozialintegration in das Aufnahmeland“ angesehen werden (Esser 2001, S. 26). Im Fragebogen wurde die sprachliche Integration der Jugendlichen in Bezug auf verschiedene Bereiche abgefragt: Die Migranten sollten angeben, welche Sprache sie überwiegend in dem jeweiligen Bereich verwenden. In Tabelle 3.3 ist der Anteil an Jugendlichen dargestellt, die meistens deutsch bzw. deutsch und eine andere Sprache verwenden.<sup>35</sup>

<sup>34</sup> Diese vier Dimensionen der Inklusion können jeweils auch als Assimilation bezeichnet werden. Im Rahmen des vorliegenden Beitrages liegt der Fokus jedoch auf der Inklusion in die Mehrheitsgesellschaft, die unabhängig von der Inklusion in die Herkunftsgesellschaft betrachtet wird. Inwieweit neben der Inklusion in die Mehrheitsgesellschaft gleichzeitig eine Abwendung bzw. Orientierung an der Herkunftsgesellschaft erfolgt, ist also unerheblich.

<sup>35</sup> Einige Jugendliche haben im Fragebogen mehr als eine Sprache angegeben. Wenn neben einer anderen Sprache gleichzeitig auch deutsch angegeben wurde, wurden die Jugendlichen als deutsch sprechend eingestuft.

**Tabelle 3.3: Sprachperformanz (Sprache „deutsch“ bzw. „deutsch und andere“) der Jugendlichen mit Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten; nur Befragte, die Fragebogenmodul zur Integration ausgefüllt haben)**

	Eltern untereinander	mit Eltern	mit Freunden	Fernsehen Familie	Fernsehen Befragte	Zeitschriften, Zeitungen, Bücher
<b>West</b>						
Türkei	<u>16,8</u>	<u>37,1</u>	<u>82,6</u>	<u>34,9</u>	<u>73,5</u>	<u>88,4</u>
ehem. SU	21,8	51,2	85,4	56,9	92,4	95,0
Polen	44,9	66,6	96,6	85,5	95,1	96,4
ehem. Jugosl./Alban.	36,4	46,8	93,3	74,5	93,6	93,6
Italien	60,7	68,1	97,4	67,7	86,0	95,0
Arabien/Nordafrika	36,8	48,9	97,1	67,0	94,5	97,8
Nord-/Westeuropa	<b>82,7</b>	86,3	97,7	92,6	93,6	93,6
Südeuropa	55,6	60,2	91,9	75,7	91,2	93,9
Asien	45,3	50,6	98,5	74,6	97,2	<b>98,9</b>
Osteuropa	72,6	83,3	98,4	<b>95,6</b>	99,0	97,4
Nordamerika	78,0	<b>87,7</b>	94,9	94,2	90,4	85,1
Südamerika	78,5	78,1	<b>98,9</b>	94,7	<b>100,0</b>	97,9
Afrika	61,9	77,0	97,7	95,0	96,5	96,6
Nichtdeutsch gesamt	35,8	55,3	90,2	64,5	88,4	93,2
<b>Ost</b>						
nichtdeutsch	53,1	54,1	87,9	74,4	86,1	90,8

unterstrichen = niedrigster Wert, **fett** = höchster Wert

In Tabelle 3.3 ist zunächst zu erkennen, dass es zwischen der Eltern- und der Kindergeneration auffallende Differenzen in der Nutzung der deutschen Sprache derart zu geben scheint, dass die Jugendlichen häufiger die deutsche Sprache benutzen als ihre Eltern. Der Befund einer besseren sprachlichen Integration der Jugend- gegenüber der Elterngeneration wurde bereits in anderen Studien für verschiedene Bereiche der Integration festgestellt (vgl. Esser 1990, Nauck et al. 1997, Wimmer 2002). Die Eltern der westdeutschen Stichprobe der nicht-deutschen Jugendlichen unterhalten sich nur zu 35,8 % deutsch untereinander; mit ihren Kindern reden sie zu 55,3 % deutsch. Die Jugendlichen selbst tauschen sich mit ihren Freunden aber zu 90,2 % in deutscher Sprache aus. Inwieweit auch der Medienkonsum auf deutsch erfolgt, hängt wiederum davon ab, ob die Eltern mit fern sehen. Wird in der Familie (d.h. auch mit den Eltern) fern gesehen, geschieht dies zu fast zwei Drittel auf deutsch (65,5 %); ist der Befragte hingegen allein, geschieht dies in 88,4 % aller Fälle. Gelesen wird ebenfalls recht häufig in der Sprache der Mehrheitsgesellschaft. Nur jeder 14. Jugendliche berichtet, dies überwiegend in einer anderen Sprache zu tun (6,8 %). Dieses Muster ist in allen Migrantengruppen zu beobachten, allerdings auf jeweils sehr unterschiedlichem Niveau. Bemerkenswert ist vor allem die vergleichsweise schlechte sprachliche Integration der türkischen Jugendlichen, die in allen hier betrachteten Bereichen seltener deutsch sprechen als der durchschnittliche Migrant. Türkische Jugendliche kurdischer und nicht-kurdischer Herkunft unterscheiden sich diesbezüglich kaum voneinander. Auch die ehem. sowjetischen Jugendlichen weisen Defizite in der sprachlichen Integration auf; nur der Fernsehkonsum und die Lektüre von Büchern/Zeitschriften/Zeitungen erfolgen überdurchschnittlich häufig auf deutsch. Die meisten anderen Migrantengruppen wie auch die in Ostdeutschland lebenden nichtdeutschen Jugendlichen weichen nur geringfügig vom Gesamtdurchschnitt ab. Besonders gut fällt die sprachliche Integration der nord-/west- und osteuropäischen sowie der nord- und südamerikanischen Jugendlichen aus.

### 3.3.2. Strukturelle Integration

Die kulturelle Integration stellt nach Esser eine wesentliche Voraussetzung für die strukturelle Integration dar, die auch „Platzierung“ genannt wird. Mit Platzierung wird „die Besetzung einer bestimmten gesellschaftlichen Position durch einen Akteur“ bezeichnet (Esser 2000, S. 272). Platzierung im gesellschaftlichen System kann dabei zum einen durch die Verleihung bestimmter Rechte wie der deutschen Staatsbürgerschaft oder aber durch die Übernahme beruflicher und anderer Positionen erfolgen, die wiederum vom Durchlaufen einer Bildungskarriere abhängen (Esser 2000, S. 272).

Inwieweit die Jugendlichen über die deutsche Staatsbürgerschaft in die bundesdeutsche Gesellschaft integriert sind, wurde bereits in Tabelle 3.1 gezeigt. Zieht man die Verfügbarkeit des deutschen Passes als Kriterium für die strukturelle Integration heran, müssen türkische und ehem. jugoslawische Migranten als am schlechtesten integriert gelten, während die polnischen Jugendlichen und die Jugendlichen aus der ehem. SU sehr gut integriert sind. Die Ausgangsbedingungen dieser Gruppen sind jedoch nicht vergleichbar, da die Jugendlichen aus der ehemaligen Sowjetunion und aus Polen durch ihren größtenteils vorliegenden Aussiedlerstatus automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten.

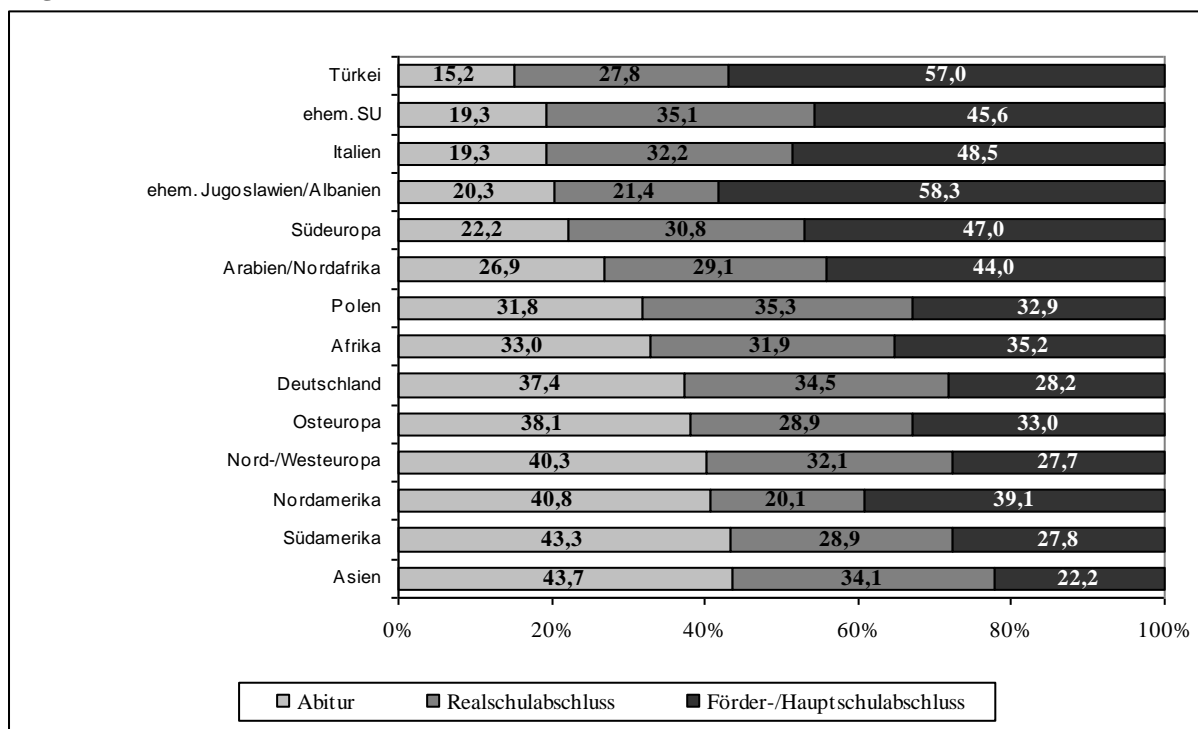
Als Indikator für die strukturelle Integration der Migranten soll deshalb zusätzlich der angestrebte Bildungsabschluss herangezogen werden, der über die aktuell besuchte Schulform bzw. bei Gesamtschulen und integrierten Haupt- und Realschulen über den angestrebten Schulabschluss erfasst wurde (Abbildung 3.4).<sup>36</sup>

Eine besonders hohe Bildungsintegration, die sogar die der deutschen Jugendlichen übertrifft, lässt sich bei den asiatischen Jugendlichen feststellen. Mehr als zwei von fünf Jugendlichen streben ein Abitur an (43,7 %), ein Drittel einen Realschulabschluss (34,1 %) und nur etwas mehr als jeder Fünfte einen Hauptschulabschluss (22,2 %). Eine sehr gute Bildungsintegration findet sich zudem bei den Jugendlichen mit süd- und nordamerikanischer bzw. nord-/west- und osteuropäischer Herkunft. Als strukturell gering integriert müssen dagegen die ehem. jugoslawischen und türkischen Jugendlichen gelten, von denen mehr als die Hälfte einen Hauptschulabschluss erhalten wird. Nur etwa jeder fünfte ehem. jugoslawische, italienische und ehem. sowjetische Jugendliche wird ein Abitur ablegen, bei den türkischen Befragten ist es sogar nur jeder sechste. Die defizitäre Integration der türkischen Jugendlichen setzt sich damit im Bereich des Bildungssystems fort. Vor dem Hintergrund der Überlegungen von Esser, wonach sprachliche Kompetenzen eine Schlüsselrolle beim Zugang zu bestimmten gesellschaftlichen Positionen spielen, erscheint dieser Befund nicht überraschend. Die kurdischen Jugendlichen türkischer Herkunft sind dabei noch schlechter in das Bildungssystem integriert als die nicht-kurdischen Türken: Einen Hauptschulabschluss streben 65,0 % der Kurden und 52,4 % der Jugendlichen ohne kurdische Herkunft an (Abitur: 10,7 vs. 16,7 %). Mit Blick auf die Bildungsintegration in Ostdeutschland fällt auf, dass die Migranten sich kaum von den deutschen Jugendlichen unterscheiden. Zwar ist der Anteil der nichtdeutschen Jugendlichen, die einen Hauptschulabschluss anstreben, etwa 1,5mal so hoch wie der Anteil der deutschen Befragten (14,7 bzw. 22,0 %). Eine allgemeine Hochschulreife streben dagegen mehr nicht-deutsche als deutsche Schüler an (deutsch: 34,9 bzw. nichtdeutsch: 39,0 %).

---

<sup>36</sup> Die Zahlen weichen teilweise von den im ersten Forschungsbericht berichteten ab, weil nur solche Jugendliche einbezogen werden, die das entsprechende Fragebogenmodul zur Integration beantwortet haben.

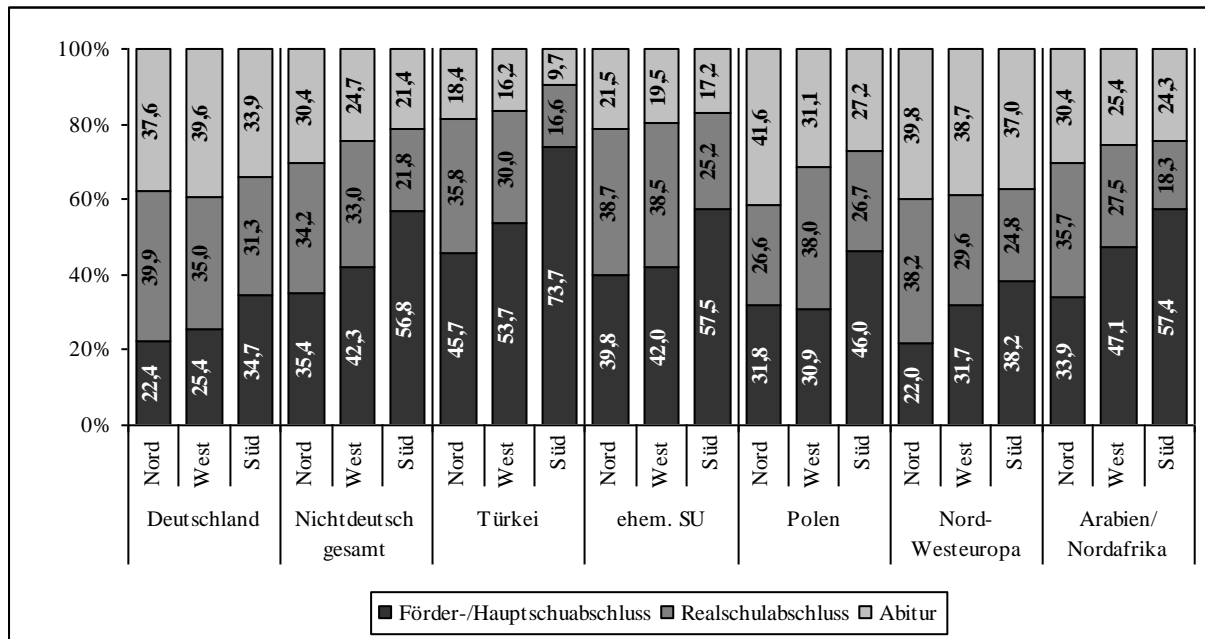
**Abbildung 3.4: Angestrebter Schulabschluss der Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten, nur Westdeutschland)**



Bemerkenswert hinsichtlich der Bildungsintegration ist ein Nord-Süd-Gefälle.<sup>37</sup> Abbildung 3.5 belegt, dass deutsche Jugendliche zu einem vergleichbaren Anteil im Norden wie auch im Süden ein Abitur anstreben; allerdings ist der Anteil an deutschen Jugendlichen im Süden höher, die einen Hauptschulabschluss ablegen werden. Betrachten wir die nichtdeutschen Befragten, so zeigt sich, dass im Süden nur 21,4 % ein Abitur ablegen werden – im Norden sind es mit 30,4 % ein Drittel mehr. Zugleich werden über die Hälfte der Nichtdeutschen im Süden nur einen Hauptschulabschluss erreichen (56,8 %), im Norden gilt dies lediglich für ein Drittel der Migranten (35,4 %). Diese Zusammenhänge finden sich bei allen Migrantengruppen; in Abbildung 3.5 sind dabei nur jene Gruppen mit mindestens 100 Befragten pro Gebietskategorie dargestellt. Für nord- bzw. westeuropäische Jugendliche ergibt sich ein den deutschen vergleichbares Bild: Während die Abiturientenquoten im Norden und Süden ähnlich hoch ausfallen, ist vor allem der Anteil an Förder- und Hauptschülern im Süden erhöht. Eine besonders niedrige Abiturientenquote ist für türkische Jugendliche in Süddeutschland zu berichten: Nur 9,7 % dieser Gruppe werden hier ein Abitur ablegen, im Norden sind es mit 18,4 % fast doppelt so viele.

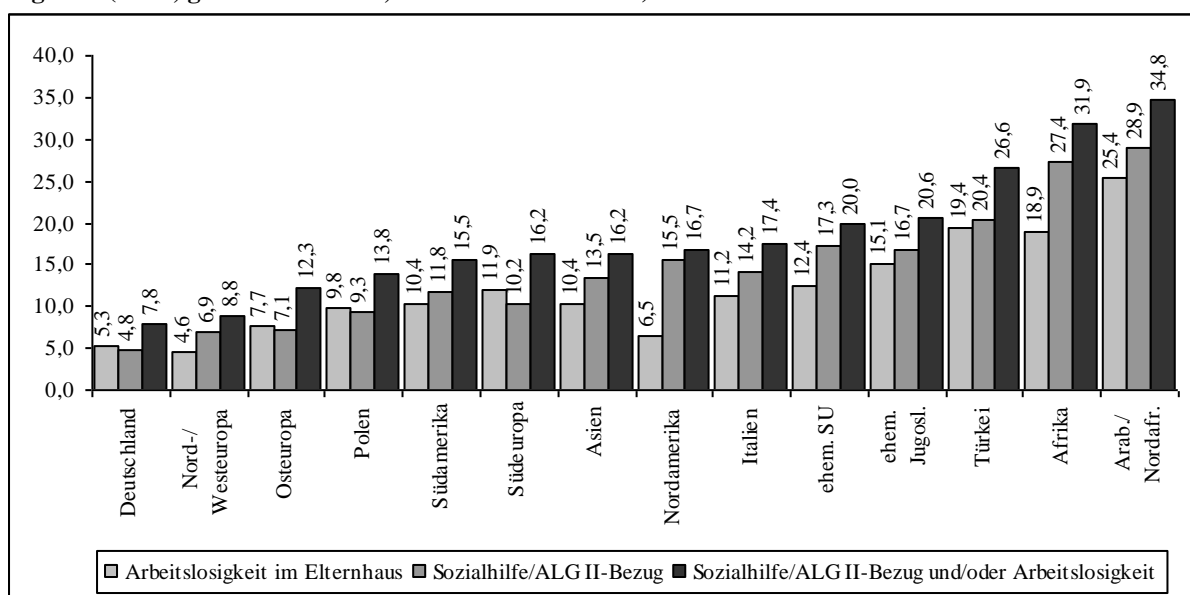
<sup>37</sup> In die Auswertung gingen alle westdeutschen Befragten mit Migrationshintergrund ein und nicht nur jene Befragte, die den Fragebogen zum Thema Integration ausgefüllt haben, damit ausreichend Fälle für die nach ethnischen Gruppen differenzierten Analysen zur Verfügung stehen.

**Abbildung 3.5: Angestrebter Schulabschluss der Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund nach Gebietskategorie (in %; gewichtete Daten, nur Westdeutschland)**



Ein weiterer Indikator, der zur Beurteilung der gesellschaftlichen Stellung herangezogen werden kann, stellt die Abhängigkeit von staatlichen Leistungen dar. Allerdings handelt es sich eher um einen Indikator der Integration der Eltern als der Jugendlichen selbst, die noch keinen eigenen beruflich-materiellen Status haben. Im Fragebogen wurden die Jugendlichen gebeten anzugeben, ob ihre Eltern derzeit Arbeitslosengeld beziehen oder Sozialhilfe/Arbeitslosengeld II erhalten. Abbildung 3.6 informiert über die Verteilung nach Herkunftsland, wobei die Arbeitslosigkeit der Eltern, der Bezug von Sozialhilfe/ Arbeitslosengeld II und das Vorliegen mindestens eines dieser beiden Faktoren dargestellt wird.

**Abbildung 3.6: Abhängigkeit von staatlichen Leistungen der Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten; nur Westdeutschland)**



Mit Blick auf den zusammengefassten Index (Sozialhilfe/Arbeitslosengeld II und/oder Arbeitslosigkeit) zeigt sich, dass die Spannweite von 7,8 bis 34,8 % reicht. Das Risiko einer Ab-

hängigkeit von staatlichen Leistungen ist in der Gruppe der arabischen/nordafrikanischen Jugendlichen mehr als viermal so hoch wie in der Gruppe der deutschen Jugendlichen. Als stark benachteiligt müssen zudem die türkischen und afrikanischen Jugendlichen gelten, von denen mindestens jeder vierte vom Bezug sozialstaatlicher Transferleistungen betroffen ist. Erneut sind es dabei in der Gruppe der türkischen Jugendlichen die Kurden, die sich häufiger in einer benachteiligten Situation befinden, als die Befragten ohne kurdische Herkunft (39,4 vs. 24,2 %). Dieser Unterschied zwischen Kurden und Nicht-Kurden fällt noch deutlicher bei den arabischen/nordafrikanischen Befragten aus (57,8 vs. 31,1 %). Eine ähnlich privilegierte Lage wie die deutschen Jugendlichen weisen am ehesten die Familien der nord- und westeuropäischen Jugendlichen auf. Alle übrigen Migrantengruppen sind mindestens 1,5mal so häufig von staatlichen Leistungen abhängig wie die Vergleichsgruppe der deutschen Jugendlichen. Auffallend ist zudem die Situation der nordamerikanischen Jugendlichen, deren Eltern seltener von Arbeitslosigkeit betroffen sind, dafür aber mehr als doppelt so häufig Sozialhilfe bzw. Arbeitslosengeld II beziehen. In den ostdeutschen Befragungsgebieten ergeben sich ebenfalls enorme Unterschiede zwischen deutschen und nichtdeutschen Befragten, insofern der Anteil an Empfängern von Sozialhilfe bzw. Arbeitslosengeld II unter den Nichtdeutschen doppelt so hoch ist wie unter den Deutschen (42,5 vs. 19,5 %). Von Arbeitslosigkeit betroffen sind 16,6 % der Eltern der deutschen Befragten und 28,1 % der Eltern der nichtdeutschen Befragten.

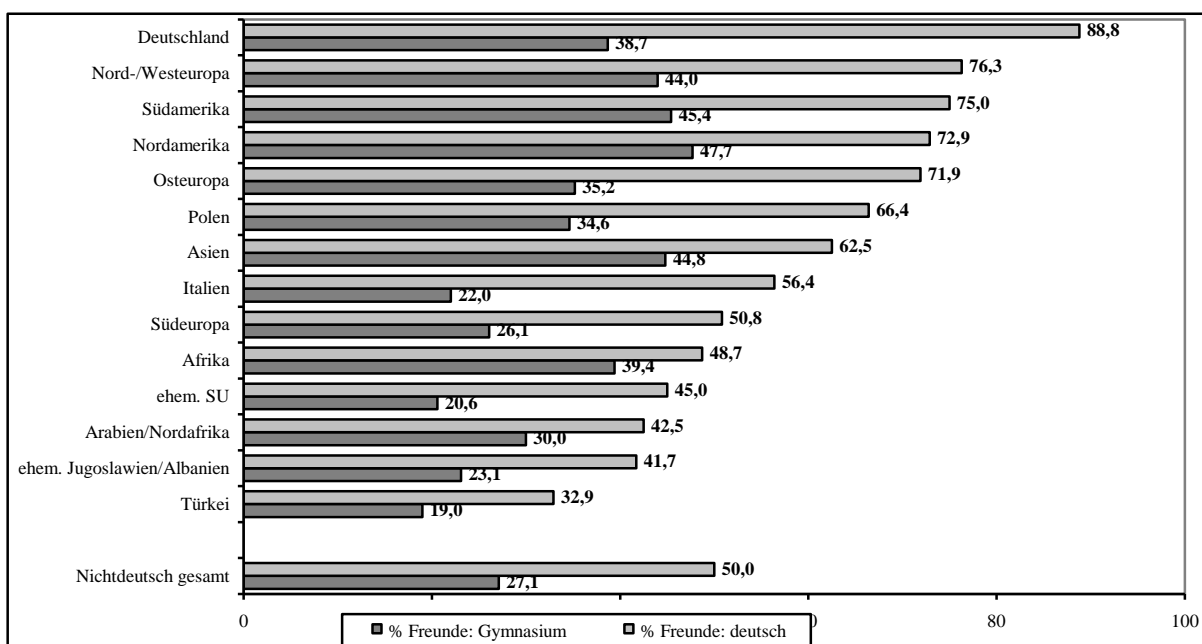
### 3.3.3. Soziale Integration

Die dritte Form der Integration, die wiederum eng mit der Kulturation und Platzierung verknüpft ist, wird von Esser als „Interaktion“ bezeichnet und bezieht sich auf Relationen, d.h. soziale Beziehungen, die Akteure miteinander eingehen und in denen sie sich wechselseitig über Wissen und Symbole aneinander orientieren ( Esser 2000, S. 273; Esser 2001, S. 10ff). Diese sozialen Verbindungen können in Form von Nachbarschafts- oder Freundschafts- oder auch ehelichen Beziehungen Gestalt annehmen. In jedem Fall erhöhen interethnische Beziehungen über den Erwerb kulturellen und sozialen Kapitals die Chancen auf den Erwerb kultureller Fähigkeiten und das Erreichen bestimmter gesellschaftlicher Positionen (Esser 2000, S. 274). Lebenszeitlich früh mit anderen einheimischen Deutschen in Kontakt zu kommen, erleichtert den Erwerb der deutschen Sprache, dieses wiederum erhöht die Chancen für den Besuch einer höheren Schulform. Beides wiederum führt zu vermehrten Gelegenheiten, auf andere Deutsche zu treffen und mit diesen in Kontakt zu kommen, wodurch letztlich die sprachlichen Fertigkeiten eines Akteurs weiter verbessert werden usw.

Im Fragebogen wurden interethnische Freundschaftsbeziehungen der Jugendlichen deutscher wie nichtdeutscher Herkunft über ego-zentrierte Netzwerke erfasst. Für maximal fünf beste Freunde sollten die Jugendlichen das Herkunftsland angeben („Woher stammt die Person?“). Darüber hinaus wurde erfragt, welchen Schulabschluss die Person hat bzw. voraussichtlich erwerben wird. Der Abbildung 3.7 können differenziert nach Herkunftsland der Befragten die durchschnittlichen Anteile an Deutschen bzw. Gymnasiasten in einem Netzwerk entnommen werden. Legt man den in der Stichprobe für die westdeutschen Befragungsgebiete errechneten Anteil an deutschen Jugendlichen von 70,6 % zugrunde, so wird zunächst deutlich, dass die Netzwerke der deutschen Jugendlichen zu einem wesentlich größeren Teil aus deutschen Jugendlichen bestehen als es der Stichprobenanteil erwarten ließe. Allerdings ist dieser Vergleichswert nur eingeschränkt gültig, da davon auszugehen ist, dass es regional beträchtliche

Unterschiede im Anteil an Deutschen bzw. Migranten gibt und die Chance, auf einen Deutschen zu treffen, gebietsspezifisch variiert. Im Rahmen einer Schülerbefragung aus dem Jahr 2006 in Hannover konnte jedoch für eine kleinräumigere Ebene gezeigt werden, dass deutsche Jugendliche auch hier überproportional viele deutsche Freunde in ihrem Netzwerk haben (vgl. Rabold/Baier 2008; Rabold et al. 2008). Diese Überrepräsentation der deutschen Jugendlichen könnte als Ausdruck einer gewissen sozialen Distanz der deutschen Jugendlichen, also dem Wunsch, sich als Eigengruppe von einer bestimmten Fremdgruppe (den Migranten) abzugrenzen, interpretiert werden (vgl. Steinbach 2004). Unterstützung findet diese Annahme in einer gesonderten Analyse zur Befürwortung verschiedener Gruppen als Nachbar bei deutschen Jugendlichen (vgl. Baier et al. 2009, S. 114). Dabei zeigte sich, dass Türken und Aussiedler (also die größten Migrantengruppen in Deutschland) von den deutschen Jugendlichen am stärksten als Nachbar abgelehnt werden; eine deutsche Person als Nachbar wird hingegen am meisten favorisiert. Übereinstimmend damit berichtet auch Steinbach (2004, S. 121ff.) von einer gegenüber türkischen Personen besonders ausgeprägten sozialen Distanz der einheimischen Deutschen.

**Abbildung 3.7: Anteil an Gymnasiasten bzw. deutschen Freunden im Netzwerk der Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten, nur Westdeutschland)**



Einen weit unterdurchschnittlichen Anteil an deutschen Freunden weisen die türkischen Jugendlichen auf, deren Netzwerke nicht einmal halb so viele deutsche Freunde beinhalten wie der Stichprobenanteil erwarten lassen würde. Ähnlich verhält es sich bei den ehem. jugoslawischen, arabischen/nordafrikanischen, ehem. sowjetischen und afrikanischen Jugendlichen: In den Netzwerken dieser Migrantengruppen befinden sich weniger als 50 % deutsche Freunde. Differenziert man bei türkischen und arabischen/nordafrikanischen Jugendlichen erneut zwischen solchen mit bzw. ohne kurdische Herkunft, findet sich eine geringere soziale Integration bei den Jugendlichen mit kurdischer Herkunft (Kurde vs. Nichtkurde türkisch: 27,5 vs. 33,6 % deutsche Freunde; Kurde vs. Nichtkurde arabisch/nordafrikanisch: 45,3 vs. 21,7 % deutsche Freunde). Bei den ehem. sowjetischen und den polnischen Jugendlichen ist die soziale Integration der Aussiedler schlechter als die der Nicht-Aussiedler, wobei die Unterschiede bei den ehem. sowjetischen Befragten stärker ausgeprägt sind (41,0 vs. 51,2 % deutsche

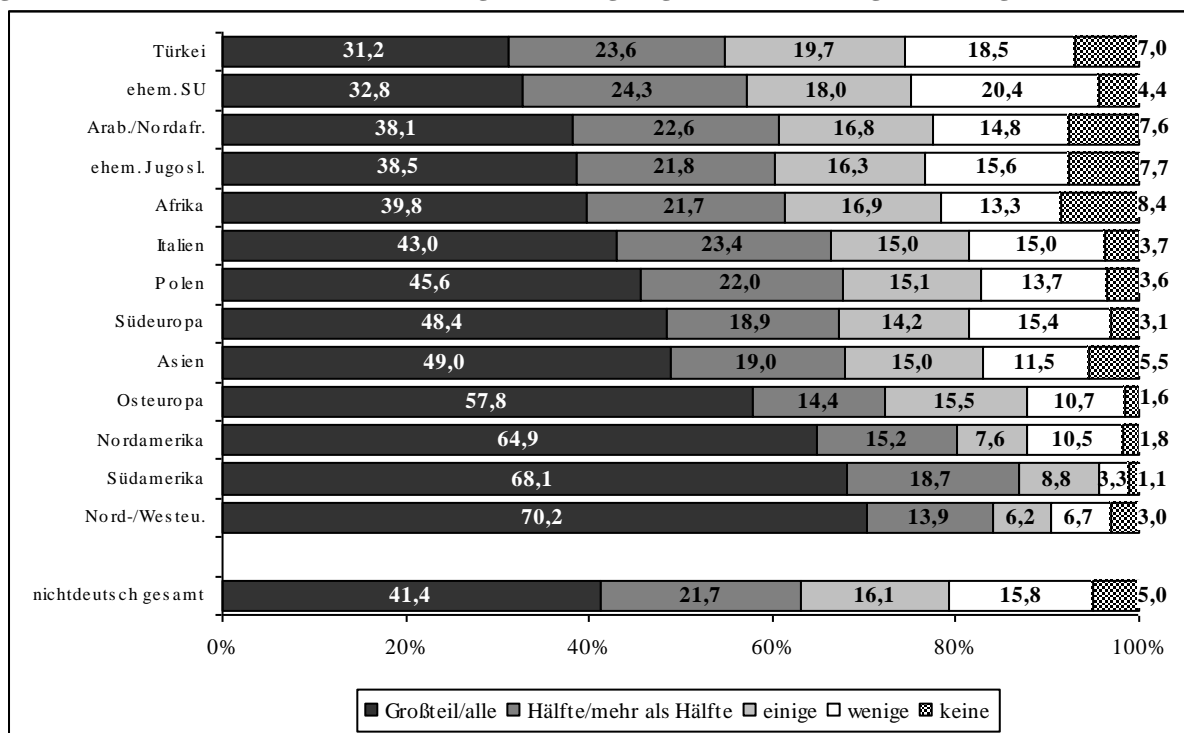
Freunde) als bei den polnischen Schülern (65,0 vs. 68,7 % deutsche Freunde). In Ostdeutschland sind diese Unterschiede zwischen deutschen und nichtdeutschen Schülern ebenfalls zu beobachten. Hier haben 90,6 % der Jugendlichen eine deutsche Herkunft; in den Netzwerken der einheimischen Deutschen finden sich aber zu 95,0 % deutsche Freunde, bei den nichtdeutschen Befragten sind es nur 67,5 %. Es ist zu vermuten, dass die geringe soziale Integration bestimmter Gruppen von nichtdeutschen Jugendlichen nicht nur Ausdruck einer Präferenz für homophile Freundschaften ist, sondern auch Folge der ethnischen Segregation von Nachbarschaften oder Schulen ist und damit einem Mangel an Kontaktmöglichkeiten geschuldet ist. Hinzu kommt der Wunsch nach sozialer Distanz von einheimischen Deutschen gegenüber bestimmten Migrantengruppen, der dazu führen kann, dass Freundschaftsangebote von Nichtdeutschen eher abgelehnt werden. Neben den Gelegenheitsstrukturen und dem Ausmaß sozialer Distanz der Mehrheitsgesellschaft spielen nach Esser (1990) auch die normativen Erwartungen der eigenen ethnischen Gruppe (z.B. Endogamienormen) eine wichtige Rolle für die Entstehung von interethnischen Freundschaften. Die für den Aufbau interethnischer Freundschaftsbeziehungen ebenfalls notwendigen individuellen Interaktionsfertigkeiten in Form von Sprachkenntnissen dürften für die befragten Jugendlichen eher von untergeordneter Bedeutung sein, da deren Sprachfähigkeiten insgesamt eher gut ausfallen (s.o.). Inwieweit die z.T. unzureichende soziale Vernetzung einiger Migrantengruppen folgenreich für deren Einstellungen und Verhaltensweisen und insbesondere für die Erklärung ethnischer Unterschiede im Gewaltverhalten sein kann, ist bislang empirisch kaum untersucht worden (vgl. hierzu Ribold/Baier 2008).

Ein weiteres in Abbildung 3.7 dargestelltes Merkmal ist der Anteil an Gymnasiasten in den Netzwerken der befragten Jugendlichen, der nicht nur Ausdruck sozialer, sondern auch struktureller Integration ist. Mit dem Besuch höherer Schulformen geht ein häufigerer Kontakt zu höher gebildeten Jugendlichen einher, mit denen dann Freundschaften geschlossen werden können. Da deutsche Jugendliche häufiger an höheren Schulformen zu finden sind, erhöht sich mit dem Anteil an höher gebildeten Jugendlichen auch der Anteil an deutschen Freunden im Netzwerk. Vor dem Hintergrund der Verteilung der Migranten über die verschiedenen Schulformen erscheint es kaum überraschend, dass besonders die nord-/ westeuropäischen, osteuropäischen, süd- und nordamerikanischen und asiatischen Befragten viele Freundschaften zu Gymnasiasten pflegen. Genau diese Migrantengruppen weisen auch die höchsten Gymnasiastenteile auf. Entsprechend sind niedrige Anteile an höher gebildeten Freunden bei den türkischen, ehem. sowjetischen, italienischen und ehem. jugoslawischen Jugendlichen festzustellen. In Ostdeutschland findet die bessere Bildungsintegration der Nichtdeutschen ihre Entsprechung in den Netzwerken der Migranten, die höhere Anteile an Freundschaften zu höher Gebildeten aufweisen als die Deutschen selbst (38,7 vs. 35,0 %).

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass für den Aufbau von interethnischen Freundschaften wie auch von Freundschaften zu höher gebildeten Jugendlichen lokale Gegebenheiten neben anderen Faktoren von hoher Relevanz sind. Wenn Stadtteile ethnisch segregiert sind bzw. wenn gleiches auf Schulen zutrifft, dann ist es unwahrscheinlich, dass jugendliche Migranten Freundschaften zu einheimischen Deutschen aufbauen können. Insofern ist es entscheidend, auch die nachbarschaftlichen Gelegenheitsstrukturen in den Analysefokus zu nehmen. Wir haben dies getan indem wir die Migranten gefragt haben, wie viele Personen in ihrer Nachbarschaft einheimische Deutsche sind. In Abbildung 3.8 sind die Ergebnisse dieser Einschätzungen festgehalten.



**Abbildung 3.8: Anteil an deutschen Personen in der Nachbarschaft nach Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zur Integration ausgefüllt haben)**



Für etwa zwei Drittel der befragten nichtdeutschen Jugendlichen in Westdeutschland lässt sich eine gute nachbarschaftliche Situation festhalten, insofern sich die Nachbarschaften zu mindestens der Hälfte aus einheimischen Deutschen zusammen setzen (41,7 % + 21,7 %). Eine eher schlechte Ausgangslage ist für etwa ein Drittel der Migranten zu konstatieren, die keine bis einige deutsche Personen in der Nachbarschaft haben. Insgesamt fünf Prozent der Befragten leben nach eigenen Angaben in besonders segregierten Nachbarschaften, in denen es keine deutsche Person gibt. Von solcherart Segregation sind vor allem die türkischen, arabischen/nordafrikanischen, ehem. jugoslawischen, afrikanischen und ehem. sowjetischen Jugendlichen betroffen, die überdurchschnittlich häufig in Nachbarschaften leben, die nur von wenigen bis gar keinen Deutschen bewohnt werden. Weniger als zwei von fünf dieser Jugendlichen haben ihre Wohnung in einer Nachbarschaft mit sehr vielen Deutschen. Sehr gut integriert sind dagegen die osteuropäischen, nord- und südamerikanischen und nord-/westeuropäischen Neuntklässler. Mehr als die Hälfte dieser Jugendlichen findet überwiegend einheimische Deutsche in der Wohnumgebung; nur sehr selten leben sie dagegen in Nachbarschaften, in denen es keine Deutschen gibt.<sup>38</sup> Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass mit zunehmendem Anteil an Deutschen in einer Nachbarschaft die Chancen interethnischer Kontakte erhöht werden (vgl. Esser 1986, Farwick 2009), kann daher nicht überraschen, dass interethnische Freundschaftsbeziehungen zu deutschen Jugendlichen bei den letztgenannten Migrantengruppen häufiger zu finden sind. Empirisch wird dieser Zusammenhang zwischen den Gelegenheitsstrukturen und den interethnischen Freundschaftsbeziehungen in unseren Daten bestätigt: In Nachbarschaften ohne deutsche Personen haben durchschnittlich 34,9 % der Freunde der

<sup>38</sup> Für die ostdeutsche Stichprobe zeigt sich, dass 66,0 % der nichtdeutschen Jugendlichen in Nachbarschaften leben, in denen der Großteil oder alle Nachbarn deutscher Herkunft sind. Nur 22,6 % aller Migranten wohnen in Nachbarschaften, in denen keine bis einige Anwohner deutsch sind.

jugendlichen Migranten eine deutsche Herkunft, in Nachbarschaften mit einem Großteil an deutschen Nachbarn finden sich in den Netzwerken zu 64,3 % deutsche Freunde.

**Tabelle 3.4: Mitgliedschaft in Vereinen und Organisationen nach Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten)**

	mind. 1 Verein	Jungen	Mädchen
<b>West</b>			
Deutschland	<b>77,8</b>	78,1	<b>77,5</b>
Türkei	61,2	73,4	<u>49,0</u>
ehem. SU	<u>55,6</u>	<u>57,5</u>	54,2
Polen	64,9	66,5	63,7
ehem. Jugosl./Alban.	58,1	65,8	50,8
Italien	65,7	73,4	59,0
Arabien/Nordafrika	61,7	74,4	50,8
Nord-/Westeuropa	74,8	75,1	74,1
Südeuropa	70,0	71,3	68,3
Asien	68,3	69,4	67,1
Osteuropa	70,2	72,2	67,4
Nordamerika	68,0	67,0	69,6
Südamerika	77,7	77,8	77,6
Afrika	73,6	<b>84,6</b>	65,3
Nichtdeutsch gesamt	63,0	68,5	57,8
<b>Ost</b>			
deutsch	64,2	66,8	61,7
nichtdeutsch	62,7	65,8	61,5

unterstrichen = niedrigster Wert, **fett** = höchster Wert

Ein letzter Indikator der sozialen Integration, den wir im Fragebogen erfasst haben, ist die Mitgliedschaft in Vereinen und Organisationen. Die Jugendlichen sollten hier angeben, ob sie Mitglied in der Freiwilligen Feuerwehr, in einer Jugend-/Schülervereinigung, in einem Schützen-/Trachtenverein, in einem Musik-/Theaterverein/Chor, in einer Tanzgruppe, in einer sozialen/politischen Organisation, in einer kirchlichen oder anderen religiösen Gruppe, in einem Sport-/Turn-/Reitverein oder in einem Naturschutz-/Umweltschutz-/Tierverein sind. In mindestens einem dieser Vereine sind deutsche Jugendliche (aus den alten Bundesländern) am häufigsten Mitglied: Mehr als drei Viertel (77,8 %) berichten hiervon (Tabelle 3.4). Im Hinblick auf diesen Indikator können die südamerikanischen, nord-/westeuropäischen und afrikanischen Jugendlichen als gut integriert bezeichnet werden, da sie in vergleichbarer Häufigkeit wie die Deutschen am Vereinsleben teilhaben. Am seltensten geben die Jugendlichen aus der ehemaligen SU an, einem Verein anzugehören. In Ostdeutschland findet sich ebenfalls, dass deutsche Jugendliche häufiger Mitglied eines Vereins sind als nichtdeutsche Befragte; die Abstände sind aber gering. Neben der generellen Zugehörigkeit zu einem Verein unterscheiden sich Migranten bzw. Deutsche auch im Hinblick auf die Art der Mitgliedschaft. So sind deutsche Jugendliche häufig in Sportvereinen oder Musik- und Theatervereinen aktiv. Türkische Jugendliche sind hier vergleichsweise selten zu finden. Bis auf die Jugendlichen nordamerikanischer Herkunft berichten die Jungen häufiger von einer Vereinsmitgliedschaft als die Mädchen. Ausgeprägte Differenzen lassen sich bei den türkischen und arabischen/nordafrikanischen Jugendlichen feststellen, bei denen fast 1,5mal so viele Jungen wie Mädchen in Vereinen/Organisationen aktiv sind. Ähnlich verhält es sich auch bei afrikanischen und ehem. jugoslawischen Befragten.

### 3.3.4. Identifikative Integration

Die identifikative Integration, die die letzte Stufe der Integration darstellt, wird von Esser (2001) beschrieben als „besondere Einstellung eines Akteurs, in der er sich und das soziale Gebilde als eine Einheit sieht und mit ihm ‚identisch‘ ist“ (S. 12). Es handelt sich um „eine gedankliche und emotionale Beziehung zwischen dem einzelnen Akteur und dem sozialen System als ‚Ganzheit‘ bzw. als ‚Kollektiv‘, die bei dem einzelnen Akteur als Orientierung mit einem kollektiven Inhalt besteht, etwa als Nationalstolz oder als Wir-Gefühl zu den anderen Mitgliedern der Gesellschaft oder Gruppe“ (Esser 2001, S. 12). Zur Erfassung dieser Form der Integration wurden den Jugendlichen verschiedene Fragen vorgelegt.

Zunächst sollten sie angeben, ob sie sich selbst als deutsch, türkisch, russisch usw. wahrnehmen; daran schloss sich die Frage an, wie sie ihrer Meinung nach von anderen Jugendlichen wahrgenommen werden. Jugendliche, die sich als deutsch wahrnehmen, können als identifikativ integriert angesehen werden, da hierin das „Wir-Gefühl“ mit der Mehrheitsgesellschaft zum Ausdruck kommt.

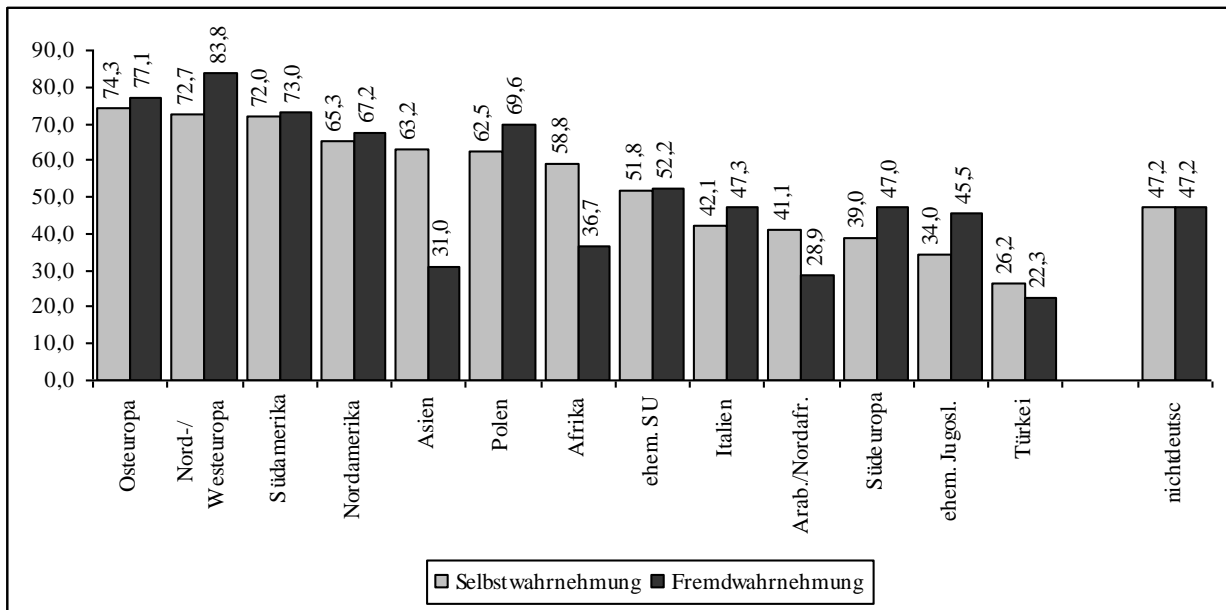
Abbildung 3.9 gibt einen Überblick über die Selbstwahrnehmung als Deutsche, wobei ergänzend auch die Wahrnehmung durch andere ausgewiesen wird. Dabei wird zunächst deutlich, dass die meisten Migrantengruppen in der Fremdwahrnehmung häufiger als Deutsche wahrgenommen werden als sie dies selbst tun. Auffallend sind die Diskrepanzen zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung bei Asiaten, Afrikanern, Arabern/Nordafrikanern und Türken: Sie nehmen sich selbst häufiger als Deutsche wahr und werden von anderen z.T. deutlich seltener als solche wahrgenommen. Das äußere Erscheinungsbild dieser Jugendlichen, das sich bspw. im Vergleich zu Nord-/Westeuropäern oder Amerikanern sehr stark von einheimischen Deutschen unterscheidet, spielt dabei sicherlich eine wesentliche Rolle.

Betrachten wir ausschließlich die Selbstwahrnehmung der Jugendlichen, sind es erneut die ost-, nord-/westeuropäischen, süd- und nordamerikanischen Schüler, die als in hohem Maße identifikativ integriert gelten können, da sich mindestens drei von fünf Jugendlichen als Deutsche wahrnehmen. Nicht einmal halb so hoch ist dieser Anteil bei den türkischen Befragten mit 26,2 %. Bei den ehem. jugoslawischen, südeuropäischen, arabischen/nordafrikanischen und italienischen Schülern fällt diese Selbstwahrnehmung nur wenig höher aus.<sup>39</sup> Vor allem bei den italienischen und türkischen Jugendlichen erscheint dieser Befund überraschend, sind diese doch zu einem sehr großen Teil in Deutschland geboren und aufgewachsen. Umso erstaunlicher ist die hohe identifikative Integration der südamerikanischen Jugendlichen, die zu einem eher geringen Teil in Deutschland geboren wurden. Unter den ehem. sowjetischen und polnischen Jugendlichen fühlen sich diejenigen ohne Aussiedlerstatus jeweils eher als Deutsche als diejenigen mit entsprechendem Status (ehem. SU: 56,4 vs. 47,2 %, polnisch: 65,7 vs. 60,7 %). Auch dieser Befund ist überraschend, da die Aussiedler formell betrachtet Deutsche sind. Für die ostdeutschen Migranten ist ein hohes Maß identikativer Integration festzustellen, insofern mehr als zwei Drittel (69,0 %) berichten, dass sie sich selbst als Deutsche wahrnehmen. Auch von anderen werden sie ähnlich häufig als Deutsche wahrgenommen (65,0 %).

---

<sup>39</sup> Die arabischen/nordafrikanischen Jugendlichen kurdischer Herkunft nehmen sich dabei seltener als Deutsche wahr als die nicht-kurdischen Jugendlichen dieser Gruppe (23,8 vs. 44,0 %); bei den türkischen Jugendlichen mit und ohne kurdische Herkunft sind die Unterschiede eher gering (24,9 vs. 25,9 %).

**Abbildung 3.9: Selbst- und Fremdwahrnehmung als Deutscher nach Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zur Integration ausgefüllt haben)**



Als weiterer Indikator für die Identifikation mit Deutschland wurde in expliziter Weise die Verbundenheit mit Deutschland erfasst. Dabei kamen die in Tabelle 3.5 dargestellten Aussagen zum Einsatz, denen die Jugendlichen von „1 – stimmt nicht“ bis „4 – stimmt genau“ zustimmen konnten. Eine Faktorenanalyse ergab eine Zwei-Faktoren-Lösung, so dass zwei getrennte Skalen gebildet wurden. Der erste Faktor bildet die „Verbundenheit“ mit Deutschland ab. Aus den Items wurde eine Mittelwertskala gebildet, die eine ausreichend gute Reliabilität aufweist. Der Mittelwert der Gesamtskala beträgt 2.80, was darauf hindeutet, dass sich die Mehrheit der nichtdeutschen Jugendlichen mit Deutschland verbunden fühlt.

Die Aussagen des zweiten Faktors bilden demgegenüber „Fremdheitsgefühle“ ab. Erneut wurde aus den Aussagen der Mittelwert gebildet. Im Durchschnitt stimmen die Jugendlichen diesen Aussagen in geringem Maße zu (Mittelwert: 1.40). Zwischen beiden Variablen besteht eine negative Korrelation (Pearson  $r = -.36^{40}$ ): Je höher die Verbundenheit mit Deutschland ausfällt, umso geringer sind die Fremdheitsgefühle. Beide Empfindungen schließen sich jedoch nicht aus, was durch die Ergebnisse der Faktorenanalyse belegt wird.

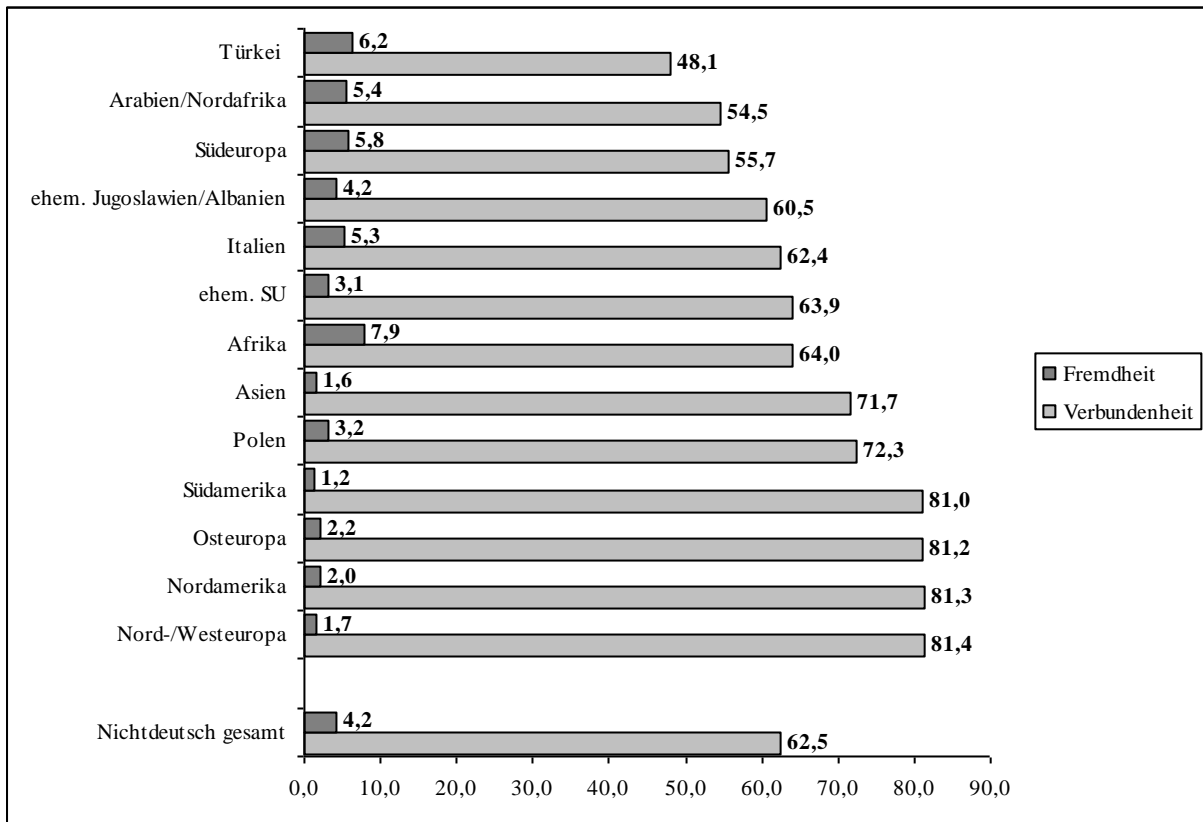
<sup>40</sup> Der Pearson-Korrelationskoeffizient kann Werte zwischen 0 und 1 (bzw. -1) annehmen und ist für intervallskalierte Variablen geeignet. Hohe positive Werte stehen für einen stärkeren positiven Zusammenhang, hohe negative Werte für einen stärkeren negativen Zusammenhang.

**Tabelle 3.5: Erfassung der Verbundenheit mit Deutschland (gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zur Integration ausgefüllt haben)**

	Mittelwert	Standardabweichung	Faktorladung	Korrigierte Trennschärfe
Ich betrachte Deutschland als meine Heimat.	2.77	1.18	.84	.58
Ich fühle mich sehr verbunden mit Deutschland.	2.69	1.08	.85	.61
Ich hätte keine Probleme damit, eine/n deutsche/n Partner/in zur Frau bzw. zum Mann zu nehmen.	2.95	1.23	.72	.44
Skala „Verbundenheit“	2.80	0.94	Cronbachs alpha=.72	
Ich fühle mich in Deutschland fremd.	1.42	0.75	.74	.52
Egal was ich tue, ich finde keinen richtigen Zugang zu den Deutschen.	1.47	0.79	.79	.56
Ich werde von den einheimischen Deutschen abgelehnt.	1.30	0.64	.77	.55
Ich hasse Deutschland.	1.40	0.77	.68	.45
Skala „Fremdheitsgefühle“	1.40	0.55	Cronbachs alpha=.73	

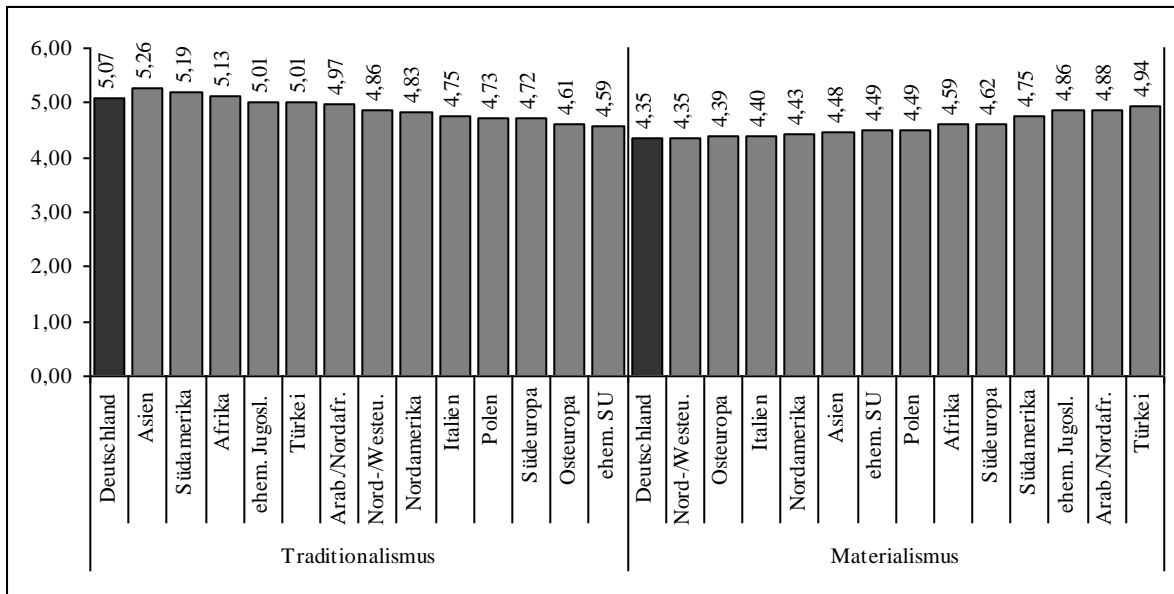
Abbildung 3.10 können differenziert nach Migrationshintergrund die Verbundenheits- und Fremdheitsgefühle der Jugendlichen entnommen werden. Zur anschaulicheren Darstellung wurden die Skalen jeweils am theoretischen Mittelwert von 2.50 geteilt. Abgebildet sind damit Personen, die hohe Verbundenheits- bzw. Fremdheitsgefühle aufweisen, d.h. einen Durchschnittswert von über 2.50 haben. Da die identifikative Integration u.a. eine Folge der kulturellen, strukturellen und sozialen Integration ist, lässt sich vermuten, dass in diesen Bereichen schlecht integrierte Migrantengruppen auch bei der identikativen Integration eher Defizite aufweisen. Bei Betrachtung von Abbildung 3.10 bestätigt sich diese Vermutung. Es sind die türkischen, arabischen/nordafrikanischen, südeuropäischen und ehem. jugoslawischen Schüler, die sich vergleichsweise wenig mit Deutschland verbunden fühlen und eher Fremdheitsgefühle gegenüber Deutschland haben. Hierzu zählt auch die Gruppe der afrikanischen Jugendlichen, die bei der Verbundenheit mit Deutschland im durchschnittlichen Bereich liegt, aber bei den Fremdheitsgefühlen einen fast doppelt so hohen Wert wie der Gesamtdurchschnitt erreicht. Sehr hohe Verbundenheitsgefühle und in geringem Maße vorhandene Gefühle der Fremdheit lassen sich wiederum bei den süd- und nordamerikanischen und den nord-/west- und osteuropäischen Jugendlichen konstatieren. Die Migranten in den ostdeutschen Befragungsgebieten erreichen im Hinblick auf die Verbundenheitsgefühle ebenfalls recht hohe Werte: Mehr als drei Viertel der Schüler (77,5 %) fühlt sich in Deutschland wohl, nur 4,9 % der Befragten haben ausgeprägte Fremdheitsgefühle.

**Abbildung 3.10: Verbundenheits- und Fremdheitsgefühle nach Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zur Integration ausgefüllt haben)**



Eine Identifikation mit Deutschland kann sich zuletzt auch darin niederschlagen, dass sich an Werthaltungen orientiert wird, die auch für einheimische Deutsche Geltung besitzen. In der Schülerbefragung 2007/2008 wurden die Jugendlichen – die deutschen wie die nichtdeutschen – nach der Wichtigkeit der Werte Traditionalismus („Gesetz und Ordnung respektieren“) und Materialismus („einen hohen Lebensstandard haben“, „Macht und Einfluss haben“) gefragt, wobei sie ihre Antworten zwischen „1 – unwichtig“ und „7 – außerordentlich wichtig“ abstufen konnten. Die beiden Aussagen zum Materialismus wurden in einer Mittelwertskala zusammengefasst, da die beiden Items relativ hoch miteinander korrelieren ( $r = .45$ ). In Abbildung 3.11 sind die Mittelwerte der beiden Werthaltungen differenziert nach der Herkunft abgebildet. An traditionellen Vorstellungen halten vor allem die südamerikanischen und asiatischen Jugendlichen fest; die Einhaltung von Gesetz und Ordnung wird von osteuropäischen und ehem. sowjetischen Schülern dagegen als weniger wichtig erachtet. Deutsche Jugendliche weisen den vierthöchsten Mittelwert auf. Materialistische Einstellungen sind bei ehem. jugoslawischen und arabischen/nordafrikanischen Jugendlichen weiter verbreitet, nord-/westeuropäische und deutsche Jugendliche finden diese vergleichsweise unwichtig. Je nach Werthaltung ist die Integration der einzelnen Gruppen damit unterschiedlich weit vorangeschritten: Während beim Traditionalismus osteuropäische und ehem. sowjetische Jugendliche am stärksten von den Deutschen abweichen, sind es beim Materialismus arabisch/nordafrikanische und türkische Jugendliche. An anderer Stelle haben wir noch eine weitere Werthaltung untersucht: Hinsichtlich der Befürwortung von Männlichkeitsvorstellungen, die zur Verteidigung der eigenen Ehre und zum Schutz der Familie Gewalt legitimieren, weichen vor allem die türkischen und südamerikanischen Jugendlichen von den deutschen Jugendlichen ab; letztere stimmen diesen Vorstellungen zusammen mit den asiatischen Jugendlichen am seltensten zu (vgl. Baier et al. 2009, S. 71).

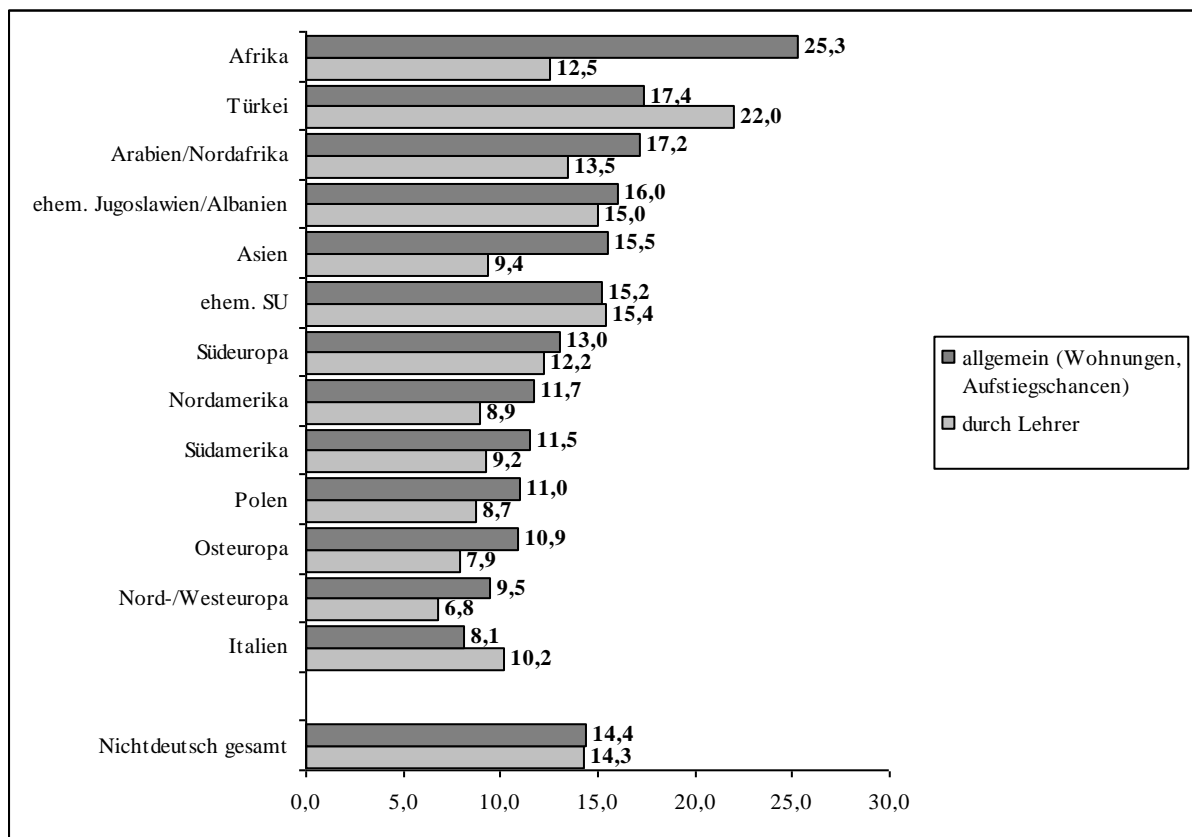
**Abbildung 3.11: Werthaltungen (Traditionalismus, Materialismus) nach Migrationshintergrund (Mittelwerte; gewichtete Daten)**



### 3.4. Diskriminierungserfahrungen

Neben verschiedenen Integrationsaspekten wurden im Rahmen der Schülerbefragung 2007/2008 auch Diskriminierungserfahrungen der Migranten erfragt. Hierfür wurden die Jugendlichen gebeten einzuschätzen, inwieweit Personen ihrer Herkunft, die in Deutschland leben „meistens die schlechteren Wohnungen haben“ bzw. „weniger Aufstiegschancen als einheimische Deutsche haben“. Da beide Aussagen relativ hoch miteinander korrelieren ( $r = .44$ ), werden sie zu einer Mittelwertskala zusammengefasst. Zur anschaulicheren Darstellung wurde die Skala am Mittelwert von 2.5 geteilt, so dass Personen mit Werten über 2.5 den Aussagen im Mittel eher bzw. sehr zustimmen. Diskriminierungserfahrungen beschränken sich jedoch nicht nur auf die Wohnungssituation und die beruflichen Chancen der Migranten, sondern werden von Jugendlichen insbesondere im schulischen Kontext erfahren. Um das Ausmaß der Diskriminierung im Schulkontext quantifizieren zu können, haben wir die Jugendlichen um ihre Zustimmung zu folgenden Aussagen gebeten: „Unsere Lehrer bevorzugen einheimische Schüler“ und „Deutsche Schüler erhalten bei uns mehr Förderung als ausländische Schüler“. Die Antwortmöglichkeiten reichten wie bei den beiden erstgenannten Aussagen von „1 – stimmt nicht“ bis „4 – stimmt genau“. Die hohe Korrelation zwischen beiden Items ( $r = .65$ ) veranlasst uns dazu, beide Aussagen in einer Mittelwertskala zusammenzufassen und diese ebenfalls bei 2.5 zu teilen. Abbildung 3.12 kann entnommen werden, wie häufig die Jugendlichen das Ausmaß der Diskriminierung bei der Wohnungssuche bzw. im Beruf einschätzen und wie häufig sie sich im Schulkontext diskriminiert fühlen.

**Abbildung 3.12: Wahrnehmung von Diskriminierungen nach Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten, nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zur Integration ausgefüllt haben)**



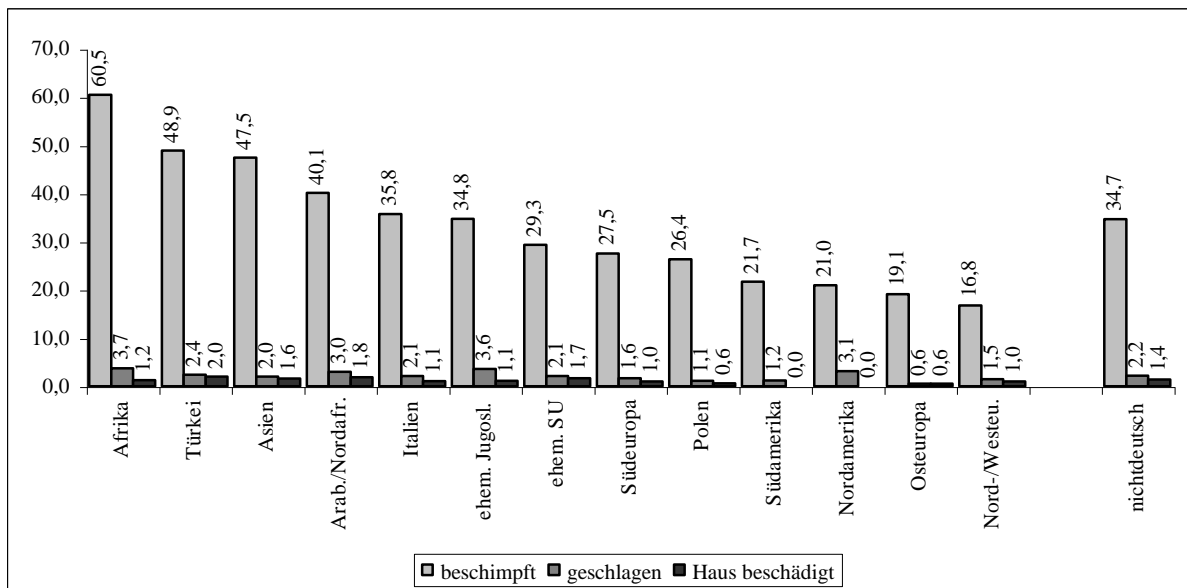
Im Durchschnitt berichtet jeder sechste nichtdeutsche Jugendliche von Diskriminierungserfahrungen im Allgemeinen (14,4 %) bzw. von Diskriminierungserfahrungen im Schulkontext (14,3 %). Besonders afrikanische, aber auch türkische, arabische/nordafrikanische und ehem. jugoslawische Jugendliche haben überdurchschnittlich häufig den Eindruck, dass sie auf dem Wohnungsmarkt und Berufsleben benachteiligt werden. Diese Einschätzung dürfte weniger durch eigene Erfahrungen als vielmehr durch die der Eltern geprägt sein. Betrachtet man die eigenen Erlebnisse im Umgang mit Lehrern, fühlen sich die ehem. jugoslawischen und ehem. sowjetischen Schüler schlechter gestellt. Besonders hoch ist das Gefühl der Benachteiligung allerdings bei türkischen Jugendlichen, die im Vergleich zum Gesamtdurchschnitt der westdeutschen Migranten mehr als anderthalb mal so häufig den Eindruck haben, dass Lehrer einheimische Deutsche gegenüber Migranten bevorzugen. Bis auf die asiatischen Jugendlichen, die bei der Wohnungssuche und im Berufsleben überdurchschnittlich häufig eine Diskriminierung wahrnehmen, berichten alle anderen nichtdeutschen Gruppen im Alltag und im Schulkontext unterdurchschnittlich häufig von Diskriminierungserfahrungen. In Ostdeutschland scheinen die nichtdeutschen Jugendlichen zumindest im schulischen Kontext seltener Formen der Diskriminierung zu erleben (10,0 %); auf dem Wohnungsmarkt bzw. im Berufsleben haben sie etwas häufiger das Gefühl, nicht in gleicher Weise wie deutsche Bürger behandelt zu werden (14,8 %). Dass diese Diskriminierungserfahrungen u.a. folgenreich für das Verbundenheitsgefühl mit Deutschland sein können, verdeutlichen die negativen Korrelationen zwischen diesen beiden Konstrukten. Je mehr Diskriminierungserfahrungen im Alltag bzw. im Schulkontext wahrgenommen werden, umso geringer das Verbundenheitsgefühl mit Deutschland (Pearson  $r = -.10$  bzw.  $-.24$ ). In gleicher Weise zeigen sich positive Korrelationen mit



den Fremdheitsgefühlen: Je höher die subjektiv wahrgenommene Diskriminierung, umso höher die Fremdheitsgefühle (Pearson  $r = .26$  bzw.  $.37$ ).

Diskriminierung und Abwertung von Migranten kann in extremer Form auch durch verbale und physische Übergriffe zum Ausdruck kommen. Wir haben die Jugendlichen gefragt, ob sie schon einmal als Ausländer, Kanake o.ä. beschimpft wurden, ob sie schon einmal geschlagen und verletzt wurden bzw. ob schon einmal das Haus oder die Wohnung der eigenen Familie beschädigt wurde. Die beiden letztgenannten Übergriffe wurden mit dem Zusatz „weil ich/wir kein/e einheimischer/n Deutscher/n bin/sind“ versehen, um sicher zustellen, dass es sich um ausländerfeindliche motivierte Taten handelt. Bei den von den jugendlichen Migranten berichteten Übergriffen handelt es sich zumeist um verbale Formen (34,7 %); etwa jeder 50. Jugendliche berichtet von körperlichen Angriffen (2,2 %). Bei 1,4 % wurde das Haus bzw. die Wohnung beschädigt (Abbildung 3.13). In Ostdeutschland fallen diese Raten durchgängig höher aus und das, obwohl die Wahrscheinlichkeit, auf einen Migranten zu treffen, im Osten wesentlich geringer ist: Hier haben 40,7 % der nichtdeutschen Jugendlichen einen verbalen Übergriff erlebt, 3,5 bzw. 4,2 % berichten von einer Körperverletzung oder einer Beschädigung des Hauses/der Wohnung.

**Abbildung 3.13: Ausländerfeindliche Übergriffe nach Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zur Integration ausgefüllt haben)**



Das Erleben von verbalen Übergriffen variiert dabei sehr stark zwischen den Migrantengruppen. Von verbalen Attacken sind besonders afrikanische, türkische<sup>41</sup> und asiatische Jugendliche betroffen, während nord- und südamerikanische sowie ost-, nord- und westeuropäische Schüler vergleichsweise selten solche Übergriffe erleben mussten. Körperlichen Angriffen sind besonders afrikanische Jugendliche ausgesetzt, gefolgt von den Schülern mit arabischer/nordamerikanischer Herkunft; die südamerikanischen sowie ost-, west- und nordeuropäischen Befragten erleben wiederum eher selten solche Übergriffe. Sachbeschädigungen an

<sup>41</sup> Von allen drei Formen des Übergriffs sind türkische Jugendliche mit kurdischer Herkunft in höherem Maße betroffen (beschimpft: 53,6 %, Körperverletzung: 4,5 %, Haus beschädigt: 3,6 %) als diejenigen ohne kurdische Herkunft (46,7 %, 2,0 %, 1,7 %).

Häusern bzw. Wohnungen, die insgesamt eher selten verübt werden, variieren kaum zwischen den verschiedenen Gruppen.

### 3.5. Feindseligkeiten gegenüber Deutschen

Die von den Migranten berichteten Übergriffe auf sie selbst sind nur eine Seite des Verhältnisses von Deutschen und Migranten. Auf der anderen Seite muss auch der Frage nachgegangen werden, ob auf Seiten der Migranten Feindseligkeiten gegenüber den Deutschen existieren. Diese Feindseligkeiten können sich in ablehnenden Einstellungen und in entsprechenden Übergriffen äußern. Um diese andere Seite zu erfassen, wurde den Jugendlichen (den Deutschen wie den Migranten) eine Liste mit Angehörigen verschiedener Gruppen vorgelegt mit der Bitte anzugeben, wie angenehm bzw. unangenehm sie Angehörige dieser Gruppen als Nachbar finden würden („1 – wäre mir sehr unangenehm“ bis „7 – wäre mir sehr angenehm“). Da auch den deutschen Jugendlichen diese Liste präsentiert wurde, sind an dieser Stelle Vergleiche mit deren Angaben möglich (vgl. Baier et al. 2009, S. 114).

In Tabelle 3.6 sind die Mittelwerte zu jeder Gruppe differenziert nach Migrationshintergrund dargestellt. Auffällig ist zunächst, dass Deutsche sowohl bei den deutschen als auch bei den nichtdeutschen Schülern die beliebtesten Nachbarn zu sein scheinen. Sie stehen jeweils an erster bzw. zweiter Stelle; nur bei den afrikanischen Jugendlichen stehen sie an dritter Stelle auf der Beliebtheitsskala. Als sehr angenehm werden – sofern in der Aufzählung vorhanden – weiterhin Personen der eigenen Herkunft empfunden: Türken würden am liebsten andere türkische Personen als Nachbarn haben, Italiener am liebsten Italiener. Es zeigt sich damit eine Präferenz für das Zusammenleben mit Personen mit ähnlichen Merkmalen. In der Forschung wird dieses Prinzip als Homophilie bezeichnet, wobei Akteure aus verschiedenen Gründen (u.a. bessere Verständigung, ähnliche Interessen und Einstellungen) Kontakte zu Personen mit gleichen Merkmalen favorisieren (vgl. für einen Überblick McPherson et al. 2001, Wolf 1996). Weiterhin ist auffallend, dass Türken und bis auf wenige Ausnahmen auch Juden bei allen Gruppen am wenigsten beliebt sind. Eine besonders hohe Abneigung gegenüber Juden als Nachbar findet sich bei Jugendlichen einer türkischen und arabischen/nordafrikanischen Herkunft. Auffallend ist weiterhin die Diskrepanz, die sich bei den türkischen und deutschen Schülern im Hinblick auf die gegenseitige Beliebtheit als Nachbar ergibt: Während Personen mit türkischer Herkunft bei Deutschen zu den unbeliebtesten Nachbarn gehören, stehen die Deutschen bei den türkischen Schülern auf der Beliebtheitsskala an zweiter Stelle.

Insgesamt ist festzuhalten, dass keine der aufgeführten Gruppen als sehr unangenehm empfunden wird; d.h. auch bei vergleichsweise „unbeliebten“ Nachbarn ergeben sich Beliebtheitswerte im mittleren Bereich. Interessant ist, dass die Bewertung der verschiedenen Gruppen als Nachbar bei deutschen und nichtdeutschen Jugendlichen in Ostdeutschland ganz ähnlich ausfällt. Die hohe Übereinstimmung der Befunde aus Ost- und Westdeutschland spricht vor dem Hintergrund der sehr unterschiedlichen Anteile an Migranten in beiden Teilen Deutschlands dagegen, dass den Aussagen der ostdeutschen Jugendlichen primär eigene Erfahrungen und soziale Kontakte mit den jeweiligen Gruppen zugrunde liegen. Näher liegt die Interpretation, dass die Jugendlichen bei der Befürwortung oder Ablehnung verschiedener Gruppen als Nachbar in starkem Maß von Gefühlen kultureller Fremdheit oder kultureller Nähe geprägt sind.

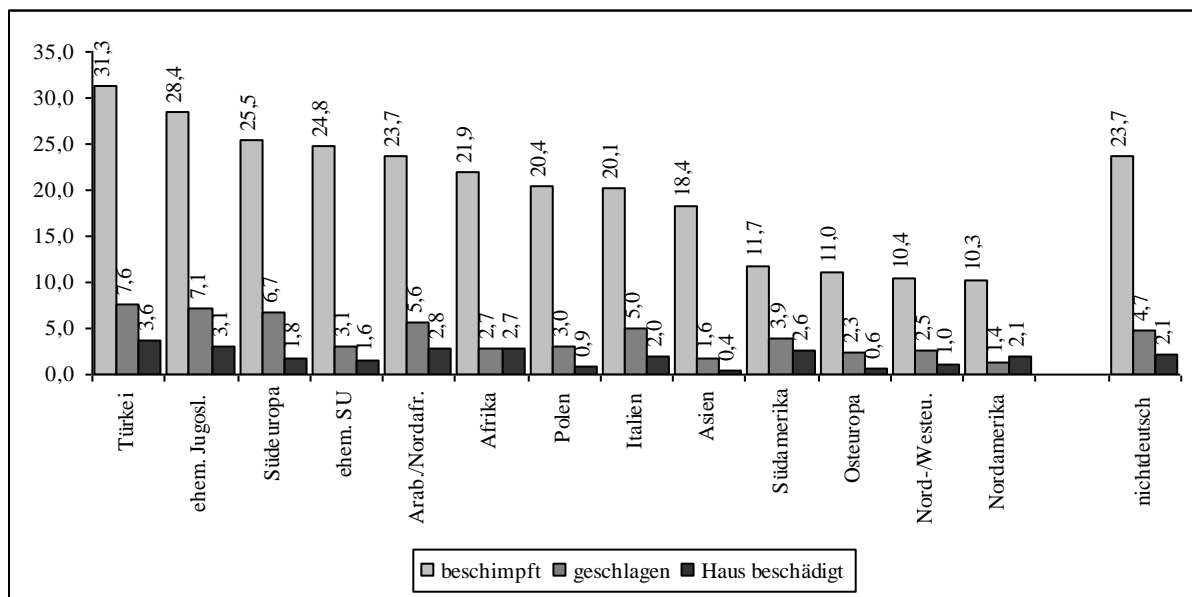
**Tabelle 3.6: Ausmaß der Befürwortung verschiedener Gruppen als Nachbar bei Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund (Mittelwerte; gewichtete Daten)**

	Deutscher	Schwede	Italiener	Dunkel- häutiger aus Afrika	Jude	Aussiedler	Türke
<b>West</b>							
Deutschland	<b>6.17</b>	<b>5.13</b>	4.97	4.93	4.56	<u>4.15</u>	<u>3.42</u>
Türkei	<b>5.25</b>	<u>4.19</u>	4.79	4.78	<u>3.57</u>	4.28	<b>5.77</b>
ehem. SU	<b>5.30</b>	4.78	4.82	4.72	<u>4.34</u>	<b>5.13</b>	<u>3.45</u>
Polen	<b>5.61</b>	4.99	5.03	4.99	<u>4.48</u>	<b>5.17</b>	<u>3.53</u>
ehem. Jugosl./Alban.	<b>5.36</b>	4.89	<b>5.09</b>	4.97	<u>4.09</u>	4.62	<u>4.18</u>
Italien	<b>5.70</b>	4.83	<b>6.45</b>	5.29	<u>4.48</u>	4.77	<u>4.25</u>
Arabien/Nordafrika	<b>5.24</b>	5.02	5.12	<b>5.25</b>	<u>3.62</u>	4.73	<u>4.65</u>
Nord-/Westeuropa	<b>5.87</b>	<b>5.27</b>	5.19	5.24	4.76	<u>4.57</u>	<u>3.73</u>
Südeuropa	<b>5.45</b>	4.92	<b>5.44</b>	5.05	<u>4.23</u>	4.54	<u>4.05</u>
Asien	<b>5.68</b>	<b>5.16</b>	5.08	5.13	4.79	<u>4.65</u>	<u>3.91</u>
Osteuropa	<b>5.85</b>	<b>5.08</b>	5.02	4.99	<u>4.55</u>	4.79	<u>3.82</u>
Nordamerika	<b>5.94</b>	5.10	5.06	<b>5.41</b>	4.78	<u>4.33</u>	<u>3.86</u>
Südamerika	<b>5.62</b>	5.32	5.27	<b>5.57</b>	<u>4.82</u>	4.93	<u>4.22</u>
Afrika	5.60	5.37	<b>5.88</b>	<b>6.23</b>	5.09	<u>4.91</u>	<u>4.53</u>
<b>Ost</b>							
deutsch	<b>6.14</b>	<b>4.95</b>	4.59	4.30	4.11	<u>4.02</u>	<u>3.27</u>
nichtdeutsch	<b>5.99</b>	<b>5.02</b>	4.70	4.71	<u>4.34</u>	4.41	<u>3.44</u>

Unterstrichen sind jeweils die beiden niedrigsten Werte, fett dagegen die beiden höchsten Werte

In extremer Form äußern sich negative Einstellungen gegenüber Deutschen in aggressiven Übergriffen; in Anlehnung an den Begriff der „Ausländerfeindlichkeit“ lässt sich hierbei auch von „Deutschfeindlichkeit“ sprechen. Die nichtdeutschen Jugendlichen sollten im Fragebogen angeben, ob sie schon einmal jemanden beschimpft oder geschlagen und verletzt haben, weil er Deutscher war bzw. ob sie schon einmal ein Haus beschädigt haben, das von Deutschen bewohnt wurde. Fast ein Viertel der nichtdeutschen (westdeutschen) Jugendlichen berichtet davon, bewusst einen Deutschen beschimpft zu haben (23,7 %); 4,7 % haben absichtlich einen Deutschen geschlagen, 2,1 % ein von Deutschen bewohntes Haus beschädigt. Dabei fällt auf, dass die Taten durchgängig seltener von süd- und nordamerikanischen sowie ost-, nord- und westeuropäischen Jugendlichen begangen wurden (Abbildung 3.14). Die fortgeschrittene Integration dieser Migrantengruppen spiegelt sich also einmal mehr in ihren positiven Haltungen zu einheimischen Deutschen wider. Allerdings ist zu beachten, dass sie entsprechend der Selbstauskunft auch seltener als andere Migrantengruppen Ziel der Übergriffe Deutscher sind. Das Erleben solcher Übergriffe und die Ausübung hängen nach unseren Ergebnissen eng miteinander zusammen: 41,4 % derjenigen Jugendlichen, die schon mindestens einen Übergriff erlebt haben, berichten auch vom mindestens einmaligen Begehen eines „deutschfeindlichen“ Delikts; bei denjenigen ohne Opfererfahrungen sind es nur 14,2 %. Unklar bleibt aufgrund unserer Querschnittsbefragung dabei natürlich die genaue Ursache-Wirkungs-Beziehung: Ob die Opferschaft der Täterschaft vorausgelagert ist oder aber die Täterschaft der Opferschaft, lässt sich nicht beantworten.

**Abbildung 3.14: „Deutschfeindlichkeit“ nach Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten; nur west-deutsche Befragte, die Fragebogenmodul zur Integration ausgefüllt haben)**



Die türkischen (und in dieser Gruppe wiederum die kurdischen) und ehem. jugoslawischen Migranten sind bei allen drei in Abbildung 3.14 aufgeführten Übergriffsformen am höchsten belastet: Sie beschimpfen und schlagen einheimische Deutsche überdurchschnittlich häufig, ebenso wie sie auch deren Häuser häufiger beschädigen. Südeuropäische und arabisch/nordafrikanische (und auch hier eher kurdische) Jugendliche berichten ebenfalls häufiger, einen anderen geschlagen zu haben, weil er deutsch war. Die ostdeutschen Migranten treten im Hinblick auf „deutschfeindliche“ Übergriffe weniger in Erscheinung: Jeder 13. Schüler berichtet von einem verbalen (7,9 %) und jeder 35. von einem körperlichen Übergriff (2,9 %); kein einziger Befragter gibt an, eine Sachbeschädigung begangen zu haben.

### 3.6. Die Integration von Migranten – Zusammenfassende Betrachtung

Abschließend sollen die in den Abschnitten 3.3.1 bis 3.3.4 einzeln aufgeführten Dimensionen der Integration in einem gemeinsamen Integrations-Index zusammengeführt werden. In den Index zur Integration fließt dabei jeweils ein zentraler Indikator der vier vorgestellten Dimensionen der Integration ein:

- *Kognitive Integration:* Zur Erfassung dieser Dimension der Integration wird die Sprache herangezogen, die a) zu Hause mit den Eltern gesprochen wird, b) mit Freunden gesprochen wird, c) beim Lesen und d) beim Fernsehen präferiert wird, wobei jeweils zwischen zwei Kategorien (1 = deutsch bzw. deutsch und andere vs. 0 = nur nichtdeutsch) unterschieden wird. Diese Werte werden aufaddiert und durch die Zahl der gültigen Werte geteilt. Greift eine Person in allen vier Kontexten auf die deutsche Sprache zurück, erhält sie den Wert 1, greift sie in keinem der Kontexte auf die deutsche Sprache zurück, beträgt der Wert 0. Höhere Werte stehen damit für eine bessere Integration.
- *Strukturelle Integration:* Strebt der Jugendliche einen Hauptschulabschluss an, gilt er als eher gering integriert und erhält den Wert 0, Realschüler bekommen den Wert 0,5, Schüler, die ein Abitur anstreben den Wert 1.

- *Soziale Integration*: Als Indikator der sozialen Integration werden die interethnischen Freundschaftsbeziehungen herangezogen, d.h. der Anteil an Freundschaften zu deutschen Jugendlichen. Dieser Anteil kann zwischen 0 und 100 % variieren: Je höher er ausfällt, umso mehr deutsche Freunde hat ein Befragter, d.h. umso besser ist er sozial integriert.
- *Identifikative Integration*: Die Identifikation mit Deutschland lässt sich an der Selbstwahrnehmung der Migranten ablesen. Nehmen diese sich nicht als Deutsche wahr, ist von einer geringeren identifikativen Integration auszugehen (Wert 0), als wenn sich der Befragte als Deutscher (und gleichzeitig ggf. auch als Nichtdeutscher) wahrnimmt (Wert 1).

Dass diese vier Dimensionen eng miteinander zusammenhängen, verdeutlicht die folgende Korrelationstabelle (Tabelle 3.7). Die engsten Beziehungen bestehen zwischen der kulturellen bzw. sozialen Integration und der identifikativen Integration. Mit höherer kultureller Integration geht zudem eine höhere soziale Integration einher. Die strukturelle Integration weist die schwächsten Beziehungen zu den übrigen Indikatoren auf. Wie bereits angesprochen, lassen sich auf Basis einer Querschnittsuntersuchung wie der vorliegenden keine Schlussfolgerungen über die kausalen Beziehungen zwischen den einzelnen Dimensionen ziehen, wie dies in Abbildung 3.3 angedeutet wird. In jedem Fall zeigt sich jedoch, dass die vier Dimensionen nicht unabhängig voneinander sind.

**Tabelle 3.7: Korrelationen zwischen den verschiedenen Dimensionen der Integration (Pearsons r; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zur Integration ausgefüllt haben)**

	Kulturelle Integration	Strukturelle Integration	Soziale Integration	Identifikative Integration
Kulturelle Integration	-	.20***	.39***	.43***
Strukturelle Integration	-	-	.27***	.21***
Soziale Integration	-	-	-	.44***
Identifikative Integration	-	-	-	-

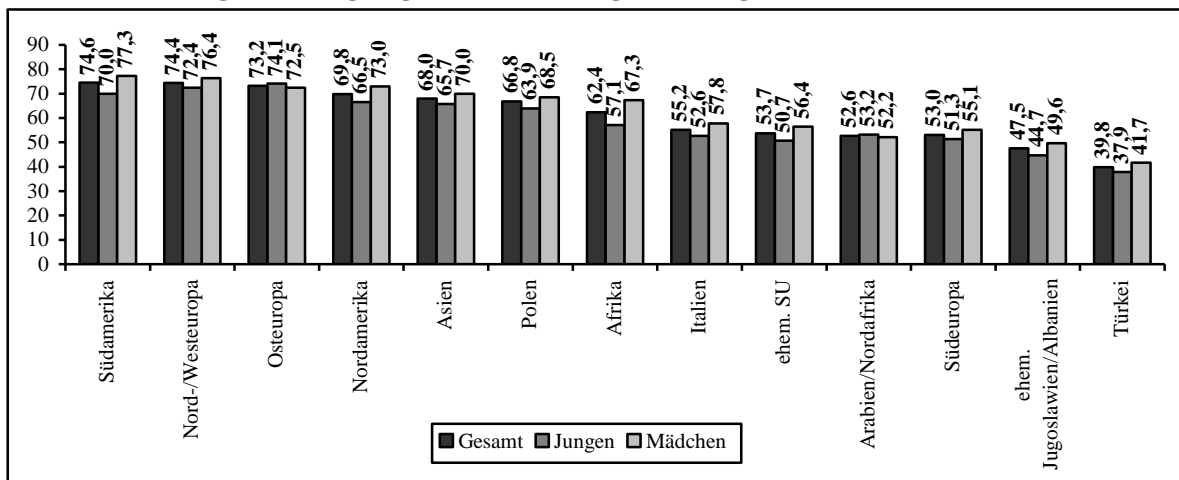
\*\*\* p < .001

Aus allen vier Dimensionen wurde eine Mittelwertskala gebildet, wobei mindestens zu drei der vier Dimensionen ein gültiger Wert vorliegen musste. Zur einfacheren Darstellung wurden die Werte mit 100 multipliziert, so dass die so entstandene Variable Werte zwischen 0 und 100 annehmen kann: Je höher die Werte ausfallen, umso besser integriert ist eine Person. Für die 6.755 nichtdeutschen Personen in Westdeutschland, für die ein gültiger Wert zu diesem Index vorliegt, lässt sich ein Mittelwert von 54,9 ermitteln, bei einer Spannweite von 0 bis 100; d.h. empirisch wird das gesamte Integrationspektrum ausgeschöpft. Gleiches trifft auf die ostdeutschen Migranten zu, deren Mittelwert mit 68,2 allerdings deutlich höher ausfällt.

Die Integration ist bei den jugendlichen Migranten in Deutschland in sehr unterschiedlichem Maße fortgeschritten (Abbildung 3.15). Die Südamerikaner sowie die Nord-, West- und Osteuropäer weisen den höchsten Stand der Integration auf. Sie erreichen auf dem Index mindestens 70 von 100 möglichen Punkten. Am anderen Ende des Kontinuums stehen die ehem. jugoslawischen und türkischen Befragten, die weniger als 50 Punkte erreichen, wobei die türkischen Jugendlichen noch mehr als sieben Punkte unter den jugoslawischen Schülern liegen. In Anbetracht der Tatsache, dass die türkischen Jugendlichen am häufigsten in Deutschland geboren wurden (88,5 %), ist dieser Befund überraschend. Die Jugendlichen aus der ehemali-

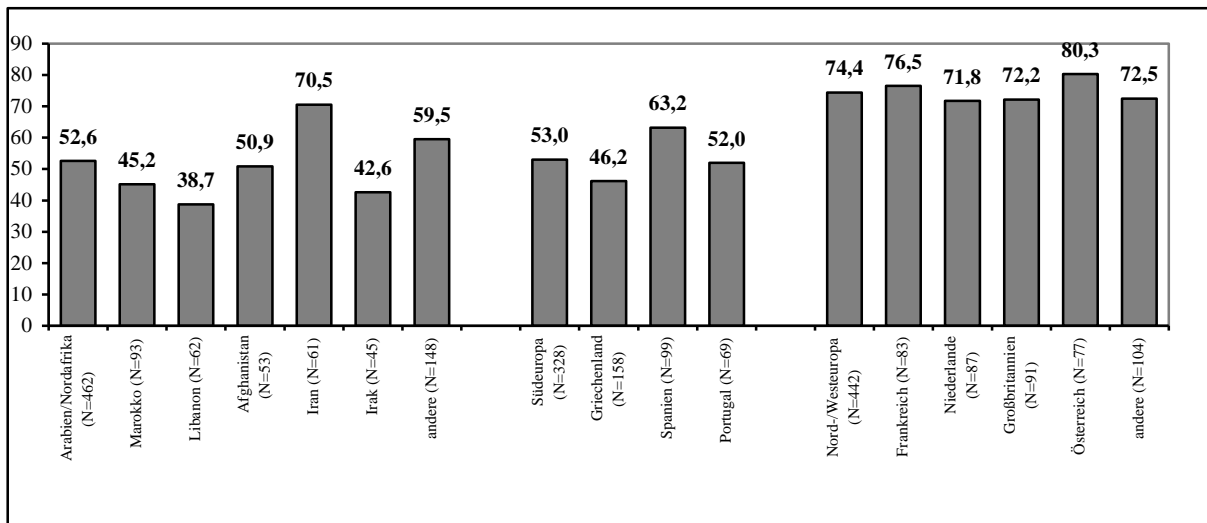
gen Sowjetunion, die zum Großteil nicht in Deutschland geboren sind und damit durchschnittlich am kürzesten von allen Migrantengruppen in Deutschland leben, sind dagegen vergleichsweise gut integriert. Die Mädchen sind, mit der Ausnahme der osteuropäischen Mädchen, jeweils etwas besser integriert als die Jungen. Am größten sind die Diskrepanzen zwischen Schülerinnen und Schülern aus Nordamerika und Afrika. Diese geschlechtsspezifischen Unterschiede sind auch in den neuen Bundesländern festzustellen, in denen die nichtdeutschen Mädchen 72,0, die Jungen dagegen nur 64,9 Punkte erzielen.

**Abbildung 3.15: Stand der Integration nach Migrationshintergrund (Mittelwerte; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zur Integration ausgefüllt haben)**



Die Migrantengruppen, die zu größeren Kategorien zusammengefasst wurden, lassen sich z.T. nochmals nach einzelnen Ländern aufteilen, wobei nur Gruppen ausgewiesen werden, in denen mindestens 40 Befragte vorliegen (Abbildung 3.16). Auffallende Unterschiede offenbaren sich bei differenzierter Betrachtung der arabischen/nordafrikanischen Jugendlichen. Solche mit iranischer Herkunft sind mit 70,5 Punkten mit Abstand am besten integriert; mehr als 30 Punkte schlechter fällt dagegen die Integration der in Deutschland lebenden Libanesen aus. Die summarische Betrachtung der nordafrikanischen/arabischen Jugendlichen verdeckt somit bedeutsame Unterschiede zwischen den darunter subsumierten Herkunftsländern. Geringere Unterschiede finden sich bei den südeuropäischen Jugendlichen, von denen solche mit spanischer Herkunft am besten integriert sind; die Griechen erreichen dagegen vergleichsweise niedrige Werte. Kaum Varianz gibt es bei den nord- und westeuropäischen Jugendlichen, die sämtlich Werte über 70 erzielen.

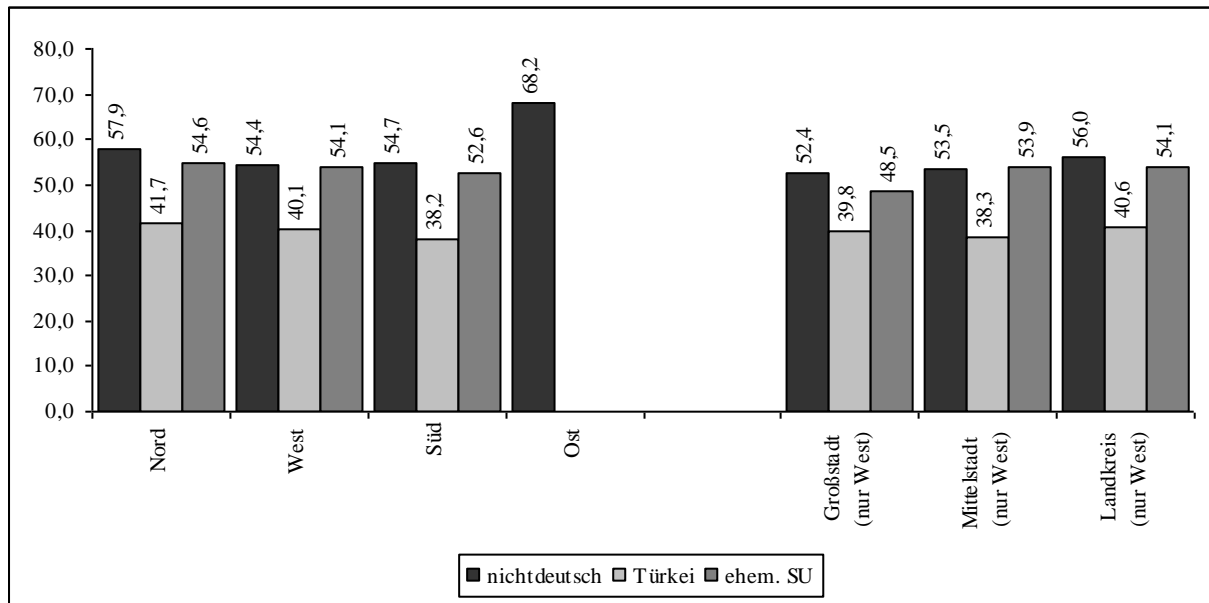
**Abbildung 3.16: Stand der Integration nach Herkunftsland (Mittelwerte; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zur Integration ausgefüllt haben)**



Unterscheidet man bei (westdeutschen) türkischen bzw. arabischen/nordafrikanischen Jugendlichen zwischen solchen mit bzw. ohne kurdische Herkunft, ergeben sich jeweils niedrigere Integrationswerte für kurdische Jugendliche. Die türkischen Kurden haben einen Wert von 36,5, die türkischen Jugendlichen ohne kurdische Herkunft einen Wert von 40,6. Bei den arabischen/nordafrikanischen Jugendlichen fallen die Unterschiede deutlicher aus: Der Integrationswert bei Kurden beträgt 38,2, der von arabischen Jugendlichen, die keine Kurden sind, 55,2.

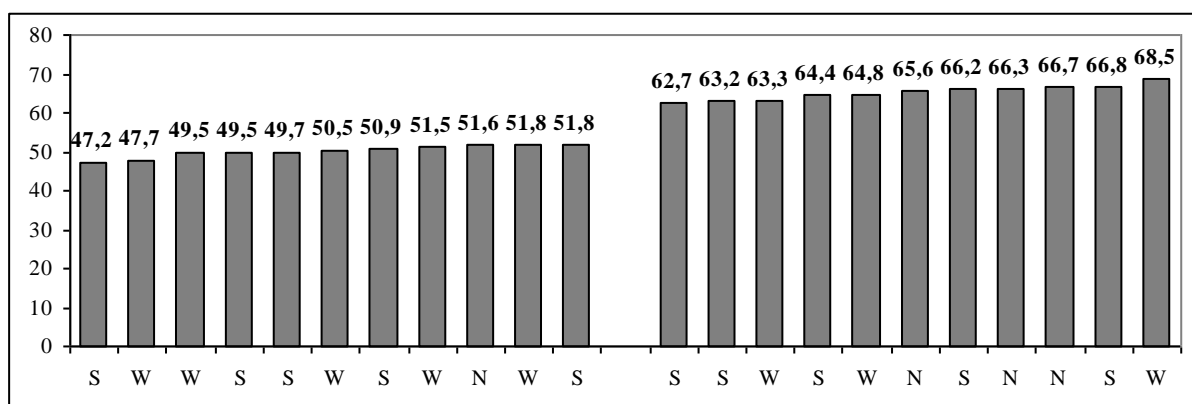
Das Ausmaß der Integration gestaltet sich in den verschiedenen Gebietskategorien recht ähnlich (Abbildung 3.17): Am höchsten sind die Integrationswerte im Osten Deutschlands, allerdings ist hier auch die Zusammensetzung der Migrantengruppen deutlich von den alten Bundesländern verschieden: So gibt es im Osten Deutschlands nur sehr wenige türkische Jugendliche, in den alten Bundesländern dagegen weniger asiatische Jugendliche. Da die Integration beider Gruppen in sehr unterschiedlichem Maße fortgeschritten ist, fällt der Wert für die gebietsspezifische Integration entsprechend aus. Im Norden Deutschlands scheint die Integration von Migranten etwas besser zu gelingen als im Süden und Westen. Tendenziell zeigen sich vergleichbare Unterschiede auch bei Betrachtung der beiden größten Migrantengruppen in den westdeutschen Gebieten. Unter Berücksichtigung weiterer Faktoren scheint aber vor allem im süddeutschen Raum die Integration von Migranten schlechter zu gelingen, wie die multivariate Analyse in Tabelle 3.8 belegt. Dies ist in erster Linie auf die schlechtere schulische Integration zurückzuführen (s.o.).

**Abbildung 3.17: Stand der Integration nach Gebietskategorien (Mittelwerte; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zur Integration ausgefüllt haben)**



Wenig ausgeprägt sind die Unterschiede zwischen Stadt und Land. Tendenziell sind die Jugendlichen aus (westdeutschen) Landkreisen etwas besser integriert als die Jugendlichen aus (westdeutschen) Groß- und Mittelstädten. Ein Extremgruppenvergleich der 44 westdeutschen Gebiete, in denen wir Befragungen durchgeführt haben, zeigt hingegen eine beachtliche Varianz (Abbildung 3.18). Zu beachten ist dabei allerdings die sehr heterogene ethnische Zusammensetzung der Gebiete, die Vergleiche über alle Migrantengruppen hinweg als wenig sinnvoll erscheinen lässt. Entsprechende Gebietsvergleiche müssten auf einzelne Gruppen beschränkt werden. Diesem Vorgehen steht aber entgegen, dass bspw. die Anzahl türkischer Jugendlicher oder Jugendlicher aus der ehem. SU in einigen Gebieten gering ausfällt, so dass Gebietsvergleiche nicht auf ausreichend empirischen Daten fußen würden. Wir verzichten daher darauf, regionale Verteilungen der Migrantenintegration detaillierter zu untersuchen.

**Abbildung 3.18: Stand der Integration nach Gebiet (dargestellt: nur unteres und oberes Viertel der Gebiete; Mittelwerte; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zur Integration ausgefüllt haben)<sup>42</sup>**



<sup>42</sup> „S“ steht für Gebiete aus Süddeutschland, „W“ für Gebiete aus Westdeutschland, „N“ für Gebiete aus Norddeutschland.



Nach den deskriptiven Auswertungen zum Ausmaß der Integration wollen wir nachfolgend noch der Frage nachgehen, wie der individuelle Stand der Integration erklärt werden kann. Zur Beantwortung dieser Frage nutzen wir lineare Regressionsanalysen, mit deren Hilfe mehrere unabhängige Variablen daraufhin untersucht werden können, ob sie zur Vorhersage einer abhängigen Variablen (hier: der individuellen Integration) beitragen können (vgl. Backhaus et al. 2003, S. 45ff). Die Befunde der Modelle sind in Tabelle 3.8 dargestellt, in der neben drei Modellen für die nichtdeutschen Jugendlichen insgesamt jeweils ein Modell zur Erklärung der Integration der türkischen Jugendlichen und der Integration der Jugendlichen aus der ehem. SU abgebildet sind. Aufgeführt sind jeweils standardisierte Koeffizienten. Positive Werte zeigen an, dass die zugehörige unabhängige Variable mit einer besseren Integration verbunden ist, negative Werte verweisen darauf, dass mit einer Bedingung eine Verschlechterung der Integration einher geht. Dadurch, dass standardisierte Koeffizienten abgebildet sind, ist ein unmittelbarer Vergleich der Effekte der verschiedenen Variablen möglich, so dass der Faktor mit dem stärksten bzw. schwächsten Einfluss ermittelt werden kann.

In Modell 1 wurde zunächst nur der Migrationshintergrund berücksichtigt, wobei die türkischen Jugendlichen die Referenzkategorie bilden. Die Koeffizienten der einzelnen Migrantengruppen zeigen entsprechend der bivariaten Analyse (vgl. Abbildung 3.15) an, dass alle Migrantengruppen gegenüber den türkischen Jugendlichen signifikant höhere Integrationswerte aufweisen. Durch Aufnahme von weiteren sozio-demographischen Merkmalen und früheren bzw. aktuellen Lebensbedingungen (Besuch eines Kindergartens bzw. Leben in einer Nachbarschaft mit unterschiedlichen Gelegenheiten, auf einheimische Deutsche zu treffen) können diese im Vergleich zu türkischen Jugendlichen höheren Integrationswerte bei nahezu allen Migrantengruppen reduziert werden. Als wichtiger Einflussfaktor der individuellen Integration erweist sich neben einem weiblichen Geschlecht (Mädchen sind besser integriert als Jungen) das Geburtsland, die Staatsangehörigkeit und das Aufwachsen in einer binationalen Familie. Wer in Deutschland geboren wurde, wer die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt und ein deutsches Elternteil hat, ist besser integriert als diejenigen, bei denen all diese Bedingungen nicht gegeben sind. Der positive, d.h. die Integration fördernde Effekt der Geburt in Deutschland deutet darauf hin, dass mit zunehmender Aufenthaltsdauer in Deutschland eine höhere Integration einhergeht, wobei sich, wie noch zu zeigen ist, für türkische Befragte ein solcher Effekt nicht zu beobachten ist. Zudem scheint die rechtliche Anerkennung der Migranten als deutsche Staatsangehörige positive Effekte zu entfalten. Möglicherweise sind es aber auch gerade die gut integrierten Jugendlichen, die selbst (bzw. deren Eltern) häufiger eine deutsche Staatsangehörigkeit beantragen und erhalten. Mit Hilfe von Querschnittsdaten lässt sich die Frage nach der richtigen Interpretation dieses Zusammenhangs nicht abschließend beantworten. Weiterhin zeigt sich, dass süddeutsche Migranten insgesamt etwas schlechter integriert sind als norddeutsche Migranten. Der Kindergartenbesuch spielt ebenfalls eine bedeutende Rolle für das Ausmaß der Integration.<sup>43</sup> Alle nichtdeutschen Jugendlichen, die einen Kindergarten besucht haben, sind besser integriert als diejenigen, die nie einen Kindergarten in Deutschland besucht haben. Hinzu kommt, dass die Zusammensetzung des

---

<sup>43</sup> Die Jugendlichen wurden gebeten anzugeben, ob sie vor der Schule in Deutschland einen Kindergarten besucht haben („nein“ oder „ja“). Für den Fall, dass sie in einem Kindergarten waren, wurde erfragt, wie viele der Kinder keine deutsche Herkunft hatten. Aus diesen Angaben wurden vier Gruppen gebildet (in Klammern: Häufigkeit für nichtdeutsche gesamt/türkische/ehem. sowjetische Jugendliche): 1) kein Kindergartenbesuch (17,7/10,5/35,8 %), 2) Kindergartenbesuch: die Mehrheit/alle hatten nicht deutsche Herkunft (6,5/6,2/5,9 %), 3) Kindergartenbesuch: einige Kinder/die Hälfte hatten nichtdeutsche Herkunft (41,6/48,6/36,0 %) und 4) Kindergartenbesuch: keine/wenige hatten nichtdeutsche Herkunft (34,6/34,7/22,3 %).

Kindergartens den Stand der Integration beeinflusst: Je häufiger ein Migrant in der Kindergarten-Gruppe Kontakt mit einheimischen Deutschen hatte (d.h. je geringer der Anteil an Nicht-deutschen in der Gruppe war), umso besser ist die derzeitige Integration. Der Besuch eines Kindergartens mit nur wenigen Deutschen hat nur einen geringfügig positiven Effekt auf die Integration, der zudem in Modell 3 unter Kontrolle weiterer Faktoren verschwindet. Zusammenhänge zwischen dem Besuch eines Kindergartens bzw. einer Vorschule (und deren Zusammensetzung) und der Integration einer Person wurden bereits im Rahmen anderer Studien herausgearbeitet (Becker 2006, Esser 1989, 2001).

**Tabelle 3.8: Einflussfaktoren auf den Stand der Integration (lineare Regression, standardisierte Koeffizienten; gewichtete Daten; nur Westdeutschland)**

	Modell 1	Modell 2	Modell 3	türkisch	ehem. SU
Türkei	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>		
ehem. SU	.214 ***	.257 ***	.177 ***		
Polen	.311 ***	.229 ***	.138 ***		
ehem. Jugosl./Alban.	.074 ***	.082 ***	.043 ***		
Italien	.135 ***	.062 ***	.026 *		
Arabien/Nordafrika	.118 ***	.084 ***	.060 ***		
Nord-/Westeuropa	.314 ***	.159 ***	.077 ***		
Südeuropa	.101 ***	.050 ***	.009		
Asien	.211 ***	.158 ***	.125 ***		
Osteuropa	.212 ***	.153 ***	.093 ***		
Nordamerika	.184 ***	.086 ***	.039 ***		
Südamerika	.146 ***	.085 ***	.045 ***		
Afrika	.091 ***	.061 ***	.037 **		
Geschlecht: weiblich		.076***	.082***	.104***	.123***
Geburtsland: Deutschland		.112***	.100***	.039	.156***
Staatsangehörigkeit: Deutsch		.145***	.111 ***	.144***	.053*
Ein Elternteil deutsch		.221***	.073***	.110***	.021
Nord		<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
West		.003	-.012	-.022	.010
Süd		-.039*	-.056***	-.091*	-.053
Kindergarten: nicht besucht		<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Kindergarten: Mehrheit/alle hatten nicht-deutsche Herkunft		.026*	.013	.034	.048
Kindergarten: einige Kinder/die Hälfte hatten nichtdeutsche Herkunft		.118***	.076***	.088	.075**
Kindergarten: keine/wenige hatten nicht-deutsche Herkunft		.172***	.113***	.093*	.152***
Nachbarschaft: keine/wenige Deutsche		<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Nachbarschaft: einige/Hälfte Deutsche		.064***	.036**	.066*	.053
Nachbarschaft: viele/alle Deutsche		.241***	.136***	.151***	.134***
Sprachkenntnisse der Eltern (Schulnoten)			-.111 ***	-.037	-.185***
Bildung der Eltern: niedrig			<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Bildung der Eltern: mittel			.031*	.042	.055
Bildung der Eltern: hoch			.093***	.059*	.097**
Einstellung der Eltern zur soz. Integration			.152***	.158***	.201***
Freunde Eltern: keine/wenige Deutsche			<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Freunde Eltern: einige/Hälfte Deutsche			.107***	.083**	.093***
Freunde Eltern: viele/alle Deutsche			.286***	.296***	.135***
<b>N</b>	<b>5393</b>	<b>5393</b>	<b>5393</b>	<b>1235</b>	<b>1227</b>
<b>Erklärte Varianz</b>	<b>.169</b>	<b>.373</b>	<b>.469</b>	<b>.298</b>	<b>.301</b>

\*p<.05 \*\*p<.01 \*\*\*p<.001

Das weitere soziale Umfeld in Form der Nachbarschaft und deren ethnische Zusammensetzung beeinflussen ebenfalls den Stand der Integration eines Migranten, insofern nichtdeutsche Jugendliche, die in Nachbarschaften mit vielen Deutschen leben, in höherem Maße integriert

sind als Jugendliche, in deren Nachbarschaft keine oder nur wenige Migranten zu finden sind.<sup>44</sup> Es ist davon auszugehen, dass diese Nachbarschaft vor allem Gelegenheitsstrukturen für interethnische Kontakte bietet und damit die soziale Integration von Migranten beeinflusst (vgl. für einen Überblick Farwick 2009, S. 197ff). Davon nicht unabhängig sind jedoch die sprachliche und die schulische Integration der Migranten. So können deutsche Nachbarn z.B. bei Hausaufgaben helfen bzw. wichtige Informationsquellen für schulische Belange und für die Vermittlung von bspw. Ausbildungs- und Arbeitsplätzen darstellen.

In Modell 3 wurden schließlich familiäre Bedingungen berücksichtigt, die einen Einfluss auf die Integration eines Jugendlichen haben können (vgl. u.a. Diefenbach 2005, Esser 1989, von Below 2005). Die Effekte der bisher beschriebenen Variablen bleiben weitgehend erhalten. Nur die Südeuropäer weisen keine signifikant bessere Integration auf als die türkischen Jugendlichen. Die Unterschiede zwischen den Migrantengruppen werden zudem weiter abgeschwächt. Alle einbezogenen Merkmale der Eltern haben einen Einfluss auf die Integration der Jugendlichen. Je schlechter die deutschen Sprachkenntnisse der Eltern ausfallen, umso geringer fällt die Integration der Jugendlichen aus. Die Jugendlichen sollten hierfür jeweils für Mutter und Vater in Form von Schulnoten angeben, wie gut diese deutsch sprechen. Aus beiden Angaben wurde der Mittelwert berechnet. Mit steigender Bildung der Eltern erhöht sich die Integration der Jugendlichen. Zur Erfassung der elterlichen Bildung sollten die Jugendlichen den höchsten Schulabschluss der Mutter bzw. des Vaters angeben. Aus beiden Angaben wurde der Maximalwert ermittelt, so dass die höchste Bildung im Elternhaus abgebildet wird. Zu 30,4 % liegt im Elternhaus der nichtdeutschen Jugendlichen niedrige Bildung (d.h. maximal Hauptschule) vor (türkisch: 57,4 %, ehem. SU: 15,7 %), zu 32,7 % eine mittlere Bildung (türkisch: 26,0 %, ehem. SU: 44,8 %) und zu 36,9 % eine hohe Bildung (türkisch: 16,6 %, ehem. SU: 39,6 %).

Die Erwartungen der Eltern bezüglich der sozialen Integration haben ebenfalls einen signifikanten Einfluss auf die Integration. Diese wurden mit zwei Aussagen gemessen, die die Jugendlichen von „1 – stimmt genau“ bis „4 – stimmt nicht“ bewerten sollten: „Meine Eltern möchten, dass meine Freunde die gleiche Herkunft haben wie wir“ und „Meine Eltern hätten etwas dagegen, wenn ich später einen Deutschen/eine Deutsche heirate“. Da beide Aussagen relativ hoch miteinander korrelieren ( $r = .39$ ), wurde aus beiden Aussagen der Mittelwert gebildet; hohe Werte bedeuten, dass die Eltern gegenüber der sozialen Integration ihrer Kinder positiv eingestellt sind, es also befürworten, dass diese auch Kontakte zu Jugendlichen mit einer anderen Herkunft haben. Der Mittelwert über alle nichtdeutschen Befragten in Westdeutschland beträgt 3,47, was darauf hin deutet, dass die Eltern nichtdeutscher Jugendlicher insgesamt sehr offen gegenüber interethnischen Kontakten ihrer Kinder eingestellt sind. Bei den türkischen Befragten ist diese Offenheit etwas geringer (3,07), bei den Jugendlichen aus der ehem. SU etwas höher (3,54). Für die nichtdeutschen Jugendlichen insgesamt zeigt sich, dass die Integration umso höher ausfällt, je positiver die Eltern der sozialen Integration ihrer Kinder gegenüberstehen. Auch die „gelebte“ soziale Integration der Eltern hat einen Einfluss auf die Integration der Jugendlichen. Hierfür sollten die Jugendlichen angeben, wie viele der Freunde und engen Bekannten der Eltern einheimische Deutsche sind. Analog zum Anteil an Deutschen in der Nachbarschaft (vgl. Abschnitt 3.3.3.) wurden drei Gruppen gebildet: Für etwa ein Drittel (32,2 %) der Nichtdeutschen gilt, dass deren Eltern keine bzw. nur wenige

---

<sup>44</sup> Vgl. zur Erfassung der Anteile an Deutschen in der Nachbarschaft Abschnitt 3.3.3.

deutsche Freunde haben (türkisch: 38,2 %, ehem. SU: 46,1 %), 38,8 % haben einige (türkisch: 46,8 %, ehem. SU: 37,2 %), 29,0 % viele deutsche Freunde (türkisch: 14,9 %, ehem. SU: 16,7 %).

Neben den Modellen für die Gruppe der nichtdeutschen Jugendlichen insgesamt wurde Modell 3 noch einmal getrennt für die größten Migrantengruppen der türkischen und ehem. sowjetischen Jugendlichen berechnet. Im Wesentlichen können die Befunde für die Gruppe aller nichtdeutschen Jugendlichen repliziert werden. Mädchen sind danach in beiden Gruppen besser integriert als Jungen. Eine bessere Integration findet sich zudem bei Jugendlichen, die die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, die einen Kindergarten mit vielen deutschen Kindern besucht haben, die in Nachbarschaften mit einigen bzw. vielen Deutschen leben, deren Eltern hoch gebildet sind und die soziale Integration ihrer Kinder befürworten bzw. selbst Verhaltensvorbilder für ihre Kinder darstellen, weil sie einige bzw. viele deutsche Freunde haben. Differenzielle Effekte sind mit Blick auf das Geburtsland zu konstatieren: Für die Integration der Jugendlichen aus der ehem. SU spielt es demnach eine Rolle, ob sie in Deutschland geboren worden sind oder nicht; für türkische Jugendliche hat dieses Merkmal keine Bedeutung. Für sie ist eher relevant, ob ein Elternteil eine deutsche Herkunft hat und wo sie leben: Eine bessere Integration lässt sich feststellen, wenn sie in einer binationalen Familie aufwachsen. Die in Süddeutschland lebenden türkischen Jugendlichen sind zudem in geringerem Maße integriert als türkische Jugendliche aus Norddeutschland. Bei den Jugendlichen aus der ehem. SU wirkt sich bereits der Besuch eines Kindergartens mit wenigen Deutschen positiv im Vergleich zu keinem Besuch eines Kindergartens aus; bei türkischen Jugendlichen lässt sich nur dann ein positiver Effekt ausmachen, wenn ein Kindergarten mit vielen deutschen Kindern (d.h. wenigen/keinen nichtdeutschen Kindern) besucht wurde. Schließlich ergeben sich für Sprachkenntnisse der Eltern differenzielle Effekte. Bei Jugendlichen aus der ehem. SU hat dieser Faktor einen der stärksten Effekte auf den Stand der Integration: Je schlechter die deutschen Sprachkenntnisse der Eltern sind, umso geringer ist auch die Integration des Jugendlichen. Bei den türkischen Befragten hat die eingeschätzte Sprachkompetenz der Eltern keinerlei Einfluss auf die Integration. Für türkische Jugendliche ist hingegen besonders einflussreich, ob die Eltern sozial integriert sind bzw. welche Einstellungen sie zur sozialen Integration ihrer Kinder aufrecht erhalten.

Die Varianzaufklärung von etwa 47 % im Gesamtmodell der nichtdeutschen Jugendlichen bzw. etwa 30 % in den Modellen für die türkischen und ehem. sowjetischen Schüler verweist darauf, dass neben den hier präsentierten Merkmalen und Lebensbedingungen noch weitere Bedingungen für den Grad der Integration bedeutsam zu sein scheinen. Wir haben uns in den Modellen weitestgehend auf Faktoren konzentriert, die die soziale Vernetzung von Migrantenkindern und -eltern erfassen. Dass sich diesbezüglich Zusammenhänge mit dem Integrationsindex zeigen, ist zu erwarten, da die soziale Vernetzung der Kinder in Form der Beschaffenheit der Freundesnetzwerke Teil des Indexes ist. Zu prüfen wäre, welche weiteren Erfahrungen und Eigenschaften die Person bzw. die Familie und das nahe soziale Umfeld der Migranten betreffend verantwortlich für eine bessere oder schlechtere Integration sind. Dabei könnte u.a. die Rolle der Schule stärker untersucht werden.

Unsere Ergebnisse verweisen noch auf ein weiteres Problem: Eine zentrale Erkenntnis ist, dass die Integration der Kinder in hohem Maße von der Integration der Eltern abhängt. Eltern mit guten Deutschkenntnissen, mit besserer Bildung und mit stärkerer Vernetzung mit ein-

heimischen Deutschen haben Kinder, für die dies ebenfalls gilt. Integration wird also z.T. auch von Generation zu Generation weitergegeben. Damit verschiebt sich aber letztlich die Ausgangsfrage nach den Bedingungsfaktoren gelungener Integration, nur dass wir nun danach fragen müssen, warum die Eltern von Jugendlichen besser oder schlechter integriert sind.

### 3.7. Integration und Gewalttäterschaft

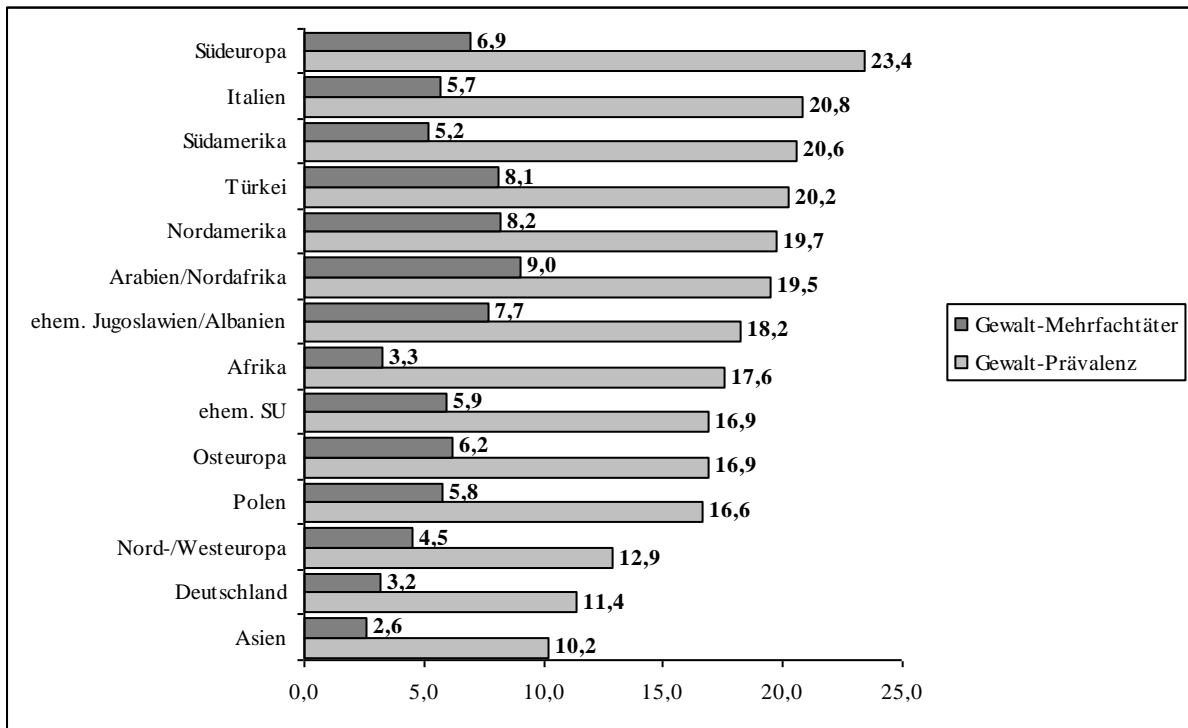
Empirisch wurde bislang kaum untersucht, wie der Stand der Integration der Migranten mit der eigenen Gewaltbereitschaft im Zusammenhang steht und inwieweit dadurch die nach Migrationsstatus variierenden Gewaltraten erklärt werden können. Im ersten Forschungsbericht (Baier et al. 2009, S. 70) konnte im Hinblick auf die Gewaltbereitschaft sowohl für die Zwölf-Monats-Prävalenz als auch die Mehrfachtäterschaft gezeigt werden, dass deutliche Unterschiede zwischen den Migrantengruppen bestehen, wobei Asiaten und Deutsche besonders niedrige Gewaltraten aufwiesen, ehem. jugoslawische und türkische Jugendliche dagegen sehr hoch belastet waren. Abbildung 3.19 können differenziert nach Migrationshintergrund die Prävalenz- und Mehrfachtäterquoten im Bereich der Gewaltdelinquenz (leichte und schwere Körperverletzung, Raub, Erpressung, sexuelle Gewalt) entnommen werden.<sup>45</sup> Die deutschen Jugendlichen werden ergänzend ausgewiesen, wenngleich der Zusammenhang zwischen der Integration und der Gewaltbereitschaft für diese Gruppe nicht geprüft werden kann.

Zusätzlich zu den in Abbildung 3.19 aufgeführten Gruppen können die Gewaltraten zweier Subgruppen, der Kurden und Aussiedler, ausgewiesen werden. Unter den türkischen Kurden beträgt die Gewaltprävalenz 24,9 %; von den türkischen Jugendlichen ohne kurdische Herkunft haben hingegen nur 19,5 % im letzten Jahr mindestens eine Gewalttat begangen. Eine höhere Belastung lässt sich auch bei der Mehrfachtäterschaft beobachten, von der 11,7 % der kurdischen Türken berichten und 7,8 % der türkischen Jugendlichen ohne kurdische Herkunft. Ähnliche Befunde ergeben sich mit Blick auf die arabischen/nordafrikanischen Jugendlichen mit und ohne kurdische Herkunft (Gewaltprävalenz: 26,7 vs. 18,8 %, Mehrfachtäterschaft: 15,9 vs. 9,0 %). Für die Aussiedler ergeben sich nur geringfügige Unterschiede: Aussiedler aus der ehemaligen SU berichten zu 17,8 % von einer Gewalttat, zu 6,3 % von mindestens fünf Gewalttaten. Bei ehem. sowjetischen Jugendlichen ohne Aussiedlerstatus betragen die Quoten 16,1 bzw. 5,1 %. Bei den polnischen Jugendlichen mit und ohne Aussiedlerhintergrund fallen die Unterschiede noch geringer aus (Prävalenz/Mehrfachtäter Aussiedler: 16,6 bzw. 5,5 %, keine Aussiedler: 16,2 vs. 5,9 %).

---

<sup>45</sup> Die Befunde weichen geringfügig von denen ab, die im ersten Forschungsbericht berichtet wurden, da nur Migranten einbezogen werden, die das Integrationsmodul des Fragebogens beantwortet haben.

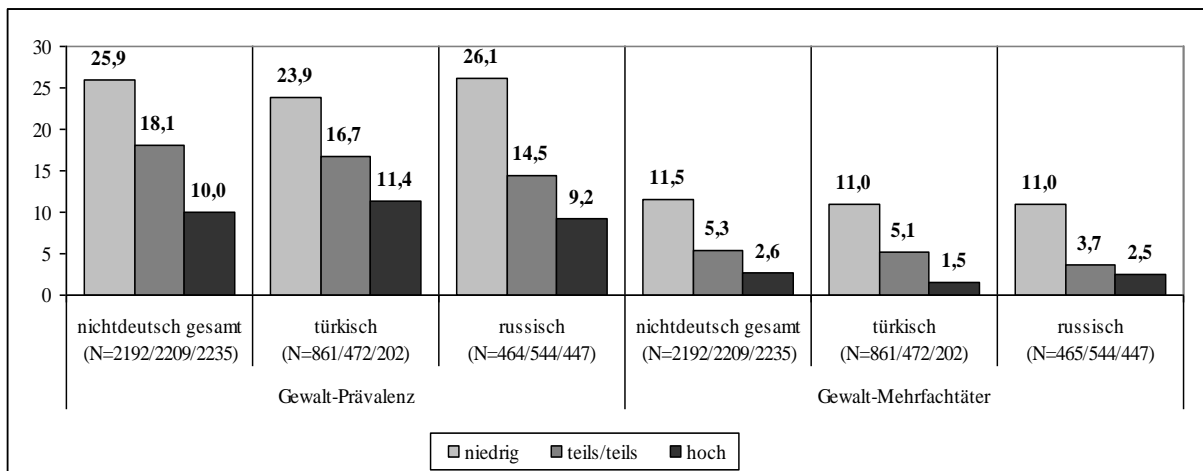
**Abbildung 3.19: Gewalttäterschaft nach Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten; nur Westdeutschland)**



Dass die Gewaltbereitschaft der jugendlichen Migranten nicht unabhängig von dem Stand der Integration ist, verdeutlicht Abbildung 3.20, aus der hervorgeht, dass mit zunehmender Integration der Nichtdeutschen ein Rückgang sowohl der Zwölf-Monats-Prävalenz als auch der Mehrfachtäterquoten einher geht.<sup>46</sup> Eine entsprechende Beziehung ist nicht nur über alle nichtdeutschen Befragten hinweg zu beobachten, sondern auch bei separater Analyse der beiden größten Migrantengruppen. Türkische Jugendliche, die in hohem Maße integriert sind, haben zu 1,5 % im letzten Jahr fünf und mehr Gewaltdelikte begangen, bei den gering integrierten Jugendlichen sind es mehr als siebenmal so viele (11,0 %). Bei den Jugendlichen aus der ehem. SU sind die gering Integrierten im Vergleich zu den gut integrierten Jugendlichen etwa viermal so häufig als Mehrfach-Gewalttäter in Erscheinung getreten (2,5 zu 11,0 %).

<sup>46</sup> Zur anschaulicheren Darstellung wurde der Index zur Integration in drei gleich große Gruppen aufgeteilt. Personen im unteren Drittel gelten als gering integriert, die im mittleren Drittel als teils/teils integriert usw.

**Abbildung 3.20: Gewalttäterschaft nach Stand der Integration (in %; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zur Integration ausgefüllt haben; in Klammern: N)**



Da nicht nur die Gewaltbereitschaft zwischen den Migranten variiert, sondern auch deren Stand der Integration – und zwischen beiden Faktoren, wie gezeigt, eine signifikante Beziehung besteht – soll geprüft werden, ob unter Berücksichtigung der Integration Unterschiede im Gewaltverhalten erklärt werden können. Theoretisch lässt sich dies u.a. unter Rückgriff auf lern-, kontroll- und sozialkapitaltheoretische Überlegungen begründen, denen zufolge der Kontakt zu positiven (d.h. Gewalt ablehnenden) Verhaltensvorbildern die Gewaltbereitschaft des Einzelnen reduziert (vgl. Akers 1998, Coleman 1988, Sampson/Laub 1993, Sutherland 1968). Eine höhere Bildung und Kontakte zu einheimischen Deutschen führen zu häufigeren und intensiveren Kontakten zu positiven Rollenvorbildern, da höher Gebildete und Deutsche im Durchschnitt seltener in armutsnahen Lebenslagen aufwachsen, weniger innerfamiliäre Gewalt erleben und (u.a. in der Folge) Gewalt in höherem Maße missbilligen (vgl. Ra-bold/Baier 2008).

Um zu prüfen, ob die Integration zur Reduktion der nach Migrationsstatus variierenden Mehr-fach-Gewalttätterraten beiträgt, wurde eine binär logistische Regression berechnet, die für di-chotome abhängige Variablen wie der Mehrfach-täterschaft geeignet ist (vgl. Backhaus et al. 2003, S. 417ff). In Tabelle 3.9 werden die Effektkoeffizienten berichtet, die bei Werten über 1 anzeigen, dass die Wahrscheinlichkeit zur Gruppe der Mehrfach-Gewalttäter zu gehören, durch diese Variable erhöht wird; Werte unter 1 hingegen deuten auf eine Verringerung des Risikos hin. In Modell 1 wurde zunächst nur der Migrationshintergrund einbezogen, wobei die am geringsten belasteten asiatischen Jugendlichen als Vergleichsgruppe (Referenzkatego-rie) dienen. Analog zum bivariaten Zusammenhang zeigt sich, dass alle anderen Migranten im Vergleich zu den asiatischen Schülern häufiger zur Gruppe der Mehrfach-täter gehören. Am stärksten ist der Effekt bei den arabischen/nordafrikanischen und nordamerikanischen Jugend-lichen, deren Wahrscheinlichkeit, fünf und mehr Gewalttaten im letzten Jahr begangen zu haben, viermal höher als die der asiatischen Jugendlichen ausfällt. Bis auf die nord-/westeu-ropäischen, südamerikanischen und afrikanischen Jugendlichen sind die Effekte durchweg signifikant.

Der Stand der Integration hat einen negativen Effekt auf die Gewaltbereitschaft (Modell 2), d.h. mit zunehmender Integration verringert sich das Risiko, als Mehrfach-täter in Erscheinung

zu treten.<sup>47</sup> Auffallend ist weiterhin, dass die Berücksichtigung dieser Variable bei nahezu allen Gruppen, die zuvor signifikante Höherbelastungen als die Asiaten aufwiesen, zu einer Reduktion des Effektes der Herkunft führt; bei fünf Migrantengruppen sind nach Berücksichtigung der Integration keine signifikanten Effekte mehr festzustellen. Eine Ausnahme stellen die osteuropäischen und nordamerikanischen Jugendlichen dar, deren Gewaltbereitschaft unter Kontrolle des zusammengefassten Indexes zur Integration sogar noch etwas ansteigt und weiterhin signifikant höher ist als die der asiatischen Jugendlichen; d.h. diese Gruppe haben trotz ihrer durchschnittlich guten Integration eine erstaunlich hohe Gewaltbelastung. Bei polnischen Jugendlichen steigt der Koeffizient zwar nicht, er bleibt aber im Vergleich zu Modell 1 konstant; auch bei diesen Jugendlichen gilt daher, dass Integration und Gewaltausmaß nicht im selben Zusammenhang stehen wie bei den anderen Gruppen.

Im Rahmen unserer querschnittlich angelegten Untersuchung kann über die genaue Beziehung zwischen der Integration und dem Gewaltverhalten kein abschließendes Urteil gefällt werden. Es kann aber in jedem Fall festgehalten werden, dass zwischen beiden Variablen ein enger Zusammenhang besteht, der dafür verantwortlich ist, dass sich Unterschiede im Gewaltverhalten der einzelnen Migrantengruppen z.T. einebnen, wenn der unterschiedliche Stand der Integration berücksichtigt wird. Insofern kann erwartet werden, dass Maßnahmen zur Verbesserung der Integration bei vielen Migrantengruppen auch zu einer Verringerung der Gewaltbereitschaft beitragen können.

**Tabelle 3.9: Einfluss der Integration auf die Mehrfach-Gewalttäterschaft (in %; gewichtete Daten; nur Westdeutschland)**

	<b>Modell 1</b>	<b>Modell 2</b>
Asien	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Türkei	3.842**	1.948
ehem. SU	2.665*	1.841
Polen	2.639*	2.603*
ehem. Jugosl./Alban.	3.851**	2.332
Italien	2.720*	1.944
Arabien/Nordafrika	4.333**	2.969*
Nord-/Westeuropa	2.073	2.472
Südeuropa	3.365*	2.288
Osteuropa	2.897*	3.341*
Nordamerika	4.233**	4.493**
Südamerika	2.379	2.841
Afrika	1.225	1.022
Index zur Integration		0.975***
<b>Nagelkerke R<sup>2</sup></b>	<b>0.013</b>	<b>0.068</b>
<b>N</b>	<b>6517</b>	<b>6517</b>

### 3.8. Zusammenfassung

Das Konzept der Integration, definiert als Orientierung an der Mehrheitsgesellschaft bei gleichzeitiger Einbindung in die Herkunftsgesellschaft, wird von den meisten in Deutschland lebenden Migranten unterstützt. Dies ist ein positiver Befund, der deutlich werden lässt, dass

<sup>47</sup> Ein die Gewaltbereitschaft reduzierender Effekt ist dabei für alle Subdimensionen des Integrationsindex (kognitiv, strukturell, sozial, identifikativ) feststellbar, wie zusätzliche Auswertungen belegen können. Der Einfluss des Integrationsindex ist damit nicht nur darauf zurückzuführen, dass das Bildungsniveau (strukturelle Integration) Teil dieses Indexes ist und vom Bildungsniveau generell starke Einflüsse auf die Gewaltbereitschaft zu beobachten sind.



die in Deutschland lebenden jugendlichen Migranten neben der Aufrechterhaltung ihrer Herkunftskultur bereit sind, sich in die deutsche Gesellschaft einzufügen. Dies spiegelt sich auch in der geringen sozialen Distanz gegenüber Deutschen wider, die als Nachbarn bei den meisten Migrantengruppen willkommen wären (bzw. bereits sind). Gleiches gilt umgekehrt für Deutsche aber nicht in Bezug auf jede Gruppe: Türkische Nachbarn stufen die Deutschen als am wenigsten angenehm ein.

Die positiven Befunde, die für die Migranten im Allgemeinen berichtet werden können, dürfen allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die einzelnen Migrantengruppen im Hinblick auf das Ausmaß ihrer Integration deutlich unterscheiden. Als sehr gut integriert können vor allem die süd- und nordamerikanischen, die nord-/west- und osteuropäischen und die asiatischen Jugendlichen gelten. Das andere Ende der Rangreihe der Integration wird von ehem. jugoslawischen, arabischen/nordafrikanischen und türkischen Jugendlichen gebildet. Jugendliche dieser Herkunft sind sprachlich eher schlechter integriert, haben weniger deutsche Freunde, streben seltener ein Abitur an, fühlen sich weniger verbunden mit Deutschland, werden häufiger diskriminiert und nehmen sich seltener als Deutsche wahr. Die Jugendlichen dieser Herkunft befürworten in stärkerem Maße die Segregation, d.h. die Abschottung der Eigengruppe; zudem gebärden sie sich Deutschen gegenüber aggressiver.

Gerade mit Blick auf die größte Migrantengruppe in Deutschland, die Personen türkischer Herkunft, sind die Befunde ernüchternd. Sie leben durchschnittlich am längsten hier, die Jugendlichen sind meist bereits hier geboren; für einen großen Teil der Eltern wie der Kinder gilt aber, dass die Integration in die deutsche Gesellschaft bislang nicht gelungen ist. Dass sich diese Erfahrung in einer höheren Gewaltbereitschaft niederschlagen kann, haben die Auswertungen für türkische ebenso wie für einige andere Migrantengruppen gezeigt. Zusätzliche Anstrengungen, die Integration der türkischen Kinder und Jugendlichen im Besonderen, aber auch anderer Migranten im Allgemeinen zu verbessern, erscheinen daher Erfolg versprechend.



## 4. Religion, Integration und abweichendes Verhalten bei Jugendlichen

### 4.1. Religionszugehörigkeit und Religiosität der befragten Jugendlichen

Im Rahmen der Schülerbefragung 2007/2008 wurde auch die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft sowie die religiöse Bindung an diese erfragt. Ausgangspunkt war hierbei die Selbstauskunft des Schülers. Wenn keine Angabe erfolgte, haben wir ergänzend die Angaben des Schülers zur Religionszugehörigkeit der Eltern herangezogen, wobei, vergleichbar mit der Bestimmung des Migrationshintergrundes, zuerst die Zugehörigkeit der Mutter, dann die des Vaters Berücksichtigung fand. Als Antwortkategorien standen jeweils „römisch-katholisch“, „evangelisch“, „evangelisch-freikirchlich“, „orthodox“, „islamisch“ (mit den Differenzierungen: „shiitisch“, „sunnitisch“, „alevitisch“, „andere“), „jüdisch“, „buddhistisch“ und „andere“ zur Verfügung. Aufgrund der geringen Fallzahlen werden die Kategorien „jüdisch“, „buddhistisch“ und „andere“ zu einer Kategorie („andere“) zusammengefasst; „evangelisch“ und „evangelisch-freikirchlich“ werden nachfolgend als „evangelisch“ ausgewiesen.<sup>48</sup>

Von allen in den alten Bundesländern befragten Jugendlichen gehören 81,5 % einer christlichen Kirche, 8,1 % dem Islam und 2,6 % einer anderen Religion an; keine Zugehörigkeit berichten 7,8 % der Befragten.<sup>49</sup> Tabelle 4.1 berichtet die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft differenziert für unterschiedliche Herkunftsgruppen. Auch dabei konzentrieren wir uns weitestgehend auf die westdeutschen Befragungsgebiete (ohne Berlin). Die Darstellung der Untergruppen der orthodoxen und der shiitischen, sunnitischen und alevitischen Jugendlichen erfolgt ohne die Berücksichtigung der Befragten aus Bayern. Dies ist deshalb der Fall, weil es in Bayern datenschutzrechtliche Bedenken gegen eine differenzierte Abfrage gab.

Tabelle 4.1 enthält zwei Informationen: Die jeweils nicht in Klammern stehenden Zahlen geben an, welcher Gemeinschaft die verschiedenen ethnischen Gruppen angehören. Die in Klammern stehenden Zahlen geben für die übergeordneten Religionsgruppen an, wie sie sich ethnisch zusammensetzen. Personen mit christlicher Religionszugehörigkeit in Westdeutschland sind demnach zu 79,0 % deutscher Herkunft, 21,0 % haben einen Migrationshintergrund (6,3 % ehem SU, 3,7 % Polen usw.). Von allen westdeutschen Befragten mit deutscher Herkunft gehören 90,5 % einer der christlichen Kirchen an, nur 0,2 % sind islamisch; 1,4 % gehören einer sonstigen Religion (z.B. Juden, Buddhisten) an, 7,9 % sind nicht konfessionell gebunden. Der katholischen und der evangelischen Kirche ordnen sich dabei in etwa gleich viele westdeutsche Jugendliche zu (45,6 bzw. 44,8 %). Ebenfalls recht hohe Anteile an Christen finden sich bei Jugendlichen aus Polen (93,8 %) und aus Italien (90,2 %), wobei diese Schüler primär katholisch sind.

Türkische Schüler gehören demgegenüber zu 85,6 % dem Islam an, arabische/nordafrikanische Schüler zu 69,7 %. Dies bedeutet zugleich, dass zwei Drittel der in Deutschland lebenden islamischen Jugendlichen türkischer Herkunft sind (67,1 %), ein Sechstel ist arabischer/

---

<sup>48</sup> Insgesamt geben nur 687 Befragte aus Westdeutschland an, einer evangelisch-freikirchlichen Konfession anzugehören; der evangelischen Kirche gehören 13.749 Befragte an.

<sup>49</sup> Für die in Ostdeutschland befragten Jugendlichen ergeben sich folgende Anteile: 22,7 % christlich, 1,2 % islamisch, 2,6 % andere, 73,5 % keine Religionszugehörigkeit.

nordafrikanischer Herkunft (17,1 %). Nur 1,8 % der in Westdeutschland lebenden Muslime haben eine deutsche Herkunft.

Eine besondere Gruppen stellen die ehem. jugoslawischen Jugendlichen dar. Sie setzen sich jeweils zu knapp der Hälfte aus christlichen, zur anderen Hälfte aus islamischen Schülern zusammen (48,9 zu 41,7 %).

**Tabelle 4.1: Konfessionszugehörigkeit und Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten; Spaltenprozente, in Klammern: Zeilenprozente)**

	Deutschland West, deutsche Herkunft	Deutschland Ost, deutsche Herkunft <sup>1</sup>	Deutschland West, nicht-deutsche Herkunft gesamt	Deutschland West, Herkunft: Türkei	Deutschland West, Herkunft: ehem. SU	Deutschland West, Herkunft: Polen	Deutschland West, Herkunft: ehem. Jugosl./Alban.	Deutschland West, Herkunft: Italien	Deutschland West, Herkunft: Arabien/ Nordafrika
<b>Christlich</b>	<b>90,5</b> <b>(79,0)</b>	<b>21,6</b> <b>-</b>	<b>59,6</b> <b>(21,0)</b>	<b>9,0</b> <b>(0,7)</b>	<b>82,0</b> <b>(6,3)</b>	<b>93,8</b> <b>(3,7)</b>	<b>48,9</b> <b>(1,2)</b>	<b>90,2</b> <b>(1,9)</b>	<b>17,9</b> <b>(0,4<sup>2</sup>)</b>
Katholisch	45,6	3,2	30,2	2,2	19,5	82,1	27,8	74,0	7,6
Evangelisch	44,8	18,3	24,4	3,0	55,6	11,3	10,5	15,5	6,4
Orthodox <sup>3</sup>	0,1	0,1	4,9	3,8	6,9	0,3	10,6	0,7	4,1
<b>Islamisch</b>	<b>0,2</b> <b>(1,8)</b>	<b>0,3</b> <b>-</b>	<b>27,2</b> <b>(98,2)</b>	<b>85,6</b> <b>(67,1)</b>	<b>0,9</b> <b>(0,7)</b>	<b>0,5</b> <b>(0,2)</b>	<b>41,7</b> <b>(10,1)</b>	<b>0,8</b> <b>(0,2)</b>	<b>69,7</b> <b>(17,1)</b>
Shiitisch	0,0	0,1	4,2	10,1	0,2	0,1	10,1	0,0	16,5
Sunnitisch	0,1	0,0	10,3	32,9	0,3	0,1	9,5	0,3	33,3
Alevitisch	0,0	0,1	2,7	11,9	0,0	0,0	1,0	0,0	0,7
Andere/ Bayern gesamt <sup>4</sup>	0,1	0,1	10,0	30,7	0,4	0,3	21,0	0,5	19,0
<b>Andere Reli- gion</b>	<b>1,4</b> <b>(37,6)</b>	<b>2,3</b> <b>-</b>	<b>5,7</b> <b>(62,4)</b>	<b>2,3</b> <b>(5,5)</b>	<b>9,0</b> <b>(21,6)</b>	<b>1,8</b> <b>(2,2)</b>	<b>3,3</b> <b>(2,4)</b>	<b>2,5</b> <b>(1,6)</b>	<b>4,3</b> <b>(3,3)</b>
<b>Keine Religi- on</b>	<b>7,9</b> <b>(72,0)</b>	<b>75,8</b> <b>-</b>	<b>7,6</b> <b>(28,0)</b>	<b>3,1</b> <b>(2,5)</b>	<b>8,1</b> <b>(6,6)</b>	<b>4,0</b> <b>(1,7)</b>	<b>6,1</b> <b>(1,5)</b>	<b>6,5</b> <b>(1,4)</b>	<b>8,1</b> <b>(2,0)</b>

<sup>1</sup> ohne Sachsen, da aus Datenschutzgründen eine Erfassung der Religionszugehörigkeit untersagt wurde.

<sup>2</sup> Die zeilenweise zu 100 % fehlenden Werte gehen auf Befragte anderer Herkunft bzw. auf Befragte ohne genaue Herkunftsangabe zurück.

<sup>3</sup> In Bayern wurde eine orthodoxe Zugehörigkeit nicht erfragt.

<sup>4</sup> Im Fragebogen wurde neben „shiitisch“, „sunnitisch“ und „alevitisch“ noch die Antwortmöglichkeit „andere, islamisch“ angeboten; die Anteile werden hier zusammen mit dem Anteil bayerischer islamischer Jugendlicher berichtet. In Bayern wurde eine detaillierte Abfrage der islamischen Zugehörigkeit nicht erlaubt.

Zum Vergleich sind in Tabelle 4.1 auch die deutschen Befragten aus Ostdeutschland dargestellt; dabei werden Befragte aus Sachsen nicht berücksichtigt, da hier aus Datenschutzgründen eine Frage nach der Religionszugehörigkeit nicht gestellt werden durfte. Nur etwa ein Viertel der deutschen Schüler aus den neuen Bundesländern sind überhaupt an eine religiöse Gemeinschaft gebunden; mit 21,6 % gehören dabei die meisten der konfessionell gebundenen, deutschen Jugendlichen einer christlichen, meist der evangelischen Kirche an. Drei Viertel (75,8 %) der ostdeutschen Schüler mit deutscher Herkunft gehören keiner Religion an.

Ein differenzierterer Blick auf die islamischen Jugendlichen zeigt, dass die größte Gruppe von den sunnitischen Jugendlichen gestellt wird; shiitische und alevitische Befragte finden sich seltener unter diesen Jugendlichen. Diese Verteilung deckt sich z.T. mit den Erkenntnissen einer kürzlich vorgestellten, deutschlandweiten Befragung unter muslimischen Personen ab 16 Jahren (Haug et al. 2009): Fast drei Viertel der Befragten gaben an, Sunniten zu sein (72,0 %), 14,0 % gehörten den Aleviten, 7,0 % den Shiiten an (ebd., S. 135).

Tabelle 4.2 berichtet darüber hinaus die Fallzahlen, die den nachfolgenden Auswertungen zugrunde liegen. In Westdeutschland wurden insgesamt 23.486 Jugendliche deutscher Herkunft befragt, die einer christlichen Kirche angehören, sowie 6.252 christliche junge Migranten.<sup>50</sup> Dem stehen 2.909 junge Muslime gegenüber, von denen 51 deutscher Herkunft sind und 2.858 aus Migrantenfamilien stammen. Unter Letzteren bilden die mit türkischer Herkunft die größte Gruppe (1.954). In Westdeutschland gehören ferner 358 deutsche Jugendliche anderen Religionen an (z.B. Juden und Buddhisten). Hinzu kommen 2.043 deutsche Jungen und Mädchen, die keinerlei Religionszugehörigkeit angegeben haben. In Ostdeutschland dominiert die Gruppe der konfessionslosen Jugendlichen (1.854). Im Vergleich dazu fällt die Zahl der christlichen Jugendlichen mit 528 sehr niedrig aus. Ferner haben dort sieben Muslime und 57 Jugendliche aus anderen Religionen teilgenommen.

**Tabelle 4.2: Befragtenanzahl nach Konfessionszugehörigkeit und Migrationshintergrund (gewichtete Daten; in Klammern: Anzahl Befragte, die Fragebogenmodul zu Integration beantwortet haben)**

	Deutschland West, deutsche Herkunft	Deutschland Ost, deut- sche Herkunft <sup>1</sup>	Deutschland West, nicht-deutsche Her- kunft gesamt	Deutschland West, Herkunft: Türkei	Deutschland West, Herkunft: ehem. SU	Deutschland West, Herkunft: Polen	Deutschland West, Herkunft: ehem. Ju- gosl./Alban.	Deutschland West, Herkunft: Italien	Deutschland West, Herkunft: Arabien/ Nordafrika
<b>Christlich</b>	<b>23486</b>	<b>528</b>	<b>6252</b> (3926)	<b>206</b> (126)	<b>1881</b> (1209)	<b>1112</b> (697)	<b>345</b> (226)	<b>552</b> (358)	<b>128</b> (89)
Katholisch	11831	79	3170 (1977)	50 (32)	448 (270)	974 (621)	196 (128)	452 (296)	53 (37)
Evangelisch	11627	448	2566 (1612)	69 (39)	1275 (844)	134 (75)	73 (42)	95 (58)	46 (30)
Orthodox <sup>2</sup>	29	2	516 (337)	87 (55)	158 (95)	4 (1)	75 (56)	4 (4)	29 (21)
<b>Islamisch</b>	<b>51</b>	<b>7</b>	<b>2858</b> (1814)	<b>1954</b> (1271)	<b>21</b> (10)	<b>6</b> (3)	<b>294</b> (179)	<b>5</b> (1)	<b>498</b> (293)
Shiitisch	5	0	436 (263)	231 (148)	5 (3)	1 (1)	71 (41)	0 (0)	118 (65)
Sunnitisch	19	3	1086 (705)	751 (499)	6 (3)	1 (0)	67 (40)	2 (1)	238 (148)
Alevitisch	5	2	286 (181)	271 (172)	0 (0)	0 (0)	7 (4)	0 (0)	5 (3)
Andere/ Bayern gesamt <sup>3</sup>	23	2	1051 (665)	702 (451)	10 (5)	4 (2)	149 (94)	3 (0)	136 (78)
<b>Andere</b>	<b>358</b>	<b>57</b>	<b>594</b> (364)	<b>52</b> (36)	<b>206</b> (127)	<b>21</b> (12)	<b>23</b> (14)	<b>15</b> (6)	<b>31</b> (17)
<b>Keine</b>	<b>2043</b>	<b>1854</b>	<b>794</b> (492)	<b>70</b> (50)	<b>187</b> (117)	<b>47</b> (29)	<b>43</b> (31)	<b>40</b> (24)	<b>58</b> (35)

<sup>1</sup> ohne Sachsen, da aus Datenschutzgründen eine Erfassung der Religionszugehörigkeit untersagt wurde.

<sup>2</sup> In Bayern wurde eine orthodoxe Zugehörigkeit nicht erfragt.

<sup>3</sup> Im Fragebogen wurde neben „shiitisch“, „sunnitisch“ und „alevitisch“ noch die Antwortmöglichkeit „andere, islamisch“ angeboten; die Anzahl wird hier zusammen mit der Anzahl bayerischer islamischer Jugendlicher berichtet. In Bayern wurde eine detaillierte Abfrage der islamischen Zugehörigkeit nicht erlaubt.

Inwieweit sich diese Religionszugehörigkeit auch im Alltag und in verschiedenen religiösen Praktiken widerspiegelt, wurde über verschiedene Indikatoren erfasst (vgl. Tabelle 4.3). Die einer Religion angehörenden Jugendlichen wurden gefragt, wie oft sie in den letzten zwölf Monaten gebetet bzw. ein Gotteshaus besucht haben und wie wichtig Religion für sie persön-

<sup>50</sup> In Tabelle 4.2 wird in Klammern bei den Migranten zusätzlich eine weitere Fallzahl aufgeführt. Hierbei handelt es sich um jene Jugendlichen, die ein Fragebogenmodul zum Stand ihrer Integration beantwortet haben. Die im Abschnitt 4.2. berichteten Ergebnisse beruhen auf den Angaben dieser Befragten.



In Tabelle 4.4 ist dargestellt, inwieweit die Zustimmung zu den einzelnen Aussagen mit dem Geschlecht und dem Bildungsniveau der Befragten, getrennt nach christlichen und islamischen Jugendlichen, variiert. Abgebildet ist dabei der Mittelwert, der Werte zwischen eins (nicht religiös) und vier (sehr religiös) annehmen kann. Für christliche Befragte gilt, dass Mädchen sowie Schüler aus Gymnasien bei allen vier Indikatoren durchweg signifikant höhere Werte aufweisen, d.h. häufiger beten bzw. ein Gotteshaus besuchen und Religion als wichtiger für den Alltag und die Erziehung erachten als Jungen sowie Schüler aus niedrigeren Bildungsgängen. Für die islamischen Jugendlichen ergibt sich demgegenüber ein weniger klares Bild. Bei zwei der Indikatoren (Beten und Wichtigkeit im Alltag) unterscheiden sich Jungen und Mädchen nicht signifikant voneinander. Hinsichtlich des Gotteshausbesuchs dominieren die Jungen. Dies zeigt auch die Gegenüberstellung der Prozentanteile: Während Mädchen nur zu 21,5 % mindestens einmal pro Woche ein Gotteshaus aufsuchen, sind es bei den Jungen mit 42,6 % fast doppelt so viele. Hinsichtlich der Einschätzung der Wichtigkeit der Religion bei der Erziehung zu Hause sind es allerdings die Mädchen, die etwas häufiger als die Jungen eine hohe Wichtigkeit angeben.

**Tabelle 4.4: Zustimmung zu einzelnen Aussagen der Religiositätsskala nach Geschlecht und Schulform (Mittelwerte bzw. in %; gewichtete Daten; nur konfessionell gebundene, westdeutsche Befragte)**

		Beten	Anteil mind. mehrmals pro Woche	Gotteshausbesuch	Anteil mind. 1x pro Woche	Wichtig: Alltag	Anteil sehr wichtig	Wichtig: Erziehung	Anteil sehr wichtig
christlich	Mädchen	<b>2.34</b>	19,2	<b>2.17</b>	10,4	<b>2.17</b>	8,2	<b>1.99</b>	6,1
	Jungen	<b>2.06</b>	13,6	<b>2.04</b>	9,2	<b>2.00</b>	7,5	<b>1.89</b>	5,4
	Förder-/Haupts.	<b>1.96</b>	11,8	<b>1.95</b>	9,5	<b>2.04</b>	9,0	<b>1.95</b>	7,4
	Reals. /IHR/Gesamts. Gymnasium	<b>2.17</b> <b>2.44</b>	15,3 22,0	<b>2.09</b> <b>2.26</b>	9,5 10,5	<b>2.05</b> <b>2.17</b>	7,0 8,1	<b>1.91</b> <b>1.97</b>	5,3 4,9
islamisch	Mädchen	2.79	39,7	<b>2.30</b>	21,5	3.43	60,0	<b>3.48</b>	60,9
	Jungen	2.74	31,9	<b>2.84</b>	42,6	3.41	58,6	<b>3.42</b>	59,2
	Förder-/Haupts.	<b>2.67</b>	31,9	2.59	33,5	<b>3.44</b>	61,0	<b>3.50</b>	64,4
	Reals. /IHR/Gesamts. Gymnasium	<b>2.84</b> <b>2.96</b>	38,9 43,0	2.59 2.44	32,7 24,9	<b>3.45</b> <b>3.20</b>	60,5 47,6	<b>3.45</b> <b>3.15</b>	58,7 43,0

Fett: Mittelwertsunterschiede signifikant bei  $p < .05$ , IHR = Integrierte Haupt- und Realschule

Auch bei den Bildungsgruppen ergeben sich z.T. widersprüchliche Effekte: Islamische Schüler, die ein Gymnasium besuchen, beten öfter als Schüler aus Förder-/Hauptschulen bzw. aus Real-/Gesamtschulen. Gleichzeitig meinen sie aber auch seltener, dass die Religion in Alltag und Erziehung wichtig wäre. Die Häufigkeit des Gotteshausbesuchs variiert bei den islamischen Jugendlichen nur schwach mit dem Bildungsniveau, wobei Förder- und Hauptschüler sowie Real- und Gesamtschüler etwas häufiger ein Gotteshaus besuchen als Gymnasiasten.

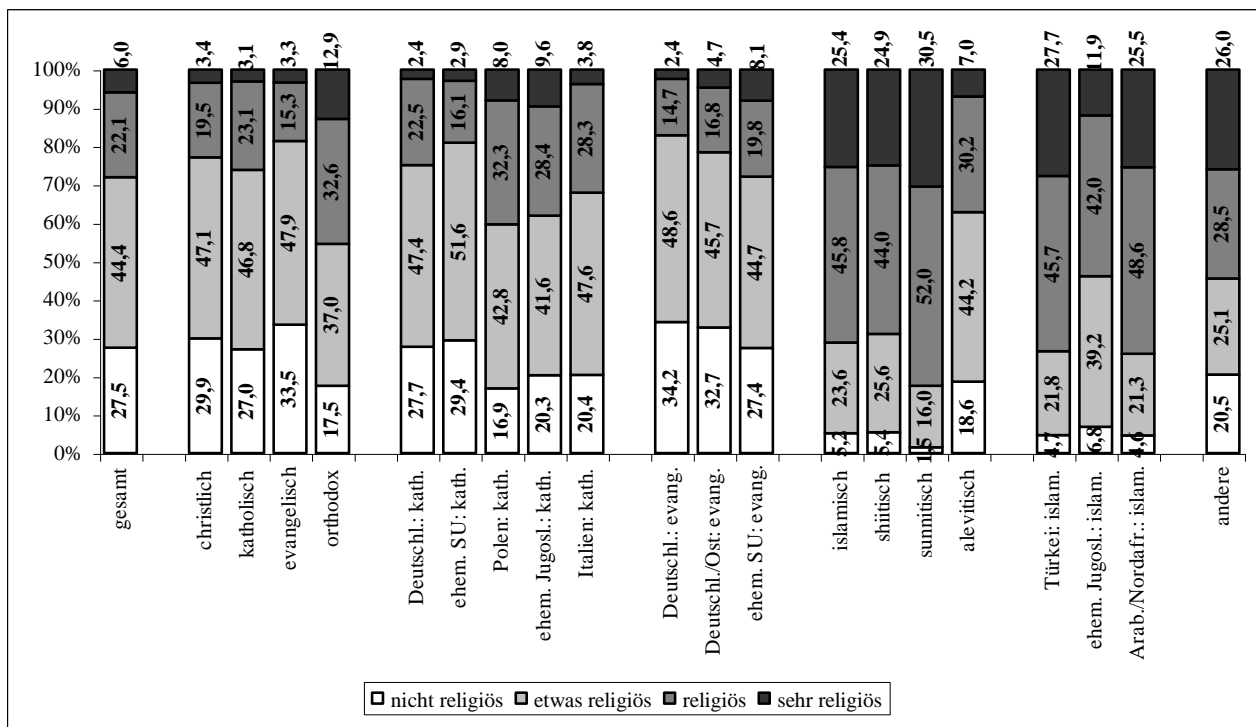
Unabhängig davon, welche religiöse Gruppe betrachtet wird, gilt, dass die Antworten zu den vier Aussagen hoch miteinander korrelieren; d.h. Schüler, die häufiger beten, besuchen auch häufiger ein Gotteshaus und stufen ihre Religion häufiger als wichtig ein.<sup>51</sup> Aus den vier vierfach gestuften Aussagen zur Religiosität wurde deshalb eine Mittelwertskala gebildet, d.h. die

<sup>51</sup> Die vier Items laden auf einem einzelnen Faktor, der 66,6 % der Varianz erklärt. Eine Reliabilitätsanalyse bestätigt zudem, dass mittels der vier Items ein Konstrukt „Religiosität“ gut abgebildet werden kann (Cronbachs Alpha = .83). Die Reliabilität bei christlichen Jugendlichen beträgt Alpha = .82, bei islamischen Jugendlichen Alpha = .75. Die vierte Aussage nach der Wichtigkeit der Religion bei der Erziehung weist eine den anderen Items vergleichbare Faktorladung (.82; andere Items: zwischen .75 und .87) und Trennschärfe (.66; andere Items: zwischen .58 und .74) auf, so dass die Integration in die Gesamtskala sinnvoll erscheint.

Religiosität eines Befragten ist bestimmt durch seine mittlere Antwort auf die vier Aussagen. Der Mittelwert für die gesamte Stichprobe westdeutscher Jugendlicher mit Religionszugehörigkeit beträgt 2,18 und liegt damit etwas unter dem theoretischen Mittelwert von 2,50.<sup>52</sup> Es gibt mithin mehr konfessionell gebundene Schüler, die sich selbst als weniger religiös einschätzen als gebundene Schüler, die religiös sind. In verschiedene der nachfolgenden Analysen wird die Religiosität in dieser Form als Mittelwertskala einbezogen. Zum Teil werden aber auch zusammenfassende Auswertungen präsentiert. Dabei wurden die Antworten folgendermaßen gruppiert: Schüler mit Werten zwischen 1,0 und 1,5 werden als „nicht religiös“, Schüler mit Werten über 1,5 bis 2,5 als „etwas religiös“, Schüler mit Werten über 2,5 bis 3,5 als „religiös“ und Schüler mit Werten über 3,5 bis 4,0 als „sehr religiös“ eingestuft. Diese Gruppierung lehnt sich an den Vorschlag von Brettfeld (2009) an. Bewusst wurden die Gruppen der nicht religiösen bzw. sehr religiösen Jugendlichen enger gefasst (bis 1,5 bzw. über 3,5), damit dadurch die Extreme der Verteilung abgebildet werden können.

In Abbildung 4.1 ist dargestellt, inwieweit die Einschätzung zur Religiosität mit der Konfessionszugehörigkeit variiert. Zunächst geben, wie dies bereits durch den Skalenmittelwert deutlich wurde, deutlich mehr Befragte an, nicht religiös als religiös zu sein: 27,5 % werden als nicht religiös, weitere 44,4 % als nur etwas religiös eingestuft; 6,0 % gelten als sehr religiös.

**Abbildung 4.1: Religiosität nach Konfessionszugehörigkeit und Migrantengruppe (in %; gewichtete Daten; nur konfessionell gebundene, westdeutsche Befragte; Auswertungen zu einzelnen Subgruppen ohne Bayern)**



Für die einzelnen Konfessionen ergeben sich dabei sehr verschiedene Werte: Christliche Jugendliche sind demnach nur zu 22,9 % (sehr) religiös, islamische Jugendliche hingegen zu

<sup>52</sup> Der Mittelwert der Gesamtskala würde ohne Einbezug des Items zur Wichtigkeit der Religion bei der Erziehung 2,21 betragen. Es zeigt sich also, dass die Berücksichtigung dieses Items, das das religiöse Klima in der Familie und nicht die persönliche Religiosität misst, nicht zu verzerrten Ergebnissen führt.



71,2 %. Auffallend ist, dass islamisch gebundene Jugendliche nur selten angeben, trotz vorhandener Zugehörigkeit nicht religiös zu sein (5,2 %; bei Christen: 29,9 %); eine Pro-Forma-Zugehörigkeit, bei der die Jugendlichen nie oder nur selten beten bzw. den Gottesdienst besuchen und die Religion sowohl für sich als auch im Hinblick auf die familiäre Erziehung als unwichtig erachten, scheint es hier also kaum zu geben. Auch bei den Jugendlichen mit „anderer Zugehörigkeit“ (jüdisch, buddhistisch) fällt der Anteil an sehr religiösen Schülern (26,0 %) vergleichsweise hoch aus. Deutlich höher als bei muslimischen Jugendlichen liegen hier jedoch die Quoten derjenigen, die sich im Ergebnis als nicht religiös (20,5 %) oder nur etwas religiös (25,1 %) eingestuft haben.

Unter den beiden großen Konfessionen (christlich und islamisch) gibt es, die Subgruppen betrachtet, jeweils eine Auffälligkeit: Während katholische Schüler etwas häufiger als evangelische Schüler zu den (sehr) religiösen Befragten zählen, sind es vor allem die orthodoxen Christen, die eine stärkere religiöse Bindung berichten. Bei den islamischen Befragten sind Sunniten mit 82,5 % stärker religiös gebunden als Shiiten mit 68,9 %. Ein großer Unterschied besteht aber zur dritten Gruppe, den alevitischen Jugendlichen. Von diesen berichteten nur 37,2 % davon, (sehr) religiös zu sein, während 18,6 % nur formal zum Islam gehören.

Vor allem unter der Kategorie „christlich“ und „islamisch“ finden sich Schüler aus vielen verschiedenen Migrantengruppen. Aus diesem Grund ist in der Abbildung 4.1 die Religiosität noch einmal nach einigen ausgewählten Gruppen dargestellt.<sup>53</sup> Unter den Katholiken weisen die polnischen Schüler die höchste religiöse Bindung auf: 40,3 % gaben an, dass sie (sehr) religiös sind, bei den westdeutschen Katholiken sind es nur 24,9 %. Ebenfalls eine recht hohe Bindung weisen die katholischen Schüler aus Ländern des ehem. Jugoslawien auf (38,0 %). Bei den islamischen Jugendlichen zeigen sich für türkische und arabische/nordafrikanische Jugendliche mit 73,4 bzw. 74,1 % sehr ähnliche Quoten (sehr) religiöser Jugendlicher.<sup>54</sup> Islamische Jugendliche aus dem ehem. Jugoslawien berichten hingegen nur zu 53,9 % davon, (sehr) religiös zu sein.

Abgebildet ist zusätzlich ein Vergleich von drei evangelischen Gruppen: Ostdeutsche Jugendliche, die der evangelischen Kirche angehören, sind demnach etwas stärker religiös gebunden als westdeutsche Jugendliche dieser Gruppe (21,5 % zu 17,1 sehr religiös bzw. religiös).<sup>55</sup> Evangelische Jugendliche aus der ehem. SU weisen aber einen noch höheren Anteil (sehr) religiöser Schüler auf (27,9 %).

Tabelle 4.5 belegt noch einmal unter Verwendung der Mittelwerte der Religiositäts-Skala, dass christliche Jugendliche weniger religiös sind als islamische Jugendliche (2,08 vs. 3,03). Evangelische Christen aus Westdeutschland weisen mit 1,97 den niedrigsten Mittelwert unter allen betrachteten Gruppen auf, Sunniten mit 3,22 den höchsten. Mit Ausnahme der aleviti-

---

<sup>53</sup> Ausgewählt wurden jeweils die Gruppen, für die ausreichend Befragte für differenzierte Auswertungen vorliegen (vgl. Tabelle 4.1). Bei den christlichen Jugendlichen wurde sich auf jene Gruppen beschränkt, die nicht über die Zusammenfassung verschiedener Länder entstanden sind (wie Nord-/Westeuropäer, Südeuropäer).

<sup>54</sup> Betrachten wir die arabischen/nordafrikanischen, islamischen Jugendlichen differenziert nach dem Herkunftsland, dann zeigen sich folgende Befunde: Iranische, afghanische und irakische, islamische Jugendliche werden deutlich seltener als hoch religiös eingestuft (jeweils unter 15 %) als libanesische und marokkanische Jugendliche (28,4 bzw. 40,0 %).

<sup>55</sup> Werden alle christlichen Jugendlichen Ostdeutschlands betrachtet (und nicht nur die evangelischen deutschen Jugendlichen), dann ergibt sich folgende Verteilung: 5,0 % sind sehr religiös, 19,7 % religiös, 43,2 % etwas und 32,0 % nicht religiös.

schen Schüler erzielen alle unterschiedenen islamischen Gruppen höhere Religiositätswerte als alle christlichen Gruppen. Tabelle 4.5 macht darüber hinaus auf wichtige Geschlechts- und Bildungsunterschiede aufmerksam, die z.T. aufgrund der Befunde aus Tabelle 4.4 erwartbar waren. Bei den christlichen Jugendlichen zeigt sich, dass Jungen eine signifikant niedrigere Religiosität äußern als Mädchen – nur bei einzelnen Subgruppen christlicher Jugendlicher wird der Mittelwertunterschied nicht signifikant. Bei den islamischen Jugendlichen dreht sich der Geschlechterunterschied hingegen um: Jungen erweisen sich als religiös gebundener als Mädchen.<sup>56</sup> Wie die differenzierten Auswertungen dabei belegen, gilt dies in besonderer Weise für sunnitische bzw. für türkische Befragte. Der Geschlechterunterschied beruht aber ausschließlich darauf, dass islamische Jungen häufiger ein Gotteshaus besuchen als islamische Mädchen (Jungen mindestens einmal pro Woche 42,6 %, Mädchen 21,5 %. Dies wiederum dürfte in hohem Maß die Folge davon sein, dass in den meisten Moscheen Deutschlands nur ein Gebetsraum zur Verfügung steht, der bei den religiös besonders wichtigen Freitagsgebeten dann entsprechend den Traditionen des Islams fast nur von den Männern und männlichen Jugendlichen benutzt wird. Zwar sind in neu gebauten größeren Moscheen gesonderte Gebetsräume für Frauen eingerichtet worden. Aber auch hier wird durch die unterschiedliche innenarchitektonische Gestaltung deutlich, dass den Männern im Islam eine stärkere Bedeutung zugemessen wird als den Frauen. Auch das trägt offenkundig zu der unterschiedlichen Häufigkeit des Moscheebesuches bei.

**Tabelle 4.5: Religiosität nach Konfessionszugehörigkeit, Migrantengruppe, Geschlecht und Schulform (Mittelwerte; gewichtete Daten; nur konfessionell gebundene, westdeutsche Befragte)**

		gesamt	Mäd- chen	Jun- gen	Förder-/ Hauptschule	Realschule/IHR/ Gesamtschule	Gymnasium
christlich	gesamt	2.08	<b>2.17</b>	<b>2.00</b>	<b>1.97</b>	<b>2.05</b>	<b>2.21</b>
	katholisch gesamt	2.14	<b>2.23</b>	<b>2.06</b>	<b>2.04</b>	<b>2.13</b>	<b>2.26</b>
	Deutschl.: kath.	2.12	<b>2.20</b>	<b>2.04</b>	<b>1.98</b>	<b>2.10</b>	<b>2.24</b>
	ehem. SU: kath.	2.03	2.09	1.96	2.01	2.03	2.12
	Polen: kath.	2.44	2.47	2.41	<b>2.41</b>	<b>2.36</b>	<b>2.58</b>
	ehem. Jugosl.: kath.	2.39	<b>2.56</b>	<b>2.20</b>	<b>2.21</b>	<b>2.46</b>	<b>2.67</b>
	Italien: kath.	2.27	<b>2.36</b>	<b>2.18</b>	2.28	2.25	2.33
	evangelisch gesamt	2.00	<b>2.09</b>	<b>1.91</b>	<b>1.86</b>	<b>1.97</b>	<b>2.16</b>
	Deutschl.: evang.	1.97	2.06	1.88	<b>1.80</b>	<b>1.92</b>	<b>2.14</b>
	Deutschl./Ost: evang.	2.07	<b>2.15</b>	<b>1.99</b>	n.a.	<b>1.91</b>	<b>2.25</b>
ehem. SU: evang.	2.20	2.29	2.11	<b>2.07</b>	<b>2.26</b>	<b>2.38</b>	
orthodox gesamt	2.52	<b>2.61</b>	<b>2.43</b>	<b>2.68</b>	<b>2.47</b>	<b>2.38</b>	
islamisch	gesamt	3.03	<b>2.99</b>	<b>3.08</b>	<b>3.02</b>	<b>3.08</b>	<b>2.94</b>
	shiitisch gesamt	3.01	2.94	3.07	3.07	2.97	2.90
	sunnitisch gesamt	3.22	<b>3.15</b>	<b>3.31</b>	3.20	3.26	3.19
	alevitisch gesamt	2.40	2.45	2.34	2.43	2.40	2.28
	Türkei: islam.	3.08	<b>3.02</b>	<b>3.14</b>	<b>3.08</b>	<b>3.11</b>	<b>2.96</b>
	ehem. Jugosl.: islam.	2.72	2.72	2.72	2.74	2.72	2.55
Arab./Nordaf.: islam.	3.08	3.02	3.15	3.09	3.10	3.00	
andere	gesamt	2.71	<b>2.90</b>	<b>2.52</b>	<b>2.58</b>	<b>2.80</b>	<b>2.73</b>

Fett: signifikant bei  $p < .05$ ; n.a. - nicht abgebildet, da  $N < 20$

<sup>56</sup> In Prozentwerte übersetzt bedeuten die für die beiden großen Gruppen der christlichen und islamischen Jugendlichen berichteten Mittelwerte folgendes: Weibliche Christen werden zu 25,5 % als (sehr) religiös eingestuft, männliche Christen nur zu 20,4 %. Bei den islamischen Jugendlichen sind die weiblichen Befragten zu 70,8 % (sehr) religiös, die männlichen Befragten zu 71,8 %. Besonders deutlich wird der Geschlechterunterschied bei den islamischen Jugendlichen allerdings dann, wenn nur die sehr religiösen Schüler betrachtet werden: Dieser Anteil beträgt bei den weiblichen Muslimen 19,6 %, bei den männlichen Muslimen 31,2 %.

Hinsichtlich der Bildungsgruppen ist festzustellen, dass bei den christlichen Jugendlichen die religiöse Bindung mit zunehmender Bildung steigt: Christliche Gymnasiasten erreichen bspw. einen Religiositäts-Mittelwert von 2,21, christliche Förder- und Hauptschüler einen signifikant niedrigeren Wert von 1,97. Mit Ausnahme der katholischen Jugendlichen aus Italien und aus der ehem. SU findet sich dieser Zusammenhang in allen Gruppen christlicher Jugendlicher in signifikanter Weise. Bei den islamischen Jugendlichen ist dieser Zusammenhang ins Gegenteil verkehrt: Höhere Bildung geht hier mit niedrigerer Religiosität einher. Nur bei den türkischen, islamischen Befragten wird dies allerdings als signifikant ausgewiesen. Zugleich ist darauf hinzuweisen, dass auch die islamischen Gymnasiasten noch weit stärker religiös gebunden sind als die christlichen Gymnasiasten.

Bei Schülern mit einer „anderen“ Religionszugehörigkeit ergibt sich ein mit den christlichen Befragten vergleichbarer Geschlechtereffekt: Jungen sind seltener religiös als Mädchen. In Bezug auf die Bildung zeigt sich, dass „andere“ Jugendliche mit höherer Bildung auch erhöhte religiöse Bindungen besitzen.

Anliegen dieses Abschnitts ist es jedoch nicht nur, Auswertungen zur Häufigkeit der Religionszugehörigkeit bzw. der religiösen Bindungen vorzustellen. Es soll zusätzlich auch untersucht werden, mit welchen möglichen Folgen die Zugehörigkeit und die Bindung in Beziehung stehen. Zwei mögliche Folgen sollen dabei näher betrachtet werden: das Ausmaß an Integration und das Ausmaß des delinquenten, insbesondere gewalttätigen Verhaltens.

#### 4.2. Religion und Integration von jungen Migranten

Bevor die zentralen Ergebnisse vorgestellt werden, soll einleitend auf einen wichtigen Aspekt der Untersuchung hingewiesen werden. Wir präsentieren hier Befunde von Korrelations- und Regressionsanalysen, die auf einer Querschnittsuntersuchung basieren. Wir können mit unseren Daten damit zwangsläufig keine eindeutigen Ursache-Wirkungsbeziehungen nachweisen. Für Kausalanalysen benötigt man Längsschnittstudien, bei denen die Zielgruppe über Jahre hinweg mehrfach untersucht wird. Es ist uns allerdings möglich, auf Zusammenhänge aufmerksam zu machen und ergänzend dazu Interpretationen anzubieten. Querschnittserhebungen erlauben durchaus eine Fülle von wichtigen Erkenntnissen, die zumindest Anlass dazu geben, für die Befunde nach Erklärungen zu suchen und gestützt darauf Konsequenzen zu erörtern.

Die Integration von jungen Migranten haben wir in Anlehnung an Esser (2000, 2001) auf vierfache Weise gemessen (vgl. Abschnitt 3):

- *Kognitive Integration:* Zur Erfassung dieser Dimension der Integration wird die Sprache herangezogen, die a) zu Hause mit den Eltern gesprochen wird, b) mit Freunden gesprochen wird, c) beim Lesen und d) beim Fernsehen präferiert wird, wobei jeweils zwischen zwei Kategorien (1 = deutsch bzw. deutsch und andere vs. 0 = nur nichtdeutsch) unterschieden wird. Diese Werte werden aufaddiert. Greift eine Person in allen vier Kontexten auf die deutsche Sprache zurück, erhält sie den Wert 4, greift sie in keinem der Kontexte auf die deutsche Sprache zurück, beträgt der Wert 0. Höhere Werte stehen damit für eine bessere kognitive Integration.

- *Strukturelle Integration:* Hier wird er Anteil an Jugendlichen einer Migrantengruppe ausgewiesen, die das Abitur anstreben (entweder innerhalb eines Gymnasiums oder einer Gesamtschule).
- *Soziale Integration:* Als Indikator der sozialen Integration werden die interethnischen Freundschaftsbeziehungen herangezogen, d.h. der Anteil an Freundschaften zu deutschen Jugendlichen. Dieser Anteil kann zwischen 0 und 100 % variieren: Je höher er ausfällt, umso mehr deutsche Freunde hat ein Befragter, d.h. umso besser ist er sozial integriert.
- *Identifikative Integration:* Die Identifikation mit Deutschland lässt sich an der Selbstwahrnehmung der Migranten ablesen. Nehmen diese sich nicht als Deutsche wahr, ist von einer geringeren identifikativen Integration auszugehen, als wenn sie sich als Deutsche (und gleichzeitig ggf. auch als Nichtdeutsche) wahrnehmen.

Aus allen vier Dimensionen wurde zudem eine Mittelwertskala gebildet, wobei mindestens zu drei der vier Dimensionen ein gültiger Wert vorliegen musste. Zur einfacheren Darstellung wurden die Werte so verändert, so dass sie zwischen 0 und 100 variieren: Je höher die Werte ausfallen, umso besser integriert ist eine Person. Für die 6.755 nichtdeutschen Jugendlichen in Westdeutschland, für die ein gültiger Wert zu diesem Index vorliegt, lässt sich ein Mittelwert von 54,9 ermitteln, bei einer Spannweite von 0 bis 100; d.h. empirisch wird das gesamte Integrationspektrum ausgeschöpft.

**Tabelle 4.6: Integrationsindikatoren nach Konfessionszugehörigkeit (in % bzw. Mittelwerte; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zu Integration beantwortet haben; Auswertungen einzelner Subgruppen ohne Bayern)**

		kognitive Integration (Sprache "dt." in 4 Kontexten)	strukturelle Integration (Anteil: Abitur)	soziale Integration (Anteil dt. Freunde)	identifikative Integration (Anteil Selbstwahrnehmung "dt.")	Anteil in Dt. geboren	Gesamt
<b>christlich</b>	<b>gesamt</b>	<b>3,42</b>	<b>27,5</b>	<b>58,7</b>	<b>57,4</b>	<b>65,1</b>	<b>61,8</b>
	katholisch gesamt	3,46	29,7	62,0	56,6	73,6	63,1
	ehem. SU: kath.	3,17	19,8	44,4	52,7	26,7	53,6
	Polen: kath.	3,48	33,8	66,4	60,8	80,9	66,8
	ehem. Jugosl.: kath.	3,40	27,2	56,0	42,3	77,0	56,4
	Italien: kath.	3,29	18,9	54,7	34,2	86,7	52,2
	evangelisch gesamt	3,44	25,4	57,6	63,9	55,8	62,8
	ehem. SU: evang.	3,20	17,2	44,4	53,5	27,8	53,6
	orthodox gesamt	3,11	24,3	44,8	30,4	59,8	49,4
<b>islamisch</b>	<b>gesamt</b>	<b>2,70</b>	<b>15,8</b>	<b>28,2</b>	<b>21,6</b>	<b>79,1</b>	<b>37,7</b>
	shiitisch gesamt	2,69	16,7	27,1	24,5	66,3	39,2
	sunnitisch gesamt	2,66	15,9	25,3	17,8	82,2	36,6
	alevitisch gesamt	2,74	17,8	25,3	28,6	83,1	39,0
	Türkei: islam.	2,59	14,2	27,8	20,2	88,3	36,0
	ehem. Jugosl.: islam. Arab./Nordafri.: islam.	2,80 3,11	12,5 23,6	24,0 32,3	18,9 29,1	38,9 68,3	35,5 45,6
<b>andere</b>	<b>gesamt</b>	<b>3,04</b>	<b>26,0</b>	<b>50,0</b>	<b>44,7</b>	<b>62,7</b>	<b>54,2</b>
<b>keine</b>	<b>gesamt</b>	<b>3,48</b>	<b>41,2</b>	<b>62,9</b>	<b>66,1</b>	<b>68,5</b>	<b>68,7</b>

Betrachten wir zunächst in Tabelle 4.6 die Ergebnisse zur kognitiven Integration.<sup>57</sup> Die ausgewiesenen Mittelwerte geben an, dass christliche Befragte durchschnittlich in 3,42 von vier

<sup>57</sup> In die nachfolgenden Auswertungen zur Integration fließen ausschließlich jene Befragte mit Migrationshintergrund ein, die das entsprechende Fragebogenmodul beantwortet haben (siehe Abschnitt 3.1.). Deutsche Befragte

Kontexten die deutsche Sprache nutzen, islamische Befragte nur in 2,70 Kontexten. Orthodoxe, christliche Migranten verständigen sich seltener auf deutsch als katholische oder evangelische Migranten. Bei den Religionsgruppen islamischer Jugendlicher (shiitisch, sunnitisch, alevitisch) ergeben sich demgegenüber kaum Unterschiede, wohl aber bei den einzelnen Migrantengruppen: Islamische Türken sprechen demnach seltener deutsch als islamische Araber/Nordafrikaner. Migranten ohne konfessionelle Zugehörigkeit greifen ähnlich häufig wie christliche Migranten auf die deutsche Sprache zurück, Schüler einer „anderen“ Konfession seltener als diese, aber noch immer häufiger als islamische Migranten.

Als Indikator für die strukturelle Integration ist in Tabelle 4.6 der Anteil an Schülern abgebildet, die ein Abitur anstreben. Migranten mit christlicher oder „anderer“ Religionszugehörigkeit besuchen zu 27,5 bzw. 26,0 % Schulen, mit dem Ziel, ein Abitur abzulegen, d.h. fast doppelt so häufig wie islamische Migranten (15,8 %). Keiner Konfession zugehörige Migranten streben zu 41,2 % ein Abitur an. Polnische Katholiken tun dies immerhin zu 33,8 %, islamische Schüler aus dem ehem. Jugoslawien hingegen nur zu 12,5 %.

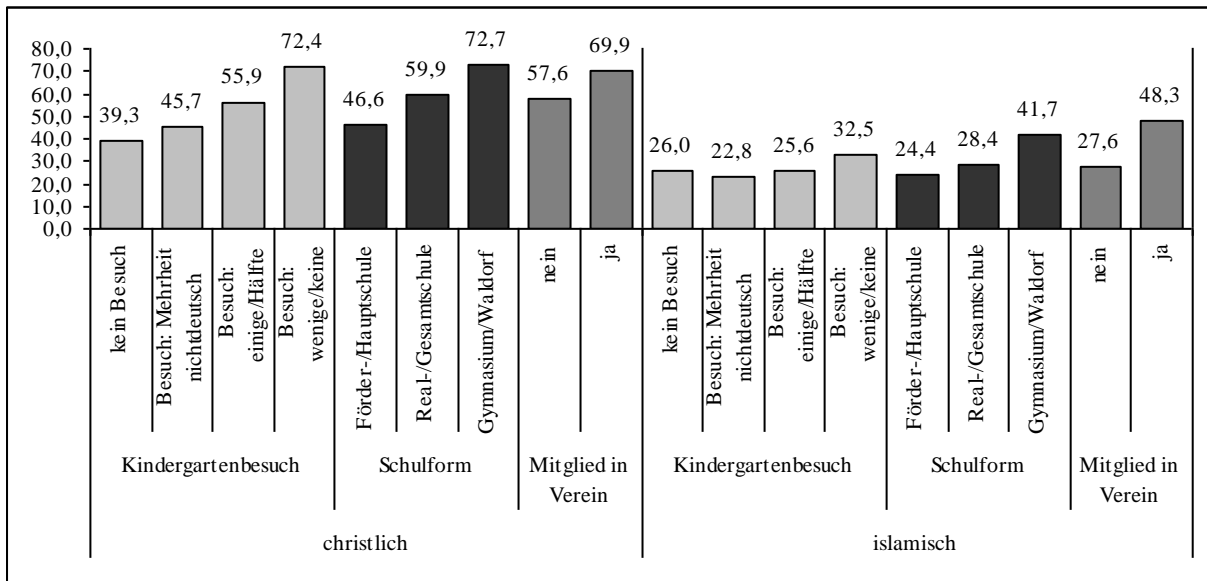
Bei der sozialen Integration ergeben sich ebenfalls deutliche Unterschiede zwischen den einzelnen Gruppen. So erweisen sich orthodoxe Migranten als deutlich schlechter integriert als evangelische und katholische Migranten. Dargestellt ist dabei der durchschnittliche Anteil an deutschen Freunden im sozialen Netzwerk. Bei orthodoxen Migranten sind im Durchschnitt 44,8 % der Freunde deutsch, bei katholischen Migranten 62,0 %; katholische Polen haben am häufigsten Kontakt zu Deutschen. Ebenfalls höhere Werte werden für die Jugendlichen mit einer „anderen“ Zugehörigkeit bzw. für Jugendliche ohne religiöse Zugehörigkeit berichtet. Am niedrigsten fällt die soziale Integration bei den islamischen Jugendlichen aus, deren Freunde nur zu ca. einem Viertel eine deutsche Herkunft haben (28,2 %). Dies gilt für shiitische, sunnitische und alevitische Migranten gleichermaßen.

Das Ausmaß der sozialen Integration variiert bei christlichen wie bei islamischen Migranten u.a. damit, was für einen Kindergarten sie besucht haben bzw. welche Schulform sie gegenwärtig besuchen (Abbildung 4.2). Wenn ein Kindergarten mit einer Mehrheit von deutschen Kindern besucht wurde, fällt der Anteil deutscher Freunde, mit denen im Jugendalter verkehrt wird, höher aus, als bei einem Kindergarten mit vielen nichtdeutschen Kindern. Gymnasiasten haben wiederum häufiger Kontakt mit deutschen Freunden als Migranten auf einer Förder- oder Hauptschule. Zudem ergibt sich ein Zusammenhang mit der Mitgliedschaft in bestimmten Vereinen. Christliche wie islamische Migranten, die Mitglied in der Freiwilligen Feuerwehr, in Jugend-/Schülervereinigungen oder in sozialen/politischen Organisationen sind, berichten häufiger davon, deutsche Freunde zu besitzen als Schüler, die nicht Mitglied in derartigen Vereinen sind. Für Sportvereine oder andere Gruppierungen, die ebenfalls abgefragt worden sind, ergeben sich allerdings keine Zusammenhänge mit der sozialen Integration.

---

werden hierbei nicht berücksichtigt; d.h. auch in der Gruppe der christlichen Jugendlichen finden sich nur Befragte mit Migrationshintergrund.

**Abbildung 4.2: Soziale Integration von jungen Migranten nach verschiedenen Befragten Gruppen (in %; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zu Integration beantwortet haben)**

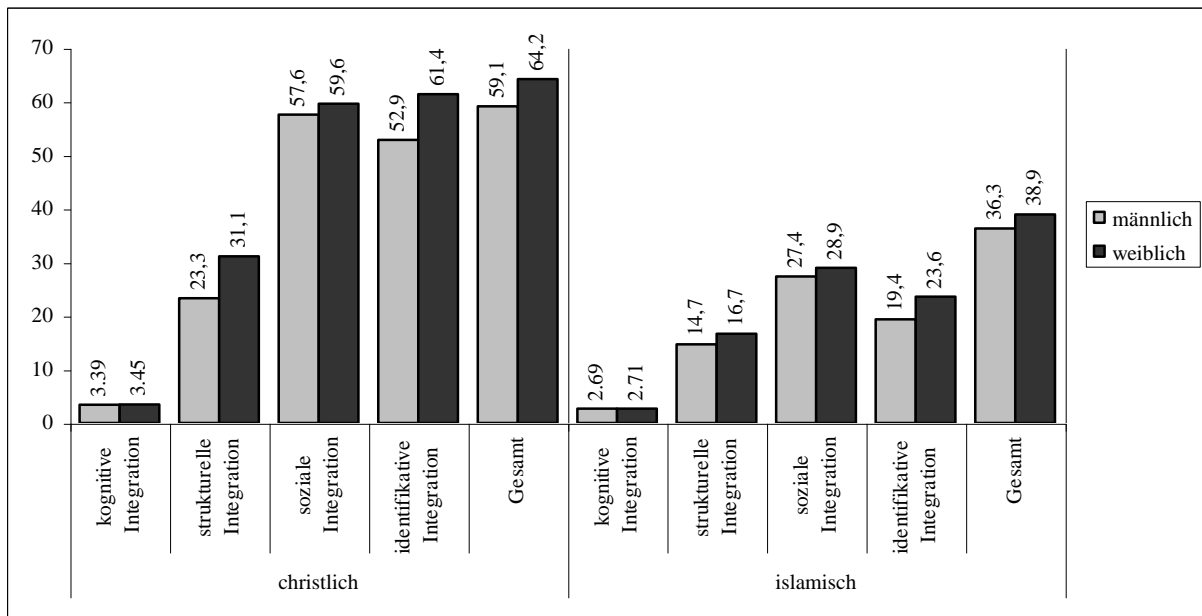


Auch bei der letzten Dimension, der identifikativen Integration ergeben sich starke Unterschiede zwischen den verschiedenen Konfessionen (Tabelle 4.6). Als identifikativ integriert werden jene Schüler kategorisiert, die sich selbst als deutsch (auch „deutsch und anders“) wahrnehmen. Immerhin 57,4 % der christlichen Migranten nehmen sich als deutsch wahr, evangelische Migranten tun dies noch etwas häufiger als katholische Migranten (63,9 zu 56,6 %); orthodoxe Migranten weisen unter den christlichen Migranten die niedrigste identifikative Integration auf (30,4 %). Hohe Werte ergeben sich hingegen für die nicht konfessionell gebundenen Jugendlichen (66,1 %). Bei den Migranten mit „anderer“ Religionszugehörigkeit fällt der Anteil an integrierten Schülern niedriger aus (44,7 %). Islamische Migranten bezeichnen sich mit 21,6 % am seltensten als deutsch – und dies obwohl sie zu 79,1 % in Deutschland geboren sind. Diese große Diskrepanz zwischen der geringen Identifikation als deutsch und der hohen Quote hier Geborener fällt besonders deutlich bei islamischen Türken aus, wie die Auswertungen in Tabelle 4.6 zeigen.<sup>58</sup>

Hinsichtlich der Integration zeigen sich zudem Geschlechterunterschiede, nach denen Mädchen durchweg besser integriert sind als Jungen (Abbildung 4.3). Besonders ausgeprägt ist der Geschlechterunterschied bei christlichen Migranten: Hier geben bspw. 61,4 % der Mädchen, aber nur 52,9 % der Jungen an, dass sie sich als deutsch wahrnehmen (identifikative Integration). Bei den muslimischen Mädchen beträgt die Quote 23,6 %, bei den Jungen 19,4 %. Den Gesamtindex betrachtet erreichen christliche Mädchen einen Wert von 64,2 Punkten, christliche Jungen von 59,1 Punkten (islamische Mädchen: 38,9, islamische Jungen 36,3).

<sup>58</sup> Zu beachten ist, dass der Anteil hier Geborener nicht in den Gesamtindex zur Integration einfließt.

**Abbildung 4.3: Integration nach Konfessionszugehörigkeit und Geschlecht (in % bzw. Mittelwerte; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zu Integration beantwortet haben)**

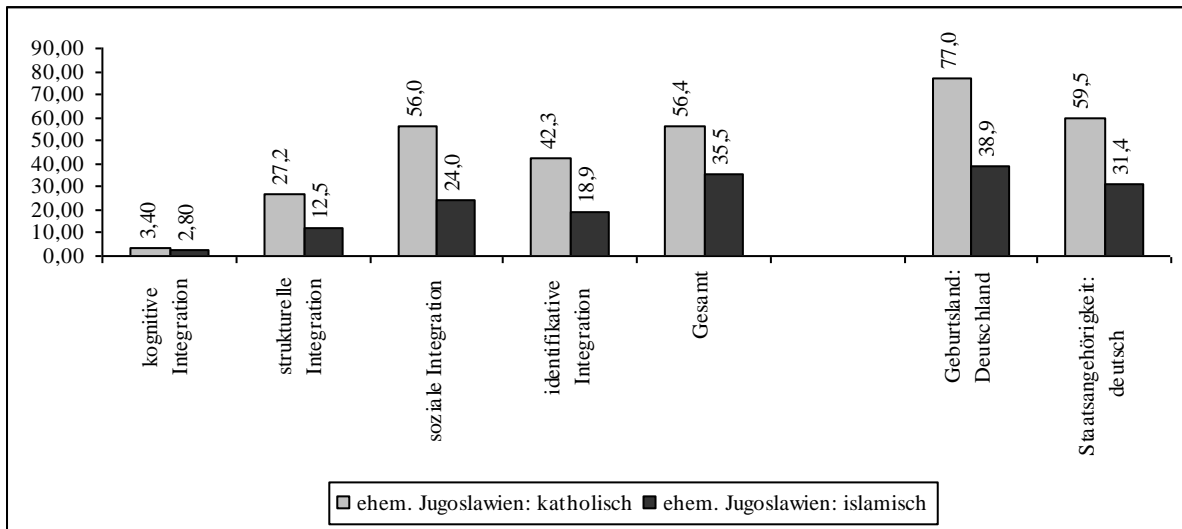


Dieser Gesamtindex, der Werte zwischen 0 und 100 annehmen kann, weist bei jugendlichen Migranten ohne Konfessionszugehörigkeit mit 68,7 Punkten den höchsten Wert auf (vgl. Tabelle 4.6). Christliche Jugendliche erreichen einen etwas geringeren Wert (61,8). Katholische und evangelische Migranten sind dabei gleich gut integriert, für orthodoxe Migranten ergibt sich aber ein um 13 Punkte niedrigerer Wert (49,4), der allerdings noch deutlich über dem Wert für islamische Migranten liegt (37,7). Diese erweisen sich unter allen betrachteten Gruppen am schlechtesten integriert, wobei die Unterschiede zwischen den Subgruppen eher gering sind. Erwähnenswert ist allerdings, dass islamische Schüler arabischer/nordafrikanischer Herkunft um zehn Punkte höhere Integrationswerte aufweisen als islamische Türken bzw. islamische Schüler aus dem ehem. Jugoslawien. Zusätzliche Auswertungen zeigen dabei, dass dieser erhöhte Integrationswert bei den islamischen, arabischen/nordafrikanischen Jugendlichen vor allem auf die iranischen und afghanischen Jugendlichen zurückgeht (53,8 bzw. 49,6); niedrige Werte erzielen Iraker und Libanesen (36,6 bzw. 36,9). Es ist aber darauf hinzuweisen, dass diese differenzierten Auswertungen z.T. auf geringen Fallzahlen (mind. 20 Befragte) beruhen.

Beachtung verdienen die insgesamt sehr deutlichen Unterschiede, die sich bzgl. der Integrationsindikatoren für Jugendliche aus dem ehemaligen Jugoslawien ergeben: Wie Abbildung 4.4 noch einmal verdeutlicht, erreichen die islamischen Jugendlichen dieser Herkunft durchweg schlechtere Werte als die katholischen Jugendlichen dieser Herkunft. Diese Unterschiede bleiben auch dann bestehen, wenn nur in Deutschland geborene katholische und islamische, jugoslawische Migranten miteinander verglichen werden.<sup>59</sup> Ein solcher Vergleich erscheint deshalb sinnvoll, weil islamische Jugoslawen deutlich seltener in Deutschland geboren worden sind als katholische Jugoslawen (38,9 zu 77,0 %).

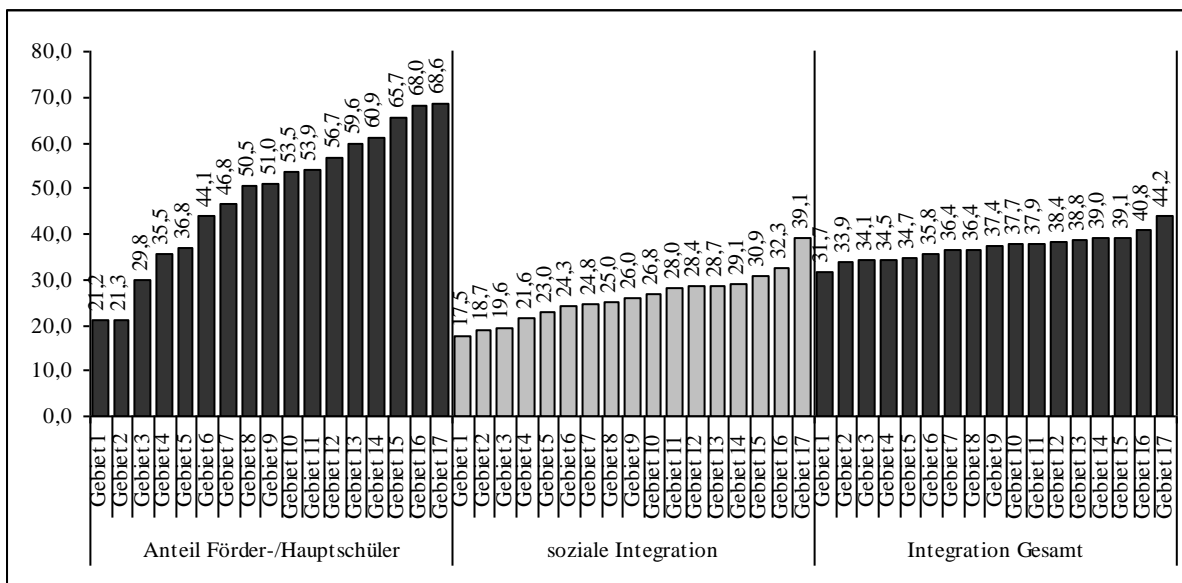
<sup>59</sup> Die Werte zur kognitiven Integration betragen bei den hier geborenen Jugoslawen 3,55 (katholisch) und 2,94 (islamisch). Zur strukturellen Integration betragen die Werte 27,2 zu 14,1 %, zur sozialen Integration 61,5 zu 25,2 %, zur identifikativen Integration 52,1 zu 25,1 %. In Deutschland geborene katholische Jugoslawen erreichen einen Gesamt-Integrationswert von 61,7, hier geborene islamische Jugoslawen einen Wert von 38,8.

**Abbildung 4.4: Integrationsindikatoren nach Konfessionszugehörigkeit bei Jugendlichen aus dem ehem. Jugoslawien (in % bzw. Mittelwerte; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zu Integration beantwortet haben)**



Grundsätzlich lässt sich mit den vorhandenen Daten belegen, dass jugendliche Migranten mit islamischem Hintergrund in Deutschland erheblich schlechter integriert sind als Migranten mit christlichem Hintergrund. An dieser Stelle ist aber auch darauf hinzuweisen, dass der Stand der Integration der islamischen Jugendlichen über die Gebiete, in denen Befragungen durchgeführt worden sind, variiert. Die nachfolgende Abbildung 4.5 gibt hierfür drei Beispiele. Einbezogen wurden nur jene 17 westdeutschen Gebiete, in denen mindestens 40 islamische Jugendliche befragt worden sind. Der Anteil an deutschen Freunden (soziale Integration) variiert dabei zwischen 17,5 und 39,1 %, der Gesamt-Integrationswert zwischen 31,7 und 44,2. Zudem gibt es ein Gebiet, in dem nur 21,2 % eine Förder- oder Hauptschule besuchen; demgegenüber steht ein Gebiet, in dem diese Quote 68,6 % beträgt.

**Abbildung 4.5: Integration islamischer Jugendlicher nach Gebiet (in % bzw. Mittelwerte; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zu Integration beantwortet haben)**



Zwei Beispiele aus älteren KFN-Schülerbefragungen belegen ebenfalls die Existenz starker regionaler Integrationsunterschiede und geben Hinweise darauf, welche Folgerungen daraus



gezogen werden können. Das erste Beispiel stammt aus einer vom KFN im Jahr 2005 durchgeführten Befragung von 5.529 Viertklässlern aus zehn verschiedenen Städten und Landkreisen (vgl. Baier et al. 2006, S. 98ff). Eine Frage lautete damals, ob und von wem die im Durchschnitt zehnjährigen Kinder die letzten drei Male zum Geburtstag eingeladen worden sind und welche ethnische Herkunft die einladenden Kinder hatten. Als Indikator für die soziale Integration türkischer Kinder<sup>60</sup> verwendeten wir die von ihnen erreichte Quote der Geburtstageinladungen durch deutsche Kinder. Das Spektrum reichte von 28,9 % in Dortmund bis zu 90,0 % in Oldenburg.

Zur Erklärung dieser Divergenz verwiesen Vertreter der beiden Städte darauf, dass die zahlenmäßig starke Gruppe türkischer Kinder in Dortmund primär in bestimmten Stadtteilen lebt und dort weitgehend unter sich bleibt. In Oldenburg wohnen die türkischen Familien dagegen über die ganze Stadt verteilt. Dadurch treffen die Kinder schon in der Kindergartenzeit häufig auf deutsche Kinder und freunden sich untereinander an. Soziale Integration gelingt offenkundig dann besser, wenn 'Mehmet' im Sandkasten auf 'Max' und 'Moritz' trifft und nicht primär auf 'Mustafa' und 'Igor'. Beachtung verdient zudem, was sich im Regionalvergleich zur Rate der Kinder ergeben hat, die nach eigenen Angaben in den letzten vier Wochen vor der Befragung ein anderes Kind geschlagen oder getreten hatten. Für diesen Regionalvergleich haben wir die drei Städte bzw. Landkreise mit den höchsten und den niedrigsten Geburtstageinladungsquoten zusammengefasst. Dort, wo türkische Kinder am häufigsten von deutschen Kindern zum Geburtstag eingeladen worden sind (Oldenburg, Landkreis Peine und Schwäbisch Gmünd), übersteigt ihre innerschulische Gewaltrate die der deutschen Kinder nur um 1,2 Prozentpunkte (12,3 zu 13,5 %). Dort, wo die Einladungsquote am niedrigsten war (Dortmund, Kassel und Stuttgart), ergibt sich mit einer innerschulischen Gewaltrate türkischer Kinder von 23,3 % ein weit größerer Abstand zu den deutschen Kindern (15,4 %). Eine bessere soziale Integration der türkischen Kinder hat also offenbar hohe Bedeutung für deren Gewaltrate.

Das zweite Beispiel stammt aus den KFN-Schülerbefragungen der Jahre 2005/2006 und betrifft die schulische Integration von türkischstämmigen Neuntklässlern (vgl. Rabold et al. 2008, S. 121ff). Zum Vergleich ziehen wir entsprechend erhobene Daten aus Schülerbefragungen des Jahres 1998 heran. Für Hannover zeigt sich im Vergleich von 2006 und 1998, dass sich in dieser Zeit der Anteil der türkischstämmigen Schüler, die die Hauptschule besuchen, von 47,1 % auf 32,5 % reduziert hat. Deutlich angestiegen sind dagegen die Quoten der Gymnasiasten von 8,7 auf 15,3 % und der Realschüler von 44,2 auf 52,2 %. Das andere Extrem bildet in diesem Regionalvergleich die Stadt München, in der es zwar zwischen 1998 und 2005 auch bei türkischstämmigen Schülern eine Reduzierung der Hauptschulquote gegeben hat – von 67,6 auf 61,4 %. Parallel dazu ist jedoch die Quote der Gymnasiasten von 18,1 auf 12,6 % gesunken. Und auch die Realschulquoten bleiben mit 14,3 bzw. 26,0 % weit hinter denen zurück, die sich in Hannover ergeben haben.

Die gravierenden Unterschiede, die sich zur Schullaufbahn von Schülern türkischer Herkunft in beiden Städten ergeben haben, haben mehrere Ursachen. Anders als in Bayern, sind die am Ende der vierten Klasse abgegebenen Schullaufbahneempfehlungen der Grundschulen in Niedersachsen nicht bindend. Dies hat zur Folge, dass in Hannover viele türkische Eltern der

---

<sup>60</sup> In den früheren Befragungen wurde die Religionszugehörigkeit nicht erfragt, weshalb hier statt auf islamische auf türkische Kinder und Jugendliche Bezug genommen wird.

Hauptschulempfehlung nicht gefolgt sind und ihr Kind bei einer Realschule, dem Realschulzweig einer Integrierten Gesamtschule oder im Gymnasium angemeldet haben – und dies, wie unsere Daten zeigen, mit Erfolg. Dazu hat allerdings auch beigetragen, dass es in Hannover seit 1998 dank der 1997 gegründeten Bürgerstiftung Hannover und weiterer Initiativen zu einem starkem bürgerschaftlichen Engagement für die schulische und soziale Integration von Kindern und Jugendlichen aus sozialen Randgruppen gekommen ist. Ein Beispiel ist der von der Bürgerstiftung finanziell unterstützte Verein „Mentor e.V.“, der seit Jahren organisiert, dass Bürgerinnen und Bürger vor allem für Kinder aus Migrantenfamilien kostenlos schulische Nachhilfe anbieten. Die Zahl der ehrenamtlichen Helfer liegt inzwischen bei 1500. Hinzu kommen zahlreiche Stadtteilprojekte, in denen es darum geht, vor allem Kinder und Jugendliche aus Migrantenfamilien in attraktive Freizeitangebote zu integrieren. Zudem ist zu beachten, dass in Hannover das Schulschwänzen in dem Analysezeitraum weit stärker zurückgegangen ist als in München, was ebenfalls erheblich dazu beigetragen haben dürfte, dass die schulische Integration der Jugendlichen türkischer Herkunft derart divergierend verlaufen ist. Hierzu hat wiederum ein vom KFN initiiertes Modellversuch beigetragen, mit dem in den Jahren zwischen 2003 und 2005 in Hannover und weiteren Gebieten Niedersachsens erfolgreich die unentschuldigte Abwesenheit von Unterricht reduziert werden konnte (Brettfeld et al. 2005).

Die in Hannover im Vergleich zu München weit besser gelungene schulische Integration der Jugendlichen türkischer Herkunft hat offenbar beachtliche Auswirkungen auf die Zusammensetzung ihrer sozialen Netzwerke entfaltet. Im Städtevergleich zeigt sich, dass die Quote der türkischstämmigen Jugendlichen, die keine delinquenten Freunde haben, in Hannover im Jahr 2006 bei 38,8 % lag (München 2005: 28,8 %), 19,5 % der türkischen Jugendlichen Hannovers hatten fünf und mehr delinquente Freunde (München: 27,5 %). Da kann es nicht überraschen, dass sich dann auch im Längsschnittvergleich zum Jahr 1998 beachtliche Unterschiede zur Quote der türkischstämmigen Jugendlichen ergeben, die nach eigenen Angaben im Jahr vor der Befragung mindestens fünf Gewalttaten begangen haben. In Hannover ist diese Quote von 15,3 auf 7,2 % gesunken, in München dagegen von 6,0 auf 12,4 % angestiegen. Die beiden Beispiele zu den regionalen Unterschieden der sozialen und schulischen Integration muslimischer Kinder und Jugendlicher belegen damit, dass es hier durchaus Ansatzpunkte für eine Verbesserung der aktuellen Situation gibt.

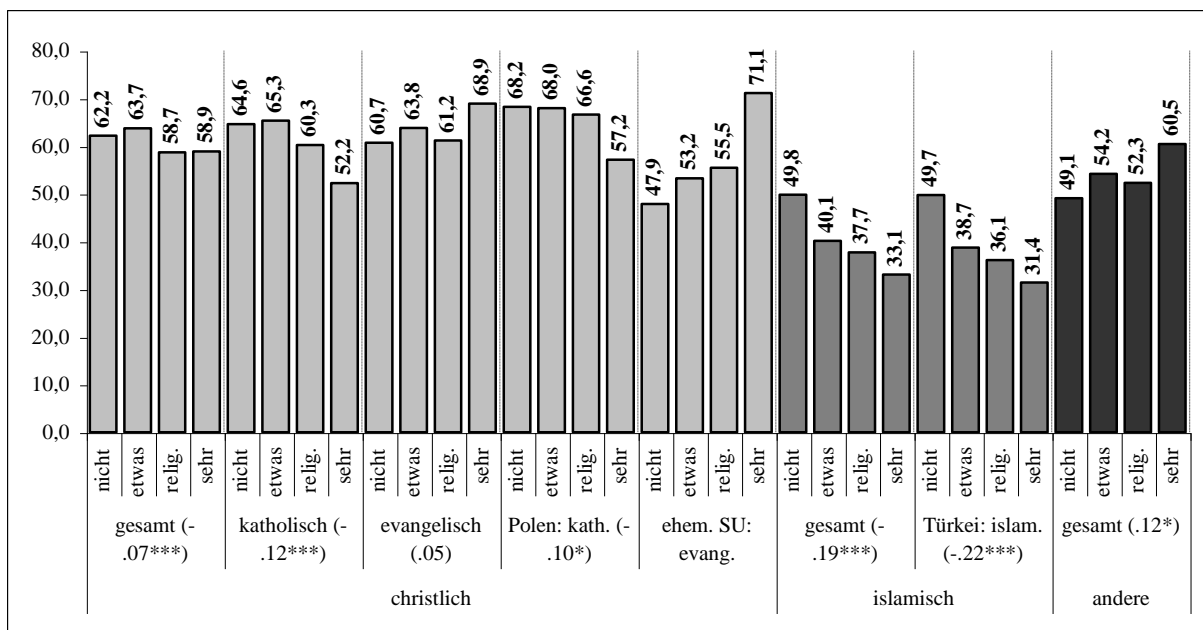
Die Frage, die sich an die bisherigen Auswertungen anschließt, ist, inwieweit das individuelle Ausmaß der Religiosität zusätzlich mit der Integration in Beziehung steht. Sind sehr religiöse Migranten möglicherweise besser integriert? Oder ist es genau umgekehrt: Sind sehr religiöse Migranten Deutschland und den Deutschen gegenüber besonders verschlossen? Macht es dabei einen Unterschied, ob man einer christlichen oder dem islamischen Konfession angehört?

Einen ersten Eindruck zum Zusammenhang von Religiosität und Integration vermittelt Abbildung 4.6. Dieser ist zu entnehmen, dass bei den christlichen Migranten das Ausmaß der Integration mit wachsender religiöser Bindung leicht zurückgeht. Sehr religiöse Christen haben einen geringfügig niedrigeren Integrationswert als nicht oder etwas religiöse Migranten. Wie die Subgruppenauswertungen darüber hinaus belegen, gilt dieser negative Zusammenhang allerdings nur für die katholischen Migranten. Bei evangelischen Migranten steigt mit zunehmender Religiosität die Integration. Die zusätzlich abgebildeten Auswertungen zu polnischen Katholiken und evangelischen Schülern aus der ehem. SU bestätigen diese differenzielle Wir-

kung der Religiosität noch einmal, wobei wir an dieser Stelle keine Erklärung für diese differenzielle Wirkung anbieten können. Für andere Subgruppen christlicher Migranten kann eine eigene Darstellung nicht erfolgen, da z.T. bspw. in der Kategorie der „sehr religiösen“ bzw. der „nicht religiösen“ Schüler bei einigen Gruppen weniger als 20 Befragte zur Verfügung stehen.

Vergleichbare Zusammenhänge wie bei den evangelischen Migranten existieren für die Jugendlichen einer „anderen“ Konfessionszugehörigkeit (jüdisch, buddhistisch). Auch hier steigt tendenziell die Integration mit zunehmender Religiosität an; zumindest die Gruppe der sehr religiösen Jugendlichen erweist sich als durchschnittlich besser integriert als die anderen drei Religiositätsgruppen. Ein gänzlich anderes Bild ergibt sich mit Blick auf die islamischen Migranten: Zunehmende Religiosität geht hier einher mit niedrigeren Integrationswerten. Die Gruppe der sehr religiösen, islamischen Migranten ist zugleich die Gruppe mit der niedrigsten Integration; der Integrationswert der nicht religiösen, islamischen Migranten liegt um ca. das 1,5fache darüber. Für türkische, islamische Jugendliche ist dieser Zusammenhang in gleichem Maße vorhanden.

**Abbildung 4.6: Integration nach Konfessionszugehörigkeit, Religiosität und Migrantengruppe (Mittelwerte; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zu Integration beantwortet haben; in Klammern: Pearson Korrelation)**



Die Zusammenhänge zwischen der Religiosität und der Integration finden sich für verschiedene Indikatoren des Integrationsindex, wie Tabelle 4.7 verdeutlicht. Am Beispiel der sozialen Integration zeigt sich bspw., dass sehr religiöse islamische Jugendliche nur zu 21,6 % deutsche Freunde besitzen, nicht religiöse islamische Jugendliche hingegen zu 43,8 % (christliche Jugendliche: sehr religiös 55,3 %, nicht religiös 62,2 %). Türkische, islamische Jugendliche, die als nicht religiös eingestuft werden, nehmen sich selbst zu 51,3 % als deutsch wahr, türkische, islamische Jugendliche mit sehr hoher Religiosität hingegen nur zu 14,5 % - und dies, obwohl sie zu 88,5 % in Deutschland geboren sind.

**Tabelle 4.7: Integrationsindikatoren nach Konfessionszugehörigkeit, Religiosität und Migrantengruppe (in % bzw. Mittelwerte; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zu Integration beantwortet haben)**

		<b>kognitive Integration</b> (Sprache "dt." in 4 Kontexten)	<b>strukturelle Integration</b> (Anteil Abitur)	<b>soziale Integration</b> (Anteil dt. Freunde)	<b>identifikative Integration</b> (Anteil Selbstwahrnehmung "dt.")	<b>Anteil in Dt. geboren</b>
christlich gesamt	nicht religiös	3.46	23,0	62,2	59,0	61,4
	etwas religiös	3.46	28,1	59,6	62,2	65,2
	religiös	3.37	28,9	54,6	48,9	66,9
	sehr religiös	3.22	34,6	55,3	48,9	71,6
	Pearson Korrelation	-.07***	.06***	-.08***	-.09***	.06***
islamisch gesamt	nicht religiös	3.10	20,6	43,8	49,0	69,1
	etwas religiös	2.89	16,5	31,2	25,8	75,0
	religiös	2.69	16,4	28,4	19,7	79,1
	sehr religiös	2.48	13,1	21,6	15,5	84,8
	Pearson Korrelation	-.17***	-.05*	-.16***	-.19***	.10***
darunter: türkisch	nicht religiös	3.05	22,3	43,4	51,3	78,4
	etwas religiös	2.82	14,8	29,9	25,6	89,2
	religiös	2.58	14,7	28,6	17,6	89,0
	sehr religiös	2.36	11,5	21,7	14,5	88,5
	Pearson Korrelation	-.18***	-.06*	-.15***	-.22***	.04

Bei der Interpretation dieser Daten ist erneut zu beachten, dass es sich hier um eine Querschnittsanalyse handelt, die keine eindeutigen Ursache-Wirkungsaussagen zulässt. So ist denkbar, dass starke Religiosität bei jungen Muslimen zu einem Integrationshemmnis wird, weil ihnen und ihren Familien die Lebensweise der „ungläubigen“ Deutschen als wenig nachahmenswert erscheint. Dies könnte dazu führen, dass sie sich in ihren sozialen Netzwerken auf Mitglieder ihrer eigenen Religionsgemeinschaft zurückziehen und dass sie auch von ihren Eltern daran gehindert werden, sich um freundschaftliche Kontakte zu gleichaltrigen Deutschen zu bemühen. Ein Beispiel wäre hierfür, wenn muslimische Kinder und Jugendliche Einladungen von deutschen Klassenkameraden zu Geburtstagspartys ausschlagen oder Angebote nicht annehmen, in Vereinen oder Jugendgruppen mitzuwirken, die von Deutschen dominiert werden. Vorstellbar ist aber auch, dass gerade die besonders religiösen Muslime wegen ihrer ausgeprägten Glaubensorientierung von gleichaltrigen Deutschen eher als „Fremde“ behandelt und teilweise sozial ausgegrenzt werden. Dann könnte die ausbleibende Integration den Rückzug auf die eigene Familie und die eigene Glaubensgemeinschaft fördern und zu einer Art Flucht in die Religiosität beitragen, mit der sich die Kultur des Islams als Rettungsanker erweist.

Möglicherweise treffen beide hier dargestellten Erklärungsansätze gleichzeitig zu. Eine Beantwortung der Fragen setzt eine Längsschnittstudie voraus, die die Entwicklung von Migranten über einen längeren Zeitraum untersucht. Derartige Studien gibt es aber bislang in Deutschland nicht. Mit den vorhandenen Daten lässt sich aber zumindest untersuchen, ob der Zusammenhang zwischen der Religiosität und der Integration auf Drittvariablen zurückzuführen ist und damit nur eine Scheinkorrelation darstellt. Hierfür wurde das Erklärungsmodell aus Abschnitt 3.6. differenziert für die Konfessionsgruppen und ergänzt um den Faktor Religiosität berechnet; Tabelle 4.8 berichtet die Ergebnisse. Die einbezogenen Variablen wurden bereits vorgestellt, weshalb auf eine ausführliche Diskussion verzichtet wird.

Die Ergebnisse belegen, kurz zusammengefasst, Folgendes:

- Mädchen sind besser integriert als Jungen; dies gilt in allen Konfessionsgruppen, wobei der Koeffizient bei den „anderen“ Jugendlichen aufgrund der geringen Fallzahl als nicht signifikant ausgewiesen wird.
- In Deutschland geboren zu sein bzw. die deutsche Staatsangehörigkeit zu besitzen, erhöht die Integration. Für „andere“ Konfessionsangehörige fällt der Effekt des Geburtslandes etwas stärker, für islamische Angehörige schwächer aus; im Hinblick auf die Staatsangehörigkeit verhält es sich umgekehrt.
- Ein deutsches Elternteil zu besitzen erhöht oder senkt die Integration in keiner Gruppe signifikant.
- Im süddeutschen Raum sind alle Konfessionsgruppen signifikant schlechter integriert als in Norddeutschland; besonders stark ist dieser Effekt bei Migranten einer „anderen“ Konfession. Zusätzliche Auswertungen konnten zeigen, dass dieser Zusammenhang allein für die strukturelle Integration gilt, d.h. im süddeutschen Raum haben die verschiedenen Migrantengruppen auch unter Kontrolle verschiedener Rahmenbedingungen schlechtere Chancen, höhere Bildungsniveaus zu erreichen. Dies könnte damit in Zusammenhang stehen, dass im süddeutschen Raum Laufbahneempfehlungen verbindlicher sind als im norddeutschen Raum, wo die (Migranten)Eltern häufiger ihr Kind auf eine Realschule oder ein Gymnasium schicken, auch wenn die Empfehlung dies nicht vorsieht.
- Ein Kindergartenbesuch mit vielen Kontakten zu einheimischen Deutschen geht in erster Linie bei den christlichen Migranten mit höheren Integrationswerten einher. Der weiter vorn berichtete Befund zum Einfluss des Besuchs auf die soziale Integration bei islamischen Migranten wird hingegen über andere Faktoren vermittelt und ist daher im Modell nicht mehr signifikant.
- Hinsichtlich der Vereinszugehörigkeit gilt dies aber nicht, d.h. hier ergeben sich sowohl für christliche als auch für islamische Befragte positive Zusammenhänge mit dem Stand der Integration. Erfasst wurde, ob ein Schüler Mitglied in der Freiwilligen Feuerwehr, einer Jugend-/Schülervereinigung oder einer sozialen/politischen Organisation ist.
- Christliche und islamische Migranten, in deren Nachbarschaft viele Deutsche wohnen, sind besser integriert als Migranten ohne entsprechende Kontakte.
- Schlechte Sprachkenntnisse der Eltern senken das Ausmaß der Integration, vor allem bei christlichen und „anderen“ Migranten.
- Höher gebildete Eltern haben Kinder, die besser integriert sind als niedrig gebildete Eltern; bei den „anderen“ Schülern fällt dieser Effekt nicht signifikant aus.
- Eltern mit positiven Einstellungen zur sozialen Vernetzung ihrer Kinder erleichtern in allen unterschiedenen Gruppen die Integration. Ebenfalls für alle Gruppen gilt, dass Eltern mit vielen deutschen Freunden auch die Integration ihrer Kinder fördern.

Bezüglich des Faktors Religiosität belegen die Modelle zunächst, dass ohne Kontrolle von verschiedenen Faktoren sowohl bei christlichen als auch bei islamischen Jugendlichen mit steigender Religiosität die Integration zurück geht; die Effekte sind jeweils negativ und signifikant, wobei der Effekt der Religiosität im Modell für islamische Befragte deutlich höher ausfällt. Für Migranten einer „anderen“ Zugehörigkeit zeigt sich hingegen, dass mit stärkerer Religiosität die Integration signifikant steigt. Unter Kontrolle möglicher Erklärungsfaktoren

der Integration verschwindet der Effekt der Religiosität im Modell für die christlichen und die „anderen“ Migranten vollständig. Einzig im Modell für Jugendliche mit einem islamischen Hintergrund geht weiterhin ein mittlerer, signifikant negativer Effekt von der Religiosität aus. Dies ist ein Beleg dafür, dass der Zusammenhang zwischen steigender Religiosität und sinkender Integration zumindest bei islamischen Migranten robust und nicht als bloße Scheinkorrelation zu werten ist. Nicht auszuschließen ist jedoch, dass noch weitere Drittvariablen berücksichtigt werden müssten, da insbesondere die erklärte Varianz des Modells der islamischen Jugendlichen deutlich hinter der der anderen beiden Gruppen zurückbleibt.

**Tabelle 4.8: Einflussfaktoren der Integration nach Konfessionszugehörigkeit (lineare Regression, standardisierte Koeffizienten; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zu Integration beantwortet haben)**

	gesamt	christlich gesamt	islamisch gesamt	andere gesamt
Konfession: christlich	<i>Referenz</i>	-	-	-
Konfession: islamisch	-.164 *** (-.373 ***)	-	-	-
Konfession: andere	.028 * (-.055 ***)	-	-	-
Geschlecht: weiblich	.084 ***	.093 ***	.054 *	.092
Geburtsland: Deutschland	.098 ***	.104 ***	.056	.204 **
Staatsangehörigkeit: Deutsch	.131 ***	.150 ***	.099 ***	.063
Ein Elternteil deutsch	.017	.003	.035	-.071
Nord	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
West	-.030	-.033	-.056	.012
Süd	-.069 ***	-.051 *	-.129 **	-.239 **
Kindergarten: nicht besucht	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Kindergarten: Mehrheit/alle nichtdt. Herkunft	.002	.013	.004	-.047
Kindergarten: einige Kinder/die Hälfte nichtdt. Herkunft	.052 **	.076 **	.031	.062
Kindergarten: keine/wenige nichtdt. Herkunft	.102 ***	.146 ***	.045	.015
Mitglied in bestimmten Verein	.030 **	.029 *	.067 **	-.002
Nachbarschaft: keine/wenige Deutsche	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Nachbarschaft: einige/Hälfte Deutsche	.028	.030	.050	-.102
Nachbarschaft: viele/alle Deutsche	.130 ***	.137 ***	.152 ***	.029
Sprachkenntnisse der Eltern (Schulnoten)	-.122 ***	-.144 ***	-.077 **	-.236 ***
Bildung der Eltern: niedrig	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Bildung der Eltern: mittel	.046 **	.057 **	.043	-.006
Bildung der Eltern: hoch	.119 ***	.148 ***	.086 **	.026
Einstellung der Eltern zur soz. Integration	.126 ***	.126 ***	.097 ***	.208 **
Freunde Eltern: keine/wenige Deutsche	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Freunde Eltern: einige/Hälfte Deutsche	.111 ***	.128 ***	.140 ***	.035
Freunde Eltern: viele/alle Deutsche	.282 ***	.319 ***	.233 ***	.203 **
Religiosität	-.035 ** (-.083 ***)	.009 (-.065 ***)	-.168 *** (-.190 ***)	.040 (.124 *)
<b>N</b>	<b>4343</b>	<b>2849</b>	<b>1236</b>	<b>257</b>
<b>Erklärte Varianz</b>	<b>.467</b>	<b>.426</b>	<b>.227</b>	<b>.349</b>

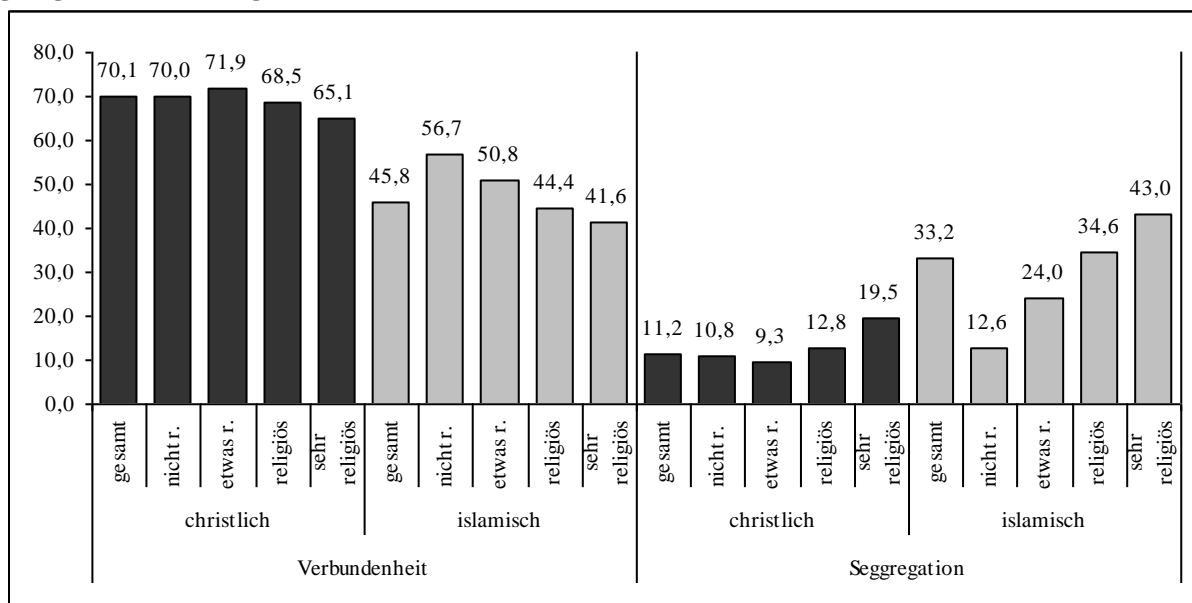
\*\*\* p < .001, \*\* p < .01, \* p < .05, in Klammern: Koeffizient in Modell ohne Kontrollvariablen

Das Gesamt-Modell in Tabelle 4.8 belegt zudem, dass islamische Jugendliche auch jenseits ihrer Religiosität schlechter integriert sind als christliche Jugendliche (grau unterlegte Zeile). Dieser Effekt ist z.T. dadurch bedingt, dass sie mit schlechteren Ausgangsbedingungen kon-

frontiert sind (seltener Kontakte in Nachbarschaft, schlechter gebildete Eltern usw.). Allerdings bleibt auch nach Berücksichtigung dieser Faktoren ein signifikant negativer Effekt der islamischen Religionszugehörigkeit bestehen. Nur bei den „anderen“ Befragten zeigt sich, dass der Unterschied zu den christlichen Schülern verschwindet, sobald die weiteren Umstände des Aufwachsens im Modell berücksichtigt werden.

Eine hohe religiöse Bindung an den Islam geht also mit niedrigeren Integrationswerten einher. Dieser Befund bestätigt sich auch in einer weiteren Auswertung. In Abbildung 4.7 ist der Anteil an Jugendlichen abgebildet, die sechs Aussagen zur Verbundenheit oder zur kulturellen und sozialen Abgrenzung (Segregation) zustimmen.

**Abbildung 4.7: Anteil Jugendliche, die Aussagen zur Verbundenheit bzw. Segregation zustimmen nach Konfessionszugehörigkeit und Religiosität (in %; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zu Integration beantwortet haben)**



Die Verbundenheit wurde bspw. mit dem Statement gemessen „Ich betrachte Deutschland als meine Heimat.“, die Segregation bspw. mit der Aussage „Die Leute meiner Herkunft, die in Deutschland leben, sollten stärker unter sich bleiben.“<sup>61</sup> Christliche Migranten fühlen sich zu 70,1 % mit Deutschland verbunden und befürworten die Segregation nur zu 11,2 %; bei islamischen Migranten ist eine Verbundenheit mit Deutschland bei nur 45,8 % der Befragten festzustellen, gleichzeitig befürworten 33,2 % die Segregation. Die Verbundenheit mit Deutschland geht bei den islamischen Jugendlichen umso stärker zurück, je religiöser sie sind. Gleichzeitig nimmt die Befürwortung der Segregation zu. Vergleichbare Zusammenhänge ergeben sich zwar auch für die christlichen Jugendlichen. Sie fallen hier aber weit schwächer aus als bei den islamischen Jugendlichen.

<sup>61</sup> Vgl. Abschnitt 3.3. des Berichts. Die zwei weiteren Aussagen zur Erfassung der Verbundenheit lauten: „Ich fühle mich sehr verbunden mit Deutschland.“ und „Ich hätte keine Probleme damit, eine/n deutsche/n Partner/in zur Frau bzw. zum Mann zu nehmen.“ Die Einstellungen zur Segregation wurden ferner mit folgenden Aussagen gemessen: „Die Leute meiner Herkunft, die in Deutschland leben, sollten nur unter sich heiraten.“ und „Die Leute meiner Herkunft, die in Deutschland leben, sollten nur an ihrer eigenen Kultur festhalten, obwohl sie in Deutschland leben.“

Betrachten wir abschließend den Zusammenhang zwischen Religiosität und Integration für die verschiedenen Migrantengruppen, dann ergeben sich die in Tabelle 4.9 berichteten Befunde. Bei katholischen Jugendlichen geht die steigende Religiosität mit niedrigeren Integrationswerten einher; nach Kontrolle von möglichen Drittvariablen schwächt sich dieser Zusammenhang aber deutlich ab. Bei den evangelischen Migranten, vor allem bei den Schülern aus der ehem. SU, zeigt sich hingegen, dass eine steigende Religiosität den Integrationsstatus verbessert. Für orthodoxe Christen sind keinerlei Beziehungen zwischen der Religiosität und der Integration auffindbar.

**Tabelle 4.9: Religiosität als Einflussfaktor der Integration nach Konfessionszugehörigkeit und Migrantengruppe (lineare Regression, standardisierte Koeffizienten; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte, die Fragebogenmodul zu Integration beantwortet haben; Auszug aus Gesamtmodell)**

		Religiosität		N Gesamtmodell	Erklärte Varianz Gesamtmodell
christlich	katholisch gesamt	-.043*	(-.121***)	1421	.441
	ehem. SU: kath.	-.005	(-.011)	193	.256
	Polen: kath.	-.042	(-.114*)	465	.366
	ehem. Jugosl.: kath.	-.063	(-.338**)	84	.346
	Italien: kath.	-.059	(-.214**)	216	.596
	evangelisch gesamt	.069**	(.060*)	1172	.415
	ehem. SU: evang.	.125***	(.197***)	624	.293
	orthodox gesamt	-.001	(-.061)	253	.284
islamisch	shiitisch gesamt	-.178*	(-.158*)	178	.213
	sunnitisch gesamt	-.170***	(-.231***)	491	.244
	alevitisch gesamt	-.187*	(-.231*)	123	.268
	Türkei: islam.	-.222***	(-.254***)	883	.210
	ehem. Jugosl.: islam.	-.043	(-.104)	114	.198
	Arab./Nordafri.: islam.	-.141*	(-.247**)	188	.275

\*\*\* p < .001, \*\* p < .01, \* p < .05; in Klammern: Koeffizient in Modell ohne Kontrollvariablen

Der negative Einfluss der Religiosität bei islamischen Migranten gilt für alle Religionsgruppen (shiitisch, sunnitisch, alevitisch). In einer für die verschiedenen Migrantengruppen durchgeführten Analyse wird allerdings belegt, dass hauptsächlich bei den islamischen Türken und den islamischen Arabern/Nordafrikanern eine höhere Religiosität mit sinkenden Integrationswerten einher geht. Berücksichtigen wir zusätzlich verschiedene Erklärungsfaktoren der Integration, schwächt sich dieser Zusammenhang bei den arabischen/nordafrikanischen Migranten etwas stärker ab. Bei den islamischen Migranten aus dem ehem. Jugoslawien bestehen gleichartige Zusammenhänge, die jedoch nicht als signifikant ausgewiesen werden.

Die präsentierten Auswertungen zur Integration belegen damit, dass erstens der Grad der Integration systematisch mit der Religionszugehörigkeit variiert. Christliche Migranten sind in Deutschland weit besser integriert als islamische Migranten; katholische und evangelische Migranten erweisen sich dabei als vergleichbar gut integriert. Zweitens ist neben der reinen Zugehörigkeit auch die Stärke der religiösen Bindung für den Stand der Integration entscheidend, bei islamischen Migranten in höherem Maße als bei christlichen Migranten. Eine sehr starke religiöse Bindung geht mit niedriger Integration einher. Eine Ausnahme hiervon lässt sich bei den evangelischen Migranten wie auch bei Angehörigen einer „anderen“ Konfession feststellen. Für die katholischen Migranten ist das Ausmaß der Religiosität mit weiteren, integrationsrelevanten Faktoren verknüpft, die die Zusammenhänge mit der Integration erklären können. Für islamische Migranten ist dies hingegen nicht der Fall, so dass gefolgert werden kann, dass gerade in dieser Gruppe starke religiöse Bindungen und niedrige Integrationswerte



Hand in Hand gehen, ohne dabei Aussagen über die kausale Verknüpfung beider Aspekte treffen zu können. Nicht gänzlich auszuschließen ist, dass für den Zusammenhang weitere, hier nicht berücksichtigte Faktoren verantwortlich sein könnten.

#### 4.3. Religion und delinquentes Verhalten

Eine erste alltagstheoretische Annäherung an das Thema Religion und Religiosität legt die Annahme nahe, dass die Verankerung eines Jugendlichen im religiösen Glauben kriminalitätsvorbeugende Wirkung entfalten kann. Die Begründung hierfür liegt auf der Hand. Zum einen kann davon ausgegangen werden, dass religiös erzogene Kinder die ihnen vermittelten Normen in hohem Maß in ihr Selbstkonzept übernehmen (vgl. dazu Nunner-Winkler 1999, Stiensmeier-Pelster 2003, Damon 2004). Ein Beispiel wäre hier etwa die grundsätzliche Akzeptanz der Goldenen Regel „Was Du nicht willst, das man Dir tu, das füg auch keinem anderen zu“. Zum anderen erwachsen aus einer religiös geprägten Sozialisation personale Bindungen zu wichtigen Bezugspersonen wie etwa den Betreuern einer kirchlichen Gruppe mit der Folge, dass daraus eine höchst wirksame soziale Kontrolle entsteht. Gestützt auf diese Annahmen formuliert Kerner (2005) drei präventive Erwartungen an eine religiöse Erziehung:

- (1) Religion und Religiosität können dazu beitragen, dass Kinder und Jugendliche seltener delinquente Handlungen begehen oder zumindest weniger personenschädigende Delikte.
- (2) Sie können ferner die Widerstandsfähigkeit besonders gefährdeter junger Menschen gegen das Hineinwachsen in kriminelle Karrieren erhöhen.
- (3) Sie können die Wiedereingliederung eines Täters in die Gesellschaft fördern.

Zu Recht weist Kerner darauf hin, dass diese Hypothesen und Wirkungsannahmen bisher nur selten differenziert überprüft werden konnten. Zwar hat es vor allem in den USA empirische Untersuchungen zum Effekt der Religiosität gegeben. Sie konzentrierten sich allerdings teilweise auf den Abschreckungseffekt, der von der Furcht vor „Gottes Strafe“ ausgeht (Bayer/Bradley 2001), und können, nicht überraschend, hier nur schwache Effekte nachweisen. Von 40 anderen Untersuchungen, die einem breiteren Ansatz folgten, können Johnson et al. (2000) in ihrer Sekundäranalyse immerhin im Hinblick auf 30 von ihnen über einen delinquenzmindernden Effekt berichten. Kerner (2005) stellte bei seiner Überprüfung dieser Studien ergänzend fest, dass diese positive Rolle religiöser Orientierungen sich umso deutlicher herauskristallisiert hat, je differenzierter das Merkmal der Religiosität erfasst wurde. Er verweist ferner auf drei weitere Querschnitts- bzw. Längsschnittstudien, in denen ebenfalls bestätigt werden konnte, dass Religiosität präventive Wirkungen entfaltet (Johnson et al. 2001, Pearce et al. 2001). Auch in Deutschland gibt es eine Untersuchung des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsens (KFN), in der im Rahmen von repräsentativen Schülerbefragungen in mehreren Großstädten im Jahr 2000 erstmals die Auswirkungen von Religion und Religiosität überprüft werden konnten (Wetzels/Brettfeld 2003, Brettfeld 2009). Dabei hatte sich allerdings gezeigt, dass starke bivariate Effekte verschwinden, wenn die soziale Lage, die innerfamiliäre Gewalt und die Ausprägung von Männlichkeitsnormen kontrolliert werden.

Fast alle genannten Studien konnten die Frage, wie sich religiöse Orientierungen auf abweichendes Verhalten Jugendlicher auswirken, allerdings nur am Beispiel christlicher Religionsgemeinschaften überprüfen. Zwar waren in der zuletzt erwähnten KFN-Untersuchung auch muslimische Jugendliche beteiligt. Die Untersuchung erstreckte sich aber nur auf vier deutsche Städte und war deshalb nicht repräsentativ für Deutschland. Zudem schränkte die Zahl von 869 befragten jugendlichen Muslimen bei den seltenen, schweren Gewaltdelikten die Chancen ein, differenzierte Analysen zum Einfluss einer schwach, mittel oder stark ausgeprägten Religiosität durchführen zu können. Die Frage, ob die im Hinblick auf christliche Religionsgemeinschaften erarbeiteten Befunde generell auch auf muslimische Jugendliche übertragen werden können, erscheint deshalb nach wie vor ungeklärt.

In Tabelle 4.10 ist dargestellt, welcher Anteil an Jugendlichen in den letzten zwölf Monaten vor der Befragung verschiedene Delikte begangen hat. Wir greifen dabei auf die drei am häufigsten im Jugendalter vorkommenden Delikte zurück: Gewalttaten, Ladendiebstähle und Sachbeschädigungen. Eine Betrachtung verschiedener Deliktformen erscheint vor dem Hintergrund der „Type-of-Crime-Hypothese“ notwendig (vgl. Brettfeld 2009). Diese geht davon aus, dass nicht alle Delikte gleichermaßen von religiösen Bindungen beeinflusst werden, sondern dass in erster Linie jene Delikte seltener ausgeführt werden, für die explizite religiöse Vorschriften existieren. Aus diesem Grund haben wir zusätzlich den Alkoholkonsum aufgenommen, der im Islam stark reglementiert ist. Hier sollten sich dann entsprechend stärkere Effekte der individuellen Religiosität zeigen als bspw. bei Gewalt- und Eigentumsdelikten, deren Ausübung von den meisten Gesellschaftsmitgliedern (unabhängig davon, ob eine Religionszugehörigkeit vorliegt oder nicht) missbilligt wird. Neben der Prävalenzrate findet sich zu den drei delinquenten Verhaltensweisen auch jeweils der Anteil an Jugendlichen, die Mehrfachtäter eines Delikts sind, d.h., die fünf und mehr derartige Taten begangen haben. Die Aufnahme solcher Inzidenzraten geschieht vor dem Hintergrund der Ergebnisse von Brettfeld (2009), die berichtet, dass sich Effekte der Religiosität stärker bei den Raten zur Intensität der Delinquenzbegehung zeigen.

Die Zugehörigkeit zu einer religiösen Gruppe scheint im Hinblick auf das Gewaltverhalten kein genereller Schutzfaktor zu sein. Jugendliche, die nicht konfessionell gebunden sind, haben zu 15,4 % mindestens ein Gewaltdelikt und zu 4,9 % mindestens fünf Gewaltdelikte begangen. Zwar liegen die Quoten der christlichen Jugendlichen (der katholischen wie der evangelischen) unter diesen Vergleichswerten, die Quoten der islamischen und „anderen“ Jugendlichen aber z.T. deutlich darüber. Zu den Mehrfachgewalttätern gehören bspw. 9,0 % der islamischen Schüler; der höchste Wert ist mit 11,9 % dabei für die Shiiten zu beobachten. Unter den christlichen Jugendlichen erweisen sich katholischen Schüler aus dem ehem. Jugoslawien sowie die orthodoxen Jugendlichen am häufigsten gewaltbereit. Zu beachten ist allerdings, dass die islamischen Jugendlichen aus dem ehem. Jugoslawien mit 11,2 % Mehrfachgewalttätern deutlich vor ihrer katholischen Vergleichsgruppe liegen (7,4 %). Zwischen deutschen Christen (katholisch wie evangelisch) und den Migranten des gleichen Glaubens bestehen z.T. recht große Unterschiede im Ausmaß der Gewaltbereitschaft, was darauf schließen lässt, dass die Gewaltbereitschaft nicht primär vom Glauben, sondern stärker von migrantenspezifischen Belastungen beeinflusst wird.

**Tabelle 4.10: Delinquentes Verhalten und Alkoholkonsum nach Konfessionszugehörigkeit (in %; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte; Auswertungen einzelner Subgruppen ohne Bayern)**

		mind. eine Gewalttat	mind. fünf Gewalttaten	mind. einen Ladendiebstahl	mind. fünf Ladendiebstähle	mind. eine Sachbeschädigung	mind. fünf Sachbeschädigungen	häufiger Alkoholkonsum
<b>christlich</b>	<b>gesamt</b>	<b>12,6</b>	<b>3,6</b>	<b>13,0</b>	<b>3,9</b>	<b>14,3</b>	<b>3,7</b>	<b>24,3</b>
	katholisch gesamt	12,1	3,5	12,8	3,8	14,0	3,5	24,9
	Deutschl.: kath.	10,6	2,9	11,2	3,1	13,3	3,1	25,2
	ehem. SU: kath.	19,5	5,7	16,7	4,6	15,6	5,3	26,5
	Polen: kath.	14,2	4,7	18,5	5,6	15,6	4,5	23,5
	ehem. Jugosl.: kath.	23,3	7,4	25,8	10,0	11,6	5,8	19,7
	Italien: kath.	18,0	4,9	17,0	5,8	17,2	6,7	20,5
	evangelisch gesamt	12,9	3,7	13,3	3,9	14,8	3,9	23,9
	Deutschl.: evang.	11,6	3,2	12,4	3,5	14,2	3,6	23,5
	Deutschl./Ost: evang.	12,2	2,5	12,3	3,4	12,7	2,9	25,2
ehem. SU: evang.	18,2	5,6	17,0	5,2	16,9	4,9	25,2	
orthodox gesamt	17,4	6,6	13,4	5,5	12,1	4,8	17,9	
<b>islamisch</b>	<b>gesamt</b>	<b>21,3</b>	<b>9,0</b>	<b>11,9</b>	<b>4,3</b>	<b>13,9</b>	<b>5,4</b>	<b>7,5</b>
	shiiitisch gesamt	23,9	11,9	12,2	6,0	15,3	5,7	8,0
	sunnitisch gesamt	21,0	8,7	10,7	3,7	13,5	5,1	4,6
	alevitisch gesamt	22,2	8,1	15,0	5,9	14,3	5,9	7,2
	Türkei: islam.	21,4	8,8	10,2	3,8	13,8	5,3	7,5
	ehem. Jugosl.: islam.	22,1	11,2	16,2	6,3	14,2	5,9	9,8
Arab./Nordaf.: islam.	20,4	8,7	13,6	4,1	12,1	4,5	3,9	
<b>andere</b>	<b>gesamt</b>	<b>15,3</b>	<b>6,7</b>	<b>13,8</b>	<b>5,3</b>	<b>14,1</b>	<b>4,7</b>	<b>19,7</b>
<b>keine</b>	<b>gesamt</b>	<b>15,4</b>	<b>4,9</b>	<b>16,9</b>	<b>5,5</b>	<b>18,8</b>	<b>5,5</b>	<b>25,6</b>
	Deutschl.: keine	14,2	4,1	15,9	5,0	18,5	5,4	26,0
	Deutschl./Ost: keine	12,4	3,5	13,9	3,5	14,7	3,3	26,6

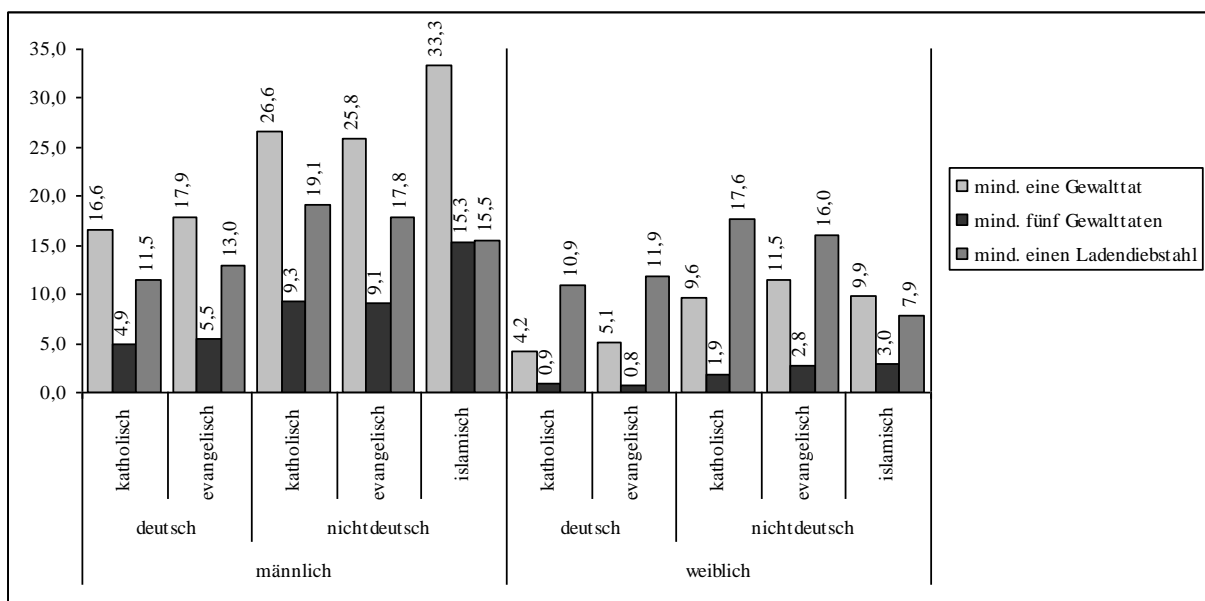
Für den Ladendiebstahl scheint es demgegenüber auf den ersten Blick einen positiven Einfluss der islamischen Religionszugehörigkeit zu geben. Besonders deutlich wird dies im Vergleich von Migranten aus dem ehem. Jugoslawien: Sowohl insgesamt betrachtet wie auch im Hinblick auf die Mehrfachtäterraten erreichen die katholischen Jugendlichen aus dem ehem. Jugoslawien beim Ladendiebstahl deutlich höhere Quoten (25,8 bzw. 10,0 %) als islamische Jugendliche aus dem ehem. Jugoslawien (16,2 bzw. 6,3 %).

Im Vergleich mit der Gruppe „keine Zugehörigkeit“ ergeben sich für die übergeordneten Religionsgruppen (christlich, islamisch, „andere“) beim Ladendiebstahl und bei der Sachbeschädigung durchweg niedrigere Prävalenz- und Inzidenzraten als für die nicht einer Religion angehörenden Schüler. Dies ist weitestgehend auch der Fall, wenn bei den islamischen Jugendlichen die verschiedenen Subgruppen betrachtet werden. Nur hinsichtlich der Mehrfachtäterquoten ergeben sich teilweise über dem Vergleichswert der nicht religiös gebundenen Jugendlichen liegende Raten. Bei den christlichen Jugendlichen ist ebenfalls festzustellen, dass sich katholische, evangelische und orthodoxe Schüler untereinander kaum unterscheiden und zudem geringere Belastungen aufweisen als die Schüler ohne Religionszugehörigkeit. Der vertiefende Blick verrät hier aber, dass diese Befunde im Wesentlichen auf die deutschen Jugendlichen dieser Subgruppen zurückzuführen sind. Deutsche Katholiken aus den alten Bundesländern haben bspw. nur zu 11,2 % einen Ladendiebstahl ausgeführt, Katholiken aus der ehem. SU hingegen zu 16,7 %; deutsche Schüler, die der evangelischen Kirche angehören, begingen zu 12,4 % mindestens einen Ladendiebstahl, die evangelischen Schüler aus der ehem. SU zu 17,0 %. West- und ostdeutsche Protestanten weisen vergleichbare Delinquenzra-

ten auf, katholische Deutsche aus den alten Bundesländern liegen durchweg etwas unterhalb der evangelischen Deutschen aus den alten Bundesländern. Diese wiederum sind seltener als Täter in Erscheinung getreten als deutsche Jugendliche aus den alten Bundesländern, die keiner Religion angehören.

Eine Auswertung des Gewaltverhaltens und des Ladendiebstahls nach Geschlecht und Konfessionszugehörigkeit zeigt, bei christlichen deutschen wie nichtdeutschen Befragten ebenso wie bei islamischen Schülern, dass Jungen deutlich häufiger als Gewalttäter in Erscheinung treten als Mädchen (Abbildung 4.8). Ein besonders ausgeprägter Geschlechterunterschied findet sich dabei zum Gewaltverhalten von jungen Muslimen (Jungen 33,3 % zu Mädchen 9,9 %). Bei den anderen nicht deutschen Migranten fällt er weit geringer aus. Interessant ist daneben, dass hinsichtlich des Ladendiebstahls keine Geschlechtsunterschiede bei den christlichen Jugendlichen bestehen. Für islamische Jugendliche gilt demgegenüber, dass Mädchen nur halb so häufig wie Jungen in den letzten zwölf Monaten mindestens einen Ladendiebstahl begangen haben.

**Abbildung 4.8: Delinquentes Verhalten nach Konfessionszugehörigkeit, Herkunft und Geschlecht (in %; gewichtete Daten; nur westdeutsche Befragte; Auswertungen einzelner Subgruppen ohne Bayern)**



Betrachten wir die ebenfalls in Tabelle 4.10 aufgeführten Raten zum Alkoholkonsum, so sind weitestgehend positive Effekte der Religionszugehörigkeit feststellbar. Die beiden Extreme bilden hier einerseits Jugendliche ohne Religionszugehörigkeit, die zu 25,6 % häufiger Alkohol konsumieren und andererseits sunnitische Jugendliche mit nur 4,6 % bzw. die arabischen/nordafrikanischen Jugendlichen islamischen Glaubens mit 3,9 %. Schüler einer „anderen“ Religionszugehörigkeit haben zu 19,7 % häufiger Alkohol in den letzten zwölf Monaten getrunken, christliche Schüler immerhin zu 24,3 %. In der Gruppe der christlichen Jugendlichen neigen orthodoxe Jugendliche weniger dem Alkoholkonsum zu als katholische und evangelische Jugendliche. In den einzelnen Untergruppen der katholischen und evangelischen Schüler finden sich recht vergleichbare Quoten an häufig Alkohol konsumierenden Jugendlichen. Wieder verdient dabei der große Unterschied Beachtung, der sich im Vergleich der beiden Gruppen aus dem ehem. Jugoslawien zeigt (katholisch: 19,7 %, islamisch: 9,8 %).

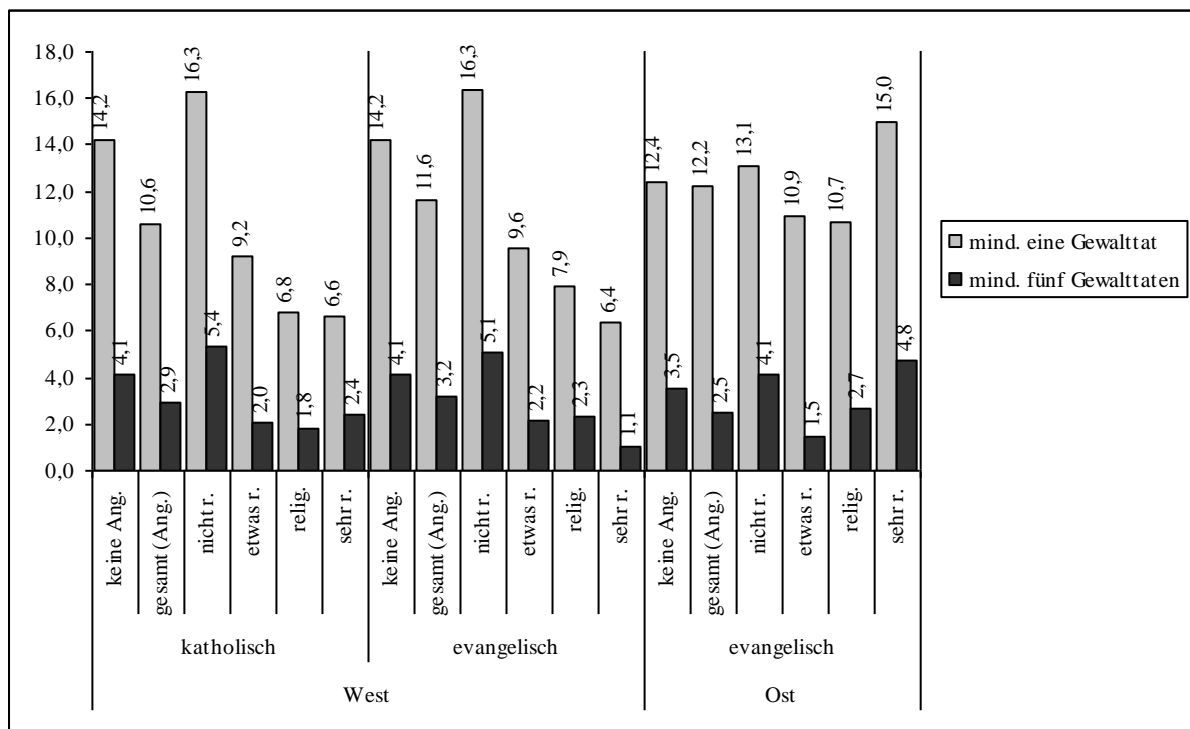
Die Analysen zur Verbreitung des delinquenten Verhaltens belegen vor allem im Bereich des Gewaltverhaltens und des Alkoholkonsum deutliche Unterschiede zwischen den Religionsgruppen. Zugleich zeigen die Analysen auf, dass Auswirkungen der Religions- wie auch der Migrantengruppenzugehörigkeit zu trennen sind, um eine verlässliche Untersuchung des Zusammenhangs von Religion und Delinquenz zu ermöglichen. Zwei Strategien erscheinen dabei möglich: Erstens eine Konzentration auf die Migranten, wie dies im vorangegangenen Abschnitt zur Integration geschehen ist; zweitens die Beschränkung der Analysen auf deutsche Jugendliche. Beide Vorgehensweisen haben spezifische Nachteile. So hätte der erste Vorschlag zur Folge, dass weitestgehend nur der Einfluss der Religiosität, nicht aber der Religionszugehörigkeit getestet werden kann, weil die Gruppe der Migranten ohne Religionszugehörigkeit klein und sehr heterogen ist. Der zweite Vorschlag hätte zur Konsequenz, dass allein der Einfluss einer christlichen Religion geprüft werden kann, weil weitere Religionsgruppen unter deutschen Jugendlichen zu selten vorkommen. Wir haben daher, ohne dass diese Probleme mit den vorhandenen Daten gelöst werden könnten, beide Auswertungsstrategien verfolgt.

#### 4.3.1. Religion und delinquentes Verhalten bei deutschen Jugendlichen

Zunächst konzentrieren wir uns auf die deutschen Jugendlichen, d.h. auf jene Jugendlichen, die in Deutschland geboren worden sind, die die deutsche Staatsangehörigkeit haben und bei denen dies auch auf die leiblichen Eltern zutrifft. In Abbildung 4.9 sind die Gewaltprävalenzen sowie die Gewalt-Mehrfachtäterquoten für katholische und evangelische Jugendliche nach dem Ausmaß der individuellen Religiosität vorgestellt. Zusätzlich finden sich noch einmal die bereits bekannten Quoten an Tätern unter jenen deutschen Jugendlichen, die keiner Religion angehören. Bei den westdeutschen katholischen und evangelischen Schülern fallen diese Quoten gleich hoch aus, weil die Gruppe der nicht einer Religion angehörenden Jugendlichen beide Male dieselbe ist.

Für die westdeutschen Schüler, katholisch wie evangelisch, zeigt sich, dass mit zunehmender Religiosität der westdeutschen Jugendlichen die Gewaltbereitschaft insgesamt und gerade auch im Hinblick auf die Mehrfachtäterquoten deutlich sinkt. Die Religionsangehörigen, die sich ihrer Religion nicht verbunden fühlen, weisen dabei sogar noch höhere Gewalttäterquoten auf als Schüler ohne Religionszugehörigkeit. Schüler mit starker Bindung sind hingegen sehr selten Gewalttäter: So haben von den evangelischen Schülern mit starker Bindung nur 6,4 % mindestens eine Gewalttat und nur 1,1 % fünf und mehr Gewalttaten begangen; die Vergleichsquoten der nicht religiösen Jugendlichen liegen hier bei 16,3 % bzw. 5,1 %.

**Abbildung 4.9: Gewalttätiges Verhalten nach Konfessionszugehörigkeit und Religiosität (in %; gewichtete Daten; nur deutsche Befragte)**



Auffallend ist, dass sich zu den ostdeutschen, evangelischen Jugendlichen kein entsprechender Zusammenhang zeigt. Weder ergeben sich Unterschiede im Vergleich der Schüler mit und ohne Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche, noch ist mit zunehmender Religiosität ein Rückgang der Gewaltbereitschaft festzustellen. Dies interpretieren wir als Hinweis darauf, dass häufig erst die Einbettung in eine christliche Gemeinschaft den Glauben verhaltensrelevant werden lässt. In Ostdeutschland sind gläubige Jugendliche aber in dieser Hinsicht weit häufiger isoliert als im Westen Deutschlands.

Die Zusammenhänge zum Gewalt reduzierenden Einfluss der Religiosität bei deutschen Jugendlichen aus den alten Bundesländern könnten ein Resultat davon sein, dass die persönliche Bindung an die Religion bei Gymnasiasten und bei Mädchen deutlich höher ausgeprägt ist als bei Hauptschülern oder Jungen. Um fehlerhafte Schlüsse zu vermeiden, wurden deshalb zusätzlich multivariate Analysen berechnet.

In Tabelle 4.11 sind die Ergebnisse von logistischen Regressionsanalysen festgehalten. Erklärt werden soll in den Modellen die Mehrfachtäterschaft von Gewalt. Koeffizienten über eins bedeuten dabei, dass das Risiko, zur Gruppe der Mehrfachgewalttäter zu gehören, bei Vorliegen bestimmter Faktoren steigt, Koeffizienten unter eins, dass dieses Risiko sinkt. In den Erklärungsmodellen bestätigen sich weitestgehend die Befunde der deskriptiven Auswertung aus Abbildung 4.9. So zeigt sich in Modell I, dass aus der bloßen Religionszugehörigkeit ein geringer Effekt erwächst, der zudem nur bei den katholischen Schülern Westdeutschlands signifikant wird. Die Modelle II verweisen dagegen für Westdeutschland – und hier für katholische wie für evangelische Jugendliche – darauf, dass mit steigender Religiosität das Gewaltisiko signifikant zurückgeht. Die Modelle bestätigen zudem, dass Jungen deutlich häufiger als Mädchen Mehrfachtäter der Gewalt sind. Entsprechendes zeigt sich im Vergleich von Förder-/Hauptschülern zu Gymnasiasten bzw. Real-/Gesamtschülern sowie von Jugendlichen,

die von staatlichen Transferleistungen betroffen sind, zu solchen, für die das nicht zutrifft. Im ostdeutschen Modell II fällt der Einfluss der Religiosität der Richtung nach vergleichbar aus. Er ist aber nicht signifikant.

**Tabelle 4.11: Einflussfaktoren der Mehrfach-Gewalttäterschaft nach Konfessionszugehörigkeit (logistische Regression, Exp(B); gewichtete Daten; nur deutsche Befragte)**

	West			Ost	
	Modell I	Modell II: katholisch	Modell II: evangelisch	Modell I	Modell II: evangelisch
keine Angehörigkeit	<i>Referenz</i>	-	-	<i>Referenz</i>	-
katholisch	0.779* (0.704**)	-	-	-	-
evangelisch	0.856 (0.758*)	-	-	0.868 (0.748)	-
Geschlecht: männlich	5.166***	4.978***	6.496***	4.938***	5.292*
Förder-/ Hauptschule	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Realschule/IHR/ Gesamtschule	0.589***	0.693**	0.530***	0.625	0.752
Gymnasium	0.309***	0.368***	0.342***	0.241**	0.383
Abhängig von staatl. Leistungen	1.480**	1.822**	1.101	1.131	1.188
Religiosität	-	0.619*** (0.497***)	0.665*** (0.502***)	-	0.840 (0.688)
Erklärte Varianz	.092	.105	.116	.090	.083
N	25554	11941	11579	2166	422

\*\*\* p < .001, \*\* p < .01, \* p < .05; in Klammern: Koeffizient in Modell ohne Kontrollvariablen

Die Modelle wurden anschließend auch für den Ladendiebstahl, die Sachbeschädigung und den Alkoholkonsum berechnet. Zusammengefasst ergaben sich folgende Befunde (ohne Abbildung):

- Katholische und evangelische Schüler mit deutscher Herkunft aus den alten Bundesländern haben signifikant seltener als Schüler ohne Religionszugehörigkeit mindestens fünf Ladendiebstähle bzw. mindestens fünf Sachbeschädigungen ausgeführt. Für den Alkoholkonsum ergeben sich demgegenüber keine Zusammenhänge mit der Religionszugehörigkeit. In Ostdeutschland finden sich für keine dieser Variablen Beziehungen mit der Religionszugehörigkeit.
- Das Ausmaß der religiösen Bindung ist in Westdeutschland durchweg ein das Risiko delinquenten bzw. abweichenden Verhaltens reduzierender Faktor. Je stärker sich katholische und evangelische deutsche Jugendliche an ihren Glauben gebunden fühlen, umso seltener begehen sie Ladendiebstähle bzw. Sachbeschädigungen und umso seltener gehören sie zu den häufigen Alkoholkonsumenten. In Ostdeutschland ergeben sich vergleichbare Effekte der Bindung an den evangelischen Glauben nur für den Alkoholkonsum, tendenziell auch für den Ladendiebstahl (allerdings nicht signifikant).

Eine Frage, die sich an die präsentierten Auswertungen anschließt, ist, inwieweit der Delinquenz reduzierende Effekt der Religionszugehörigkeit bzw. der individuellen Religiosität durch weitere Faktoren erklärt werden kann. Was ist der konkrete Grund dafür, warum hoch religiöse Jugendliche weniger delinquent sind? Zur Klärung dieser Frage haben wir vier Faktoren in die Untersuchung einbezogen, die sich zuvor bei einer multivariaten Analyse als gewaltfördernd erwiesen hatten (Baier et al. 2009, S. 84ff):

1. *Erleben elterlicher Gewalt*: Hier unterscheiden wir zwischen Jugendlichen, die in ihrer Kindheit keine schwere Gewalt erlebt haben und Jugendlichen, für die dies zutrifft. Als schwere Gewalt werden dabei die Formen „mit Gegenstand geschlagen“, „mit Faust geschlagen/getreten“ und „geprügelt/zusammengeschlagen“ eingestuft. Wie in Abbildung 4.10 zu erkennen ist, berichten sowohl katholische als auch evangelische Deutsche seltener davon, entsprechende Erfahrungen gemacht zu haben als Jugendliche ohne Religionszugehörigkeit; die Unterschiede sind allerdings nicht signifikant. Wir beschränken uns bei der Abbildung auf Schüler aus den alten Bundesländern, weil sich nur hier Zusammenhänge zwischen der Religion und dem Gewaltverhalten gezeigt haben. Für die katholischen Jugendlichen findet sich zudem, dass stärker gebundene Katholiken seltener Gewalt durch die Eltern erfahren haben als schwach gebundene Katholiken (7,7 zu 13,1 %). Eine Korrelationsanalyse unterstreicht diesen Zusammenhang; Spearmans Rho<sup>62</sup> beträgt -.05. Für die evangelischen Jugendlichen ist ein solcher Zusammenhang nicht festzustellen.
2. *Zustimmung zu Gewalt legitimierenden Männlichkeitsnormen (GLMN)*: Erfasst wurden diese mittels acht Aussagen wie „Ein richtiger Mann ist stark und beschützt seine Familie.“ oder „Wenn eine Frau ihren Mann betrügt, darf der Mann sie schlagen.“ (vgl. Baier et al. 2009, S. 71). Schüler mit einer Religionszugehörigkeit stimmen diesen Normen in vergleichbarem Ausmaß zu wie Schüler ohne Religionszugehörigkeit.<sup>63</sup> Entscheidender als die Zugehörigkeit ist die Stärke der religiösen Bindung. Bei katholischen wie bei evangelischen Jugendlichen sinkt mit steigender religiöser Bindung die Zustimmung zu den Männlichkeitsnormen. Dies lässt sich aus den negativen Korrelationskoeffizienten ablesen.
3. *Spielen von Gewaltspielen*: Die Jugendlichen wurden gefragt, wie häufig sie in den letzten zwölf Monaten Ego-/Third-Person-Shooter sowie Prügelspiele gespielt haben. Aus beiden Angaben wurde der Maximalwert codiert. Vom häufigen Spielen wird dann ausgegangen, wenn mindestens einmal pro Woche mindestens eines dieser Genres gespielt wird. Schüler, die der katholischen oder der evangelischen Kirche angehören, spielen signifikant seltener solche Spiele. Auch dabei zeigt sich allerdings, dass nicht die Zugehörigkeit allein der Schutzfaktor ist, sondern die Bindung an den entsprechenden Glauben. Katholische Jugendliche, die als nicht religiös eingestuft werden, spielen mit 35,0 % sogar etwas häufiger als Jugendliche ohne Religionszugehörigkeit (32,4 %). Bei sehr religiösen, katholischen Schülern fällt diese Quote aber auf 18,6 %. Für die evangelischen Jugendlichen ergeben sich vergleichbare Befunde. Hinzuweisen ist an dieser Stelle darauf, dass im nachfolgenden multivariaten Modell zur Bestimmung des Gewaltmedienkonsums zusätzlich einbezogen wird, wie häufig Gewaltfilme geschaut werden (Horrorfilme, sonstige Filme wie Actionfilme oder Thriller). Der Zusammenhang mit der Religiosität fällt für katholische und evangelische Jugendliche signifikant negativ aus (Spearmans Rho = -.23 bzw. -.24).
4. *Delinquente Freunde*: Mit delinquenten Freunden haben einer christlichen Kirche angehörende, deutsche Jugendliche signifikant seltener Kontakt als Jugendliche ohne

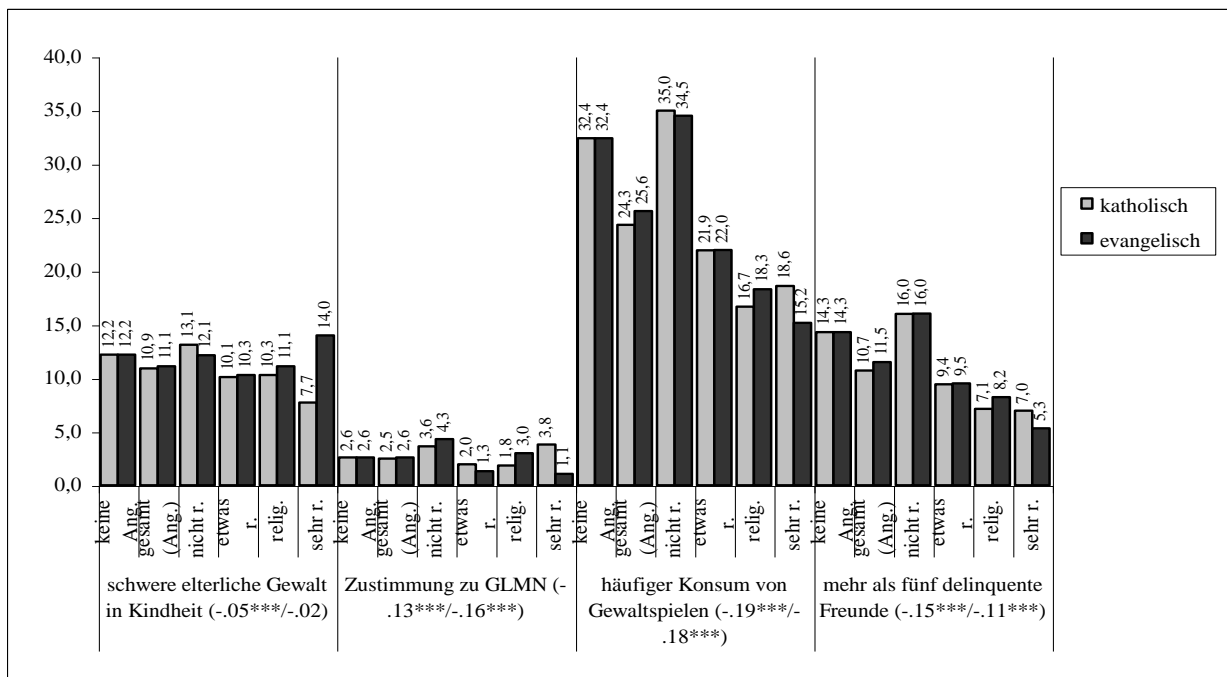
<sup>62</sup> Hierbei handelt es sich um einen Korrelationskoeffizienten, der Werte zwischen 0 und 1 (bzw. -1) annehmen kann und der für ordinalskalierte Variablen eingesetzt werden kann. Er ist genauso zu interpretieren wie der Pearson-Korrelationskoeffizient (r; für intervallskalierte Variablen): Hohe positive Werte stehen für einen stärkeren positiven Zusammenhang, hohe negative Werte für einen stärkeren negativen Zusammenhang.

<sup>63</sup> Zu beachten ist, dass männliche Befragte deutlich höhere Zustimmungswerten aufweisen als weibliche Befragte: Von allen christlichen deutschen Jungen aus den alten Bundesländern stimmten 4,6 % den Männlichkeitsnormen zu, von den christlichen deutschen weiblichen Jugendlichen nur 0,3 %.



Religionszugehörigkeit. Zudem zeigt sich, dass mit steigender religiöser Bindung der Kontakt zurückgeht; d.h. einmal mehr ist nicht die Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft allein der entscheidende Faktor, sondern die Identifikation mit dem Glauben. Um die Kontakte zu ermitteln, wurden die Schüler gefragt, wie viele Freunde sie haben, die einen Raub, eine Körperverletzung, einen Ladendiebstahl, eine Sachbeschädigung oder einen Drogenverkauf ausgeübt haben. Wenn angegeben worden ist, dass mindestens zu einem Delikt sechs oder mehr Bekanntschaften existieren, fällt ein Jugendlicher in die entsprechende Kategorie.<sup>64</sup>

**Abbildung 4.10: Erklärungsfaktoren von Gewaltverhalten nach Konfessionszugehörigkeit und Religiosität (in %; gewichtete Daten; nur deutsche Befragte aus Westdeutschland; in Klammern: Spearmans Rho)**



Die genannten Faktoren haben wir in multivariate, logistische Regressionsanalysen einbezogen (Tabelle 4.12). Im Vergleich zu den Modellen aus Tabelle 4.11 haben wir allerdings eine Veränderung vorgenommen. Um gleichzeitig den Effekt der Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft sowie den der Bindung zu untersuchen, wurden die Jugendlichen zu vier Gruppen zusammengefasst: Jugendliche ohne Religionszugehörigkeit, Jugendliche mit Zugehörigkeit aber fehlender religiöser Bindung, Jugendliche mit Zugehörigkeit und geringer religiöser Bindung sowie Jugendliche mit Zugehörigkeit und religiöser bzw. sehr religiöser Bindung. Die Schüler mit religiöser und sehr religiöser Bindung wurden aufgrund der geringen Fallzahl der Gruppe der sehr religiösen katholischen bzw. evangelischen Schüler zusammengefasst.

<sup>64</sup> Die negativen Zusammenhänge zwischen der Religiosität und den Männlichkeitsnormen, dem Gewaltmedienkonsum und der Vernetzung mit delinquenten Freunden finden sich bei beiden Konfessionsgruppen bei Mädchen wie bei Jungen; für Mädchen fallen die Zusammenhänge mit Ausnahme der Männlichkeitsnormen etwas stärker aus.

**Tabelle 4.12: Einflussfaktoren der Mehrfach-Gewalttäterschaft nach Konfessionszugehörigkeit (logistische Regression, Exp(B); gewichtete Daten; nur deutsche Befragte aus Westdeutschland)**

	katholisch			evangelisch		
	Modell I	Modell II	Modell III	Modell I	Modell II	Modell III
keine Angehörigkeit	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
nicht religiös	1.275	1.180	1.080	1.234	1.122	1.004
etwas religiös	0.476***	0.555***	0.661*	0.489***	0.604***	0.770
(sehr) religiös	0.439***	0.549***	0.742	0.484***	0.646*	0.867
Geschlecht: männlich		3.841***	1.218		4.812***	1.619**
Förder-/ Hauptschule		<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>		<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Realschule/IHR/ Gesamtschule		0.680***	0.783*		0.552***	0.590***
Gymnasium		0.340***	0.539***		0.324***	0.517***
Abhängig von staatlichen Leistungen		1.644**	1.252		1.183	1.189
schwere elterliche Gewalt in Kindheit			2.107***			2.007***
Zustimmung zu GLMN			2.787***			2.711***
Gewaltmedienkonsum			1.297***			1.325***
mehr als fünf delinquente Freunde			8.874***			8.534***
<b>R<sup>2</sup></b>	<b>.027</b>	<b>.094</b>	<b>.342</b>	<b>.023</b>	<b>.102</b>	<b>.344</b>
<b>N</b>	<b>13749</b>	<b>13749</b>	<b>13749</b>	<b>13369</b>	<b>13369</b>	<b>13369</b>

\*\*\* p < .001, \*\* p < .01, \* p < .05

Die Modelle mit der Ordnungsnummer I in Tabelle 4.12 belegen, dass im Vergleich zu den Jugendlichen ohne Zugehörigkeit nur etwas und (sehr) religiös gebundene (katholische wie evangelische) Jugendliche wesentlich seltener Mehrfachgewalttäter sind. Die schlichte Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft allein hat in Westdeutschland mithin keine präventive Wirkung; erst die Identifikation mit diesem Glauben hat einen solchen Effekt. Die Befunde bleiben weitestgehend bestehen, wenn das Geschlecht und das Bildungsniveau, beides Faktoren, die mit der Stärke der Bindung korrelieren, in den Modellen berücksichtigt werden.

Tabelle 4.12 demonstriert ferner, dass der in den Modell I und II aufgezeigte starke Effekt der Religiosität auf die Mehrfachtäterschaft primär durch die vier neu aufgenommenen Faktoren vermittelt wird (Modell III). Sowohl für katholische wie für evangelische deutsche Jugendliche bestätigen unsere Analysen damit zwei Befunde:

1. Schüler, die von elterlicher Gewalt betroffen sind, die den Männlichkeitsnormen zustimmen, Mediengewalt konsumieren und in delinquente Freundesgruppen eingebunden sind, geben häufiger an, Täter zu sein, als Schüler, für die diese Einflussfaktoren nicht zutreffen.
2. Je stärker die Jugendlichen religiös gebunden sind, umso seltener konsumieren sie Gewaltmedien, akzeptieren sie Männlichkeitsnormen, bauen Freundschaften mit delinquenten Jugendlichen auf oder waren in ihrer Kindheit von schwerer elterlicher Gewalt betroffen. Dies stützt die These, dass christliche Religiosität präventive Wirkung entfaltet, weil sie die Bedeutung von gewaltfördernden Faktoren schwächt und die Akzeptanz von positiven Verhaltensnormen stärkt.

Damit lässt sich in Bezug auf die deutschen Jugendlichen schließen, dass Religion einen Schutzfaktor gegen Gewalt und andere Formen der Delinquenz darstellt. Dies gilt für katholische wie für evangelische Jugendliche. Zwei Einschränkungen sind dabei zu machen: Erstens scheinen diese positiven Effekte der Religion für evangelische Jugendliche in Ostdeutschland nicht im gleichen Maße zu existieren wie in Westdeutschland. Dieser Befund führt uns zu der

Annahme, dass eine Religionszugehörigkeit bzw. eine religiöse Bindung erst dann eine positive Wirkung entfalten kann, wenn eine Einbindung in eine größere religiöse Gruppe bzw. Gemeinschaft vorhanden ist. Jugendliche, die isoliert in ihrem Glauben sind, lassen sich möglicherweise weniger durch diesen als die Verhältnisse im (nicht-religiösen) Umfeld leiten.<sup>65</sup> Zweitens sind positive Effekte der Religion vor allem dann zu beobachten, wenn diese auch eine gewisse Relevanz im Alltag besitzt. Schüler, die der katholischen oder evangelischen Kirche angehören, gleichzeitig aber aufgrund ihrer Einstellungen und Verhaltensweisen (Betten, Gotteshausbesuch) als nicht religiös einzustufen sind, sind ebenso häufig Täter wie Personen ohne Religionszugehörigkeit. Der positive Einfluss einer religiösen Bindung ist dabei, wie zusätzliche Auswertungen belegen konnten, eng damit verknüpft, dass seltener Gewaltmedien konsumiert, seltener Männlichkeitsnormen akzeptiert und seltener Freundschaften mit delinquenten Jugendlichen aufgebaut werden. Die Religiosität wirkt sich damit bei westdeutschen Jugendlichen, die einer christlichen Kirche angehören, auf die für die Verursachung von Gewalt zentralen Faktoren aus; sie wirkt also vermittelt auf das delinquente Verhalten von Jugendlichen ein.

#### 4.3.2. Religion und delinquentes Verhalten bei jugendlichen Migranten

Von allen befragten Migranten aus den alten Bundesländern gehören fast zwei Drittel einer christlichen Kirche an (59,6 %). Etwas mehr als ein Viertel ist islamisch (27,2 %). Von einer anderen Zugehörigkeit (5,7 %) bzw. keiner Zugehörigkeit (7,6 %) berichtet nur ein kleiner Teil der Jugendlichen. Da die Gruppe der nicht einer Glaubensgemeinschaft angehörenden Migranten zahlenmäßig klein und zudem sehr heterogen ist<sup>66</sup>, erscheint es nicht sinnvoll, diese, wie im vorangegangenen Abschnitt bei den deutschen Jugendlichen geschehen, als Vergleichsgruppe in die Analysen einzubeziehen. Aus diesem Grund soll nachfolgend ausschließlich der Einfluss der individuellen Religiosität auf die Delinquenzbereitschaft untersucht werden.

In Abbildung 4.11 sind die Gewalttäterraten für die einzelnen Konfessionsgruppen nach dem Ausmaß der Religiosität dargestellt. Wie bereits aus Tabelle 4.10 bekannt ist, unterscheiden sich die Schüler der unterschiedlichen Gruppen deutlich voneinander. Dies ist auch dann der Fall, wenn nur die Migranten betrachtet werden. So gaben 17,9 % der christlichen Migranten an, dass sie im zurückliegenden Jahr mindestens eine Gewalttat begangen haben, bei den islamischen Migranten sind es 21,5 %. Betrachten wir die Mehrfach-Gewalttäterquote, so beträgt diese bei christlichen Migranten 5,7 %, bei islamischen Migranten hingegen 9,1 %. Für die „anderen“ Jugendlichen ergeben sich mit den christlichen Jugendlichen vergleichbare Quoten. Abbildung 4.11 macht aber zugleich darauf aufmerksam, dass auch das individuelle Ausmaß an religiöser Bindung mit dem Gewaltverhalten in Beziehung steht. Jugendliche Migranten, die einer christlichen Kirche angehören, sind umso seltener als Gewalttäter in Erscheinung getreten, je stärker ihre religiöse Bindung ausfällt. Von den sehr religiösen, christlichen Migranten haben nur 4,3 % fünf oder mehr Gewalttaten verübt, von den nicht religiösen, christlichen Migranten sind es mit 7,7 % fast doppelt so viele. Der Zusammenhang zwi-

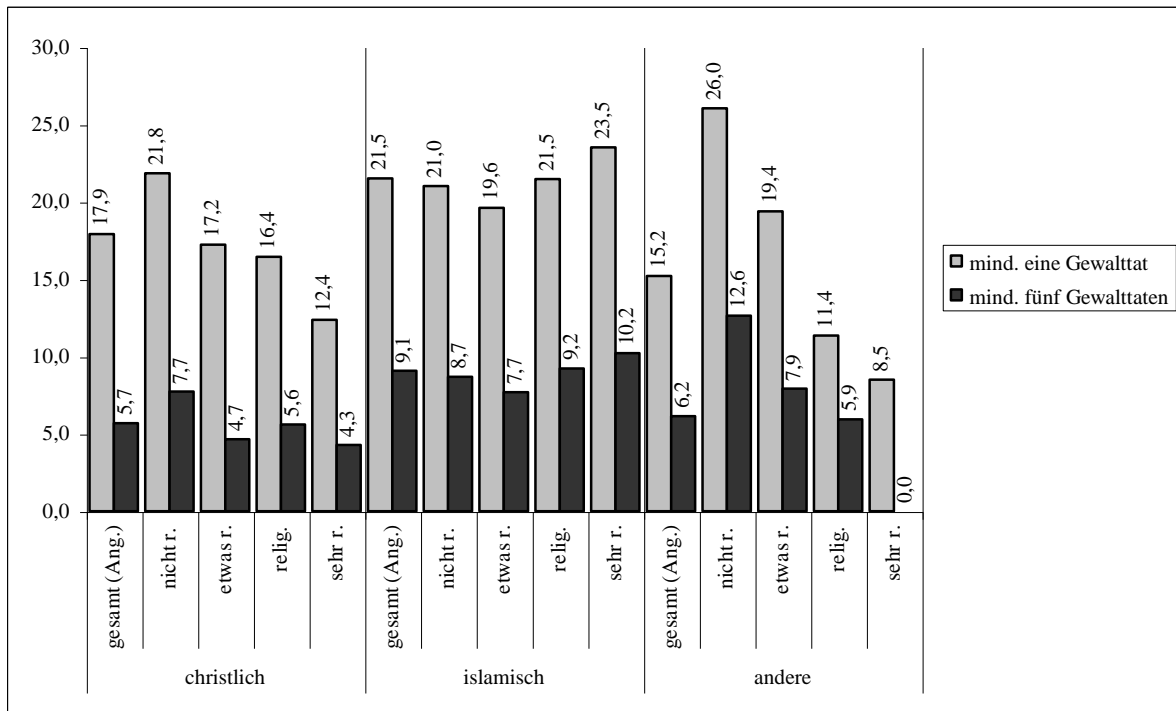
---

<sup>65</sup> Bezüglich des Zusammenhangs von Religion und Delinquenz in Ostdeutschland kann mit den vorhandenen Daten allerdings nur ein vorläufiges Fazit gezogen werden, weil insgesamt nur wenige Befragte mit starker religiöser Bindung zur Verfügung stehen und weil ein ganzes Bundesland (Sachsen) in den Analysen nicht berücksichtigt werden konnte.

<sup>66</sup> Von den 794 Befragten dieser Gruppe sind 70 türkischer Herkunft, 187 aus der ehem. SU, 43 aus dem ehem. Jugoslawien, 47 aus Polen usw.

schen der religiösen Bindung und dem Gewaltverhalten fällt bei den „anderen“ Jugendlichen noch deutlicher aus. So ist kein Schüler aus der Gruppe der sehr religiösen, „anderen“ Migranten ein Mehrfachgewalttäter, bei den nicht religiösen, „anderen“ Migranten sind es 12,6 %. Gegensätzlich zu den christlichen und den „anderen“ Migranten stellt sich das Bild bei den islamischen Migranten dar: Mit zunehmender Religiosität geht ein leichter Anstieg der Gewalttaten einher. Die sehr religiösen, islamischen Migranten weisen die höchsten Raten an Gewalttätigern unter den verschiedenen Gruppen islamischer Jugendlicher auf.

**Abbildung 4.11: Gewalttätiges Verhalten nach Konfessionszugehörigkeit und Religiosität (in %; gewichtete Daten; nur nichtdeutsche Befragte aus Westdeutschland)**



In Tabelle 4.13 werden die berichteten Zusammenhänge zwischen der Religion und der Gewalttäterschaft einem multivariaten Test unterzogen. In den Gesamtmodellen wird dabei untersucht, ob sich islamische und „andere“ Religionsangehörige von den christlichen Migranten im Hinblick darauf unterscheiden, fünf und mehr Gewalttaten in den letzten zwölf Monaten begangen zu haben. Entsprechend Modell I sind zumindest islamische Jugendliche signifikant häufiger als christliche Jugendliche Mehrfachgewalttäter; zwischen Christen und „Anderen“ existieren keine Unterschiede. Die islamischen Migranten sind auch dann noch häufiger Gewalttäter, wenn ihre durchschnittlich schlechtere Schulintegration sowie ihre häufigere Abhängigkeit von staatlichen Transferzahlungen berücksichtigt wird (Modell II). Das Modell III belegt ferner, dass diese erhöhte Gewaltbereitschaft weitestgehend auf andere Belastungsfaktoren zurückzuführen ist, wobei die vier bereits bekannten Faktoren einbezogen werden. Dies führt dazu, dass von der Zugehörigkeit zu einer Konfessionsgruppe kein Effekt mehr auf das Gewaltverhalten zu beobachten ist. Unter Berücksichtigung der Ergebnisse der nachfolgenden Abbildung 4.12 lässt sich damit folgern, dass die höhere Akzeptanz von Männlichkeitsnormen, das häufigere Erleben elterlicher Gewalt und der stärkere Vernetzung mit delinquenten Freunden für die höhere Gewaltbereitschaft islamischer Jugendlicher verantwortlich sind. Für diese Faktoren ergeben sich deutlich höhere Belastungen für islamische

als für christliche Migranten; zugleich stehen diese Faktoren in einer signifikanten Beziehung mit der Gewalttäterschaft – in beiden Konfessionsgruppen.

Das Modell IV belegt darüber hinaus, dass auch der Stand der Integration mit dem Gewaltverhalten in Beziehung steht (vgl. auch Abschnitt 3): Besser integrierte Migranten gehören signifikant seltener zu den Mehrfachgewalttätern. Allerdings lässt sich diese Beziehung nur für jene Migranten untersuchen, die den Fragebogen zur Integration ausgefüllt haben. Dadurch reduziert sich die Fallzahl um mehr als ein Drittel, weshalb das Modell optisch von den anderen drei Modellen abgehoben worden ist. Auch bei den Modellen für die einzelnen Migrantengruppen haben wir zusätzlich zum Modell ohne ein Modell mit der Integrationsvariablen berechnet (sichtbar gemacht durch Klammersetzung der entsprechenden Koeffizienten). Diese Modelle belegen, dass der positive Einfluss einer besseren Integration in erster Linie bei christlichen Migranten zu beobachten ist.

**Tabelle 4.13: Einflussfaktoren der Mehrfach-Gewalttäterschaft nach Konfessionszugehörigkeit (logistische Regression, Exp(B); gewichtete Daten; nur nichtdeutsche Befragte aus Westdeutschland)**

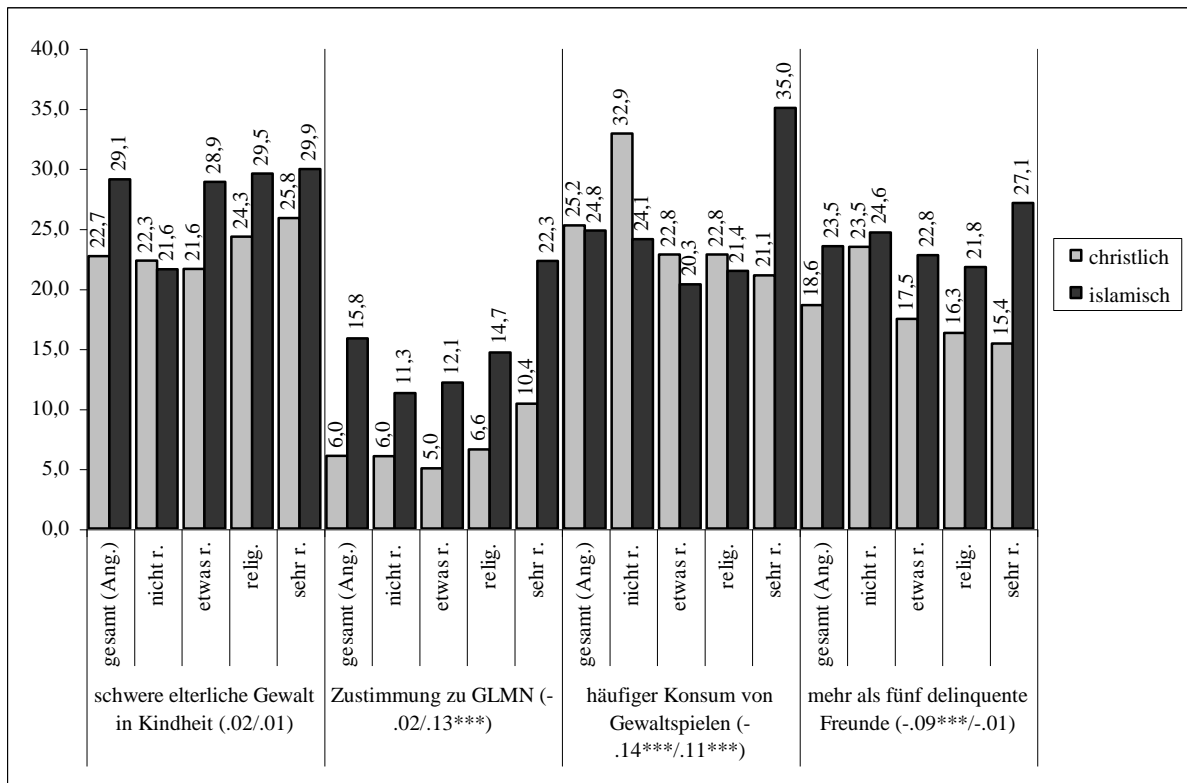
	gesamt				Modell: christlich	Modell: islamisch	Modell: andere
	Modell I	Modell II	Modell III	Modell IV			
Konfession: christlich	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	-	-	-
Konfession: islamisch	1.625***	1.464***	0.911	0.881	-	-	-
Konfession: andere	1.097	1.134	1.288	1.405	-	-	-
Religiosität	-	-	-	-	0.893 (0.826**)	0.977 (1.156)	0.574* (0.461***)
Geschlecht: männlich		4.936***	1.594***	1.389	1.280	1.782**	4.623**
Förder-/ Hauptschule		<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>		<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
Realschule/IHR/ Gesamtschule		0.731***	0.790*	0.825	0.867	0.799	0.474
Gymnasium		0.516***	0.747	0.864	0.960	0.450**	1.116
Abhängig von staatlichen Leistungen		1.060	0.924	0.826	0.960	0.834	1.561
schwere elterliche Gewalt in Kindheit			1.938***	1.867***	2.185***	1.744***	1.494
Zustimmung zu GLMN			2.366***	2.321***	2.984***	1.912***	1.685
Gewaltmedienkonsum			1.256***	1.282***	1.328***	1.194***	1.113
mehr als fünf delinquente Freunde			8.593***	8.812***	8.921***	8.540***	7.389***
Integrationsindex				0.991*	(0.990*)	(0.991)	(1.000)
R <sup>2</sup>	<b>.008</b>	<b>.100</b>	<b>.369</b>	<b>.381</b>	<b>.378</b>	<b>.365</b>	<b>.381</b>
N (N Modell mit Integrationsindex)	<b>9127</b>	<b>9127</b>	<b>9127</b>	<b>5674</b>	<b>5968</b> <b>(3696)</b>	<b>2596</b> <b>(1630)</b>	<b>556</b> <b>(344)</b>

\*\*\* p < .001, \*\* p < .01, \* p < .05, in Klammern: Koeffizient in Modell ohne Kontrollvariablen

Daneben untersuchen die Modelle für die einzelnen Konfessionsgruppen zusätzlich die Frage, ob das individuelle Ausmaß der religiösen Bindungen ein eigenständiger Schutz- oder Verstärkungsfaktor gewalttätigen Verhaltens ist. Für christliche und „andere“ Jugendliche ergibt sich dabei, vergleichbar mit den Ergebnissen zu den deutschen Jugendlichen, dass mit steigender Religiosität eine geringere Gewaltbereitschaft einher geht. Dies ist bei den „anderen“ Migranten sogar dann noch der Fall, wenn weitere wichtige Erklärungsfaktoren der Jugendgewalt kontrolliert werden.<sup>67</sup> Für christliche Migranten ist der Gewalt reduzierende Einfluss der Religiosität erneut ein vermittelter: Weil sich christliche Migranten mit stärkerer Bindung seltener mit delinquenten Peers anfreunden und weil sie seltener Gewaltmedien konsumieren (vgl. Abbildung 4.12), führen sie seltener Gewalttaten aus.

<sup>67</sup> Leider können wir aufgrund geringer Fallzahlen bzw. fehlender Angaben über die genaue Religionszugehörigkeit nicht untersuchen, auf welche Gruppe (Juden, Buddhisten usw.) dieser Effekt zurückzuführen ist. Weitere, noch differenziertere Untersuchungen erscheinen daher notwendig.

**Abbildung 4.12: Erklärungsfaktoren von Gewaltverhalten nach Konfessionszugehörigkeit und Religiosität (in %; gewichtete Daten; nur nichtdeutsche Befragte aus Westdeutschland; in Klammern: Spearmans Rho)**



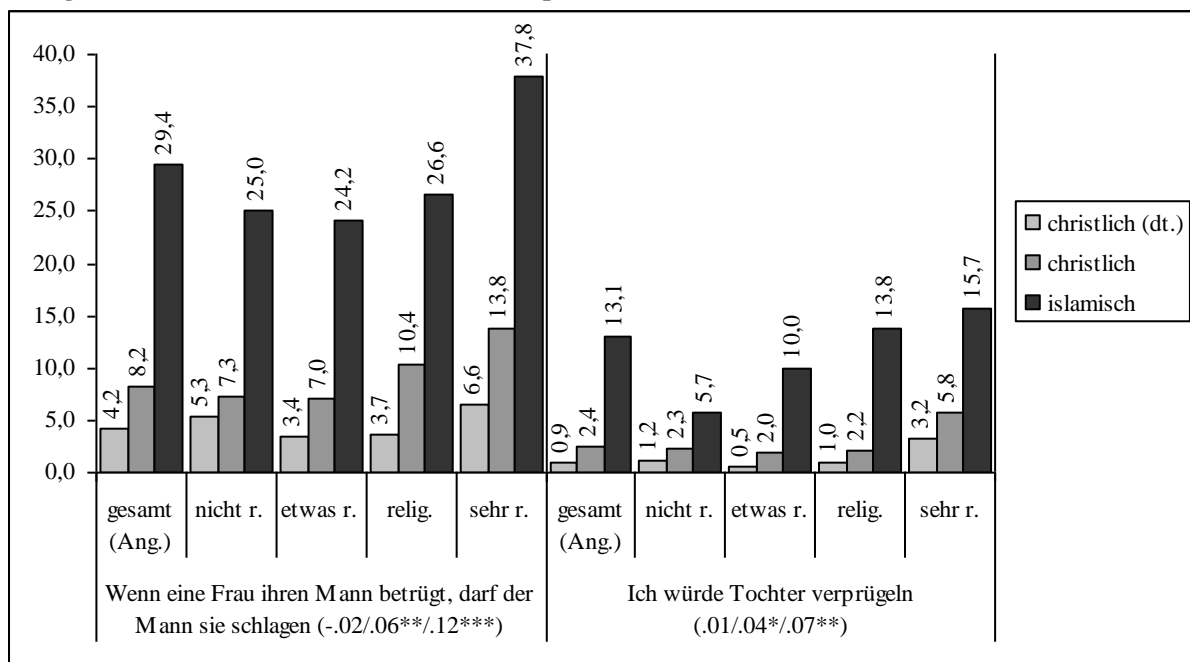
Für islamische Jugendliche zeigt sich im Ausgangsmodell ein zu den christlichen und „anderen“ Jugendlichen entgegengesetzter Effekt: Mit stärkerer religiöser Bindung steigt die Gewaltbereitschaft tendenziell an. Da dieser Zusammenhang aber als nicht signifikant ausgewiesen wird, ist bei islamischen Jugendlichen von keinem unmittelbaren Zusammenhang (und damit auch nicht von einem Gewalt reduzierenden Zusammenhang) zwischen der Religiosität und der Gewaltdelinquenz auszugehen. Zu beachten ist allerdings Folgendes: Bei den christlichen Jugendlichen (bei den Deutschen wie bei den Migranten) kann von einem über bestimmte Faktoren (Männlichkeitsvorstellungen, Gewaltmedienkonsum, Freundesgruppenkultur) vermittelten, Gewalt senkenden Einfluss der Religiosität gesprochen werden. Wie die zusätzlichen Auswertungen in Abbildung 4.12 zeigen, ist dagegen bei den islamischen Jugendlichen auch von einem indirekten, Gewalt erhöhenden Einfluss auszugehen. Je stärker sich islamische Migranten an ihren Glauben gebunden fühlen, umso mehr stimmen sie den Männlichkeitsnormen zu<sup>68</sup> und umso häufiger spielen sie Gewaltspiele. Sowohl die Männlichkeitsnormen als auch der Gewaltmedienkonsum stehen aber mit einer erhöhten Gewaltbereitschaft in Beziehung. Ferner zeigt sich zu dem stärksten Einflussfaktor der Jugendgewalt („mehr als fünf delinquente Freunde“) mit wachsender Religiosität eine deutlich steigende Diskrepanz zwischen den Belastungsquoten der jungen Muslime und denen der jungen Christen. Während beide Gruppen bei den „nicht religiösen“ mit 24,6 % zu 23,5 % fast gleich aufliegen, dominieren die sehr religiösen jungen Muslime hier mit 27,1 zu 15,4 %. Und schließlich ist zu be-

<sup>68</sup> Die Quote an den Männlichkeitsnormen sehr zustimmenden Migranten ist unter den islamischen Jugendlichen fast dreimal so hoch wie unter den christlichen Jugendlichen (6,0 zu 15,8 %). Islamische Jungen stimmen zu 25,4 % zu (Türkei: 23,9 %, ehem. Jugoslawien: 25,0 %, Arabien/Nordafrika: 30,5 %), islamische Mädchen zu 5,9 %. Bei christlichen Migranten gibt es ebenfalls einen starken Geschlechterunterschied (10,7 zu 1,9 %).

achten, dass sich auch zur Gewalt durch Eltern bei muslimischen Migranten im Vergleich von hoch religiösen zu nicht religiösen Jugendlichen ein etwas größerer Unterschied der Belastungsquoten ergibt (29,9 zu 21,6 %) als bei christlichen Migranten (25,8 zu 22,3 %).

Eine zusätzliche Auswertung soll die Beziehungen zwischen der Religiosität und den Gewalt-einstellungen noch einmal verdeutlichen, wobei wir uns nur auf männliche Jugendliche beschränken. In Abbildung 4.13 ist dafür einerseits die Zustimmung zu einer Aussage der Skala „Männlichkeitsnormen“ dargestellt.<sup>69</sup> Hierbei wird deutlich, dass Jungen mit islamischer Religionszugehörigkeit sehr viel häufiger als christliche Jungen (deutscher wie nichtdeutscher Herkunft) der Meinung sind, dass eine Frau geschlagen werden darf, wenn sie ihren Mann betrügt. Zudem steigt die Zustimmung zu dieser Aussage mit zunehmender Religiosität vor allem bei den islamischen Migranten an; von den hoch religiösen, islamischen Jungen meinten 37,8 %, dass dieses Verhalten korrekt sei. Für deutsche Christen ist kein Zusammenhang mit der Religiosität erkennbar, für christliche Migranten besteht ein in der Richtung mit den islamischen Jugendlichen vergleichbarer, zugleich aber schwächer ausgeprägter Zusammenhang.

**Abbildung 4.13: Zustimmung zu einer Aussage der Skala „Männlichkeitsnormen“ sowie zu einer Erziehungsmethode nach Konfessionszugehörigkeit und Religiosität (in %; gewichtete Daten; nur männliche Befragte aus Westdeutschland; in Klammern: Spearmans Rho)**



Andererseits ist in Abbildung 4.13 die Verteilung der Antworten auf eine Frage dargestellt, die eine hypothetische Situation zum Ausgangspunkt hat. Die Schüler sollten sich vorstellen, dass sie erwachsen wären und eine 13jährige Tochter hätten, die nicht wie vereinbart, um 20 Uhr nach Hause kommt, sondern erst um Mitternacht. Als mögliche Reaktionen auf dieses Verhalten wurden fünf verschiedene Erziehungsmaßnahmen aufgeführt, zu denen sich die Jugendlichen positionieren sollten (Verprügeln, Ohrfeigen, Hausarrest geben, Ausschimpfen, Gespräch führen). Die schärfste Sanktion, das Verprügeln, würden 13,1 % der islamischen Jugendlichen anwenden; demgegenüber würden nur 0,9 % der deutschen Christen bzw. 2,4 %

<sup>69</sup> Als Zustimmung wurden die Antworten „stimmt eher“ und „stimmt genau“ gewertet.

der christlichen Migranten auf diese Maßnahme zurückgreifen. Für islamische Jungen zeigt sich erneut, dass stärker religiös gebundene Jugendliche häufiger ihre Tochter verprügeln würden als weniger religiös gebundene Jugendliche. Bei christlichen Migranten ist der Zusammenhang ebenfalls in diese Richtung zeigend, aber wieder schwächer ausgeprägt als bei den islamischen Migranten. Für christliche Deutsche findet sich kein Zusammenhang zwischen der Religiosität und dem Sanktionsverhalten.

In Tabelle 4.14 sind die Beziehungen zwischen der Religiosität und drei Erklärungsfaktoren von Jugendgewalt differenziert für einzelne Konfessions- bzw. Migrantengruppen aufgeführt. Für die katholischen, evangelischen und orthodoxen Migranten ist festzustellen, dass eine steigende religiöse Bindung mit einem selteneren Gewaltmedienkonsum und einem selteneren Anschluss an delinquente Freunde einher geht; mit den Männlichkeitsnormen gibt es keine signifikanten Zusammenhänge. Für die einzelnen Migrantengruppen zeigen sich dabei vergleichbare Zusammenhänge. Für die Gruppen islamischer Jugendlicher sind demgegenüber positive Beziehungen mit den Männlichkeitsnormen zu identifizieren; d.h. vor allem sunnitische und shiitische bzw. türkische und arabische/nordafrikanische Jugendliche stimmen Männlichkeitsnormen stärker zu, wenn sie sich als religiös bzw. sehr religiös einstufen. Auch der Gewaltmedienkonsum nimmt tendenziell bei stärkerer religiöser Bindung zu, ebenso wie der Kontakt mit delinquenten Freunden. Die beiden letztgenannten Zusammenhänge sind aber bei den meisten Gruppen nicht signifikant.

Tabelle 4.14 gibt zudem die Zusammenhänge wieder, die zwischen der Religiosität und verschiedenen weiteren delinquenten/abweichenden Verhaltensweisen existieren. Dabei werden nur die Koeffizienten zur Religiosität aufgeführt, die sich ergeben, wenn gleichzeitig das Geschlecht, die Schulform und die Abhängigkeit von staatlichen Leistungen kontrolliert werden.<sup>70</sup> Zwischen dem Gewaltverhalten und der Religiosität bestehen demnach mit Ausnahme der katholischen Jugendlichen aus Italien keine signifikanten Beziehungen. Bei der Sachbeschädigung gehen die Befunde auseinander: Für alle drei großen Gruppen der christlichen Migranten kann gesagt werden, dass bei einer stärkeren religiösen Bindung Sachbeschädigungen seltener auftreten; auch bei den einzelnen Migrantengruppen zeigen die Koeffizienten jeweils diese Richtung an. Bei den islamischen Jugendlichen insgesamt und hier vor allem bei den sunnitischen und alevitischen Schülern ergeben sich hingegen positive Effekte. Religiös gebundene, islamische Migranten begehen also etwas häufiger Sachbeschädigungen. Für die shiitischen wie auch die arabischen/nordafrikanischen Migranten zeigt sich allerdings kein Zusammenhang, bei islamischen Migranten aus dem ehemaligen Jugoslawien ist sogar ein signifikanter Effekt in die Gegenrichtung vorhanden.

---

<sup>70</sup> Bei dieser Analyse stehen Werte über 1 für einen delinquenzsteigernden Effekt, Werte unter 1 für einen reduzierenden Effekt.



**Tabelle 4.14: Religiosität als Einflussfaktor der delinquenten bzw. abweichenden Verhaltens nach Konfessionszugehörigkeit und Migrantengruppe (logistische Regression, Exp(B); Auszug aus Gesamtmodell, das zusätzlich die Faktoren Geschlecht, Schulform und Abhängigkeit von staatlichen Leistungen enthält) sowie Korrelation (Spearman's Rho) zwischen Religiosität und weiteren Erklärungsfaktoren von Gewaltverhalten (gewichtete Daten; nur nichtdeutsche Befragte aus Westdeutschland)**

		mind. fünf Gewalttaten	mind. fünf Ladendiebstähle	mind. fünf Sachbeschädigungen	häufiger Alkoholkonsum	Korrelation GLMN	Korrelation Gewaltmedien	Korrelation delinquente Freunde
christlich	<b>gesamt</b>	<b>0.898</b>	<b>0.811**</b>	<b>0.745***</b>	<b>0.689***</b>	<b>-.02</b>	<b>-.17***</b>	<b>-.09***</b>
	<b>katholisch gesamt</b>	<b>0.889</b>	<b>0.739**</b>	<b>0.711**</b>	<b>0.721***</b>	<b>-.02</b>	<b>-.14***</b>	<b>-.07***</b>
	ehem. SU: kath.	1.029	0.807	0.706	0.527***	-.11*	-.19***	-.12**
	Polen: kath.	1.064	0.550**	0.958	0.964	.01	-.08**	-.04
	ehem. Jugosl.: kath.	0.661	0.698	0.336*	0.464**	-.02	-.13	-.12
	Italien: kath.	0.428*	0.977	0.785	0.749	-.07	-.14**	-.09*
	<b>evangelisch gesamt</b>	<b>0.823</b>	<b>0.925</b>	<b>0.783*</b>	<b>0.646***</b>	<b>-.05*</b>	<b>-.21***</b>	<b>-.10***</b>
	ehem. SU: evang.	0.807	1.012	0.673*	0.630***	-.08**	-.25***	-.09**
<b>orthodox gesamt</b>	<b>1.026</b>	<b>0.587*</b>	<b>0.586*</b>	<b>0.797</b>	<b>.04</b>	<b>-.12**</b>	<b>-.14**</b>	
islamisch	<b>gesamt</b>	<b>1.059</b>	<b>0.652***</b>	<b>1.004</b>	<b>0.585***</b>	<b>.13***</b>	<b>.06**</b>	<b>-.01</b>
	<b>shiitisch gesamt</b>	<b>0.834</b>	<b>0.544*</b>	<b>0.924</b>	<b>0.530**</b>	<b>.15**</b>	<b>.09</b>	<b>.01</b>
	<b>sunnitisch gesamt</b>	<b>1.209</b>	<b>0.607*</b>	<b>1.167</b>	<b>0.498**</b>	<b>.15***</b>	<b>.06*</b>	<b>.03</b>
	<b>alevitisch gesamt</b>	<b>1.749</b>	<b>1.343</b>	<b>2.170*</b>	<b>0.682</b>	<b>.11</b>	<b>.04</b>	<b>.10</b>
	Türkei: islam.	1.020	0.646**	1.114	0.664***	.12***	.07**	-.03
	ehem. Jugosl.: islam.	1.244	0.790	0.394*	0.626	.08	.01	.01
	Arab./Nordafr.: islam.	1.056	0.559*	0.962	0.326***	.18***	.03	.11*

\*\*\* p < .001, \*\* p < .01, \* p < .05

Einheitlichere Befunde ergeben sich für die restlichen zwei Verhaltensweisen. Ganz allgemein gilt für christliche wie für islamische Migranten, dass eine höhere religiöse Bindung Ladendiebstähle und häufigen Alkoholkonsum unwahrscheinlicher macht.<sup>71</sup> Nur bei diesen beiden Formen abweichenden Verhaltens kann damit von einem durchgängig präventiven Einfluss der Religiosität ausgegangen werden.

#### 4.4. Zusammenfassung

Bevor wir die zentralen Ergebnisse zusammenfassend darstellen und kommentieren, soll noch einmal auf einen wichtigen Aspekt der Untersuchung hingewiesen werden. Wir präsentieren hier Korrelationsbefunde einer Querschnittsuntersuchung. Wir können also zwangsläufig mit unseren Daten keine eindeutigen Ursache-Wirkungsbeziehungen nachweisen, weil bildlich gesprochen, zunächst einmal offen bleibt, was zuerst kommt – die Henne oder das Ei. Für Kausalanalysen benötigt man Längsschnittstudien, bei denen die Zielgruppe über Jahre hinweg mehrfach untersucht wird. Es ist uns allerdings möglich, auf Zusammenhänge aufmerksam zu machen und ergänzend dazu Interpretationen anzubieten. Querschnittserhebungen erlauben durchaus eine Fülle von wichtigen Erkenntnissen, die zumindest Anlass dazu geben, für die Befunde nach Erklärungen zu suchen und gestützt darauf Konsequenzen zu erörtern. Was also sind die zentralen Befunde?

<sup>71</sup> Dabei werden aber nicht in allen Gruppen die Effekte signifikant. Nur bei alevitischen Jugendlichen wie bei evangelischen Jugendlichen aus der ehem. SU weisen die Effekte beim Ladendiebstahl in die gegengesetzte Richtung (nicht signifikant).

## *Religionszugehörigkeit und Religiosität der Jugendlichen*

Von den deutschen Jugendlichen gehören in Westdeutschland 90,5 % einer christlichen Kirche an, 7,9 % sind religionslos. Der Rest gehört zu kleineren Glaubensgemeinschaften. In Ostdeutschland liegt die Quote der christlichen Jugendlichen bei 21,6 % (deutsche Befragte), 75,8 % gehören keiner Kirche an. Ergänzend zu diesem Aspekt der formalen Zugehörigkeit haben wir die innere Bindung an die Religion mit Fragen zur Häufigkeit des Betens und des Kirchganges erfasst und ferner gefragt, wie wichtig Religion für sie persönlich im Alltag sowie bei der Erziehung zuhause ist. Die Antworten zeigen, dass von den formal christlichen Jugendlichen in Westdeutschland nur eine Minderheit von 22,9 % als religiös (19,5 %) oder sehr religiös (3,4 %) einzustufen ist. Die größte Gruppe (47,1 %) bilden die etwas religiösen Jugendlichen, es folgen die nicht religiösen Jugendlichen mit 29,9 %. In Ostdeutschland liegen die Vergleichsquoten – bezogen auf das Fünftel formal einer christlichen Kirche Angehörigen – bei 5,0 % sehr religiös, 19,7 % religiös, 43,2 % und etwas religiös und 32,0 % nicht religiös. Im Ergebnis bedeutet dies, dass in Ostdeutschland von 100 deutschen Jugendlichen nur 4,3 als religiös und 1,7 als sehr religiös einzustufen sind.

Zu den Migrant\*innen aus Russland, aus den meisten anderen osteuropäischen Ländern sowie aus Südeuropa zeigt sich im Hinblick auf die formale Zugehörigkeit ein ähnliches Bild wie in Westdeutschland. Die große Mehrheit von ihnen hat einen christlichen Hintergrund. Eine Ausnahme bilden hier nur die Jugendlichen aus dem früheren Jugoslawien mit 48,9 %. Weitere 41,7 % gehören dem Islam an. Zur Religiosität fallen die Antworten sehr uneinheitlich aus. Bei den aus Russland und Italien stammenden Jugendlichen zeigt sich eine im Vergleich zu Deutschland ähnlich schwach ausgeprägte Bindung an die christliche Religion. Von den aus Polen und dem früheren Jugoslawien stammenden Christen sind dagegen 40,3 % bzw. 38,0 % als sehr religiös einzustufen.

Innerhalb der christlichen Jugendlichen erweisen sich orthodoxe Christen am stärksten an ihre Religion gebunden (45,5 % religiös bzw. sehr religiös). Von den deutschen, christlichen Jugendlichen sind die Katholiken etwas religiöser als die der evangelischen Kirche angehörenden Jugendlichen (24,9 zu 17,1 %). Zu Jugendlichen aus der ehem. SU ergibt sich ein umgekehrtes Bild (evangelische Christen 27,9 % zu Katholiken 19,0 %).

Von den islamischen Jugendlichen stammen 67,1 % aus der Türkei. Zu 17,1 % kommen ihre Familien aus arabischen und nordafrikanischen Ländern und zu 10,1 % aus dem früheren Jugoslawien. Generell sind islamische Jugendliche mit einer Quote von 25,4 % sehr religiösen und 45,8 % religiösen Jugendlichen weit stärker in ihrem Glauben verankert als die Angehörigen aller anderen Religionen. Innerhalb der islamischen Jugendlichen weisen hier die Aleviten mit nur 37,2 % (sehr) religiöser Jugendlicher den niedrigsten Wert auf, die Sunniten erreichen 82,5 %, die Schiiten 68,9 %. Differenziert man nach dem Herkunftsland, dann erweisen sich die Muslime aus dem früheren Jugoslawien als am wenigsten an ihre Religion gebunden (53,9 % religiös bzw. sehr religiös). Von den Jugendlichen, deren Eltern aus der Türkei oder aus arabischen/afrikanischen Ländern stammen, sind es jeweils drei Viertel.

Ein Befund verdient dabei besondere Beachtung: Generell zeigt sich, dass Mädchen religiöser sind als Jungen. Die einzige Ausnahme bilden muslimische Jugendliche. Besonders deutlich wird das im Vergleich der „sehr religiösen“ 14- bis 16-Jährigen: Die Jungen erreichen hier

eine Quote von 31,2 %, die Mädchen nur 19,6 %, wobei der Unterschied im häufigeren Moscheebesuch der Jungen begründet ist.

### *Religion und Integration von jungen Migranten*

Die Integration von jungen Migranten haben wir auf vierfache Weise gemessen.

- die sprachliche Integration (Nutzung der deutschen Sprache beim Lesen, Fernsehen, mit Freunden und in der Familie),
- die schulische Integration (Quote der Schüler, die in der jeweiligen Gruppe das Abitur anstreben),
- die soziale Integration (Anteil deutscher Freunde im eigenen sozialen Netzwerk),
- die identifikative Integration (Quote derjenigen, die sich selber als „deutsch“ empfinden).

Aus allen vier Merkmalen wurde zudem ein Gesamtindex der Integration gebildet, der zwischen 0 und 100 Punkten liegt.

Im Ergebnis zeigt sich, dass junge Migranten ohne Konfessionszugehörigkeit mit 68,7 Integrationspunkten am besten abschneiden. Offenbar bewirkt bereits die schlichte Zugehörigkeit in einer Religion, dass man dadurch stärker in sozialen Netzwerken der eigenen Ethnie verkehrt und sich insgesamt betrachtet weniger für die deutsche Umwelt öffnet. Konfessionslose junge Migranten scheinen sich demgegenüber in Ermangelung einer religiös motivierten Gruppenzugehörigkeit, im oben beschriebenen Sinne leichter in die deutsche Gesellschaft zu integrieren.

An zweiter Stelle stehen christliche Jugendliche mit 61,8 Integrationspunkten, wobei sich insgesamt betrachtet zwischen evangelischen und katholischen Migranten kein Unterschied ergibt, während orthodoxe Christen mit 49,4 Punkten einen deutlich niedrigeren Integrationswert erreichen. Innerhalb der christlichen Jugendlichen fällt der besonders hohe Wert der Migranten aus Polen auf (66,8 Punkte), was offenkundig damit zusammenhängt, dass viele Familien in den katholischen Gemeinden Deutschlands schnell heimisch geworden sind.

Den mit Abstand niedrigsten Integrationswert erreichen die jungen Muslime mit 37,7 Punkten. So definiert sich nur jeder Fünfte von ihnen als „deutsch“ (21,6 %), gegenüber 57,4 % der christlichen Migranten. Die Quote an Jugendlichen, die ein Abitur anstreben, liegt nur bei 15,8 % (christliche Migranten 27,5 %) und nur 28,2 % ihrer fünf besten Freunde sind Deutsche (christliche Migranten 58,7 %). Lediglich bei der Nutzung der deutschen Sprache in den o.g. vier Kontexten fällt die Divergenz mit 2,7 zu 3,4 nicht ganz so groß aus.

Besondere Beachtung verdient der Vergleich von christlichen und muslimischen Jugendlichen aus dem früheren Jugoslawien. Erstere sind mit einem Integrationswert von 56,4 relativ gut in Deutschland angekommen. Muslimische Jugendliche aus dem früheren Jugoslawien erreichen dagegen mit 35,5 Punkten den niedrigsten Wert aller verglichenen Gruppen. Dies beruht vor allem darauf, dass sie sowohl mit ihrer Quote an ein Abitur anstrebenden Jugendlichen von 12,5 % als auch mit der Quote von nur 24,0 % an deutschen Freunden jeweils an letzter Stelle stehen, während die Gruppe der christlichen Jugendlichen aus dem früheren Jugoslawien hier

mit 27,2 % Abiturienten bzw. 56,0 % deutscher Freunde recht hohe Vergleichswerte erreicht. Diese deutlichen Unterschiede bleiben bestehen, wenn bei beiden Gruppen nur jene Jugendlichen betrachtet werden, die in Deutschland geboren worden sind.

Im Hinblick auf die geringe soziale Integration muslimischer Jugendlicher ist denkbar, dass diese auch auf eine schwächer ausgeprägte Neigung deutscher Jugendlicher beruhen kann, sich mit jungen Muslimen anzufreunden. Möglicherweise besteht hier eine gewisse Fremdheit zwischen beiden Gruppen, die nur schwer überwunden werden kann. Auf der anderen Seite erscheint es plausibel, dass deutsche Jugendliche und junge Migranten, die derselben Religion angehören, sich leichter miteinander anfreunden. Ein gemeinsamer Konfirmandenunterricht oder die Teilnahme an Jugendveranstaltungen einer Kirchengemeinde, in die sich Migrantenfamilien integriert haben, können dazu beitragen. Wenn junge Muslime Mitglied in der Freiwilligen Feuerwehr oder anderer Vereine sind, die junge Menschen zusammen führen, dann haben auch sie nach den Daten unserer Untersuchung deutlich mehr deutsche Freunde.

Zu beachten ist ferner, dass sich zur Frage der Integration von muslimischen Jugendlichen beachtliche regionale Unterschiede ergeben haben. Das Spektrum reicht von 31,7 Punkten bis 44,2 Punkten oder – am Beispiel des Anteils deutscher Freunde erläutert – von 17,5 % bis 39,1 %. Das zeigt, dass Spielraum dafür besteht, örtlich auf eine bessere Integration hinzuwirken.

Ein Beispiel bieten hierfür die Daten zur Bedeutung des Kindergartenbesuches. Wenn muslimische Jugendliche früher einen Kindergarten besucht haben, in dem sie überwiegend auf deutsche Kinder getroffen sind, beträgt im Alter von 15 Jahren die Quote der deutschen Freunde 32,5 %. Sind sie aber in einem primär von Migrantenkinder genutzten Kindergarten gegangen, haben sie später nur zu 22,8 % deutsche Freunde. Beachtliche Unterschiede zeigen sich ferner im Hinblick auf den Schulbesuch. Islamische Jugendliche, die die Förder- oder Hauptschule besuchen, haben zu 24,4 % deutsche Freunde, Real- und Gesamtschüler zu 28,4 % und Gymnasiasten zu 41,7 %. Deswegen verdient Beachtung, dass sich zur Hauptschulquote der muslimischen Migranten beträchtliche regionale Unterschiede ergeben. Sie reicht in Westdeutschland von 21,2 % bis 68,6 %. Zudem gibt es Beispiele dafür, dass hier auch bürgerschaftliches Engagement beträchtliche Wirkung entfalten kann. In Hannover ist die Quote der türkischen Neuntklässler, die den Realschulabschluss bzw. das Abitur anstreuen, zwischen 1998 und 2006 von 52,9 % auf 67,5 % angestiegen und die Hauptschulquote entsprechend von 47,1 % auf 32,5 % gesunken. Eine Hauptursache war hierfür, dass der Verein Mentor e. V. in Hannover ca. 1.000 Bürgerinnen und Bürger dafür motivieren konnte, freiwillig und kostenlos für Kinder aus sozialen Randlagen und hier vor allem für Migrantenkinder vor allem während der Grundschulzeit Nachhilfe anzubieten (vgl. Baier et al. 2008).

Die Daten der Jugendbefragung ermöglichen es darüber hinaus zu klären, inwieweit das individuelle Ausmaß der Religiosität zusätzlich mit der Integration in Beziehung steht. Im Ergebnis zeigt sich zu den evangelischen Migranten, dass bei ihnen mit zunehmender Religiosität der Grad der Integration steigt. Dasselbe gilt für junge Migranten mit „anderer“ Religionszugehörigkeit (Buddhisten, Juden usw.). Bei den katholischen Migranten nimmt dagegen der Grad der Integration mit wachsender Religiosität leicht ab.

Zu den jungen Muslimen ergibt sich hier ein klares Bild. Je höher die religiöse Bindung ausgeprägt ist, umso niedriger fällt der Stand der Integration aus. Multivariate Analysen bestätigen zudem diesen Befund als sehr robust. Während sich bei den christlichen Migranten zeigt, dass der Effekt der Religiosität primär durch andere mit ihr verbundene Erklärungsfaktoren bedingt ist (z. B. durch den Bildungsgrad und die soziale Vernetzung der Eltern), bleibt bei islamischen Jugendlichen die Aussage erhalten: Mit wachsender religiöser Bindung sinkt die Integration.

Dies soll am Beispiel der türkischen Jugendlichen demonstriert werden: Schüler aus der Gruppe der sehr religiösen türkischen Migranten haben nur zu 21,7 % deutsche Freunde, besuchen nur zu 11,5 % das Gymnasium und fühlen sich nur zu 14,5 % als Deutsche (Letzteres, obwohl sie zu 88,5 % in Deutschland geboren sind). Die nicht-religiösen türkischen Jugendlichen sind dagegen zu 43,4 % mit deutschen Jugendlichen befreundet, sie streben zu 22,3 % das Abitur an und fühlen sich zu 51,3 % als Deutsche. Sie sind im Übrigen zu 78,4 % in Deutschland geboren – also etwas seltener als die herangezogene Vergleichsgruppe.

Bei der Interpretation der Daten ist erneut zu beachten, dass es sich hier um eine Querschnittsanalyse handelt, die keine eindeutigen Ursache-Wirkungsaussagen zulässt. So ist denkbar, dass eine starke Religiosität bei jungen Muslimen zu einem Integrationshindernis wird, wenn ihren Familien und ihnen die Lebensweise der „ungläubigen“ Deutschen als wenig nachahmenswert erscheint. Dies könnte dazu führen, dass sie sich in ihren sozialen Netzwerken auf Mitglieder der eigenen Glaubensgemeinschaft konzentrieren und dass sie auch von ihren Eltern daran gehindert werden, sich um freundschaftliche Kontakte zu gleichaltrigen Deutschen zu bemühen. Vorstellbar ist aber auch, dass gerade die besonders religiösen Muslime wegen ihrer ausgeprägten Glaubensorientierung von gleichaltrigen Deutschen eher als „Fremde“ behandelt und teilweise sozial ausgegrenzt werden. Dann könnte die ausbleibende Integration den Rückzug auf die eigene Familie und die eigene Glaubensgemeinschaft fördern und zu einer Art Flucht in die Religiosität beitragen, bei der sich die Kultur des Islams als Rettungsanker erweist.

### *Religion und delinquentes Verhalten*

Prüft man den Zusammenhang der schlichten Religionszugehörigkeit mit verschiedenen Formen delinquenten Verhaltens, ergeben die Daten auf den ersten Blick ein sehr uneinheitliches Bild. Dies kann im Hinblick auf die formal christlichen Jugendlichen nicht überraschen, weil für die Mehrheit von ihnen die Religionszugehörigkeit nach eigener Einschätzung für ihr Leben keine oder nur geringe Bedeutung hat. Etwas anderes gilt allerdings, wenn wir den Grad der Religiosität mit in die Analyse einbeziehen.

Für deutsche Jugendliche aus Westdeutschland zeigt sich dann, dass die nicht religiösen Jugendlichen, die lediglich formal der katholischen oder evangelischen Kirche angehören, im Jahr vor der Befragung zu 16,3 % Gewalttaten begangen haben. Von den sehr religiösen katholischen Jugendlichen waren dies dagegen nur 6,6 % und von den evangelischen nur 6,4 %. Die Verhaltensunterschiede fallen noch größer aus, wenn wir die Mehrfachtäterrate betrachten. Nicht religiöse Katholiken haben danach zu 5,4 % mindestens fünf Gewalttaten begangen, bei den evangelischen sind es 5,1 %. Sehr religiöse Katholiken sind dagegen nur zu 2,4 % Mehrfachtäter und sehr religiöse evangelische Jugendliche gar nur zu 1,1 %. Die Grup-

pe der deutschen Jugendlichen ohne Religionszugehörigkeit liegt mit Werten von 14,2 % Gewalttätern und 4,1 % Mehrfachtätern jeweils dicht bei den nicht religiösen Jugendlichen.

Diese Befunde gelten allerdings nur für Westdeutschland. In Ostdeutschland, wo die Analyse wegen der geringen Zahl von Katholiken auf evangelische Jugendliche begrenzt werden musste, ergeben sich keine Unterschiede zwischen Schülern mit und ohne Religionszugehörigkeit. Vor allem aber ist mit zunehmender Religiosität kein derart starker Rückgang der Gewaltbereitschaft feststellbar wie in Westdeutschland. Dies kann ein Hinweis darauf sein, dass häufig erst die Einbettung in eine christliche Gemeinschaft den Glauben verhaltensrelevant werden lässt. In Ostdeutschland sind aber im Glauben verwurzelte Jugendliche weit häufiger als in Westdeutschland isolierte Einzelgänger.

Auf dem Wege logistischer Regressionsanalysen haben wir ferner überprüft, ob sich bei westdeutschen Jugendlichen der Einfluss der Religiosität auch dann bestätigt, wenn man andere Faktoren wie das Geschlecht oder das Bildungsniveau einbezieht. Dabei zeigt sich erneut, dass eine höhere Religiosität mit einem signifikant niedrigeren Gewaltrisiko einher geht. Für Ostdeutschland ergibt sich insoweit kein signifikanter Befund.

Das was sich zu jungen Gewalttätern in Westdeutschland ergeben hat, bestätigt sich dort auch im Hinblick auf andere Formen abweichenden Verhaltens. Je stärker sich katholische und evangelische deutsche Jugendliche an ihren Glauben gebunden fühlen, umso seltener begehen sie Ladendiebstähle bzw. Sachbeschädigungen und umso seltener gehören sie zu den häufigen Alkoholkonsumenten. In Ostdeutschland ergeben sich vergleichbare Effekte nur für den Alkoholkonsum, im Hinblick auf den Ladendiebstahl zeigt sich immerhin eine schwache Tendenz in diese Richtung.

Darüber hinaus zeigen die Analysen, dass verschiedene Einflussfaktoren, die sich im Rahmen der Gesamtuntersuchung als gewaltfördernd erwiesen haben, mit steigender Religiosität der Jugendlichen schwächer werden. So sinkt mit wachsender Bindung an den christlichen Glauben bei den deutschen Jugendlichen die Akzeptanz für die Machokultur. Diese sogenannten gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen haben wir mit acht Aussagen gemessen (z.B. „Wenn eine Frau ihren Mann betrügt, darf der Mann sie schlagen?“; vgl. Baier et al. 2009, S. 71). Entsprechendes gilt für die Nutzung von Gewaltspielen. Mit steigender Religiosität nimmt die Häufigkeit des Spielens der sogenannten Ego- bzw. One-Person-Shooter sowie der Prügelspiele deutlich ab. Sowohl evangelische als auch katholische Schüler aus deutschen Familien berichten ferner im Vergleich zu nichtchristlichen Jugendlichen, dass sie etwas seltener elterliche Gewalt erfahren haben. Und schließlich bestätigt sich die Bedeutung der Religiosität deutscher Jugendlicher auch im Hinblick auf den stärksten Einflussfaktor auf Jugendgewalt: Je stärker die Jugendlichen im Glauben verankert sind, umso weniger delinquente Freunde haben sie.

Dieser Zusammenhang zwischen dem Grad der Religiosität und den genannten vier Einflussfaktoren bestätigt sich auch, wenn andere Einflussvariablen in die Analyse einbezogen werden wie etwa Schulbildung oder Armutsbelastung. In Bezug auf westdeutsche Jugendliche lässt sich deshalb schließen, dass ein aktiv gelebter christlicher Glaube einen Schutzfaktor gegen Gewalt und andere Formen der Delinquenz darstellt. Der positive Einfluss einer religiösen Bindung ist dabei eng damit verknüpft, dass seltener Gewalt durch Eltern erfahren

wird, seltener Gewaltmedien konsumiert, seltener Männlichkeitsnormen akzeptiert, seltener Freundschaften mit delinquenten Jugendlichen aufgebaut werden und schließlich auch seltener Alkohol getrunken wird. Die Religiosität wirkt sich damit auf die für die Entstehung von Gewalt zentralen Faktoren aus; dadurch erlangt sie beachtlichen Einfluss auf das delinquente Verhalten von deutschen Jugendlichen.

Zu den christlichen Jugendlichen mit Migrationshintergrund und denen aus anderen Religionen (Buddhisten, Juden usw.) bestätigt sich weitgehend das, was sich zu den deutschen Jugendlichen ergeben hat. Je stärker sie in ihrer Religion verankert sind, umso niedriger fallen ihre Gewaltraten aus. Bei christlichen Migranten sinken sie von 21,8 % (nicht religiös) auf 12,4 % (sehr religiös), bei den Jugendlichen mit anderer Religionszugehörigkeit sogar von 26,0 % auf 8,5 %. Ein entsprechendes Bild ergibt sich zu den Mehrfachtäterquoten. Erneut bestätigen ferner die multivariaten Analysen diesen Trend. Auch wenn Schulbildung, Armutsbelastung und Geschlecht kontrolliert werden, bleibt es im Wesentlichen bei dem bisherigen Befund. Die die Jugendgewalt begünstigenden Faktoren (insbesondere der Kontakt mit mehr als fünf delinquenten Freunden und der Gewaltmedienkonsum) fallen umso schwächer aus, je mehr die Jugendlichen in ihrer Religion verankert sind. Auch in Bezug auf Sachbeschädigung, Ladendiebstahl und häufigen Alkoholkonsum zeigen sich entsprechende Ergebnisse. Mit steigender religiöser Bindung sinkt bei jungen Christen die Wahrscheinlichkeit, dass solche Formen abweichenden Verhaltens auftreten.

Zu den islamischen Jugendlichen fällt das Bild dagegen differenzierter aus. Bereits bei dem ersten Datenüberblick, bei dem wir nur nach der Religionszugehörigkeit und noch nicht nach der Religiosität differenziert haben, zeigt sich zum häufigen Alkoholkonsum eine Besonderheit. Islamische Jugendliche erreichen hier mit 7,5 % die mit Abstand niedrigste Quote (christliche Jugendliche 24,3 %, Jugendliche ohne Religionszugehörigkeit 25,6 %, andere Religionen 19,7 %). Offenkundig wird der Alkoholkonsum vom Islam weit strenger abgelehnt als von den anderen Religionen. Zur Gewaltrate der Jugendlichen zeigt bereits dieser Gesamtüberblick, bei dem nur nach der Religionszugehörigkeit unterschieden wird, ein völlig anderes Bild. Hier dominieren die jungen Muslime mit 21,3 % (mindestens eine Gewalttat) deutlich gegenüber den christlichen Jugendlichen mit 12,6 % den aus anderen Religionen mit 15,3 % und den Jugendlichen ohne Religionszugehörigkeit mit 15,4 %. Zur Mehrfachtäterrate fallen die Unterschiede sogar noch deutlicher aus (Muslime 9,0 %, christliche Jugendliche 3,6 %, andere Religionen 6,7 % und keine Religionszugehörigkeit 4,9 %). Und erneut bestätigt sich im Vergleich der beiden Migrantengruppen aus dem früheren Jugoslawien das bisherige Bild. Von den sozial besser integrierten katholischen Migranten haben 7,4 % im Jahr vor der Befragung mindestens fünf Gewalttaten begangen, von den muslimischen Jugendlichen aus dem ehem. Jugoslawien dagegen 11,2 %.

Bei Berücksichtigung der Religiosität zeigen sich entsprechende Trends. Mit zunehmender Bindung an die Religion geht bei jungen Muslimen ein leichter Anstieg der Gewaltraten einher (von 19,6 % bei etwas religiösen Jugendlichen bis zu 23,5 % bei den sehr religiösen; Mehrfachtäter von 7,7 % auf 10,2 %). Auch die ergänzend durchgeführten multivariaten Analysen bestätigen zunächst diesen im Vergleich zu christlichen Jugendlichen und solchen aus anderen Religionen gegenläufigen Trend. Mit wachsender religiöser Bindung steigt die Gewaltbereitschaft der jungen Muslime tendenziell an. Der Befund fällt zwar in Bezug auf die Religionszugehörigkeit nicht signifikant aus, wohl aber beim Hinblick auf zwei die Gewalt

fördernde Faktoren. Je stärker sich islamische Migranten an ihren Glauben gebunden fühlen, umso mehr stimmen sie den gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen zu und umso häufiger bevorzugen sie gewalthaltige Medien. Beachtung verdient ferner, wie sich die Jugendlichen im Hinblick auf eine spätere Elternrolle geäußert haben.

Die Schüler sollten sich vorstellen, dass sie erwachsen wären und eine 13-jährige Tochter hätten, die nicht wie vereinbart, um 20 Uhr nach Hause kommt, sondern erst nach Mitternacht. Als mögliche Reaktionen auf dieses Verhalten wurden fünf verschiedene Erziehungsmaßnahmen aufgeführt, zu denen sich die Jugendlichen positionieren sollten. Die schärfste Sanktion, das Verprügeln, würden 13,1 % der muslimischen Jungen anwenden; demgegenüber würden nur 0,9 % der deutschen Christen bzw. 2,4 % der christlichen Migranten auf diese Maßnahme zurückgreifen. Zudem wird deutlich, dass sich die Wahrscheinlichkeit der Prügelstrafe bei den muslimischen Jungen mit steigender Religiosität deutlich erhöht, während sich bei den christlichen Jugendlichen deutscher Herkunft hier kein signifikanter Zusammenhang ergibt und bei den christlichen Migranten nur ein schwacher.

Im Hinblick auf den Ladendiebstahl und den Alkoholkonsum zeigt sich dagegen, wie bei christlichen Migranten, dass eine höhere Religiosität mit niedrigerer Delinquenz einhergeht. Nur bei diesen beiden Formen abweichenden Verhaltens kann damit von einem durchgängig präventiven Einfluss der Religiosität ausgegangen werden.

Insgesamt betrachtet fällt im Hinblick auf die Faktoren, die die Jugendgewalt fördern, zunächst ein deutlicher Unterschied auf, der sich zum Erziehungsstil der Eltern ergeben hat. Junge Muslime haben nach eigenen Angaben in ihrer Kindheit zu 29,1 % und im Jahr vor der Befragung zu 14,4 % schwere Formen elterlicher Gewalt erlebt. Christliche deutsche Jugendliche dagegen nur zu 11,0 % bzw. 3,8 %. Die Vergleichsquoten der christlichen Migranten liegen bei 22,7 % (Kindheit) und 8,3 % (letzten 12 Monate), die der anderen Religionen bei 32,4 % und 11,5 %.

Beachtung verdient ferner, dass bei muslimischen Jugendlichen zwischen religiöser Bindung und der Jugendgewalt zwar kein unmittelbarer Zusammenhang besteht, wohl aber ein mittelbarer. Je stärker sie in ihrer Religion verankert sind, umso deutlicher fällt die Beziehung zu verschiedenen Faktoren aus, die die Gewaltbereitschaft fördern. Ein gegenläufiger Effekt ist nur zum Alkoholkonsum zu beobachten. Bei christlichen deutschen Jugendlichen zeigt sich hier dagegen durchgängig ein präventiver Zusammenhang. Mit steigender religiöser Bindung sinkt die Quote derer, die mindestens fünf delinquente Freunde haben, die die gewaltlegitimierenden Männlichkeitsnormen akzeptieren, die gewalthaltige Medieninhalte bevorzugen und häufig Alkohol konsumieren. Bei christlichen Migranten ergeben sich entsprechende Befunde oder es gibt zumindest eine Tendenz in diese Richtung.



## **Nachwort: Diskussion der Befunde und offene Fragen an die christlichen und islamischen Religionsgemeinschaften**

Mit den hier dargestellten Forschungsergebnissen ist noch nicht ausreichend belegt, dass der Islam für die dargestellte Problematik direkt verantwortlich gemacht werden kann. Zur Klärung bedarf es tiefergehende Analysen, die genau erfassen, welche Bedeutung die verschiedenen Religionen in Bezug auf die hier betrachteten vier Einflussfaktoren erlangen – also die innerfamiliäre Gewalt, die Akzeptanz gewaltlegitimierender Männlichkeitsnormen, die Nutzung gewalthaltiger Medieninhalte, die hohe Anzahl delinquenter Freunde. Wenn wir die Struktur dieser Einflussfaktoren betrachten, fällt allerdings auf, dass drei von ihnen direkt das Thema Gewalt und Männlichkeit betreffen.

So entsteht innerfamiliäre Gewalt häufig - gestützt auf ein traditionelles Grundmuster von Ehe und Familie - aus dem Dominanzanspruch des Mannes, der von den Familienmitgliedern Gehorsam einfordert und im Konfliktfall bereit ist, seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen. Die Akzeptanz gewalthaltiger Männlichkeitsnormen wiederum haben wir mit acht Aussagen gemessen, die zum einen die Dominanz des starken und durchsetzungsfähigen Mannes betonen und zum anderen ein althergebrachtes Verständnis von Männerehre präsentieren. Und auch bei der Nutzung gewalthaltiger Medieninhalte geht es primär um Männergewalt. In den brutalen Computerspielen und Actionfilmen wird Gewalt in einer Weise dargestellt, die vor allem den männlichen Jugendlichen eine Fülle von Identifikationsmustern anbietet. Bei dem letzten, die Jugendgewalt stark fördernden Belastungsmerkmal – mindestens fünf delinquente Freunde – geht es zwar primär um die sozialen Netzwerke der Jugendlichen. Zu beachten ist jedoch, dass dieses Merkmal, wie multivariate Analysen gezeigt haben (vgl. Baier et al. 2009), mit den anderen drei Einflussfaktoren in einem engen Zusammenhang steht.

Ferner muss an dieser Stelle auf einen Befund aufmerksam gemacht werden, der sich sowohl bei bivariaten als auch bei multivariaten Berechnungen deutlich gezeigt hat. Bei den jungen Muslimen fällt der Geschlechterunterschied sowohl zum Gewaltverhalten als auch zum Landdiebstahl weit deutlicher aus als bei katholischen und evangelischen Migranten. Die im Vergleich zu den beiden anderen Migrantengruppen deutlich höhere Gewaltbelastung der jungen Muslime beruht deshalb ausschließlich darauf, dass bei ihnen die männlichen 14- bis 16jährigen im Vergleich zu den weiblichen klar dominieren. Im Vergleich der islamischen, katholischen und evangelischen Mädchen aus Migrantenfamilien ergeben sich zur Gewaltbelastung keine signifikanten Unterschiede. Zu den männlichen Jugendlichen zeigen sich dagegen deutliche Divergenzen (muslimische Jugendliche fünf und mehr Delikte 15,3 %, katholische Jugendliche 9,3 % und evangelische Jugendliche 9,1 %).

Die Frage stellt sich deshalb, ob die islamische Religionserziehung dazu beiträgt, männliches Dominanzverhalten in der Familie zu begründen oder zumindest zu unterstützen, bei den Jugendlichen die Akzeptanz dominanter und kämpferisch orientierter Männlichkeit zu fördern und die Gestaltung ihrer sozialen Netzwerke in spezifischer Weise zu beeinflussen. Ein kürzlich publizierter Forschungsbericht des türkischstämmigen Wissenschaftlers Rauf Ceylan (2010) vermittelt dazu interessante Einblicke. Ceylan hat im Verlauf der letzten Jahre mit 44 Imamen aus sieben verschiedenen Dachorganisationen türkischer Moscheen in Deutschland auf Tonband aufgezeichnete qualitative Interviews geführt. Grundlage seiner Untersuchung

sind ferner etwa 200 weitere Gesprächen mit anderen Imamen. Sein zentrales Thema war die Frage, wie seine Interviewpartner den muslimischen Jugendlichen und erwachsenen Muslimen im Rahmen des islamischen Religionsunterrichtes und der Freitagspredigt sowie weiteren Gebetsgottesdiensten den Inhalt des Islam vermitteln und wie sie ihre eigene Rolle dabei interpretieren.

Auf der Basis der Tonbandinterviews und der vielen Gespräche gelangt Ceylan zu der Einschätzung, dass die Imame zentrale Bedeutung für den Integrationsprozess der jungen Muslime in Deutschland haben und dass sie deswegen als Schlüsselfiguren der Integration anzusehen sind (Ceylan 2010, S. 9). Dieser großen Aufgabe sei allerdings die Mehrheit der Imame nicht gewachsen, weil sie nur für begrenzte Zeit aus der Türkei nach Deutschland kommen, weil sie meist nicht oder nur sehr begrenzt Deutsch sprechen und die Lebenswelt der jungen Muslime in Deutschland kaum kennen. Die große Mehrheit von ihnen sei einem traditionell konservativen Verständnis des Islam verpflichtet, das von Autoritätsgläubigkeit, Gehorsam, türkischem Patriotismus und Gottesfurcht geprägt sei. Im islamischen Religionsunterricht würden diese Imame ganz überwiegend mit einem autoritären Erziehungsstil auftreten, den sie aus den Institutionen der Türkei nach Deutschland mitbringen (Ceylan 2010, S. 51ff). Daneben beschreibt er mit den „traditionell-defensiven“ und den „neo-salawitischen“ Imamen zwei weitere kleinere Gruppen von Religionslehrern, die beide aus unterschiedlichen Gründen zur Kultur der deutschen Mehrheitsgesellschaft in deutlicher Opposition stehen und auf sehr unterschiedliche Weise bemüht seien, die muslimischen Jugendlichen auf Distanz zu Deutschland und den Deutschen zu halten (Ceylan 2010, S. 79ff und 142ff). Nur jeder fünfte bis sechste Imam gehört nach Ceylans Recherchen zur Gruppe der „intellektuell-offensiven“ Imame (Ceylan 2010, S. 110ff), die dem traditionellen Verständnis des Islam kritisch gegenüberstehen und Deutschland und seiner Kultur offen und konstruktiv begegnen. Das für westdeutsche Städte typische multikulturelle und multireligiöse Umfeld würden diese Imame als stimulierend wahrnehmen und die jungen Muslime dazu anleiten, sich mit einer positiven Grundeinstellung auf die ihnen gebotenen Integrationschancen einzulassen.

Ceylans Untersuchung vermittelt damit zunächst einen Erklärungsansatz für den oben dargestellten Befund, wonach mit steigender Religiosität der jungen Türken das Ausmaß ihrer sozialen Integration deutlich sinkt. Offenkundig kommt hier der großen Gruppe von Imamen erhebliche Bedeutung zu, die Ceylan als „Fremde“ in unserer Kultur beschreibt. Aus der gemeinsamen Betrachtung beider Untersuchungen wird ein Zusammenhang deutlich: Je größer der Einfluss solcher Imame auf das Leben der türkischen Jugendlichen und ihrer Familien ist, umso weniger deutsche Freunde haben sie, umso weniger sehen sie Deutschland als ihre Heimat an, umso stärker ziehen sie sich auf ihre religiöse Gemeinschaft zurück und umso schwächer fällt auch ihre schulische Integration aus. Danach ist es nicht der Islam, der den jungen Muslimen das Hineinwachsen in unsere Gesellschaft erschwert, sondern die Art und Weise, wie die Mehrheit der Imame den Jugendlichen ihre Religion vermitteln.

Ceylans Untersuchung macht ferner deutlich, dass für die große Mehrheit der Imame die Dominanz der Männer in Familie und Gesellschaft zum selbstverständlichen Lehrinhalt der islamischen Religionserziehung und der Predigten gehört. Zu berücksichtigen ist hierbei, dass junge Muslime allein schon durch den Moscheebesuch jedes Mal aufs Neue die Vormachtstellung der Männer im Islam vor Augen geführt bekommen. Die Adressaten des Angebots, in der Moschee gemeinsam zu beten und am Freitag die Predigt zu hören, sind nun einmal pri-

mär die Männer und männlichen Jugendlichen. Frauen werden dazu nur selten eingeladen. Gesonderte Gebetsräume für Frauen und Mädchen gibt es in Deutschland meist nur in den neu gebauten Moscheen. Selbst wenn man sie eingerichtet hat, sind sie in der innenarchitektonischen Gestaltung nicht vergleichbar mit dem, was den Männern geboten wird. Im Grunde wird den Jugendlichen auch dadurch signalisiert, dass Mädchen und Frauen weniger wert sind.

Angesichts dieser überwiegend anzutreffenden Rahmenbedingungen islamischer Religionserziehung und Religionsausübung muss davon ausgegangen werden, dass der männliche Dominanzanspruch und die Kultur der Ehre, in der Art wie sie die Gewalt legitimierenden Männlichkeitsnormen ansprechen, auch durch ein konservatives Verständnis und die religiösen Traditionen des Islams gefördert werden. Es kann deshalb nicht überraschen, was sich insoweit aus den Daten der Schülerbefragung ergibt. Männliche muslimische Jugendliche, deren Familien aus der Türkei, aus arabischen Ländern und aus dem früheren Jugoslawien stammen, akzeptieren diese Normen uneingeschränkt zu 23,9 bis 30,5 %, christliche deutsche Jugendliche aus Westdeutschland dagegen nur zu 4,6 %. Uns ist allerdings wohl bewusst, dass zur Erklärung dieser Diskrepanz auch historische, ökonomische und kulturelle Faktoren herangezogen werden müssen.

So spielt eine gewichtige Rolle, dass es in den Herkunftsländern der muslimischen Jugendlichen zu der Zeit, als ihre Großväter und möglicherweise sogar noch ihre Väter dort aufgewachsen sind, vielfach keine rechtsstaatlichen Verhältnisse mit einer funktionstüchtigen Polizei gab. Bedrohungen für Eigentum und Sicherheit der eigenen Sippe konnten also von den unmittelbaren Vorfahren der in Deutschland lebenden muslimischen Familien oft nur dadurch abgewehrt werden, dass die Männer sich bewaffneten, dass ferner eine ihr Verhalten prägende Kultur der Ehre den Zusammenhalt in der Sippe gewährleistete und das sie durch kampfstarkes Auftreten gewalttätige Übergriffe verhinderten. Die in Deutschland dysfunktionale Machokultur vieler Muslime hatte also in der früheren Heimat durchaus Bedeutung für Ansehen, sozialen Erfolg und Sicherheit (vgl. Enzmann et al. 2004). Es erscheint deshalb plausibel, dass die starke Verankerung muslimischer Jugendlicher in traditionellen Männlichkeitskonzepten nicht nur eine Quelle in der religiösen Erziehung, sondern auch historisch und kulturell bedingt ist.

Beachtung verdient ferner die Tatsache, dass männliche muslimische Jugendliche im Vergleich zu männlichen christlichen Migranten doppelt so oft mit mehr als fünf delinquenten Jugendlichen befreundet sind (35,5 % zu 16,9 %). Hier zeigt sich die Kehrseite der oben dargestellten schwachen sozialen Integration von islamischen Jugendlichen. Gerade weil hier insbesondere die Jungen häufiger als die aus anderen Migrantengruppen in die Rolle des sozialen Außenseiters geraten, ergibt sich in ihrem sozialen Netzwerk eher eine Konzentration von hoch belasteten Jugendlichen. Unsere Daten stützen die These, dass dieser die Gewalt in besonderem Maß steigernde Faktor in der schwachen Bildungsintegration männlicher junger Muslime begründet ist. Nach unseren Erkenntnissen aus der Schülerbefragung 2007/2008 ist nun einmal der Besuch der Hauptschule zu einem eigenständigen Verstärkungsfaktor der Jugendgewalt geworden (vgl. Baier et al. 2009, S. 85). Aber auch hier müssen wir fragen, in welchem Ausmaß die religiöse Erziehung durch den Islam Mitverantwortung trägt. Auffallend ist jedenfalls, dass gerade die Bildungsintegration und die soziale Vernetzung mit deut-

schen Freunden umso schwächer ausfallen, je stärker die Jugendlichen im Islam verankert sind.

Wir gelangen damit an die Grenzen dessen, was wir gestützt auf unsere Untersuchung klären können. Was wir offenkundig dringend benötigen, ist die offene Auseinandersetzung mit den für die Praxis des Islams in Deutschland verantwortlichen Institutionen und Personen. Die Bundesregierung hat dazu in den letzten Jahren mit der Islam-Konferenz einen ersten Anfang gemacht. Nachfolgend sollen für die Fortsetzung dieser Diskussion eine Reihe von Fragen aufgelistet werden, von denen wir annehmen, dass allein schon ihre Erörterung dazu beitragen könnte, den Integrationsprozess voran zu bringen. Dabei beginnen wir bewusst mit Fragen an die christlichen Religionsgemeinschaften, weil auch sie in diese Debatte einbezogen werden sollten.

- Wie lange haben die christlichen Kirchen die Dominanz des Mannes in Familie und Gesellschaft gepredigt oder zumindest in der Weise gestützt, dass sie dieses Konzept beispielsweise durch die verwendete Trauformel oder auf andere Weise stabilisiert haben? Wann haben die evangelischen, die katholischen und die orthodoxen Kirchen damit begonnen, die Gleichstellung von Frauen und Männern aktiv zu fördern?
- Bis wann haben die christlichen Kirchen das Schlagen von Kindern für richtig erklärt (gewissermaßen nach dem Motto „Wer sein Kind liebt, der züchtigt es“; Sprüche Salomons 13, Vers 24). Ab wann haben sie die Abschaffung des elterlichen Züchtigungsrechts propagiert?
- Wann haben die christlichen Kirchen damit aufgehört, ihren Kirchenmitgliedern mit Nachdruck nahe zulegen, dass potenzielle Ehepartner derselben Kirche angehören müssen und ihnen im Fall des Ungehorsams mit negativen Konsequenzen zu drohen?
- Wann haben die christlichen Kirchen damit aufgehört, die Mitglieder anderer Religionen oder die Atheisten als minderwertige Menschen zu behandeln und deren gesellschaftliche Ausgrenzung zu dulden oder sogar zu fördern? Seit wann begegnen sie den Andersgläubigen und Ungläubigen mit Respekt und Toleranz?

Wir denken, dass die Auseinandersetzung mit diesen Fragen gute Voraussetzungen dafür schafft, von den für die Gestaltung des Islams in Deutschland verantwortlichen Einrichtungen und Personen Antworten auf folgende Fragen zu erbitten:

- Trifft die oben aufgestellte These zu, dass in vielen Moscheen und Koranschulen in Deutschland häufig die Dominanz des Mannes in Familie und Gesellschaft gepredigt wird? Trifft es zu, dass den Familienvätern im Zusammenhang damit das Recht zugestanden wird, bei Ungehorsam in der Familie gegenüber Frau und Kindern Gewalt einzusetzen? Trifft es ferner zu, dass dies mit Hinweis auf entsprechende Aussagen des Korans legitimiert wird?
- Welcher Anteil der Imame sowie der Religionslehrer an Koranschulen ist in Deutschland aufgewachsen oder spricht zumindest die deutsche Sprache? Kann man davon ausgehen, dass Imame und Religionslehrer der Koranschulen, die in ihren muslimi-

schen Heimatländern ausgebildet worden sind und dann nur für begrenzte Zeit in Deutschland eingesetzt werden, einen liberalen, mit unserer Kultur gut zu vereinbarenden Islam predigen bzw. unterrichten? Sollten wir angesichts der aus der Untersuchung erkennbar werdenden Integrationsprobleme junger Muslime und der von Ceylan (2010) in seiner Studie erarbeiteten Erkenntnisse darauf drängen, dass die Imame und muslimischen Religionslehrer in Deutschland ausgebildet werden?

- Wie stehen die für die Gestaltung des Islams in Deutschland verantwortlichen Institutionen und Personen zu der in Deutschland seit zehn Jahren geltenden Abschaffung des elterlichen Züchtigungsrechts und der vor zwölf Jahren in Kraft getretenen Strafbarkeit der Vergewaltigung in der Ehe?
- Ist die im Grundgesetz verankerte Gleichstellung von Mann und Frau eine Botschaft, die mit dem heute in Deutschland praktizierten Islam problemlos vereinbar ist? Wo ergeben sich Widersprüche? Wo zeigt sich Bedarf, die Praxis des Islams stärker an das Wertekonzept des Grundgesetzes anzupassen?
- Gibt es zu der für das christliche Selbstverständnis zentralen Botschaft der Nächstenliebe im Islam ein entsprechendes Pendant? Oder haben die Kritiker des Islams Recht, die die These aufstellen, der Islam habe zum Einsatz von Gewalt ein fundamental anderes Grundverständnis?
- Wird muslimischen Kindern und Jugendlichen von Seiten ihrer Eltern und Verwandten oder in Koranschulen und Moscheen häufig nahegelegt, freundschaftliche Kontakte zu deutschen Kindern und Jugendlichen bzw. zu solchen aus christlichen Migrantengruppierungen zu meiden? Wie erklären die für die Praxis des Islams in Deutschland verantwortlichen Institutionen und Personen die Tatsache, dass muslimische Kinder und Jugendliche erheblich seltener als alle anderen Migranten mit Gleichaltrigen aus Deutschland befreundet sind und dass dies umso weniger der Fall ist, je stärker sie in ihrem Glauben verankert sind?
- Warum erleben muslimische Mädchen und junge Frauen weit häufiger als die aus anderen ethnischen Gruppierungen in ihren Familien und ihren sozialen Netzwerken massiven Widerstand, wenn sie als Freund oder Ehepartner jemand wählen, der einen anderen religiösen und ethnischen Hintergrund hat? Welche Rolle spielen hier die für die Praxis des Islams in Deutschland verantwortlichen Einrichtungen und Personen?



## **Exkurs: Einstellungen Jugendlicher gegenüber der Polizei<sup>72</sup>**

Die Polizeigewerkschaften haben mittlerweile wiederholt darauf hingewiesen, dass Ausmaß und Intensität der Gewalt gegen Polizeibeamte steigen würde (DerWesten vom 14.09.2009, Hannoversche Allgemeine vom 13.09.2009). Mit den gewalttätigen Unruhen der Erste-Mai-Demonstrationen ist dieses Thema auch in die öffentliche Aufmerksamkeit gerückt. Die Aufmerksamkeit ist dabei umso größer, je eher Jugendliche und Heranwachsende als Täter in Erscheinung treten. In solchen Fällen wird dann häufig der zunehmende Respektverlust der nachwachsenden Generation gegenüber staatlichen Autoritäten beklagt. Grundsätzlich belegt die empirische Forschung, dass Jugendliche und junge Erwachsene der Polizei gegenüber kritischer eingestellt sind als Personen anderer Altersgruppen (vgl. Groll 2002). Fraglich bleibt bei dieser Feststellung allerdings, ob die Einstellungen innerhalb der letzten Jahre tatsächlich negativer geworden sind und ob die Einstellungen auch ein entsprechendes Verhalten nach sich ziehen.

Bezüglich der letzten Frage bestätigt die sozialpsychologische Forschung, dass Einstellungen und Verhaltensweisen in einem durchaus engen, keinesfalls aber deterministischen Zusammenhang stehen. Einstellungen stellen Bewertungen dar, die die Zu- oder Abneigung gegenüber einer Person oder einem Objekt widerspiegeln. Entsprechend eines in der Sozialpsychologie weit verbreiteten Modells, der Theorie des geplanten Verhaltens (Ajzen/Madden 1986), sind Einstellungen aber nur ein Faktor, der unser Verhalten Personen und Objekten gegenüber bestimmt. Wichtig sind daneben die subjektive Normüberzeugung und die wahrgenommene Handlungskontrolle. Erstere umfasst die Überzeugung davon, ob ein bestimmtes Verhalten im nahen sozialen Umfeld auf Akzeptanz stößt oder nicht. Mit Handlungskontrolle ist gemeint, dass wir uns als mehr oder weniger fähig einschätzen, ein bestimmtes Verhalten tatsächlich auszuführen. Negative Einstellungen gegenüber Polizeibeamten werden sich demnach insbesondere dann in gewaltförmiges Verhalten übersetzen, wenn auch im Umfeld einer Person entsprechende Einstellungen vorherrschen, wenn man sich die Ausübung zutraut und wenn Gelegenheiten hierfür bestehen. Diese Vielfalt der Bedingungen lässt sich mittels Befragungen nicht abbilden. Wir wollen uns im empirischen Teil des Abschnitts daher allein auf die Einstellungsdimension beschränken.

Die Frage, ob sich die Einstellungen zur Polizei in den letzten Jahren verändert haben, lässt sich mit hinreichender Sicherheit nicht beantworten, weil es bislang kaum Untersuchungen zu dieser Thematik gibt. Als problematisch erweist sich zudem, dass die Einstellung zur Polizei meist nur mittels eines Indikators zur Vertrauenswürdigkeit erfasst werden; eine umfassende Messung erfolgt nicht. Groll (2002) präsentiert bspw. Ergebnisse, die auf Daten einer Studie zum Thema „Einstellungen zu aktuellen Fragen der Innenpolitik“ beruhen. Im Rahmen dieser Studie wurden Personen aus Westdeutschland über einen Zeitraum von elf Jahren hinweg (1984 bis 1995) befragt. Das Vertrauen wurde auf einer Skala von -5 bis +5 gemessen. Aus dieser Untersuchung geht u.a. hervor, dass die überwiegende Mehrheit der Befragten der Polizei großes Vertrauen entgegenbringt. Jedoch sinkt dieses Vertrauen im Verlauf der Jahre. Während 1984 noch 82,9 % der Befragten Vertrauen in die Polizei äußerten, waren es 1995 nur noch 74,4 %. Jüngere Befragte vertrauen der Polizei weniger als ältere Befragte, Frauen

---

<sup>72</sup> Dieser Abschnitt stellt eine gekürzte Version des Beitrags von Baier und Struck (2010) dar.

vertrauen ihr tendenziell häufiger als Männer. Groll (2002) belegt zudem, dass die Vertrauensbewertung unabhängig von einem polizeilichen Kontakt ist; ein Kontakt erhöht weder das Vertrauen in die Polizei noch senkt er es.

Verschiedene Jugendstudien belegen, dass die Mehrheit der Jugendlichen positiv gegenüber der Polizei eingestellt ist. Schäfer (2004) berichtet Ergebnisse einer Befragung von Schülern der Stadt Ludwigsburg, in der danach gefragt wurde, ob es über die Polizei Störendes zu berichten gibt. Auf diese Frage konnten die Schüler in offener Form antworten. In der ersten Befragung (2002) meinten 92,5 %, dass es nichts Störendes zu berichten gibt; in der Befragung ein Jahr später waren es 91,9 %.

Betrachtet man die Ergebnisse der 14. Shell Jugendstudie (Hurrelmann/Albert 2002), dann bringen Jugendliche das größte Vertrauen solchen staatlichen Institutionen entgegen, die als parteipolitisch unabhängig angesehen werden. Hierzu gehören vor allem die Gerichte und die Polizei. Auf einer Skala von „1 – sehr wenig Vertrauen“ bis „5 – sehr viel Vertrauen“ liegt der Mittelwert für das Vertrauen westdeutscher Jugendlicher in Polizei und Gerichte bei 3,6; im Osten fällt dieser Wert mit 3,2 für die Polizei und 3,4 für die Gerichte geringer aus. Der Bundesregierung (West: 2,9/Ost: 2,7) und den Parteien (West: 2,6/Ost: 2,5) messen die Jugendlichen noch wesentlich weniger Vertrauen bei.

Auch Zinnecker et al. (2002) berichten auf Basis einer Befragung von Kindern und Jugendlichen aus Nordrhein-Westfalen vergleichbare Ergebnisse. Die Befragten konnten auf einer vierstufigen Skala verschiedene Personen- und Berufsgruppen hinsichtlich des Vertrauens bewerten, so z.B. Lehrer, Nachbarn, Nachrichtensprecher und Verkäufer. Dabei zeigte sich, dass die 10- bis 12jährigen den Ärzten und Polizisten das größte Vertrauen entgegenbringen, und Fernsehmoderatoren, Politikern und Verkäufern das geringste Vertrauen. Mit zunehmendem Alter schwindet das Vertrauen in nahezu alle Gruppen. Polizisten wird aber auch unter älteren Schülern noch am zweithäufigsten vertraut: „Die Berufsgruppe [der Polizisten; d.A.] behält ihren zweiten Rang unter den Vertrauenspersonen auch noch bei den 16- bis 18jährigen. Im Vergleich zu früheren Jugendstudien [...] hat sich hier ein Vertrauenswandel in der jüngsten Generation vollzogen“ (ebd. S. 57). Das Vertrauen ist den Autoren folgend gestiegen.

Gesemann (2003) geht in seiner Untersuchung der Frage nach, ob sich Migranten hinsichtlich ihrer Polizeieinstellungen von einheimischen Deutschen unterscheiden. Vermutet wird, dass Migranten der Polizei häufiger mit Misstrauen und Feindseligkeit begegnen, da sie die polizeilichen Maßnahmen als diskriminierend wahrnehmen. Um dies zu prüfen, greift Gesemann (2003) einerseits auf Umfragedaten des Ausländer- und Jugendsurvey des Deutschen Jugendinstituts aus den Jahren 1996/1997 zurück. Andererseits hat er qualitative Interviews mit nichtdeutschen Jugendlichen in Berlin durchgeführt. Die Ergebnisse zeigen, dass 27,5 % der deutschen Jugendlichen der Polizei kein oder nur ein geringes Vertrauen entgegenbringen; bei den Ausländern beträgt dieser Anteil 29,7 %. Werden die ausländischen Jugendlichen genauer betrachtet, dann zeigt sich, dass türkische Migranten mit 36,8 % das stärkste Misstrauen aufweisen; für Italiener und Griechen ergeben sich dagegen sogar etwas niedrigere Werte als für deutsche Jugendliche. In Berlin fällt das Vertrauen der türkischen Migranten in die Polizei besonders gering aus: 83,9 % der Türken haben kein oder nur ein geringes Vertrauen in die Polizei. Die Gespräche mit den Jugendlichen haben zusätzlich ergeben, dass Po-



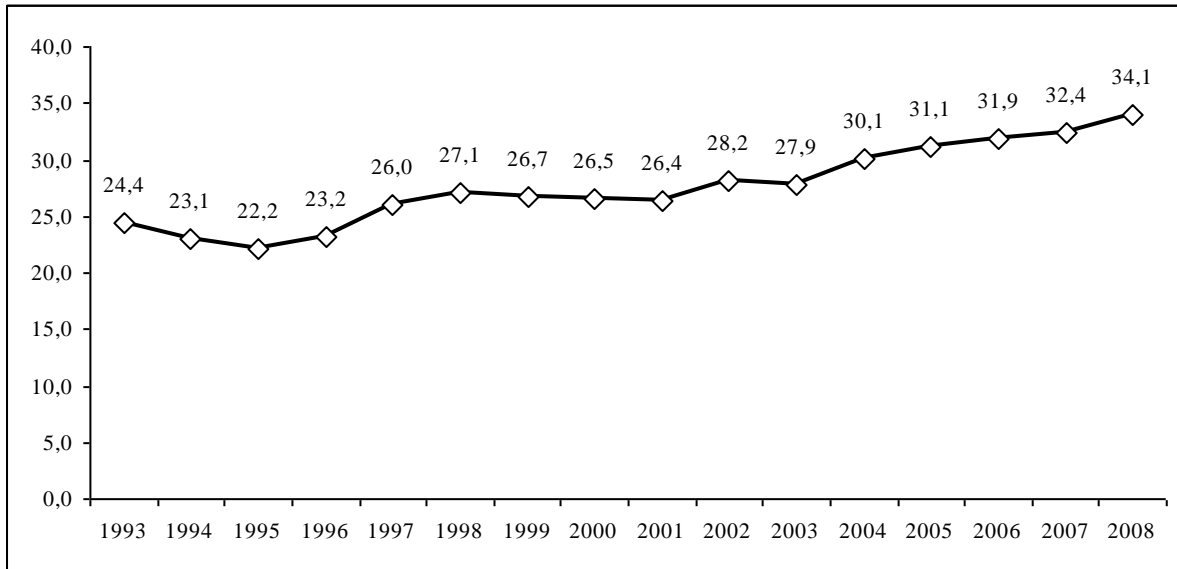
lizeikontakte eine besondere Rolle im Alltag spielen. „Personenkontrollen, Festnahmen und Razzien werden von den Jugendlichen als ethnische Diskriminierung gedeutet und auf ihren Status als Ausländer [...] zurückgeführt.“ (ebd. S. 224).

Die bisherigen Forschungsergebnisse können damit Folgendes zeigen:

- Jugendliche sind der Polizei gegenüber seltener positiv eingestellt als Erwachsene; dennoch hält die Mehrheit positive Einstellungen aufrecht;
- ostdeutsche Jugendliche scheinen der Polizei kritischer gegenüber zu stehen als westdeutsche Jugendliche;
- nichtdeutsche Jugendliche, und hier vor allem die Jugendlichen einer türkischen Herkunft, misstrauen der Polizei häufiger als deutsche Jugendliche; insbesondere in Großstädten scheinen diese negativen Einstellungen gegenüber der Polizei zu existieren;
- die Einstellung gegenüber der Polizei ist weitestgehend unabhängig davon, welche direkten Kontakte mit der Polizei bestanden haben.

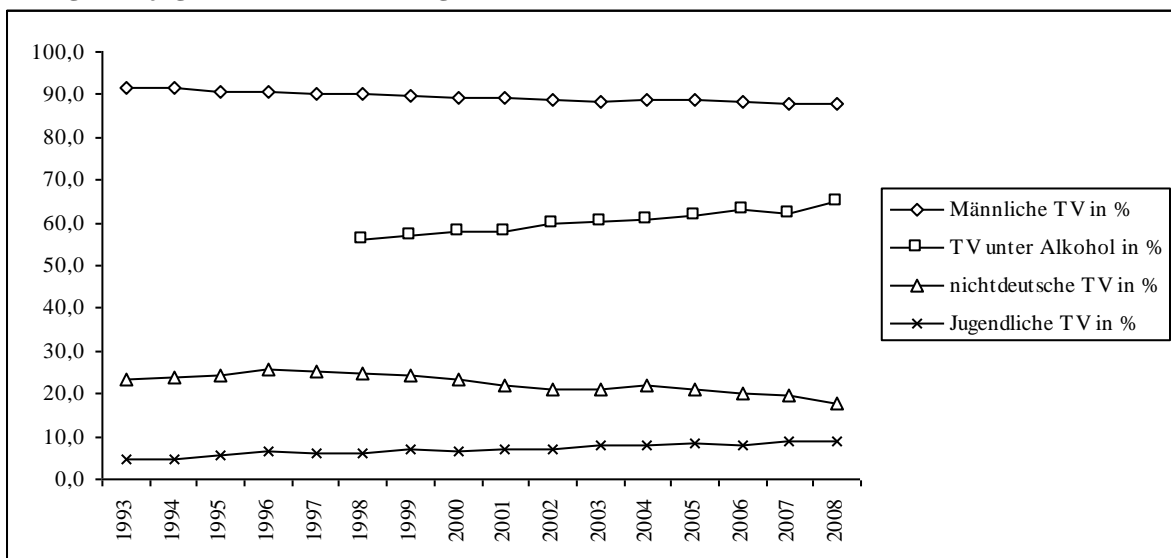
Neben Studien zum Polizeivertrauen bzw. zu den Polizeieinstellungen können auch die Polizeilichen Kriminalstatistiken herangezogen werden, um die Frage zu beantworten, ob sich das Vertrauen der Bevölkerung in die Polizei in den letzten Jahren verändert hat. Die Kriminalstatistiken dokumentieren alle der Polizei bekannt gewordenen Straftaten und die ermittelten Tatverdächtigen, d.h. mit diesen Statistiken wird die Verhaltensebene betrachtet. Widerstandsdelikte gegen die Staatsgewalt (Polizei, andere Beamte), die unter die Paragraphen 111, 113, 114, 120 und 121 des Strafgesetzbuches fallen, werden unter der Schlüsselzahl 6210 in der Polizeilichen Kriminalstatistik geführt. Im Jahr 1993 wurden 18.293 solcher Widerstandsdelikte registriert, im Jahr 2008 waren es bereits 28.272; dies entspricht einem Anstieg von mehr als 50 %. Das Jahr 1993 haben wir deshalb zum Ausgangspunkt des Vergleichs genommen, weil seitdem eine bundesweite Kriminalstatistik geführt wird. Ein starker Anstieg ist auch bei den Tatverdächtigen festzustellen: Während 1993 noch 19.732 Tatverdächtige wegen eines Widerstandsdeliktes ermittelt wurden, waren es 2008 28.007. Zu beachten ist allerdings, dass im selben Zeitraum auch die Bevölkerungsanzahl Deutschlands gestiegen ist. Um dies in der Berechnung der Anstiege zu berücksichtigen, wird gewöhnlich die Tatverdächtigenbelastungszahl berechnet, die angibt, wie viele Personen pro 100.000 Personen der Altersgruppe als Tatverdächtige in Erscheinung getreten sind. Wenn wir diese relativierte Zahl zum Ausgangspunkt nehmen, ergibt sich das in Abbildung 1 präsentierte Bild. Die Tatverdächtigenbelastungszahl steigt im Zeitraum 1993 bis 2008 von 24,4 auf 34,1; dies entspricht einem Anstieg um 39,8 %. Zwischen 1993 und 1995 gehen die Zahlen zurück, bis 1998 steigen die Zahlen, um dann bis 2001 in etwa konstant zu bleiben. Seit 2003 ist ein erneuter, mehr oder weniger gleichmäßiger Anstieg der Belastungszahlen auszumachen.

**Abbildung 1: Tatverdächtigenbelastungszahl für Widerstandsdelikte gegen die Staatsgewalt**



Betrachtet man die ermittelten Tatverdächtigen der erfassten Widerstandsdelikte im Hinblick auf verschiedene Merkmale, dann ergeben sich die in Abbildung 2 präsentierten Entwicklungen. Widerstandsdelikte werden demnach vor allem von männlichen Personen ausgeführt, allerdings mit leicht sinkender Tendenz: 1993 waren 91,5 % der Tatverdächtigen männlich, 2008 noch 88,0 %. Widerstandsdelikte werden daneben häufig unter dem Einfluss von Alkohol ausgeführt. Leider wird dieses Merkmal erst seit 1998 in der Kriminalstatistik ausgewiesen; dennoch ergibt sich für den Elfjahreszeitraum ein deutlicher Anstieg des Anteils unter Alkoholeinfluss stehender Tatverdächtiger von 55,9 auf 65,2 %.

**Abbildung 2: Männliche Tatverdächtige, Tatverdächtige unter Alkoholeinfluss, nichtdeutsche Tatverdächtige und jugendliche Tatverdächtige von Widerstandsdelikten (in %)**



Ebenfalls gestiegen ist der Anteil jugendlicher Tatverdächtiger (14- bis unter 18jährige): Im Jahr 2008 waren fast doppelt so viele Tatverdächtige wie 1993 in diesem Alter (8,9 zu 4,8 %). Im Vergleich zum Bevölkerungsanteil von 2008 (4,3 %) ergibt sich damit eine Höherbelastung Jugendlicher im Bereich der Widerstandsdelikte – ein Befund, der auch für viele andere Delikte gilt. Zuletzt zeigt sich, dass etwa ein Fünftel der Tatverdächtigen eine nichtdeutsche

Staatsangehörigkeit hat. Der Anteil an Tatverdächtigen mit nichtdeutscher Staatsangehörigkeit ist in den letzten Jahren aber von 23,4 % (1993) auf 18,0 % (2008) gesunken. Vor dem Hintergrund, dass nichtdeutsche Personen aktuell 8,4 % der bundesdeutschen Bevölkerung ausmachen, ergibt sich dennoch für diese Gruppe immer noch eine überproportional hohe Kriminalitätsbelastung. Insofern bestätigen sich die Erkenntnisse aus Umfragen, nach denen Migranten der Polizei weniger Vertrauen entgegen bringen als Deutsche.

Die Polizeilichen Kriminalstatistiken bestätigen zudem, dass in Großstädten häufiger Widerstandsdelikte zu verzeichnen sind als in ländlichen Regionen. Im Jahr 2007 fanden 32,3 % dieser Delikte in Städten ab 500.000 Einwohnern statt; in diesen Städten wohnen aber nur 16,0 % aller bundesdeutschen Bürger. In Städten zwischen 100.000 Einwohnern und 500.000 Einwohnern haben 20,3 % der Widerstandsdelikte stattgefunden; auf diese Städte entfällt ein Bevölkerungsanteil von 15,0 %. In Städten unter 20.000 Einwohnern, in denen 41,6 % aller Menschen leben, haben sich nur 19,9 % der Widerstandsdelikte ereignet. Nicht bestätigt wird allerdings ein Ost-West-Gefälle, wie es in Umfragen zum Vertrauen zum Ausdruck kommt: Im Osten haben sich im Jahr 2007 15,3 % aller Widerstandsdelikte zugetragen, im Westen (inkl. Berlin) 84,7 %. Gleichzeitig lebten im Ostteil Deutschlands im selben Jahr 16,1 % aller Einwohner, im Westen 83,9 %. Insofern entspricht das Aufkommen an Widerstandsdelikten in etwa den Erwartungswerten.

Die Auswertungen zu den Widerstandsdelikten, die auf den Daten der Polizeilichen Kriminalstatistik beruhen, haben aber verschiedene Nachteile: So werden erstens Widerstandshandlungen, die sich explizit gegen Polizeibeamte richten, nicht separat ausgewiesen. Stattdessen erfolgt eine Zusammenfassung mit anderen Widerstandsdelikten. Aus den ansteigenden Zahlen lässt sich damit nicht ohne Weiteres folgern, dass tatsächlich Delikte gegen Polizeibeamte zugenommen haben. Eine Verbesserung der Datenlage ist hier aber in Sicht: Ab 1.1.2010 werden die Widerstandshandlungen gegen Polizeivollzugsbeamte als Untergruppe der Widerstandsdelikte gem. § 113 Strafgesetzbuch gesondert ausgewiesen. Darüber hinaus wird in den polizeilichen Gremien geprüft, ob Polizeivollzugsbeamte als Opfer bzw. Geschädigte deliktsübergreifend in der PKS abgebildet werden können.

Ein zweites Problem der Erfassung liegt darin, dass schwere Gewaltübergriffe bislang nicht als Widerstandsdelikte klassifiziert werden, sondern dem entsprechenden Statistikschlüssel (z.B. schwere Körperverletzung) zugeschlagen werden. Insofern geben die Polizeistatistiken zur Frage der Entwicklung der Gewalt gegen Polizeibeamte keine hinreichende Antwort; hierfür sind andere methodische Herangehensweisen nötig, wie bspw. in kontinuierlichen Abständen durchgeführte Befragungen unter Polizeibeamten (vgl. Ohlemacher et al. 2003; Pfeiffer et al. 2009). Drittens existiert auch bei diesem Delikt ein Dunkelfeld, das sicherlich sehr viel kleiner ausfällt als bei anderen Delikten, das zugleich aber mehr oder weniger aufgeheilt werden kann. Eine gestiegene Sensibilität gegenüber Angriffen aus der Bevölkerung würde unter sonst gleich bleibenden Bedingungen ebenfalls steigende Zahlen in der Kriminalstatistik zur Folge haben.

Diese Probleme der Kriminalstatistiken lassen sich mit unseren Schülerbefragungsdaten bislang nicht lösen, da auf die Erfassung von Gewalttaten gegenüber Polizeibeamten verzichtet wurde und eine Fokussierung auf Einstellungen erfolgte. Ebenso lässt sich mit den Daten bislang nichts zur Entwicklung der polizeibezogenen Einstellungen unter Jugendlichen aussagen,

weil eine Vergleichsmessung aus früheren Jahren nicht vorliegt. Da wir an anderer Stelle aber für bestimmte Einstellungsmaße für den Zeitraum 1998 bis 2007/2008 positive Veränderungen berichten konnten (z.B. Gewaltakzeptanz, Männlichkeitsorientierungen; vgl. Baier 2008), ist, wie dies auch Zinnecker et al. (2002) vermuten, eher von einer Verbesserung der Einstellungen gegenüber der Polizei auszugehen als von einer Verschlechterung. Allerdings schließt dies nicht aus, dass in einigen Gebieten in bestimmten Personengruppen auch gegenläufige Trends existieren. Wir konnten bspw. zeigen, dass entgegen dem allgemeinen Trend sinkender Jugendgewalt im Dunkelfeld, Münchener Migranten aktuell häufiger zu Gewalt greifen als noch 1998 (vgl. Baier/Pfeiffer 2008, S. 96ff).

Um die Einstellungen zur Polizei zu erfassen, wurden in der Schülerbefragung 2007/2008 vier verschiedene Aussagen in den Fragebogen aufgenommen, die in Tabelle 1 wiedergegeben sind. Ihre Meinung zu diesen Aussagen konnten die Jugendlichen auf einer Skala von „1 – stimmt nicht“ bis „4 – stimmt genau“ abstimmen. Die Raten zustimmender Jugendlicher fallen bei den einzelnen Aussagen recht unterschiedlich aus: Am stärksten wird der Aussage zugestimmt, dass man von den Polizisten gerecht behandelt wird. Streng genommen müsste es allerdings heißen, dass am häufigsten der Aussage widersprochen wird, dass man von den Polizisten ungerecht behandelt wird, da die Aussage als Umkehritem in den Fragebogen aufgenommen wurde. Am zweithäufigsten stimmten die Befragten der Aussage zu, dass Polizisten versuchen, den Opfern von Straftaten zu helfen. Nur noch 52,0 % der Jugendlichen stimmten der Aussage zu, dass man großes Vertrauen in die Polizei hat. Zu beachten ist hierbei, dass die Befragten nicht einfach ihr Vertrauen äußern sollten, sondern dass sie bewerten sollten, ob sie „großes“ Vertrauen haben. Bei den zustimmenden Jugendlichen handelt es sich mithin schon um eine Gruppe mit ausgesprochen positiven Einstellungen zur Polizei.

**Tabelle1: Skala zur Erfassung der Einstellungen Jugendlicher gegenüber der Polizei (gewichtete Daten)**

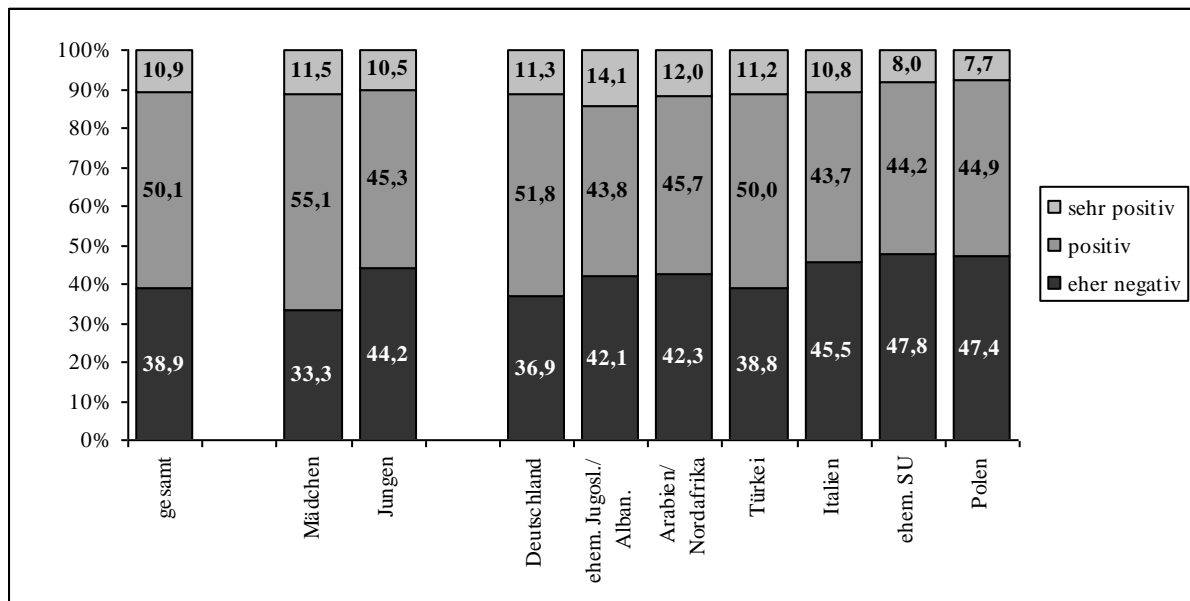
	Mittelwert	Anteil „stimmt eher“ und „stimmt genau“ (in %)	Faktorladung	Trennschärfe
Die Polizei sorgt bei uns für Sicherheit.	2.75	62,7	0.80	0.59
Von den Polizisten wird man gerecht behandelt.*	3.00	73,6	0.61	0.40
Ich habe großes Vertrauen in die Polizei.	2.48	52,0	0.86	0.67
Die Polizisten versuchen, auch den Opfern von Straftaten zu helfen.	2.82	69,0	0.71	0.48
Skala	2.76	-	Cronbachs Alpha: 0.74	

\* Ursprünglich: „Von den Polizisten wird man ungerecht behandelt“. Für eine bessere Darstellung wurde dieses Item umgepolt.

Mittels einer Faktoren- und einer Reliabilitätsanalyse kann gezeigt werden, dass die Bewertungen der Aussagen hoch miteinander korrelieren und damit zu einer Mittelwertskala „Einstellungen gegenüber der Polizei“ zusammengefasst werden können. Eine solche Mittelwertskala erlaubt eine verlässlichere Schätzung der Polizeieinstellungen als es durch einzelne Aussagen möglich ist. Um nachfolgend die Ergebnisvorstellung anschaulicher zu gestalten, wurden die Jugendlichen entsprechend ihres Skalenmittelwerts zu drei Gruppen zusammengefasst: Als „eher negativ“ eingestellt werden Schüler bezeichnet, die Mittelwerte zwischen 1,0 und 2,5 aufweisen; als „positiv eingestellt“ gelten Schüler mit Mittelwerten über 2,5 bis 3,5; „sehr positiv“ eingestellt sind Schüler mit einem Mittelwert von über 3,5 bis 4.

Entsprechend dieser Kategorisierung zeigt sich, dass die Mehrheit der Jugendlichen eine positive bis sehr positive Meinung zur Polizei hat: Insgesamt 61,1 % stimmen den vier Aussagen im Mittel zu, 38,9 % lehnen sie ab.<sup>73</sup> Dieses Ergebnis stimmt mit den bereits referierten Befunden überein. Nach dem Geschlecht differenzierende Analysen zeigen, dass Jungen und Mädchen nahezu gleich häufig zur Gruppe der sehr positiv eingestellten Schüler gehören; jedoch gibt es unter den Jungen einen größeren Anteil an Schülern, die eher negative Einstellungen aufrecht erhalten. Dabei bleibt diese Gruppe der eher negativ eingestellten Schüler aber noch immer eine Minderheit. Gleiches gilt für Analysen, die für die verschiedenen Migrantengruppen durchgeführt wurden: Es gibt keine Gruppe, in der die negativ eingestellten Schüler in der Mehrzahl wären. Zugleich gibt es dennoch Unterschiede zwischen den Migrantengruppen. Unter deutschen Jugendlichen ist der Anteil negativ eingestellter Personen am geringsten, unter den Jugendlichen aus der ehemaligen SU am höchsten. Die meisten sehr positiv eingestellten Schüler finden sich unter den Jugendlichen aus dem ehemaligen Jugoslawien, die wenigsten unter den polnischen Jugendlichen und den Jugendlichen der ehemaligen SU. Interessanterweise zeigen sich zwischen deutschen und türkischen Jugendlichen fast keine Unterschiede. Insofern bestätigt sich nicht, dass türkische Schüler besonders negativ der Polizei gegenüber eingestellt wären.

**Abbildung 3: Einstellungen Jugendlicher gegenüber der Polizei nach Geschlecht und Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten)**



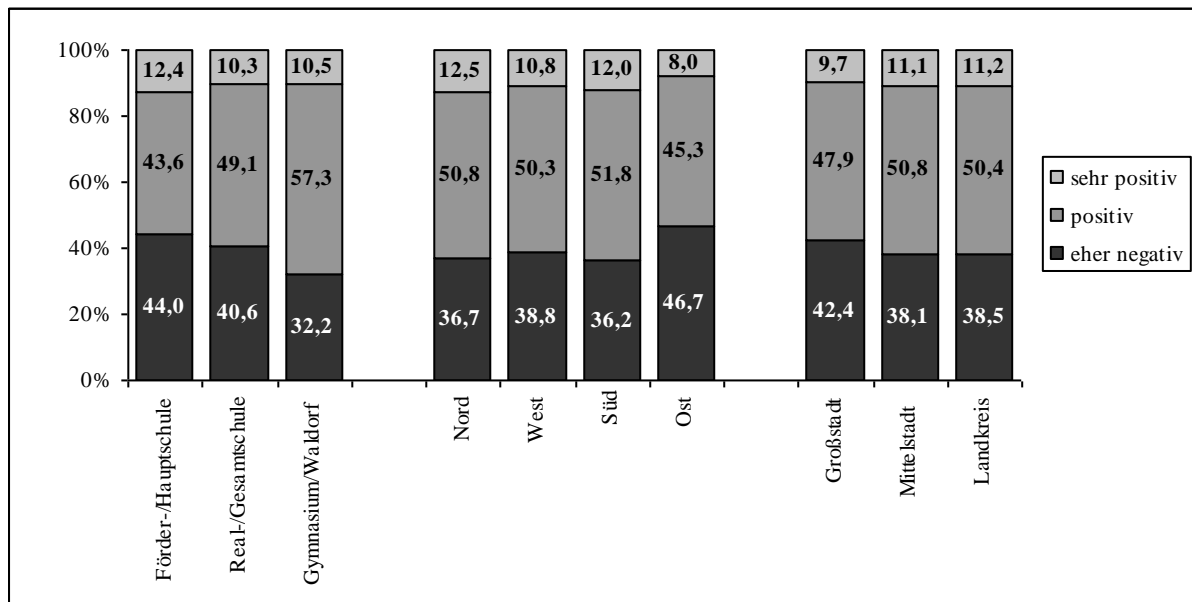
Die Einstellungen zur Polizei variieren daneben mit dem Schulniveau, wie Abbildung 4 belegt. Bei den Förder- und Hauptschülern liegt der Anteil an Schülern mit eher negativer Einstellung bei 44,0 %, bei Gymnasiasten bei nur 32,2 %. Jedoch steigt bei letztgenannter Gruppe der Anteil an sehr positiv eingestellten Schülern nicht im gleichen Maße; größer als bei den Haupt- und Förderschülern fällt hier die Gruppe der positiv eingestellten Schüler aus.

Vergleicht man die Einstellungen der Jugendlichen hinsichtlich verschiedener Gebietsregionen, so zeigt sich, dass Jugendliche in Großstädten in ihrer Einstellung zur Polizei etwas häu-

<sup>73</sup> Eine zusätzliche Auswertung zeigt dabei, dass nur 6,4 % der Befragten eine sehr negative Einstellung zur Polizei haben (Mittelwert zwischen 1,0 und 1,5).

figer negativ eingestellt sind als Jugendliche in Städten mittlerer Größe und Landkreisen. Dies konnte erwartet werden; allerdings sind die Unterschiede alles in allem eher gering. Beachtlich ist demgegenüber, wie deutlich sich ost- und westdeutsche Jugendliche hinsichtlich ihrer Polizeieinstellungen unterscheiden: Ostdeutsche Schüler äußern nur zu 8,0 % sehr positive Einstellungen, zu 46,7 % eher negative Einstellungen. Norddeutsche Jugendliche sind immerhin zu 12,5 % sehr positiv eingestellt; in Süddeutschland findet sich der geringste Anteil eher negativ eingestellter Jugendlicher (36,2 %). Das Ausmaß der Unterschiede wird dabei noch unterschätzt, da in den westdeutschen Gebieten deutlich mehr Migranten (mit durchschnittlich etwas negativeren Polizeieinstellungen) leben als in Ostdeutschland. Beschränken wir daher die Vergleiche nur auf einheimische Deutsche, so beträgt der Anteil positiv und sehr positiv eingestellter Jugendlicher im Osten 53,8 %, im Süden hingegen 64,4 % (Nord: 65,8 %, West: 63,6 %).

**Abbildung 4: Einstellungen Jugendlicher gegenüber der Polizei nach Schulform und Gebiet (in %; gewichtete Daten)**



Bisher konnte gezeigt werden, dass Migranten etwas negativere Einstellungen gegenüber der Polizei haben als einheimische Deutsche. Die Unterschiede sind aber, mit der Ausnahme der polnischen Jugendlichen und der Jugendlichen aus der ehemaligen SU, nicht besonders stark ausgeprägt. Der Umstand, zur Gruppe der Migranten zu gehören, sagt mithin wenig über die Polizeieinstellungen aus. Insofern erhalten die Überlegungen von Gesemann (2003) keine empirische Bestätigung: Migranten bewerten die Polizei nicht pauschal als Vertreter einer ungerechten Gesellschaft; sie unterstellen der Polizei nicht grundsätzlich diskriminierende Absichten. Möglich ist, dass diese Zuschreibungen erst dann gemacht werden, wenn die Lebenssituation in Deutschland schlecht ist. Nur bei Migranten, die sozial schlechter gestellt bzw. wenig integriert sind, könnten derartige Zuschreibungsprozesse stattfinden, mit entsprechenden Auswirkungen auf die Polizeieinstellungen.

Für diese These gibt es aber nur bedingt empirische Belege. Betrachten wir alle Jugendliche (d.h. auch die deutschen), dann äußern Schüler, deren Eltern arbeitslos sind bzw. Sozialhilfe/Arbeitslosengeld II beziehen, zu 44,8 % eher negative Polizeieinstellungen (ohne Ausbildung), Schüler, für deren Eltern dies nicht gilt, nur zu 37,9 %. Sozial schlechter gestellte Ju-

gendliche haben also tatsächlich negativere Einstellungen der Polizei gegenüber. Dieser Zusammenhang findet sich aber nicht für alle Migrantengruppen: Nur bei polnischen und italienischen Jugendlichen ist ein solcher Zusammenhang zu beobachten; gerade bei den Deutschen fällt er am stärksten aus. Konsistenter sind die Ergebnisse, wenn die Polizeieinstellungen in Beziehung zum Stand der Integration gesetzt werden. Anhand von vier Indikatoren haben wir die Integration der Migranten in die deutsche Gesellschaft erfasst (siehe Abschnitt 3): 1. die Sprache, die in verschiedenen Kontexten gesprochen wird (z.B. zu Hause, mit Freunden); 2. der angestrebte Schulabschluss; 3. die Herkunft der Freunde; 4. die ethnische Selbstwahrnehmung. Jugendliche, die überwiegend die deutsche Sprache sprechen, die ein Abitur anstreben, die mit vielen deutschen Freunden vernetzt sind und die sich selbst auch als Deutsche wahrnehmen, gelten als besonders gut integriert. Der Stand der Integration wirkt sich vor allem bei den polnischen Jugendlichen und den Jugendlichen aus der ehemaligen SU auf die Einstellungen zur Polizei aus: Besser integrierte Migranten dieser beiden Gruppen haben signifikant positivere Einstellungen zur Polizei, schlechter integrierte Migranten haben negativere Einstellungen. Auch bei den türkischen Jugendlichen und den Jugendlichen aus dem ehemaligen Jugoslawien sind entsprechende Beziehungen erkennbar, die aber etwas schwächer ausfallen. Bei den anderen Migrantengruppen (italienische und arabisch/nordafrikanische Jugendliche), bestehen keine signifikanten Beziehungen zwischen dem Stand der Integration und der Einstellung zur Polizei.

In Abbildung 5 ist eine weitere Auswertung zum Zusammenhang von Migrationshintergrund und Polizeieinstellungen dargestellt. Die dahinter liegende Überlegung ist, dass sich möglicherweise gerade in Großstädten unter schlecht integrierten Migranten eine Art Feindschaft der Polizei gegenüber herausgebildet hat. Um dies zu prüfen, wurden die Auswertungen nur auf die westdeutschen Befragungsgebiete und Berlin beschränkt und eine Unterscheidung zwischen städtischen Gebieten (kreisfreie Städte) und Landkreisen vorgenommen. Insgesamt wurden in 15 kreisfreien Städten in Westdeutschland Befragungen durchgeführt und in 30 Landkreisen. Da sich für deutsche Jugendliche kein Maß für die Integration berechnen lässt, haben wir die Abhängigkeit von staatlichen Leistungen (Bezug von Sozialhilfe/Arbeitslosengeld II) als einen Indikator schlechter Lebensbedingungen herangezogen.

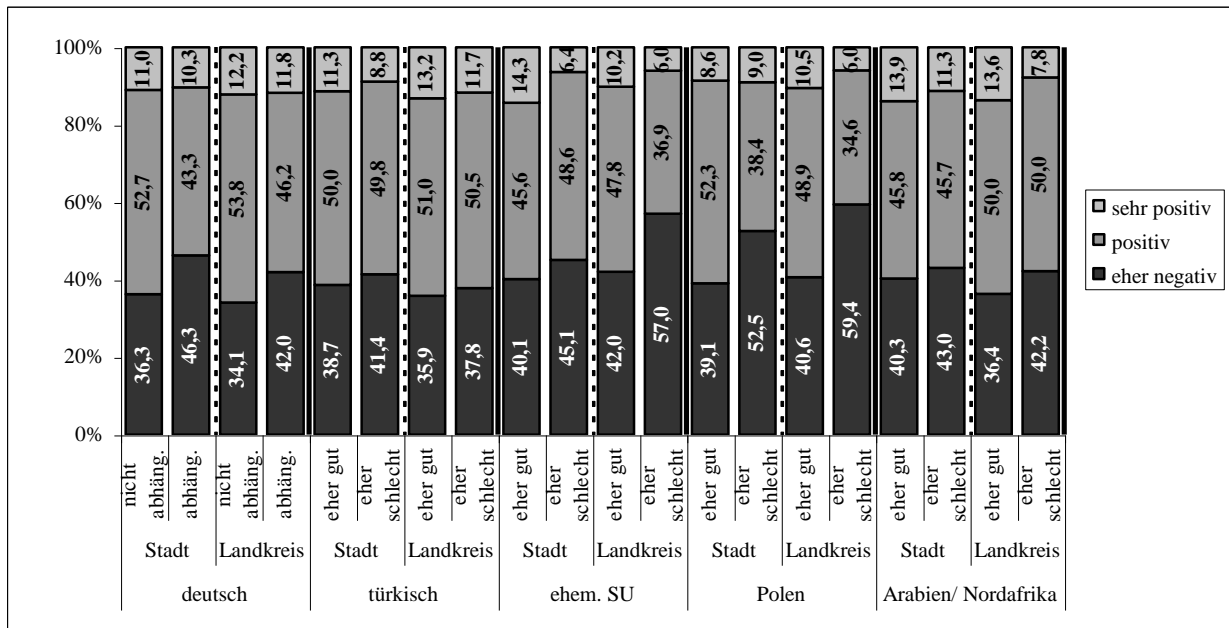
Die Ergebnisse belegen, dass deutsche Jugendliche, die in diesen Lebensbedingungen aufwachsen, negativer der Polizei gegenüber eingestellt sind als Jugendliche, deren Eltern nicht arbeitslos sind bzw. Sozialhilfe/Arbeitslosengeld II beziehen. Dies gilt in der Stadt wie auf dem Land; allerdings ist unter städtischen Jugendlichen deutscher Herkunft, deren Eltern staatliche Transferleistungen beziehen, der Anteil negativ eingestellter Schüler mit 46,3 % besonders hoch. Im Hinblick auf die hier dargestellten Migrantengruppen ergeben sich vergleichbare Beziehungen.<sup>74</sup> Schlechter integrierte Migranten gehören häufiger zur Gruppe negativ eingestellter Jugendlicher, in der Großstadt wie auf dem Land. Bei den Jugendlichen aus der ehemaligen SU wie bei den polnischen Jugendlichen sind die schlecht integrierten Schüler aus ländlichen Gebieten aber negativer eingestellt als die schlecht integrierten Schüler aus kreisfreien Städten; d.h. hier wird unsere Ausgangsüberlegung widerlegt. Bei beiden Migrantengruppen zeigt sich sogar, dass auf dem Land lebende, eher schlecht integrierte Jugendliche in der Mehrheit negative Einstellungen zur Polizei aufrecht erhalten. Dies beobachten wir sonst bei keiner Gruppe. Insofern lässt sich folgern, dass erstens eine mangelnde Integration

---

<sup>74</sup> Aufgrund geringer Fallzahlen werden die italienischen Jugendlichen sowie die Jugendlichen aus dem ehemaligen Jugoslawien nicht ausgewiesen.

in die bundesdeutsche Gesellschaft mit negativeren Einstellungen der Polizei gegenüber einher geht; bei deutschen betrifft dies die Jugendlichen, die in schwierigen materiellen Umständen aufwachsen. Es kann aber zweitens nicht belegt werden, dass sich schlechte Integration insbesondere in städtischen Gebieten bei Migranten in eine Art Polizeifeindlichkeit übersetzt; dies scheint vielmehr, zumindest bei zwei der Migrantengruppen, in ländlichen Regionen der Fall zu sein.

**Abbildung 5: Einstellungen Jugendlicher gegenüber der Polizei nach Migrationshintergrund, Gebiet und Integration (in %; gewichtete Daten; nur Westdeutschland inkl. Berlin)**



Mit unseren Daten lässt sich zudem bestimmen, ob ein Kontakt mit Polizeibeamten eine Auswirkung auf die persönlichen Einstellungen hat. Zu beachten ist dabei, dass wir nur einen sehr spezifischen Kontakt erfragt haben und damit nur eine Annäherung an die Frage, inwieweit persönliche Begegnungen die Einstellungen prägen, möglich ist. Die Jugendlichen wurden an einer Stelle des Fragebogens danach gefragt, ob schon einmal ein Polizist in der Klasse darüber gesprochen hat, dass man als Opfer einer Gewalttat Anzeige erstatten sollte. Von den Jugendlichen bejahten dies 34,7 %; 25,3 % beantworteten diese Frage mit „weiß nicht“, der Rest verneinte die Frage. Männliche Schüler, Schüler aus Förder-, Haupt-, Real- und Gesamtschulen sowie Schüler aus städtischen Gebieten haben häufiger in dieser Form mit einem Polizeibeamten Kontakt gehabt. Dabei wirkt sich ein solcher Kontakt tendenziell positiv auf die Einstellungen zur Polizei aus: Jugendliche ohne Kontakt sind zu 38,7 % eher negativ und nur zu 10,7 % sehr positiv der Polizei gegenüber eingestellt; bei Schülern mit Kontakt betragen die Quoten 36,7 % (eher negativ) und 12,7 % (sehr positiv).

Abschließend soll mittels multivariater Analysen geprüft werden, welche Faktoren neben den bisher vorgestellten die Einstellungen gegenüber der Polizei zu erklären helfen. Dabei beziehen wir Faktoren ein, die auch in der Analyse des delinquenten Verhaltens immer wieder berücksichtigt werden (vgl. z.B. Eisner/Ribeaud 2003). In Tabelle 2 sind die Ergebnisse verschiedener linearer Regressionsanalysen abgebildet. Berichtet werden standardisierte Koeffizienten, die Werte zwischen 0 und 1 bzw. 0 und -1 annehmen können; je stärker sich ein Koeffizient an 1 bzw. -1 annähert, umso stärker ist der Zusammenhang. Ein positives Vorzei-



chen indiziert einen positiven Zusammenhang (in unserer Analyse also eine positivere Einstellung), ein negatives Vorzeichen einen negativen Zusammenhang. In die Modelle mit der Ordnungsziffer I werden jene Faktoren aufgenommen, die bereits vorgestellt worden sind. In den Modellen mit der Ordnungsziffer II werden weitere Bedingungsfaktoren berücksichtigt. Die Modelle mit dem Zusatz „a“ beziehen sich auf alle Befragte; die Modelle mit dem Zusatz „b“ nur auf jugendliche Migranten, weil hier zusätzlich die Integrationsvariable mit aufgenommen wird.<sup>75</sup>

Die Ergebnisse des Modells Ia belegen noch einmal, dass Mädchen der Polizei gegenüber positiver eingestellt sind als Jungen; dies gilt für deutsche wie für nichtdeutsche Befragte (Modell Ib). Zudem bleibt dieser Effekt in abgeschwächter Form auch nach Kontrolle weiterer Faktoren erhalten (Modell IIa und IIb). Gleiches lässt sich für drei weitere Variablen nicht sagen: Nichtdeutsche Jugendliche sind zwar laut Modell Ia der Polizei gegenüber negativer eingestellt, ebenso wie Schüler in armutsnahen Lebenslagen und Schüler aus städtischen Gebieten. Diese Effekte bleiben aber letztlich nicht erhalten; die Beziehung zwischen der armutsnahen Lebenslage und der Polizeieinstellung kehrt sich sogar um. Kinder aus sozial benachteiligtem Elternhaus sind also verschiedenen anderen Belastungen ausgesetzt (z.B. weniger positive Erziehungserfahrungen), die die Polizeieinstellungen viel stärker beeinflussen. Als robust erweisen sich hingegen die Effekte der Bildung, der Gebietszugehörigkeit und des Kontakts mit Polizeibeamten: Gymnasiasten, westdeutsche Schüler sowie Schüler, bei denen schon einmal ein Polizeibeamter in der Klasse gewesen ist, halten positivere Einstellungen aufrecht als Schüler niedrigerer Schulformen, ostdeutsche Schüler und Schüler ohne Kontakt. Für deutsche und nichtdeutsche Schüler gelten diese Zusammenhänge weitestgehend in vergleichbarer Form.

Ein Blick auf die Ergebnisse der zweiten Modelle bestätigt, dass Einstellungen zur Polizei z.T. noch deutlich stärker als mit den bislang genannten Faktoren mit anderen Bedingungen variieren. So zeigt sich, dass sich die Mitgliedschaft in Vereinen – erfragt wurden acht Vereine (von der Freiwilligen Feuerwehr bis zum Sportverein) – positiv auf die Einstellungen auswirkt, allerdings hauptsächlich bei den deutschen Befragten. Für deutsche wie für nichtdeutsche Jugendliche gilt, dass positive Erziehungserfahrungen in der Kindheit auch das Vertrauen in die Polizei erhöhen. Erfragt wurden jeweils getrennt für Mutter und Vater neun verschiedene Verhaltensweisen, die sowohl emotionale Zuwendung als auch kontrollierende Aktivitäten umfassen; für die Auswertungen wurden die Angaben zu Mutter und Vater zusammengefasst. Nicht bestätigt werden kann, dass Jugendliche, die in ihrer Kindheit schwere Gewalt durch die Eltern erfahren haben (mit Gegenstand geschlagen, mit Faust geschlagen/getreten, geprügelt/zusammengeschlagen), dadurch in ihren Einstellungen zur Polizei geprägt werden. Für verschiedene andere Einstellungen und Verhaltensweisen konnte ein solcher Einfluss der innerfamiliären Gewalterfahrungen belegt werden (vgl. Wilmers et al. 2002).

Jugendliche, die häufig gewalthaltige Computerspiele spielen (Egoshoooter, Prügelspiele), sind der Polizei gegenüber negativer eingestellt als Schüler, die nie oder selten diese Spiele spie-

---

<sup>75</sup> In den Modellen Ib und IIb sind entsprechend keine Koeffizienten für die Variable „nichtdeutsche Herkunft“ aufgeführt, weil sich die Modelle nur auf nichtdeutsche Jugendliche beschränken. Es wurde in diesen Modellen ebenfalls darauf verzichtet, die Schulformzugehörigkeit (Gymnasium/Waldorf vs. andere) einzubeziehen, weil eine Subdimension des Integrationsindexes der angestrebte Schulabschluss ist.

len. Dieser Zusammenhang ist möglicherweise damit zu erklären, dass in diesen Spielen z.T. auch Gewalt gegen die Polizei praktiziert wird. Einen sehr starken Einfluss auf die eigenen Einstellungen hat der Kontakt mit delinquenten Freunden<sup>76</sup>: Bereits der Kontakt mit wenigen Freunden hat negative Folgen für die Polizeieinstellungen; besonders negativ fallen diese aus, wenn im Freundesnetzwerk viele delinquente Vorbilder vorhanden sind. Positiv auf die Einstellungen zur Polizei wirkt sich dagegen ein intaktes nachbarschaftliches Umfeld aus: Je besser der Zusammenhalt in der Nachbarschaft eingeschätzt wird, umso höher ist das Vertrauen in die Polizei. Zur Erfassung des Zusammenhalts wurden fünf Aussagen wie „Die Leute in meiner Nachbarschaft helfen sich gegenseitig“ oder „Man kann den Leuten in der Nachbarschaft vertrauen“ genutzt. Daneben zeigt sich, dass Jugendliche, die eine Gewalttat in den letzten zwölf Monaten ausgeführt haben, die Polizei negativer einschätzen als Personen, die das nicht getan haben. Natürlich kann hier nicht von einer Ursache-Wirkungs-Beziehung gesprochen werden; dieser Zusammenhang illustriert aber, dass die Jugendlichen sich nicht nur von normativen Vorgaben losgelöst haben, sondern auch die sie verkörpernden Institutionen ablehnen.

**Tabelle 2: Bedingungsfaktoren der Einstellungen gegenüber der Polizei (lineare Regressionsanalysen; abgebildet: Beta-Koeffizienten; gewichtete Daten)**

	Modell Ia	Modell Ib: nichtdeutsche Befragte	Modell IIa	Modell IIb: nichtdeutsche Befragte
Geschlecht: weiblich	.13***	.13***	.03***	.04*
nichtdeutsche Herkunft	-.06***	-	-.01	-
abhängig von staatl. Leistungen	-.02***	.00	.02***	.02*
Landkreis	.03***	-.01	.01	-.02
Gymnasium	.07***	-	.02**	-
Ost	-.07***	-.03*	-.06***	-.02
Kontakt mit Polizeibeamten	.04***	.04**	.05***	.04**
Vereinsmitglied			.03***	.01
positive Erziehung in Kindheit			.15***	.15***
schwere Gewalt in Kindheit			-.01	.00
Spielen von Gewaltspielen			-.06***	-.04**
keine delinquenten Freunde			Referenz	Referenz
1 bis 5 delinquente Freunde			-.13***	-.11***
über 5 delinquente Freunde			-.24***	-.24***
Zusammenhalt in Nachbarschaft			.15***	.15***
Gewalttat in letzten 12 Monaten begangen			-.12***	-.13***
Integration	-	.08***	-	.01
<b>R<sup>2</sup></b>	<b>.034</b>	<b>.027</b>	<b>.196</b>	<b>.180</b>
<b>N</b>	<b>42283</b>	<b>6996</b>	<b>39543</b>	<b>6425</b>

\* p < .05, \*\* p < .01, \*\*\* p < .001

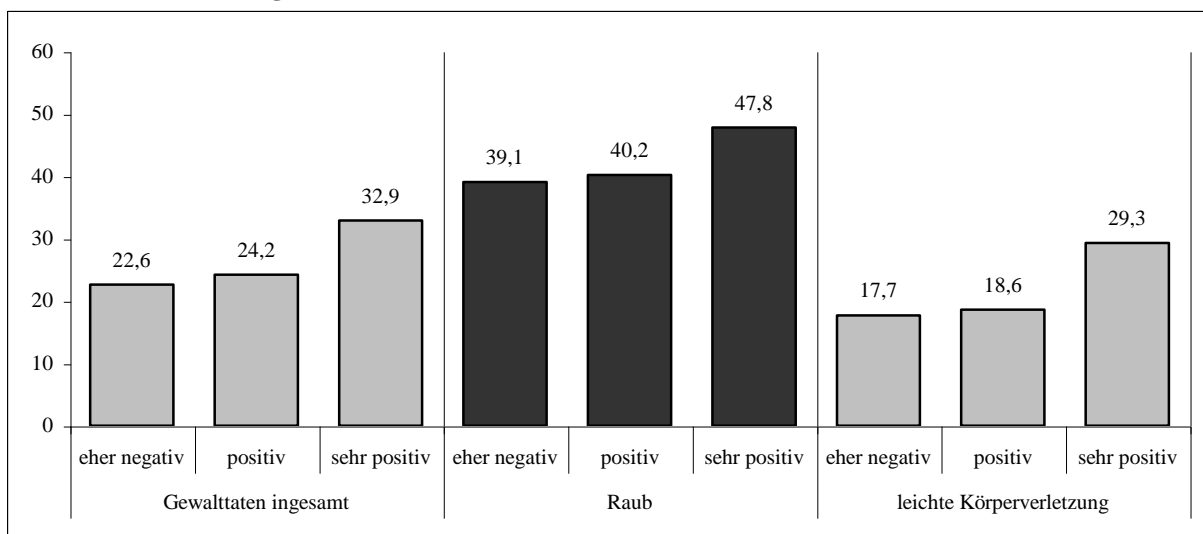
In Modell Ib ist belegt, dass eine verbesserte Integration von Migranten mit positiveren Polizeieinstellungen einher geht. Diesen Effekt haben wir weiter vorn bereits berichtet. In Modell IIb bleibt dieser Effekt allerdings nicht erhalten. Insofern ist nicht zu erwarten, dass allein die verbesserte Integration in die bundesdeutsche Gesellschaft positivere Polizeieinstellungen

<sup>76</sup> Die Jugendlichen wurden hier gefragt, wie viele Freunde sie kennen, die in den letzten zwölf Monaten einen Ladendiebstahl, einen Raub, eine Körperverletzung, eine Sachbeschädigung oder einen Drogenverkauf ausgeführt haben.

nach sich zieht. Wichtig erscheint hier, dass sich in gleichem Maße Erziehungsstile und Freundesnetzwerke verändern. Die Erfahrung positiver Erziehung und der Kontakt mit nicht delinquenten Freunden stellen auch bei jugendlichen Migranten wichtige Bedingungsfaktoren positiver Polizeieinstellungen dar.

Abschließend soll sich einer möglichen Folge positiver Einstellungen gegenüber der Polizei gewidmet werden. In Abbildung 6 ist dargestellt, wie häufig Opfer von Gewalttaten ihr Erlebnis bei der Polizei zur Anzeige gebracht haben. Als Gewalttaten werden dabei leichte und schwere Körperverletzungen, Raubtaten, Erpressungen und Vergewaltigungen definiert. Von diesen Gewalttaten werden durchschnittlich 24,0 % angezeigt (vgl. Baier et al. 2009, S. 42). Gewaltopfer, die eine eher negative Haltung zur Polizei besitzen, zeigen ihr Erlebnis nur zu 22,6 % an, Opfer mit sehr positiver Einstellung hingegen zu 32,9 %.<sup>77</sup> Ein solcher Anstieg des Anzeigeverhaltens findet sich bei eher schweren ebenso wie bei eher leichten Delikten; bei den leichteren Delikten (leichte Körperverletzungen in Abbildung 6) scheint der Effekt der Polizeieinstellungen aber noch ausgeprägter zu sein, da sich hier fast eine Verdopplung des Anzeigeverhaltens zeigt (von 17,7 auf 29,3 %). Diese Zusammenhänge finden sich bei männlichen ebenso wie bei weiblichen Gewaltopfern. Wenn, wie berichtet wurde, der Kontakt mit Polizisten im Rahmen des Schulunterrichts die Einstellungen zur Polizei verbessert und wenn mit positiveren Einstellungen auch höhere Anzeigeraten einher gehen, dann hat der zunehmende Einsatz von Polizisten an Schulen indirekt eine Aufhellung des Dunkelfelds zur Folge.

**Abbildung 6: Anzeigeverhalten bei Gewalttaten nach Einstellungen gegenüber der Polizei – nur Opfer von Gewalttaten (in %; gewichtete Daten)**



Die präsentierten Ergebnisse verdeutlichen zusammengefasst, dass die Mehrheit der Jugendlichen in Deutschland die Polizei nicht als Feind betrachtet. Positive Einstellungen zur Polizei sind die Regel, nicht die Ausnahme. Allerdings hat sich für wenige Subgruppen auch gezeigt, dass eine Mehrheit ablehnende Einstellungen gegenüber der Polizei aufrecht erhält. Zu verweisen ist an dieser Stelle auf schlecht integrierte polnische Jugendliche und Jugendliche aus

<sup>77</sup> Jugendliche, die in den letzten zwölf Monaten Opfer einer Gewalttat geworden sind, sind der Polizei gegenüber grundsätzlich negativer eingestellt als Nichtopfer. Erstgenannte halten nur zu 7,9 % sehr positive Haltungen aufrecht, letztgenannte zu 11,6 %. Dies wirkt sich jedoch nicht auf die dargestellten Zusammenhänge zwischen den Polizeieinstellungen und dem Anzeigeverhalten aus, da die Auswertungen auf Gewaltopfer beschränkt werden.

der ehemaligen SU, die in ländlichen Gebieten zu über 50 % eher negative Polizeieinstellungen haben. Diese beiden Gruppen sind es auch, die grundsätzlich der Polizei gegenüber ablehnend eingestellt sind. Jenseits dessen lässt sich aber mit unseren Daten nicht folgern, dass jugendliche Migranten per se negativ der Polizei gegenüber eingestellt wären. So lassen sich bspw. im Vergleich von türkischen Jugendlichen und einheimischen Deutschen kaum Unterschiede feststellen.

Ein zum Teil überraschender Befund ist der Unterschied, der sich im Vergleich der ostdeutschen und der westdeutschen Jugendlichen ergibt. Unter ostdeutschen Jugendlichen ist der Anteil eher negativ eingestellter Schüler signifikant höher, auch wenn Faktoren wie die durchschnittlich schlechtere soziale Lage der ostdeutschen Familien berücksichtigt werden. Der Befund ist aber nur zum Teil überraschend, weil sich in anderen Jugendstudien (z.B. Shell-Jugendstudie von 2002) bereits ein solcher Unterschied abzeichnet; in den Polizeilichen Kriminalstatistiken zeigt sich hingegen kein Ost-West-Unterschied, was die Verteilung der Widerstandsdelikte anbelangt.

Die Analyse möglicher Bedingungsfaktoren von Polizeieinstellungen hat zu einer guten wie auch zu einer schlechten Nachricht geführt. Die gute Nachricht ist, dass die Polizei es bedingt selbst in der Hand hat, auf die Einstellungen der Jugendlichen einzuwirken: Schüler, die schon einmal Kontakt mit einem Polizeibeamten in der Klasse hatten, vertrauen der Polizei mehr als Schüler ohne entsprechenden Kontakt. Die Intensivierung der Vertrauensarbeit in Schulen stellt damit einen wichtigen Weg der Verbesserung jugendlicher Polizeieinstellungen dar. Die schlechte Nachricht ist, dass darüber hinaus die Einstellungen durch eine Vielzahl weiterer Faktoren geprägt sind, die sich weitestgehend dem Einfluss der Polizei entziehen. Einmal mehr wird die Rolle der Familie, der Freunde und der Nachbarschaft belegt: Positive Verhältnisse in diesen für Jugendliche zentralen Sozialisationskontexten wirken sich auch positiv auf das Vertrauen in die Polizei aus; negative Verhältnisse haben hingegen eine größere Distanz der Jugendlichen zur Polizei zur Folge.

## 5. Jugendliches Gewaltverhalten: Ausgewählte Themen

### 5.1. Selbstberichtete Gewalt: Auswertungen zum Antwortverhalten

#### 5.1.1. Einführende Überlegungen

Die Frage, ob Befragte im Rahmen von Fragebogenuntersuchungen verlässliche Antworten abgeben, beschäftigt die empirische Sozialforschung von Beginn an. Diese Frage erhält vor allem dann besondere Aufmerksamkeit, wenn es um das Berichten von Einstellungen und Verhaltensweisen geht, die als „auffällig“, „untypisch“, „abweichend“ oder gar „kriminell“ eingestuft werden können. Entsprechende Angaben sind, so die Annahme, nicht frei von sozialer Erwünschtheit; d.h., weil die Befragten, die entsprechend Denken oder Handeln i.d.R. um ihre Minderheitenposition wissen, beantworten die Fragen so, wie sie meinen, dass die Mehrheit denkt oder handelt. Ihre wahren Einstellungen und Verhaltensweisen bleiben im Verborgenen.

Grundsätzlich existieren verschiedene Wege, dem Motiv der sozialen Erwünschtheit zu begegnen und somit das Antwortverhalten von Personen bei heiklen Untersuchungsthemen zu steuern (vgl. u.a. Bortz/Döring 2005, S. 230ff). Wichtig ist vor allem, den Befragten Anonymität zuzusichern. Da sozial erwünschtes Antwortverhalten „durch die befürchteten Konsequenzen der Antwort ausgelöst wird, hängt das Ausmaß der Meinungslosigkeit [...] und der Antwortverfälschung vor allem von der (vermuteten) Überprüfbarkeit der Angaben und von der vermuteten Vertraulichkeit der Angaben ab“ (Schnell et al. 2005, S. 356). Die Grundvoraussetzung der Anonymität wurde in der Schülerbefragung 2007/2008 erfüllt. Die Schüler wurden auf der ersten Seite des Fragebogens darauf hingewiesen, dass Eltern, Lehrer oder andere Personen in der Schule den Fragebogen nicht zur Einsicht erhalten und dass die Befragung anonym ist. Namen, Geburtsdaten oder Ähnliches wurden nicht erfasst. Am Ende der Befragung wurden alle Fragebögen in einem Umschlag verschlossen und versiegelt; die versiegelten Briefumschläge wurden in einem Organisationsbüro (meist in Polizeidienststellen) gelagert. Nach Abschluss aller Befragungen wurden sie ans KFN geschickt und erst hier geöffnet.

Auch wenn damit objektiv die Anonymität sicher gestellt ist, kann die subjektive Wahrnehmung der Befragten davon abweichen, mit der Folge, dass keine verlässlichen Angaben gemacht werden. Aus diesem Grund haben verschiedene Studien das Antwortverhalten empirisch untersucht. Köllisch und Oberwittler (2004) zeigen in ihrer Studie zum Berichten der eigenen Delinquenz bei männlichen Jugendlichen, dass durchaus Zweifel an den Angaben angebracht sind. Dabei vergleichen sie Selbstauskünfte zu Polizeikontakten mit den bei der Polizei vorliegenden Registrierungen. Jugendliche mit niedrigem Bildungs- und Sozialstatus sowie Jugendliche mit Migrationshintergrund berichten in weniger verlässlicher Weise ihre Polizeikontakte, d.h. „in diesen Gruppen besteht eine klare Tendenz zum Verschweigen von Polizeikontakten“ (ebd., S. 730). Zusätzlich folgern die Autoren, dass Befragungen im Schulkontext zu besseren Schätzungen führen als andere Befragungsarten wie bspw. mündliche Face-to-Face-Befragungen: „Schulbefragungen sind [...] vor allem wegen ihrer höheren Ausschöpfung von Befragten mit niedrigem Bildungs- und Sozialstatus gegenüber anderen Erhebungsformen grundsätzlich im Vorteil“ (ebd., S. 731). Dennoch ergeben sich in den Schulbe-

fragungen auch Hinweise auf spezifische Effekte sozialer Erwünschtheit. Jugendliche mit hohem Bildungsstatus neigen hier eher zum Unterberichten des Polizeikontakts. Die Autoren sprechen sich letztlich dafür aus, die Ergebnisse von Befragungsstudien zur selbstberichteten Delinquenz vorsichtig zu interpretieren; weitere Methodenstudien zum Antwortverhalten erscheinen notwendig.

Solche Methodenstudien müssten im besten Fall das berichtete Verhalten der Jugendlichen mit externen Quellen in Beziehung setzen, so wie es Köllisch und Oberwittler (2004) getan haben. Dabei sind aber zwei Dinge zu beachten: Erstens muss eine fehlende Übereinstimmung von Selbstauskünften und externen Auskünften nicht notwendig für eine geringe Verlässlichkeit der Selbstauskünfte stehen. Ursache hierfür können Wahrnehmungs- oder Verständnisdiskrepanzen sein. Letzteres bedeutet, dass bspw. Jugendliche unter einem Polizeikontakt etwas anderes verstehen als die Beamten, die die Eintragungen vornehmen. Eine Wahrnehmungsdiskrepanz existiert, wenn bspw. Lehrer das Verhalten der Schüler beurteilen sollen: Da Lehrer nur einen Ausschnitt des Lebens und damit nur einen Ausschnitt des Verhaltens kennen, werden sich ihre Wahrnehmungen nicht vollständig mit denen der Schüler decken. Ein zweites Problem des Abgleichs mit externen Quellen ist, dass dabei die Anonymität z.T. aufgehoben wird: Das Wissen der Polizei muss den Angaben der Jugendlichen zugeordnet werden, die Lehrereinschätzung den Selbstauskünften der Schüler. Hierfür bedarf es Codes, die beim Befragten Deanonymisierungsängste auslösen können. Zudem sind entsprechende Studien deutlich aufwendiger, was die Vorbereitung, Durchführung und Auswertung angeht. Im Rahmen der KFN-Schülerbefragungen war es deshalb bislang nicht möglich, derartige Methodenstudien durchzuführen.

Wir haben uns aber auf andere Weise der Frage der Verlässlichkeit der Angaben gewidmet. Im Rahmen einer Schülerbefragung in Hannover im Jahr 2006 haben wir bei allen Schülern der siebten und neunten Jahrgangsstufe vier Formen des gewalttätigen Verhaltens an zwei verschiedenen Stellen (Seite 12 und Seite 24) des Fragebogens in identischer Weise abgefragt (vgl. Rabold et al. 2008, S. 47ff). In Bezug auf die Lebenszeitprävalenz bei Gewalttaten hat sich gezeigt, dass 86,9 % der befragten Schüler beide Male exakt dieselben Antworten abgegeben haben, bei der Zwölf-Monats-Prävalenz waren es 89,5 %; hinsichtlich einzelner Delikte (und nicht des Gesamtindex) ergaben sich niedrigere Werte. Bei der Analyse der Jugendlichen mit widersprechenden Angaben konnte ermittelt werden, dass vor allem männliche Befragte, Befragte aus niedrigeren Schulformen sowie Befragte mit einer geringen Selbstkontrolle häufiger in ihren Antworten schwankten. Mit den Analysen konnte damit erstens belegt werden, dass Zweifel an der Verlässlichkeit der Angaben der Schüler zu ihrem delinquenten Verhalten angemeldet werden können. Die Verlässlichkeit der Selbstauskünfte kann aber erhöht werden, wenn aus den Antworten zu einzelnen Taten Indizes gebildet werden (z.B. „Gewaltverhalten“ statt „Raub“). Zweitens variiert die Verlässlichkeit in nicht unerwarteter Weise mit bestimmten Merkmalen, die selbst wiederum mit Delinquenz in Beziehung stehen. Dies gibt zu der Folgerung Anlass, dass die auf Basis von Umfragedaten ermittelten Schätzungen eher konservativen Charakter haben. Bestimmte Risikofaktoren (z.B. Geschlecht, Schulform) dürften einen etwas höheren Einfluss haben, als bislang auf Basis von Schülerbefragungen angenommen wird.

Eine vergleichbare Folgerung lässt sich auf Basis einer anderen Analyse zum Antwortverhalten ziehen. Mittels der Schülerbefragung 2005, die in neun Städten bzw. Landkreisen unter

14.301 Jugendlichen der neunten Jahrgangsstufe durchgeführt wurde (vgl. Baier et al. 2006), sind wir der Frage nachgegangen, ob die Unterschiede zwischen deutschen und nichtdeutschen Befragten, die sich beim Gewaltverhalten immer wieder zeigen, auf ein unterschiedliches Antwortverhalten zurückgeführt werden können und damit ein Artefakt darstellen. Hierzu haben wir Auswertungen zur sozialen Erwünschtheit, die mit einer entsprechenden Skala erfasst wurde (vgl. Crown/Marlowe 1960), zu Antwortverweigerungen und zu Zusammenhängen zwischen Bedingungsfaktoren und selbstberichteten Gewaltverhalten separat für einzelne Migrantengruppen durchgeführt. Folgende Befunde wurden dabei erzielt (vgl. Baier/Pfeiffer 2008): Erstens existiert in jeder unterschiedenen Migrantengruppe ein signifikanter, positiver Zusammenhang zwischen der Anzahl der delinquenten Freunde und dem eigenen Gewaltverhalten. Würden nichtdeutsche Befragte ihr Gewaltverhalten systematisch falsch im Fragebogen berichten, müsste eine niedrigere bzw. gar keine Korrelation mit dieser Variablen bestehen. Zweitens erzielen nichtdeutsche Befragte i.d.R. höhere Werte auf der Skala „soziale Erwünschtheit“; soziale Erwünschtheit wiederum steht negativ mit dem berichteten Gewaltverhalten in Beziehung, wobei die Korrelationen bei den nichtdeutschen stärker ausfallen als bei den deutschen Schülern. Drittens verweigern die nichtdeutschen Befragten häufiger die Antwort auf die Frage nach dem eigenen Gewaltverhalten; hierbei handelt es sich tendenziell häufiger um Gewalttäter, die ihr Verhalten verschweigen, wie Korrelationsanalysen mit einer Einstellungsvariablen („Gewaltakzeptanz“) belegen konnten. Viertens zeigt sich, dass auch die Opfer von Gewaltübergriffen weit häufiger als es zu erwarten wäre, nichtdeutsche, insbesondere türkische Täter berichten; insofern stimmen die verschiedenen Perspektiven (Opfer und Täter) überein. Herkunftsspezifische Unterschiede im Gewaltverhalten sind damit kein singuläres Resultat davon, dass nichtdeutsche Jugendliche in ihren Antworten übertreiben und Deutsche ihr wahres Verhalten verschweigen. Es ist sogar davon auszugehen, dass die Unterschiede, die in den Befragungen ermittelt werden, eine Unterschätzung darstellen: Würde die Anzahl an fehlenden Werten verringert werden können und könnte sozial erwünschtes Antwortverhalten komplett ausgeschaltet werden, dann würden die herkunftsspezifischen Unterschiede wahrscheinlich noch deutlicher ausfallen.

In der bundesweiten Schülerbefragung 2007/2008 haben wir uns ein weiteres Mal der Frage der Verlässlichkeit der Angaben der Jugendlichen gewidmet. Erneut war es uns allerdings nicht möglich, hierzu verschiedene Perspektiven einzuholen und das Ausmaß der Urteilsübereinstimmung zu untersuchen. Auch eine Wiederholungsmessung unter denselben Jugendlichen, die Aussagen zur Stabilität erlauben würde, konnte nicht durchgeführt werden. Stattdessen erfolgten vier Methodenstudien mit veränderten Fragebögen. Damit wird die sehr allgemeine Frage nach der Verlässlichkeit der Antworten der Schüler in die spezielle Frage übersetzt, inwieweit das Antwortverhalten mit dem dargebotenen Stimulus (den Fragen im Fragebogen) variiert. Folgende Fragebogenvarianten kamen dabei zum Einsatz:

- ein Kurzfragebogen, der statt 43 bzw. 36 Seiten nur 20 Seiten umfasste; die Fragen stellten eine Auswahl des Hauptfragebogens dar und wurden in identischer Weise wie in diesem präsentiert;
- ein in seinem Layout an die Fragebögen älterer KFN-Schülerbefragungen angelehnter Fragebogen; die präsentierten Fragen stimmten weitestgehend mit dem Hauptfragebogen überein, wobei die Antwortoptionen z.T. nicht geschlossen, sondern offen dargeboten wurden;

- ein in Frage- und Antworttext in verschiedener Hinsicht variiertes Fragebogen; hier wurden bspw. statt vier nur zwei Antwortoptionen bei bestimmten Fragen dargeboten;
- ein Fragebogen, der bei den Gewaltopfer- und Täterschaften nicht die Zwölf-Monats-Prävalenz, sondern die Prävalenz des Jahres vor der Befragung (2006 bzw. 2007) erhoben hat, ansonsten aber vollkommen identisch mit dem Hauptfragebogen war.

Nachfolgend sollen einige ausgewählte Ergebnisse dieser Methodenstudien vorgestellt werden, die in jeweils ein bis drei Befragungsgebieten durchgeführt wurden. Wir konzentrieren uns dabei nur auf sehr wenige Aspekte: Vorgestellt werden jeweils demographische Variablen, einige Bedingungsfaktoren, die Gewaltprävalenz sowie die Zusammenhänge zwischen den Bedingungsfaktoren und der Gewaltprävalenz. Die Methodenstudien bieten darüber hinaus noch zahlreiche weitere Auswertungsmöglichkeiten, auf die an dieser Stelle jedoch nicht eingegangen werden kann.

### 5.1.2. Die vier Methodenstudien

#### *Methodenstudie I*

Die erste Methodenstudie wurde in zwei Befragungsgebieten durchgeführt. Die einzige Änderung, die es im Fragebogen gab, war, dass dieser um zahlreiche Seiten und Fragen gekürzt wurde. Der Kurzfragebogen hatte letztlich nur 20 Seiten. Dies hat zur Folge, dass die Schüler insgesamt weniger und damit möglicherweise genauer lesen. Dies könnte ein unterschiedliches Antwortverhalten nach sich ziehen, wobei vorab nicht zu spezifizieren ist, in welche Richtung sich das Verhalten verändern könnte.

Um die Anonymität der Gebiete zu gewährleisten, wird im Folgenden nur von Gebiet I und Gebiet II gesprochen; die in der Hauptbefragung erreichten Schüler werden aus Anonymitätsgründen auch nicht exakt berichtet. In den Methodenstudien wurden einmal 98 und einmal 74 Jugendliche erreicht (vgl. Tabelle 5.1). Die Rücklaufquoten liegen jeweils über denen der Hauptbefragung.<sup>78</sup> In beiden Gebieten wurden in den Methodenstudien weniger Gymnasiasten erreicht, als anteilmäßig in der Grundgesamtheit unterrichtet werden. Aus diesem Grund wurden die Daten gewichtet, so dass die Angaben der Gymnasiasten etwas stärker in den Auswertungen berücksichtigt werden als die Angaben der Schüler anderer Schulformen. Der gewichtete Anteil an Gymnasiasten entspricht dem Anteil in der Grundgesamtheit.

Hinsichtlich der weiteren demographischen Zusammensetzung existiert ein signifikanter Unterschied: In Gebiet II wurden in der Methodenstudie deutlich weniger Schüler aus von staatlichen Leistungen abhängigen Familien erreicht.<sup>79</sup> Zudem sind hier auch weniger nichtdeutsche Schüler befragt worden als in der Hauptbefragung (nicht signifikant). In Gebiet I gibt es einen auffälligen Unterschied: Hier wurden anteilmäßig mehr männliche Befragte in der Methodenstudie erreicht als in der Hauptbefragung (ebenfalls nicht signifikant). Aufgrund der geringen Stichprobengröße sind solche Abweichungen durchaus nicht ungewöhnlich. Sie haben aber einen Nachteil: Sie können sich auf die Verteilung der zentralen Untersuchungsvari-

<sup>78</sup> Die zu befragenden Klassen wurden innerhalb der Gebiete in identischer Weise bestimmt wie in der Hauptbefragung (vgl. Baier et al. 2009, S. 30ff).

<sup>79</sup> Bezüglich der „Abhängigkeit von staatlichen Leistungen“ wurde berücksichtigt, ob mind. ein Elternteil derzeit arbeitslos ist bzw. ob die Familie Sozialhilfe/Arbeitslosengeld II bezieht.



ablen auswirken, wenn sie mit diesen in einem Zusammenhang stehen. Wenn bspw. in einer Stichprobe mehr Jungen als Mädchen befragt worden sind und wenn Jungen eher Kontakt zu delinquenten Freunden haben, dann würde nicht überraschen, wenn in dieser Stichprobe auch eine höhere Kontaktrate festzustellen ist. Genau dies ist auch in Gebiet I der Fall. Unterschiede in der demographischen Zusammensetzung können daher die Vergleichbarkeit der Stichproben schmälern.

Bei den anderen in Tabelle 5.1 aufgeführten Variablen ergeben sich kaum auffällige Abweichungen im Vergleich der Haupt- und der Methodenstichprobe. Wir prüfen dabei folgende sechs Variablen:

- *Risikosuche*: Diese stellt, der Selbstkontrolltheorie folgend (Gottfredson/Hirschi 1990), eine wichtige Subdimension der Selbstkontrolle dar. Personen mit hoher Risikosuche begehen laut der Theorie häufiger Straftaten, weil sie die langfristigen Folgen ihres Handelns weniger beachten und sich stärker auf den kurzfristigen Nutzen (Spaß, Abenteuer, materielle Gewinne) konzentrieren. Erfasst wurde die Risikosuche mittels vier Aussagen (z.B. „Ich teste gerne meine Grenzen, in dem ich etwas Gefährliches mache.“), denen von „1 – stimmt nicht“ bis „4 – stimmt genau“ zugestimmt werden konnte. In allen vier Stichproben liegen die empirischen Mittelwerte unter dem theoretischen Mittelwert, d.h. deutlich weniger als die Hälfte der Befragten schreiben sich eine hohe Risikobereitschaft zu. Die Länge des Fragebogens – im Hauptfragebogen befand sich die Skala auf S. 6, im Kurzfragebogen auf S. 3 – hat keine Auswirkungen auf das Antwortverhalten.
- *Elterngewalt*: Die Schüler sollten angeben, ob sie in ihrer Kindheit (d.h. vor dem zwölften Lebensjahr) von Vater oder Mutter mit einem Gegenstand geschlagen wurden, mit der Faust geschlagen/getreten wurden oder geprügelt/zusammengeschlagen wurden.<sup>80</sup> Ein signifikanter Unterschied findet sich in Gebiet I, wo mehr Schüler der Methodenstudie von elterlicher Gewalt berichteten als Schüler der Hauptbefragung. Dieser Unterschied bleibt schwach signifikant erhalten, wenn in einer logistischen Analyse das Geschlecht kontrolliert wird. In Gebiet II zeigen sich allerdings keine vergleichbaren Effekte. Insofern lässt sich nur bedingt schließen, dass die Fragebogenlänge Auswirkungen auf das Berichten elterlicher Gewalt hat (Hauptfragebogen: S. 14, Kurzfragebogen: S. 9).
- *Gewaltfreunde*: Hier sollten die Jugendlichen angeben, ob sie mindestens einen Freund haben, der eine Körperverletzung oder einen Raub ausgeführt hat. Sowohl in Gebiet I als auch in Gebiet II zeigt sich, dass im Kurzfragebogen ein größerer Anteil der Befragten von solchen Freundschaften berichtet; in Gebiet II ist der Unterschied jedoch nicht signifikant. In Gebiet I schwächt sich der Unterschied ab, wenn das Geschlecht kontrolliert wird ( $p < .15$ ). Die Abfrage der Freundschaften erfolgte auf S. 10 im Kurzfragebogen, auf S. 18 im Hauptfragebogen. Bezüglich dieser Variablen ist damit auch nur bedingt zu folgern, dass kürzere Fragebögen zu höheren Prävalenzschätzungen führen.

---

<sup>80</sup> Die Jugendlichen konnten ihre Antworten von „1 – nie“ bis „6 – mehrmals pro Woche“ getrennt für Mutter und Vater abstimmen. Für die Auswertungen wurde der Maximalwert herangezogen; d.h. wenn Vater oder Mutter mindestens eine der drei Aktivitäten mindestens ein- oder zweimal ausgeführt haben, hat ein Schüler Elterngewalt erlebt.

- *Schulschwänzen*: Die Jugendlichen wurden gefragt, ob sie im letzten Schulhalbjahr mindestens eine Schulstunde oder mindestens einen ganzen Schultag unerlaubt der Schule ferngeblieben sind. In Gebiet I kommt dies doppelt so häufig vor wie in Gebiet II. Zwischen den Befragten der Haupt- und der Kurzbefragung existieren jedoch keinerlei Unterschiede (Hauptfragebogen: S. 21, Kurzfragebogen: S. 11).
- *Alkoholkonsum*: Hier wurde die Häufigkeit des Konsums von Bier, Wein/Sekt, Alcopops und Schnaps erfragt. Wenn mindestens eine der Substanzen mindestens einmal pro Woche konsumiert wird, sprechen wir von „häufigem“ Konsum. Zwischen den Haupt- und Methodenstichproben gibt es keine signifikanten Unterschiede; in der Kurzbefragung wird in beiden Gebieten etwas seltener von häufigem Alkoholkonsum berichtet (Hauptfragebogen: S. 27, Kurzfragebogen: S. 17).
- *Gewaltprävalenz*: Die Häufigkeit der Ausübung einer Gewalttat (schwere bzw. leichte Körperverletzung, Raub, Erpressung, sexueller Übergriff) in den letzten zwölf Monaten variiert ebenfalls nicht signifikant zwischen den Stichproben. In Gebiet I gaben dennoch fast ein Viertel mehr Jugendliche der Methodenstudie an, mindestens eine Gewalttat begangen zu haben als Jugendliche der Hauptbefragung; in Gebiet II verhält es sich aber umgekehrt. Der Unterschied in Gebiet I schwächt sich weiter ab, wenn die Unterschiede in der demographischen Zusammensetzung kontrolliert werden. Insofern ist zu folgern, dass die Länge des Fragebogens auch bezüglich des Berichtens des eigenen Gewaltverhaltens weitestgehend gegenstandslos ist (Hauptfragebogen: S. 25, Kurzfragebogen: S. 15).

**Tabelle 5.1: Stichproben und Statistiken der Methodenstudie I (gewichtete Daten; in % bzw. Mittelwerte)**

	Gebiet I		Gebiet II	
	Hauptbefragung	Methodenstudie	Hauptbefragung	Methodenstudie
Anzahl Befragte	< 700	98	< 300	74
Rücklaufquote	43,2	81,7	39,7	54,0
Geschlecht: männlich	49,8	56,8	56,9	54,7
Herkunft: nichtdeutsch	57,0	58,1	19,3	11,4
Schulform: Gymnasium (gewichtet)	35,9	35,9	31,8	31,8
Schulform: Gymnasium (ungewichtet)	37,3	25,5	25,0	27,0
Anteil: abhängig von staatlichen Leistungen	16,3	15,3	<b>32,9</b>	<b>8,4</b>
Risikosuche (Mittelwert)	2.16	2.14	1.99	2.05
Elterngewalt Kindheit	<b>21,2</b>	<b>29,1</b>	17,7	16,6
Mind. einen gewalttätigen Freund	<b>52,7</b>	<b>61,6</b>	47,9	55,4
Schulschwänzen (mind. eine Stunde)	60,7	63,8	29,4	29,9
Alkoholkonsum: häufig	14,1	11,4	19,1	16,6
Gewaltprävalenz	16,5	20,4	15,5	13,5

Fett: Unterschiede signifikant bei  $p < .10$

Wir haben neben der Verteilung der Variablen in den verschiedenen Stichproben auch die Zusammenhänge mit dem Gewaltverhalten untersucht; die Ergebnisse sind in Tabelle 5.2 festgehalten. Denkbar ist, dass sich Veränderungen im Fragebogen nicht auf einzelne Variablen auswirken, sondern auf die Beziehungen, die zwischen diesen existieren. Die Befunde zeigen diesbezüglich aber keine Systematik. Allerdings erreichen die berichteten Korrelationen nicht exakt dasselbe Niveau in den Haupt- und den Methodenstichproben. Signifikante Unterschiede sind aber nur in fünf Fällen auszumachen, wobei vier dieser Fälle Zusammen-

hänge zwischen demographischen Faktoren und dem Gewaltverhalten betreffen.<sup>81</sup> In allen vier Stichproben steigt die Gewaltbereitschaft, wenn Jugendliche eine hohe Risikobereitschaft aufweisen, Gewalt in der Kindheit erlebt haben, Kontakt zu gewalttätigen Freunden besitzen, die Schule geschwänzt haben und häufiger Alkohol konsumieren. Der Zusammenhang zwischen dem Alkoholkonsum und der Gewalttäterschaft ist dabei in der Kurzbefragung in Gebiet I deutlich höher. Weibliche Schüler, deutsche Befragte, Gymnasiasten und Schüler, deren Familien nicht von Transferleistungen abhängig sind, sind seltener Gewalttäter. Bezüglich des Migrationshintergrunds wie der Abhängigkeit von Transferleistungen gibt es jeweils eine Ausnahme: In den Methodenstichproben der Gebiete I und II steht jeweils mindestens eine der beiden Variablen in keiner signifikanten Beziehung mit dem Gewaltverhalten. Dennoch lässt sich im Großen und Ganzen auch hier folgern, dass die Länge des Fragebogens zumindest für die Untersuchung von zentralen Bedingungsfaktoren unerheblich zu sein scheint.

**Tabelle 5.2: Korrelationen zwischen Bedingungsfaktoren und Gewaltprävalenz (Spearman's Rho; gewichtete Daten)**

	Gebiet I		Gebiet II	
	Hauptbefragung	Methodenstudie	Hauptbefragung	Methodenstudie
Geschlecht: männlich	<b>.203</b>	.098	.116	<b>.362</b>
Herkunft: nichtdeutsch	<b>.098</b>	<b>.263</b>	<b>.184</b>	-.014
Schulform: Gymnasium	<b>-.104</b>	-.150	-.096	-.066
Anteil: abhängig von staatlichen Leistungen	<b>.105</b>	-.039	.074	.024
Risikosuche	<b>.306</b>	<b>.430</b>	<b>.225</b>	<b>.383</b>
Elterngewalt Kindheit	<b>.199</b>	<b>.259</b>	<b>.258</b>	.144
Gewalttätige Freunde (mind. 1)	<b>.336</b>	<b>.333</b>	<b>.311</b>	<b>.352</b>
Schulschwänzen	<b>.179</b>	<b>.307</b>	.107	.184
Alkoholkonsum: häufig	<b>.258</b>	<b>.441</b>	<b>.263</b>	<b>.251</b>

Fett: Korrelation signifikant bei  $p < .10$ ; grau unterlegt: Unterschied zwischen Korrelation signifikant bei  $p < .10$

### Methodenstudie II

Der Fragebogen der zweiten Methodenstudie unterscheidet sich vom Hauptfragebogen darin, dass er sich im Design an den Fragebogen älterer Schülerbefragungen anlehnt. Ein Vergleich mit dem Hauptfragebogen erscheint insbesondere deshalb nötig, weil wir in einigen Befragungsgebieten Trendauswertungen vornehmen können. In Kiel, Hamburg, Rostock und Leipzig wurden bereits 1998 und 1999 Schülerbefragungen durchgeführt, die wir mit den Befragungen der Jahre 2007 und 2008 in Beziehung setzen können (vgl. Baier et al. 2009, S. 92ff). Der Fragebogen der Schülerbefragung 2007/2008 wurde aber in verschiedener Hinsicht verändert, da er aufgrund der großen Befragtenanzahl maschinenlesbar gestaltet werden musste. Zu prüfen ist deshalb, ob diese Eingriffe Auswirkungen auf das Antwortverhalten haben und damit Trendvergleiche in ihrer Aussagekraft schwächen.

Bezogen auf die hier zu untersuchenden Variablen weichen die beiden Fragebogenversionen nicht hinsichtlich der Erfassung des Geschlechts, der Schulform und der Abhängigkeit von staatlichen Leistungen ab, wohl aber hinsichtlich der Erfassung folgender Variablen:

<sup>81</sup> Die Signifikanz der Unterschiede der Korrelationen wurde über z-Tests berechnet (vgl. hierzu Bortz 1993, S. 201ff).

- Um den Migrationshintergrund zu erheben, wurde in der Hauptbefragung auch das Geburtsland der Eltern erfragt, was früher nicht der Fall war (entsprechend auch nicht in der Methodenstudie).
- Die Risikosuche wurde zwar mit denselben Items, aber mit veränderten Antwortoptionen erfragt. Früher war die Antwortskala sechsstufig (von „stimmt gar nicht“ bis „stimmt voll und ganz“), aktuell ist sie nur noch vierstufig. Für die Auswertungen wurde die sechsstufige Skala des Methodenfragebogens in eine vierstufige Skala transformiert.<sup>82</sup>
- Das Erleben elterlicher Gewalt wurde ebenfalls mit denselben Items, aber veränderten Antwortoptionen erhoben (sechs- statt fünfstufig). Da aber nur zwischen Schülern, die keine Gewalt erlebt haben und solchen, die Gewalt erlebt haben, unterschieden wird, ist dies für die Variablenbildung gegenstandslos.
- Die gewalttätigen Freunde wie auch das Schulschwänzen wurden früher und aktuell mit den gleichen Items gemessen. Der entscheidende Unterschied ist aber, dass die Antworten hierauf früher (und damit auch in der Methodenstudie) offen abgegeben worden sind, d.h. die Schüler mussten Zahlen eintragen; in der Hauptbefragung erfolgte die Abfrage hingegen in geschlossener Form.
- Der Alkoholkonsum in den letzten zwölf Monaten bezieht sich sowohl in der Methodenstudie als auch in der Hauptbefragung auf die gleichen Substanzen. Verändert wurden aber erneut die Antwortoptionen: In der früheren Version gab es nur fünf Antwortoptionen, in der Hauptbefragung sieben. Die letzte Antwortoption in der Methodenstudie („wöchentlich bis täglich“) entspricht den drei letzten Antwortoptionen der Hauptbefragung („einmal pro Woche“, „mehrmals pro Woche“, „täglich“), so dass gleichermaßen die Berechnung des Anteils häufiger Konsumenten erfolgen kann.
- Bezüglich der Erfassung des Gewaltverhaltens gibt es zwei Veränderungen: Erstens wurden auch hier in der Hauptbefragung die Antworten geschlossen präsentiert (von „0“ bis „20+“), in der Methodenstudie wie auch den früheren Befragungen hingegen offen. Zweitens wurden die Delikte im Hauptfragebogen etwas stärker dahingehend formuliert, dass ein Abgleich mit der Polizeilichen Kriminalstatistik möglich ist. Schwere Körperverletzung wurde bspw. früher nur in Bezug auf den Einsatz von Waffen bestimmt, aktuell werden darunter auch Delikte beschrieben, die zusammen mit anderen Personen ausgeführt wurden. Insofern unterscheiden sich die Umschreibungen der Delikte in Haupt- und Methodenfragebogen teilweise.

Die zweite Methodenstudie wurde nur in einem Befragungsgebiet unter 173 Schülern der neunten Jahrgangsstufe durchgeführt. Die Rücklaufquote fällt dabei etwas niedriger aus als in der Hauptbefragung in diesem Gebiet. Wie Tabelle 5.3 zeigt, gibt es bezüglich der demographischen Faktoren keine signifikanten Unterschiede zwischen beiden Stichproben. Dies gilt auch für fünf der sechs Bedingungsfaktoren. Insofern gibt es wenig Anlass dazu, Trendvergleiche in Frage zu stellen. Beachtenswert ist dennoch, dass die berichteten Raten in der Methodenstudie meist etwas niedriger ausfallen als in der Hauptbefragung. Besonders deutlich (und signifikant) ist dies bei den gewalttätigen Freunden: In der Hauptbefragung in diesem Gebiet gaben 46,4 % der Befragten an, mindestens einen solchen Freund zu kennen, in der Methodenstudie nur 31,4 %. Der Unterschied bleibt erhalten, wenn die demographischen Variablen in einer logistischen Regression berücksichtigt werden. Der Tendenz nach (aber nicht

---

<sup>82</sup> Der Wert „6“ wurde zu „4“ umcodiert, der Wert „5“ zu „3,4“ usw.

signifikant) ergeben sich vergleichbare Befunde auch beim Alkoholkonsum und bei der Gewaltprävalenz, allerdings nicht beim Schulschwänzen. Das Anbieten von offenen anstatt von geschlossenen Antwortkategorien hat also tendenziell niedrigere Prävalenzraten zur Folge. Übertragen auf die Frage der Aussagekraft der Trendvergleiche bedeutet das: Wenn das Antwortverhalten in entsprechender Weise auch bereits in früheren Befragungen durch die Darbietung offener Antwortmöglichkeiten beeinflusst wurde, dann erfolgte damals eher eine Unterschätzung der Prävalenzraten. Und wenn sich dann im Trendvergleich mit Befragungen mit geschlossenen Antwortvorgaben Rückgänge der Prävalenzraten zeigen, dann kann davon ausgegangen werden, dass es sich um echte Veränderungen handelt, da diese unter der Bedingung des veränderten Fragebogens grundsätzlich schwieriger zu ermitteln sind.

**Tabelle 5.3: Stichprobe und Statistiken der Methodenstudie II (gewichtete Daten; in % bzw. Mittelwerte)**

	Haupt- befragung	Methoden- studie
Anzahl Befragte	< 300	173
Rücklaufquote	71,6	53,7
Geschlecht: männlich	58,9	54,6
Herkunft: nichtdeutsch	18,0	15,9
Schulform: Gymnasium (gewichtet)	33,3	33,3
Schulform: Gymnasium (ungewichtet)	41,9	41,6
Anteil: abhängig von staatlichen Leistungen	31,3	33,1
Risikosuche (Mittelwert)	2,07	2,17
Elterngewalt Kindheit	13,2	12,8
Mind. einen gewalttätigen Freund	<b>46,4</b>	<b>31,4</b>
Schulschwänzen (mind. eine Stunde)	56,6	61,3
Alkoholkonsum: häufig	15,4	11,7
Gewaltprävalenz	14,0	11,6

Fett: Unterschiede signifikant bei  $p < .10$

Für die Schätzung von Zusammenhängen ist die eingesetzte Fragebogenversion weitestgehend gegenstandslos, wie Korrelationsanalysen zeigen können (ohne Abbildung). In beiden Stichproben stehen die Risikosuche, die Bekanntschaft mit gewalttätigen Freunden und der Alkoholkonsum in signifikanter Beziehung mit dem Gewaltverhalten. Signifikante Unterschiede in der Höhe der Korrelation existieren dabei nicht. Diese gibt es nur in Bezug auf demographische Variablen: So steht das Geschlecht in der Hauptbefragung, nicht aber in der Methodenstudie in einer signifikanten Beziehung mit dem Gewaltverhalten; umgekehrt verhält es sich mit dem Bezug von staatlichen Transferleistungen, die nur in der Methodenstudie, nicht aber in der Hauptbefragung die Gewaltbereitschaft erhöhen.

### *Methodenstudie III*

Die dritte Methodenstudie enthält die umfangreichsten Veränderungen des Fragebogens, da hier mit Ausnahme der demographischen Variablen in jeder Frage Abweichungen vom Hauptfragebogen vorkommen. Damit kann noch detaillierter als mit der Methodenstudie II der Einfluss des präsentierten Stimulus auf das Antwortverhalten analysiert werden. Hinsichtlich der Formatierung (offene vs. geschlossene Antworten) entspricht der Fragebogen der dritten Methodenstudie dem Hauptfragebogen; d.h. die Antworten wurden immer in geschlossener Form abgegeben.

Durchgeführt wurde die dritte Methodenstudie in zwei Gebieten mit 180 bzw. 225 Befragten. Die Rücklaufquoten entsprechen dabei in etwa jenen der Hauptbefragung (vgl. Tabelle 5.4). In Gebiet II weicht die demographische Zusammensetzung der Methodenstichprobe nicht von der Zusammensetzung der Hauptstichprobe ab. Zu beachten ist aber, dass der Anteil an Gymnasiasten deutlich höher ausfällt als in der Hauptstichprobe, was durch Gewichtung auszugleichen versucht wurde. In Gebiet I gibt es hingegen bei zwei Faktoren signifikante Abweichungen zwischen Haupt- und Methodenstichprobe: In letztgenannter befinden sich erstens mehr nichtdeutsche Jugendliche; zweitens ist auch nach der Gewichtung der Anteil an Gymnasiasten hier signifikant erhöht. Dieser Befund ist erklärungsbedürftig, soll doch gerade über die Gewichtung versucht werden, derartige Verschiebungen auszugleichen. In Gebiet I gibt es einen relativ hohen Anteil an Schulen in freier Trägerschaft. Diese stellen eine eigene Schicht dar; d.h. die Auswahl von zu befragenden Klassen wurde nicht nur in der Schicht der Förderschulen, Hauptschulen usw. vorgenommen, sondern ebenso in der Schicht der freien Schulen. Die Gewichtung erfolgt immer für diese einzelnen Schichten. Im Gebiet gehören die freien Schulen aber unterschiedlichen Schulformen an, d.h. hier gibt es sowohl freie Real- als auch freie Gymnasien. In der Hauptbefragung wurden dabei mehr freie Realschulen, in der Methodenstudie mehr freie Gymnasien erreicht. Diese werden nach der Gewichtung der zugehörigen Schulform zugeteilt, d.h. freie Gymnasien werden als Gymnasien behandelt usw. Da in der Hauptstichprobe die freien Realschulen den Realschulen, in der Methodenstichprobe die freien Gymnasien den Gymnasien zugeteilt werden, existiert nach der Gewichtung die zu beobachtende Diskrepanz zwischen den Stichproben. Dies kann sich wiederum auf die Befunde zu den Bedingungsfaktoren auswirken.

Zu den Bedingungsfaktoren ergeben sich im Vergleich der Stichproben verschiedene signifikante Unterschiede. Folgende Veränderungen wurden dabei vorgenommen:

- Die Risikosuche wurde mit den bereits genannten vier Items, aber nur mit zwei Antwortkategorien abgefragt („stimmt nicht“, „stimmt“). Um einen Vergleich durchführen zu können, wurden die Antworten der Schüler der Hauptbefragung entsprechend transformiert.<sup>83</sup> Eine Reduktion der Skalenbreite geht, wie die Ergebnisse zu Gebiet II zeigen, tendenziell mit niedrigeren Mittelwerten einher, d.h. die Schüler bescheinigen sich dann selbst seltener eine Risikoaffinität.
- Auch die elterliche Gewalt in der Kindheit wurde nicht mehr sechsfach abgestuft abgefragt, sondern mit den Antwortkategorien „nein“ und „ja“ (bei ansonsten unveränderten Wortlaut der Übergriffsformen). Der Effekt ist sehr ähnlich: Auch hier werden zumindest in Gebiet II signifikant niedrigere Prävalenzen ermittelt. Beide Befunde (geringere Risikosuche, geringere elterliche Gewalt in der Methodenstichprobe in Gebiet II) bleiben im Übrigen erhalten, wenn demographische Faktoren in multivariaten Analysen kontrolliert werden.
- Die Bekanntschaft mit gewalttätigen Freunden wurde ebenfalls nur in Bezug auf die dargebotenen Antwortoptionen verändert (drei- bzw. sechsstufig). In Gebiet I hat dies zur Folge, dass der Anteil an Schülern mit Kontakten zu solchen Freunden signifikant niedriger in der Methodenstichprobe liegt als in der Hauptstichprobe; in Gebiet II er-

---

<sup>83</sup> Der Wert „4“ wurde zu „2“ umcodiert, der Wert „3“ zu „1 2/3“ usw.

geben sich allerdings keine Differenzen. Auch dieser Effekt bleibt unter Kontrolle der demographischen Zusammensetzung bestehen.

- Beim Schulschwänzen betraf die Änderung nicht die offerierten Antwortoptionen, sondern den Zeitraum, für den das Verhalten eingeschätzt werden sollte. In der Hauptstichprobe sollten die Jugendlichen ihr Verhalten in Bezug auf das letzte Jahr, in der Methodenstichprobe in Bezug auf den letzten Monat einschätzen. Erwartbar ist, wie sich dies auch in Gebiet I zeigt, eine niedrigere Prävalenzrate unter der letztgenannten Bedingung. Der Effekt ist aber nicht stabil, insofern sich in Gebiet II vergleichbare Ergebnisse nicht zeigen.
- Das gleiche Muster finden wir beim Alkoholkonsum, der sich signifikant zwischen den Stichproben des ersten Gebiets, aber nicht des zweiten Gebiets unterscheidet. Hier wäre jedoch kein solcher Effekt zu erwarten gewesen. Zwar erfolgte auch hier eine Veränderung des Zeitraums: Statt für die letzten zwölf Monate sollte für die letzten sechs Monate geantwortet werden. Die Antwortkategorien stimmen aber in beiden Fragebogenversionen überein; d.h. eine Person, die in den letzten zwölf Monaten „täglich“ getrunken hat, hat auch in den letzten sechs Monaten „täglich“ getrunken. Dennoch scheint die Veränderung des zu berichten Zeitraums die Befragten zu motivieren, geringere Konsumhäufigkeit zu berichten.
- Für das Berichten der eigenen Gewalttäterschaft ergeben sich keine signifikanten Effekte der Fragebogenmanipulation. Erneut wurden dabei nicht die Antwortkategorien, sondern die einzuschätzenden Zeiträume verändert. Die Jugendlichen sollten angeben, ob sie im Jahr vor der Befragung (2006 bzw. 2007) Gewalttaten begangen haben; im Hauptfragebogen ging es um die letzten zwölf Monate. Der etwas länger zurückliegende Zeitraum hat in Gebiet I zur Folge, dass sich etwas seltener an das Gewaltverhalten erinnert wird; in Gebiet II gibt es diesen Effekt nicht.

**Tabelle 5.4: Stichproben und Statistiken der Methodenstudie III (gewichtete Daten; in % bzw. Mittelwerte)**

	Gebiet I		Gebiet II	
	Hauptbefragung	Methodenstudie	Hauptbefragung	Methodenstudie
Anzahl Befragte	< 700	180	< 300	225
Rücklaufquote	47,7	52,2	49,6	53,4
Geschlecht: männlich	53,7	58,0	51,5	49,0
Herkunft: nichtdeutsch	<b>46,3</b>	<b>58,7</b>	16,9	15,7
Schulform: Gymnasium (gewichtet)	<b>35,9</b>	<b>43,4</b>	27,3	27,3
Schulform: Gymnasium (ungewichtet)	47,3	36,7	38,3	50,2
Anteil: abhängig von staatlichen Leistungen	13,5	14,0	34,1	29,9
Risikosuche (Mittelwert)	1.40	1.40	<b>1.39</b>	<b>1.34</b>
Elterngewalt Kindheit	19,7	19,7	<b>17,8</b>	<b>9,4</b>
Mind. einen gewalttätigen Freund	<b>57,1</b>	<b>49,3</b>	50,8	51,5
Schulschwänzen (mind. eine Stunde)	<b>55,2</b>	<b>44,6</b>	52,5	49,9
Alkoholkonsum: häufig	<b>27,0</b>	<b>11,9</b>	27,9	30,7
Gewaltprävalenz	16,0	12,4	19,8	19,2

Fett: Unterschiede signifikant bei  $p < .10$

Die Korrelationen zwischen den vorgestellten Faktoren und dem Gewaltverhalten fallen in beiden Gebieten in beiden Substichproben trotz der Unterschiede in den Prävalenzen weitestgehend gleich aus (ohne Abbildung). In beiden Gebieten in jeweils beiden Stichproben erhöht

die Risikosuche, die Bekanntschaft mit delinquenten Freunden, das Schulschwänzen und der Alkoholkonsum die Gewaltbereitschaft signifikant; signifikante Unterschiede in der Höhe der Korrelationen bestehen nicht. Das Erleben elterlicher Gewalt korreliert in der Hauptstichprobe in Gebiet I mit dem Gewaltverhalten signifikant und zudem signifikant stärker als in der zugehörigen Methodenstichprobe. In Gebiet I zeigt sich auch, dass das Geschlecht in der Hauptstichprobe schwächer, die nichtdeutsche Herkunft stärker mit dem Gewaltverhalten in Beziehung steht als in der Methodenstichprobe. In Gebiet II gibt es keinerlei signifikante Korrelationsunterschiede.

#### *Methodenstudie IV*

Die letzte Variation in den Fragebögen war im Gegensatz zu den bisher vorgestellten Studien nicht geplant. Ursprünglich wurden sowohl die Opfer- als auch die Täterschaften im Hauptfragebogen im Hinblick auf das Jahr 2006 erfragt; d.h. die Jugendlichen wurden bspw. gebeten anzugeben, wie häufig sie im Jahr 2006 in einem Laden etwas gestohlen haben. Die Entscheidung für die Abfrage eines Kalenderjahrs (und nicht der letzten zwölf Monate) hatte zwei Gründe: Erstens sollte ein Abgleich mit den Polizeilichen Kriminalstatistiken gesucht werden, die ebenfalls in Kalenderjahren berichtet werden. Zweitens sollte die Befragung bundesweit im März 2007 erfolgen, so dass davon ausgegangen werden konnte, dass die Erinnerung an das Jahr 2006 noch weitestgehend präsent war. Aufgrund von datenschutzrechtlichen Bedenken in verschiedenen Bundesländern wurde die Befragung aber zum Teil erst zwei bis drei Monate später durchgeführt; zum Teil wurde sie auch ganz ins Jahr 2008 verschoben. Die Fragebögen waren zum Zeitpunkt der Verschiebung aber bereits gedruckt, ein Neudruck war bei dieser großen Fallzahl nicht vertretbar. Insofern wurden die Fragebögen per Hand verändert; das „Jahr 2006“ wurde durch „letzte 12 Monate“ ersetzt (überklebt bzw. überstempelt). Bei der Eingabe der Fragebögen wurde festgestellt, dass nicht alle Fragebögen dementsprechend geändert wurden. Insgesamt 1.753 der 44.610 Fragebögen wurden nicht geändert. In die Auswertungen gingen diese Fragebögen aber mit ein. Ob sich dadurch systematische Verzerrungen ergeben haben könnten, lässt sich in drei Befragungsgebieten prüfen, in denen beide Fragebogenversionen (die geänderte und die nicht geänderte) in ausreichender Anzahl für einen Vergleich zum Einsatz kamen.

In Tabelle 5.5 sind die Gebiete aufgeführt. Die Anzahl an Befragten wird dabei wieder nicht exakt berichtet, um einer möglichen Deanonymisierung der Gebiete vorzubeugen; in jeder Gruppe befinden sich aber mindestens 100 Befragte. Zumindest in Gebiet I zeigt sich, dass die Nutzung ungeänderter Fragebögen mit höheren Gewaltprävalenzraten einherzugehen scheint. Dies widerspricht den Befunden der dritten Methodenstudie, in der ja hinsichtlich des Gewaltverhaltens ebenfalls nach dem Jahr und nicht nach den letzten zwölf Monaten gefragt wurde und in der keine signifikanten Unterschiede festgestellt werden konnten. Auch bei den anderen beiden Gebieten unterscheiden sich die Prävalenzraten in nicht unerheblicher Weise, wobei in Gebiet II ein zu Gebiet I und III gegenläufiger Unterschied festzustellen ist. Zu beachten ist aber gleichzeitig, dass in allen drei Gebieten die Zusammensetzung der Schüler der befragten Substichproben signifikant variiert. In den Gebiet I und III wurden mit der nicht geänderten Version weniger Gymnasiasten befragt als mit der geänderten Version. In Gebiet II verhält es sich wiederum umgekehrt.



**Tabelle 5.5: Stichproben und Statistiken der Methodenstudie IV (in %)**

	Gebiet I		Gebiet II		Gebiet III	
	Version „12 Monate“	Version „2006“	Version „12 Monate“	Version „2006“	Version „12 Monate“	Version „2006“
Anzahl Befragte	< 400	< 500	< 700	< 300	< 300	< 400
Geschlecht: männlich	<b>44,4</b>	<b>51,6</b>	<b>54,2</b>	<b>47,7</b>	49,1	50,4
Herkunft: nichtdeutsch	<b>14,2</b>	<b>20,8</b>	21,9	22,3	54,8	58,9
Schulform: Gymnasium (ungeachtet)	<b>65,0</b>	<b>14,1</b>	<b>25,7</b>	<b>51,3</b>	<b>59,9</b>	<b>22,5</b>
Anteil: abhängig von staatlichen Leistungen	<b>7,7</b>	<b>11,5</b>	8,7	6,8	17,0	16,0
Gewaltprävalenz	<b>8,3</b>	<b>15,4</b>	15,3	11,5	14,8	18,1

Fett: Unterschiede signifikant bei  $p < .10$

Aus diesem Grund haben wir mittels logistischer Regressionsanalysen die unterschiedliche Zusammensetzung der Substichproben kontrolliert. Die Ergebnisse sind in der nachfolgenden Tabelle 5.6. dargestellt. In den jeweils ersten Modellen ist nur die Variable aufgenommen, die die Fragebogenversion enthält. Es zeigt sich, wie bereits in der obigen deskriptiven Analyse, dass in Gebiet I die Schüler mit dem ungeänderten Fragebogen eine signifikant höhere Gewaltbereitschaft aufweisen als die Schüler mit dem geänderten Fragebogen; in Gebiet III verhält es sich ähnlich, in Gebiet II umgekehrt (jeweils nicht signifikant). Berücksichtigen wir nun, dass die Fragebogenänderung mit dem Schulniveau und anderen demographischen Faktoren variiert, dann reduziert sich der Effekt der Fragebogenversion und ist nunmehr in allen drei Gebieten nicht signifikant. Dies entspricht dem Befund aus der dritten Methodenstudie. Insofern kann gefolgert werden, dass die simultane Auswertung von geänderten und nicht geänderten Fragebögen für die verschiedenen Analysen im ersten und in diesem zweiten Forschungsbericht unproblematisch ist.

**Tabelle 5.6: Die Fragebogenversion als Bedingungsfaktor des selbstberichteten Gewaltverhaltens – logistische Regressionsanalysen (abgebildet: Exp(B))**

	Gebiet I		Gebiet II		Gebiet III	
	I	II	I	II	I	II
Version „2006“	<b>2.027</b>	1.231	0.717	0.879	1.279	1.164
Geschlecht: männlich		<b>3.902</b>		<b>4.633</b>		<b>3.559</b>
Herkunft: nichtdeutsch		<b>2.695</b>		<b>1.912</b>		<b>1.528</b>
Schulform: Gymnasium		<b>0.514</b>		<b>0.476</b>		0.708
Anteil: abhängig von staatlichen Leistungen		1.117		1.285		<b>1.839</b>
Anzahl Befragte	< 800	< 800	< 900	< 900	< 700	< 700
Nagelkerkes R <sup>2</sup>	.024	.153	.004	.138	.003	.117

Fett: signifikant bei  $p < .10$

Die Ergebnisse in den Modellen bestätigen zudem, dass Jungen drei- bis fünfmal häufiger Gewalttäter sind und dass nichtdeutsche Schüler mindestens 1,5mal häufiger als Gewalttäter in Erscheinung treten. Gymnasiasten haben in zwei der drei Gebiete signifikant seltener Gewalttaten ausgeführt; die Abhängigkeit von staatlichen Leistungen geht nur in Gebiet III mit einer erhöhten Gewaltbereitschaft einher.

### 5.1.3. Zusammenfassung

Anliegen der Methodenstudien war es, Informationen zum Antwortverhalten der Jugendlichen zu gewinnen. Im Wesentlichen wurde die Frage untersucht, ob die Antworten der Jugendlichen vom präsentierten Frage-Stimulus bzw. vom präsentierten Fragebogen abhängen. Dabei handelt es sich nur um einen Aspekt der Verlässlichkeit der selbstberichteten Angaben. Andere Aspekte konnten hier nicht untersucht werden, so z.B. die Frage inwieweit die Antworten verlässlich in dem Sinne sind, dass von den Jugendlichen die Wahrheit (abgeglichen über Einschätzungen externer Beobachter) berichtet wird. Hierzu sind andere methodische Herangehensweisen erforderlich, die wir bislang im Rahmen der verschiedenen Schülerbefragungsprojekte nicht verfolgen konnten.

Die Erkenntnisse aus den präsentierten Studien sind noch in einer weiteren Hinsicht begrenzt: Es haben nur in wenigen Gebieten unter insgesamt wenigen Befragten Zusatzerhebungen stattgefunden. Mit kleinen Stichproben geht einerseits ein erhöhtes Risiko einher, demographisch unterschiedlich zusammengesetzte Stichproben zu erhalten, wie dies auch teilweise der Fall war. Ein Überhang an männlichen oder gering gebildeten Befragten kann dann in nicht unerheblicher Weise die Schätzung von Gewaltprävalenzraten beeinflussen. Zweitens ist die Untersuchung seltener Verhaltensweisen (wie dem Gewaltverhalten) mittels kleiner Stichproben grundsätzlich fehleranfälliger, da die zufällige Auswahl einer gering oder einer hoch belasteten Klasse (bei insgesamt nur fünf bis 14 Klassen in den einzelnen Methodenstudien) stärker ins Gewicht fällt als wenn mehrere hundert Klassen befragt werden. Aus den genannten Gründen sollten die Ergebnisse zurückhaltend interpretiert werden.

Was können wir aus den vier Methodenstudien lernen? Zwei Ergebnisse haben sich als besonders stabil erwiesen: Erstens ist die Untersuchung von Zusammenhangsanalysen weitestgehend unabhängig davon, in welcher Weise zentrale Bedingungsfaktoren abgefragt werden. Wir haben u.a. bei der Erfassung der Risikosuche die Antwortformate zweimal variiert, die Zusammenhänge mit dem Gewaltverhalten blieben erhalten. Wir haben die Anzahl gewalttätiger Freunde einmal geschlossen (mit unterschiedlichen Antwortvorgaben) und einmal offen erfragt, die Korrelationen mit der selbstberichteten Gewalt zeigten sich immer. Gleiches gilt für andere Bedingungsfaktoren. Ein zweites wichtiges Ergebnis ist, dass die Antworten zum Gewaltverhalten unabhängig davon sind, ob dieses für das letzte Jahr vor der Befragung (Jahr 2006 bzw. 2007) bzw. für die letzten zwölf Monate berichtet werden soll. Insofern ist die Verzögerung in der Befragungsdurchführung, die wir aufgrund datenschutzrechtlicher Bedenken hatten und die sich auf die eingesetzten Fragebögen auswirkte, für die durchgeführten Auswertungen weitestgehend folgenlos.

Hinsichtlich der anderen Fragebogenvariationen zeigten sich hingegen keine stabilen Effekte. Die Länge des eingesetzten Fragebogens hat eher keinen Einfluss auf das Antwortverhalten; z.T. wurden mit dem Kurzfragebogen etwas höhere Prävalenzraten beobachtet. Die Veränderung des Designs des Fragebogens, d.h. der weitgehende Verzicht auf offene Fragen und der Einsatz geschlossener Fragen, beeinflusst die Jugendlichen ebenfalls eher nicht in ihrem Antwortverhalten; tendenziell fallen die Prävalenzraten bei offenen Antworten etwas niedriger aus. Verkürzte Antwortoptionen (z.B. statt vier, zwei Antwortkategorien) und verkürzte Zeiträume, für die ein Verhalten eingeschätzt werden soll (z.B. letzte sechs Monate statt letzte zwölf Monate), gehen ebenfalls mit niedrigeren Prävalenzraten einher. Bei all diesen Befun-

den ist aber zu betonen, dass sich nicht für jeden betrachteten Bedingungsfaktor gleichgerichtete Effekte zeigten und dass auch nicht in jeder Substichprobe die Beziehungen in der gleichen Weise zu beobachten waren.

Zusammengefasst lässt sich folgern, dass die Verlässlichkeit der Angaben der Jugendlichen gegeben ist, zumindest was die Unabhängigkeit der Antworten von der Länge des Fragebogens oder den konkret präsentierten Antwortvorgaben anbelangt. Hinsichtlich anderer Aspekte der Verlässlichkeit der Angaben erscheinen weitere Methodenstudien notwendig.

## 5.2. Delinquente Freunde und Gewaltverhalten<sup>84</sup>

### 5.2.1. Einführende Überlegungen und theoretische Ansätze

Jugendgewalt und andere Formen der Jugenddelinquenz sind ein Gruppenphänomen. Rabold et al. (2008, S. 46) berichten bspw. auf Basis einer Schülerbefragung in Hannover, dass 74,0 % der Täter von Körperverletzungen zusammen mit mindestens einer weiteren Person gehandelt haben, nur 26,0 % haben dieses Delikt allein verübt. Bei vandalistischen Taten betrug der Anteil alleinhandelnder Täter sogar nur 6,2 %, beim Graffiti-sprühen 5,1 %. Auch andere Dunkelfeldbefragungen unter Jugendlichen belegen, dass Jugenddelinquenz bevorzugt aus Gruppen heraus begangen wird (vgl. Baier/Wetzels 2006). Im ersten Forschungsbericht konnten wir damit übereinstimmend zeigen, dass Jugendliche, die in ihrem Freundesnetzwerk mehr als fünf delinquente Freunde haben, über 50mal häufiger zu den Mehrfachgewalttätern gehören als Jugendliche, die keine solchen Freunde kennen. Der Kontakt mit delinquenten Freunden erweist sich damit zumindest im Jugendalter als einer der wichtigsten Einflussfaktoren delinquenten Verhaltens. Agnew (1991, S. 47) formuliert dies folgendermaßen: „Perhaps the most consistent finding in the literature on the causes of delinquency is that adolescents with delinquent peers are more likely to be delinquent themselves“. Genauso äußert sich Warr (2002, S. 40): „No characteristic of individuals known to criminologists is a better predictor of criminal behavior than the number of delinquent friends an individual has.“

Verschiedene theoretische Ansätze versuchen zu erklären, warum der Kontakt mit delinquenten Freunden einen solch starken Einfluss auf die Verhaltensbereitschaft von Jugendlichen ausübt. Zu unterscheiden sind dabei Ansätze, die der Zugehörigkeit einen eigenständigen Verstärkungseffekt zuschreiben (Freundesgruppe als Sozialisationsinstanzen), von Ansätzen, die die Zugehörigkeit als Ergebnis einer vorangegangenen Fehlentwicklung sehen. Der Kontakt mit delinquenten Freunden ist in dieser zweiten Sichtweise Ergebnis einer mehr oder weniger bewussten Entscheidung zum Anschluss an delinquente Gruppen (Selektion), ein eigenständiger Verstärkungseffekt existiert nicht.

#### *Differenzielle Assoziation und differenzielles Lernen*

Prominente Ansätze, die der ersten Sichtweise folgen, sind die Lerntheorien von Sutherland (1968) und Akers (1998). Die Ansätze basieren auf drei Annahmen: Erstens gehen sie davon aus, dass es in der Gesellschaft mehrere, parallel existierende Normen- und Wertesysteme gibt. In einigen Subkulturen werden delinquente Lebensstile aufrecht erhalten. Die differenzi-

---

<sup>84</sup> Dieser Abschnitt stellt eine gekürzte Version des Beitrags von Baier et al. (2010) dar.

elle Organisation der Gesellschaft hat zur Folge, dass Individuen sowohl Erfahrungen mit normenkonformen als auch mit normenabweichenden Einstellungen und Verhaltensweisen sammeln können. Die zweite Annahme ist, dass Normenabweichung ebenso wie Normenkonformität ein Resultat eines Lernprozesses ist. Wenn abweichende Lernerfahrungen überwiegen, dann steigt das Risiko, dass sich eine Person abweichend verhält. Drittens wird postuliert, dass hauptsächlich über Interaktionen mit anderen Individuen gelernt wird. Das Erlernen delinquenten Verhaltens findet in engen, persönlichen Beziehungen bzw. auf Basis der Einbindung in intime Gruppen statt.

Über die Prozesse, die beim Erlernen von Delinquenz genau eine Rolle spielen, vertreten Sutherland und Akers allerdings verschiedene Annahmen. Sutherland (1968) geht davon aus, dass „infolge des Überwiegens der die Verletzung [von Gesetzen; d.A.] begünstigenden Einstellungen über jene, die Gesetzesverletzungen negativ beurteilen“ (S. 396), die Delinquenzbereitschaft erhöht wird. Entscheidend sind also von den Interaktionspartnern vertretene Einstellungen bzw. Definitionen, die die Einstellungen einer Person beeinflussen; die eigenen Einstellungen bedingen wiederum das Verhalten. Für Akers (1998) hingegen ist das gezeigte Verhalten der Interaktionspartner entscheidend. Gelernt wird einerseits auf Basis von Imitation, andererseits auf Basis differenzieller Verstärkung; d.h. dass das kriminelle Verhalten von Vorbildern, insbesondere wenn es erfolgreich war, nachgeahmt wird oder dass das eigene kriminelle Verhalten durch Personen im nahen Umfeld positiv sanktioniert und damit verstärkt wird. Allerdings geht auch Akers (1998) davon aus, dass sich über die Ausübung des Verhaltens kognitive Bewertungen („definitions“) verändern.

### *Netzwerkeigenschaften*

Bereits Sutherland (1968) vermutet, dass nicht alle Personen im Netzwerk an Verwandten und Bekannten einen gleichen Stellenwert bei der Ausbildung delinquenzbezogener Einstellungen haben. Inwieweit Kontakte mit anderen für den Einzelnen relevant sind, hängt von der Häufigkeit, der Dauer, der Priorität und der Intensität des Kontakts ab. Lebensgeschichtlich frühe sowie sehr enge Bindungen bspw. in der Familie haben daher einen besonders starken Einfluss auf die Ausbildung delinquenter Einstellungen.

Die Annahme, dass der Einfluss der Personen im Umfeld von Jugendlichen mit der Beziehungsstärke bzw. Beziehungsqualität variiert, hat in den letzten Jahren vermehrt Aufmerksamkeit erfahren. Dabei wird vor allem auf sozialkapitaltheoretische Überlegungen zurückgegriffen (vgl. Baier/Nauck 2006). Freunde stellen Ressourcen dar, die Handeln vereinfachen können. Der Zugriff auf die Ressourcen (z.B. Informationen, Güter, Verpflichtungen) ist davon abhängig, welche Position der Einzelne im Freundesnetzwerk hat bzw. wie das Netzwerk insgesamt beschaffen ist. Drei Eigenschaften von Netzwerken werden dabei diskutiert: die Dichte, die Lokation (insbesondere die Zentralität) und die Beliebtheit einzelner Personen im Netzwerk (vgl. Haynie 2001). In dichten Netzwerken, in denen viele direkte Beziehungen zwischen den Mitgliedern bestehen, können Ressourcen schnell und unkompliziert getauscht werden. Zugleich kann das Verhalten des Einzelnen effektiver kontrolliert werden. Gleiches gilt für Netzwerkmitglieder in zentralen Positionen bzw. für Netzwerkmitglieder, die beliebt sind: Sie sind mit vielen anderen Freunden vernetzt und werden von diesen auch als enger Freund betrachtet. Dies erleichtert den Austausch von Ressourcen, macht das Handeln aber zugleich abhängiger von den Peers, deren Erwartungen und Ansprüchen.

Dichte, Zentralität und Popularität von Freundesnetzwerken sind für sich genommen allerdings noch keine Prädiktoren für delinquentes Verhalten. Entscheidend ist die Kultur, die im Netzwerk aufrecht erhalten wird: „Integration within a friendship network will be associated with delinquency depending on the behavior of the network (pro- or antidelinquent), and structural properties of the friendship network will maximize or minimize this association“ (Haynie 2001, S. 1026). Übersetzt in eine lerntheoretische Sichtweise bedeutet dies: Freunde spielen für das Erlernen delinquenten Verhaltens vor allem dann eine Rolle, wenn in einem Freundesnetzwerk viele delinquente Vorbilder vorhanden sind, zu denen ein enger Kontakt besteht. Wenn ein Jugendlicher in einem solchen Netzwerk eine zentrale Position besetzt und wenn er von den anderen Mitgliedern in dieser Position auch anerkannt wird. Eher locker assoziierte Mitglieder delinquenter Gruppen werden seltener das Verhalten der Freunde nachahmen. Zentralen und beliebten Mitgliedern nicht delinquenter, dichter Netzwerke fehlt die Möglichkeit zum Erlernen delinquenten Verhaltens mehr oder weniger gänzlich.

Diese Überlegungen zur Beschaffenheit von Freundesnetzwerken wurden in verschiedenen empirischen Studien geprüft. Haynie (2001) berichtet, dass delinquentes Verhalten umso wahrscheinlicher ist, je dichter das Netzwerk beschaffen ist und je mehr delinquente Freunde sich darin befinden. Für die Zentralität und die Popularität fallen die Zusammenhänge jedoch schwächer aus. Möglicherweise wird in kohäsiven, mit zahlreichen delinquenten Freunden besetzten Gruppen (Gangs) ein höherer Druck auf den Einzelnen ausgeübt, sich delinquent zu verhalten.

### *Routineaktivitäten in der Freizeit*

Der Einfluss delinquenter Freundesgruppen lässt sich neben Lernprozessen auch auf das Wirken anderer Faktoren zurückführen. In der Literatur können noch mindestens zwei weitere Ansätze identifiziert werden, die davon ausgehen, dass delinquente Peergruppen einen eigenständigen Verstärkungseffekt besitzen: die Theorie der Routineaktivitäten und sozialpsychologische Forschungen zum Einfluss von Gruppenkontexten auf individuelles Verhalten.

Die Theorie der Routineaktivitäten wurde von Cohen und Felson (1979) ausgearbeitet. Damit Kriminalität stattfinden kann, braucht es entsprechend der Autoren folgende Bedingungen: motivierte Täter, geeignete Opfer und die Abwesenheit von Schutzeinrichtungen. Wenn diese drei Faktoren zusammen kommen, ergeben sich günstige Gelegenheiten für kriminelle Taten. Verschiedene außerhäusliche Routineaktivitäten erhöhen das Risiko, dass sich entsprechende Gelegenheiten bieten. Dies ist, so die Annahme von Osgood et al. (1996), vor allem dann der Fall, wenn Freizeit unstrukturiert im öffentlichen Raum verbracht wird („Herumhängen“). Besuchen Jugendliche hingegen z.B. Vereine oder lernen zu Hause für die Schule, so sind sie häufiger der Kontrolle durch Erwachsene ausgesetzt, es ergeben sich weit seltener Gelegenheiten für delinquentes Verhalten. Die sich daran anschließende These ist, dass delinquente Freundesgruppen besonders häufig ihre Freizeit unstrukturiert in Abwesenheit von kontrollierenden Erwachsenen verbringen.

Die vorhandenen empirischen Befunde stützen die Annahmen der Theorie der Routineaktivitäten. So operationalisieren Osgood et al. (1996) bspw. die unstrukturierte Freizeit mittels vier Aktivitäten: mit dem Auto herumfahren, sich mit Freunden treffen, auf Partys gehen, abends

raus gehen. Starke Zusammenhänge mit verschiedenen delinquenten Verhaltensweisen weisen das Besuchen von Parties sowie das abendliche Rausgehen auf. Jugendliche, die sich für öffentliche Angelegenheiten einsetzen, weisen demgegenüber ein signifikant niedrigeres Delinquenzniveau auf.

Anzunehmen ist, dass Jugendliche in delinquenten Freundesgruppen nicht nur öfter auf Straßen oder öffentlichen Plätzen, in Einkaufszentren usw. „herumhängen“, sondern dass auch andere Verhaltensweisen öfter im Rahmen der Freizeitgestaltung ausgeführt werden (vgl. u.a. Goldberg 2003, S. 99ff). Verwiesen werden kann u.a. auf den Alkoholkonsum, mit dessen Hilfe relativ ereignisarme Zeiträume anregungsreich gestaltet werden können.

### *Gruppenprozesse*

Die Erkenntnisse zu den Netzwerkeigenschaften machen darauf aufmerksam, dass Gruppenstrukturen die individuelle Delinquenzbereitschaft bedingen können. Auch die sozialpsychologische Forschung hat bereits sehr früh herausgestellt, dass sich Menschen in Gegenwart von Gruppen anders verhalten als ohne deren Gegenwart. Gruppen, und damit auch Freundesgruppen, können in verschiedener Hinsicht Auslöser für delinquentes Verhalten sein.

Laut Tajfel (1982) setzt sich die Identität eines Menschen aus einem personalen und einem sozialen Teil zusammen. Zur sozialen Identität gehören die Gruppen, denen wir angehören bzw. denen wir uns zugehörig fühlen. Die Unterscheidung in Fremd- und Eigengruppe kann bereits zur Abwertung der Fremdgruppe führen. Diese Abwertung erfolgt vor allem dann, wenn die Eigengruppe bedroht ist. Bedrohungen bzw. Bedrohungswahrnehmungen sind ein Auslöser für Intergruppenkonflikte, die gewalttätig ausgetragen werden können. Personen handeln in diesen Fällen nicht mehr als Individuen, sondern als Gruppenmitglied; sie vertreten nicht ihre eigenen Interessen, sondern die Interessen ihrer Gruppe.

Ein entsprechendes Verhalten wird durch den Konformitätsdruck begünstigt, der innerhalb von Gruppen aufgebaut werden kann. Um Gefühle der Dissonanz zu vermeiden, passen sich Mitglieder einer Gruppe den geltenden Einstellungen und Verhaltensweisen an. In Gruppen mit einer hierarchischen Struktur und einem expliziten Führer – Merkmale, die für eine Gang charakteristisch sind – sind die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass aus Konformität Gehorsam wird. In solchen Konstellationen führen die Gruppenmitglieder auch Handlungen aus, die ihren grundlegenden Überzeugungen widersprechen.

In Gruppen können noch weitere Prozesse auftreten, die mit Begriffen wie Deindividuation, Verantwortungsdiffusion oder Gruppendynamik umschrieben werden (vgl. u.a. Bierhoff 2000). Gemeinsam ist all diesen Prozessen, dass sie bei Individuen Hemmungen abbauen „und durch einen Verlust an Selbstaufmerksamkeit gekennzeichnet sind. Dieser Zustand tritt bei Anonymität auf und geht mit einem Verlust der individuellen Verantwortung einher“ (ebd. S. 372).

### *Sozialisation vs. Selektion*

Den bisher vorgestellten Ansätzen ist gemeinsam, dass die Zugehörigkeit zu delinquenten Freundesgruppen als eigenständiger Verstärkungsfaktor von Jugenddelinquenz betrachtet

wird. Diese Sichtweise wird verschiedentlich in Zweifel gezogen. Der Zusammenhang zwischen der Gruppenzugehörigkeit und der Delinquenzbereitschaft beruht, so die alternative Auffassung, ausschließlich auf Selektionseffekten, d.h. Jugendliche mit bestimmten Merkmalen (die auch die Bereitschaft zum Begehen von Straftaten beeinflussen) schließen sich häufiger zu delinquenten Freundesgruppen zusammen.

Glueck und Glueck (1950) haben diesen Effekt mit dem Sprichwort „birds of a feather flock together“ (etwa: gleich und gleich gesellt sich gern) umschrieben. Hirschi (1969) hat hierfür die theoretische Begründung geliefert. Seines Erachtens sind delinquente Personen unfähig, tiefe Bindungen („attachment“) mit anderen Menschen einzugehen. Versuche, Beziehungen zu anderen, nicht delinquenten Menschen aufzubauen, werden von diesen zurückgewiesen. Wenn sie Freundschaften aufbauen, dann können sie dies nur zu ebensolchen Peers tun. Diese sind, wie sie selbst, nicht nur gering an andere Menschen gebunden, sondern zugleich auch gering gebunden an gesellschaftliche Konventionen, an gesellschaftliche Normen und Werte. Es handelt sich mithin um Personen, die per se einem höheren Risiko delinquenten Verhaltens ausgesetzt sind. Ihr Zusammenschluss zu delinquenten Freundesgruppen ist kein Schritt, der neue Voraussetzungen für ihr delinquentes Engagement schafft.

Die Frage, ob es sich beim Zusammenhang zwischen der Peergruppenzugehörigkeit und dem Gewaltverhalten tatsächlich nur um einen Selektionseffekt handelt, hat zu zahlreichen Forschungsaktivitäten geführt, wobei zur Beantwortung insbesondere Längsschnittstudien herangezogen wurden. Die Ergebnisse dieser Studien widersprechen sich teilweise. Matsueda und Anderson (1998) berichten, dass delinquente Freunde durchaus die eigene Delinquenzbereitschaft erhöhen; umgekehrt gilt aber auch, dass vorausgegangene Delinquenz den Anschluss an delinquente Gruppen wahrscheinlicher macht. Im direkten Vergleich von Sozialisations- und Selektionseffekt erweist sich der Selektionseffekt als etwa doppelt so stark. Im Gegensatz dazu verweisen Elliott und Menard (1996) darauf, dass das kriminelle Verhalten von Jugendlichen erst dann zunimmt, wenn sie sich einer delinquenten Gruppe anschließen; vor dem Anschluss sind die Delinquenzniveaus vergleichbar mit den Niveaus der Jugendlichen, die sich später keiner Gruppe anschließen. Eine solche Veränderung der Delinquenzbereitschaft scheint vor allem dann zu existieren, wenn ein Anschluss an eine Gang erfolgt: Thornberry et al. (1993) zeigen, dass Gang-Mitglieder vor ihrem Anschluss und nach ihrem Ausstieg keine höheren Delinquenzraten aufweisen. Auch Klein et al. (2006) kommen zu diesem Befund. Sie belegen darüber hinaus, dass dieser Einfluss der Gang-Mitgliedschaft nicht allein mit den in Gangs häufiger vorhandenen Kontakten zu delinquenten Freunden begründet werden kann, also kein reiner Lerneffekt ist.

Delinquente Freundesgruppen können deshalb vor allem dann als eigenständige Verstärkungsfaktoren von Jugenddelinquenz betrachtet werden, wenn sie Eigenschaften einer Gang aufweisen. Eine Gang ist eine „durable, street-oriented youth group whose involvement in illegal activity is part of their group identity“ (Esbensen/Weerman 2005, S. 8). Als weitere Merkmale gelten eine interne Hierarchie (mit erkennbarem Anführer), eine eigene Identität, Erkennungszeichen (Gruppenname, Sprachstil) und Verhaltensregeln (vgl. Fuchs/Luedtke 2008). In der Vergangenheit wurden die Streetgangs überwiegend als amerikanisches Problem betrachtet. Kulturvergleichende Studien belegen aber, dass auch in Europa entsprechende Formierungen zu beobachten sind (Klein et al. 2006).

## *Ursachen des Anschlusses an delinquente Freundesgruppen und Gangs*

Über die Ursachen des Anschlusses an delinquente Freundesgruppen und Gangs existiert eine breite Forschungsliteratur (vgl. Esbensen/Weerman 2005, Thornberry 1998). Einigkeit besteht darin, dass – wie bei vielen anderen Verhaltensweisen – keine monokausalen Erklärungen möglich sind. Es wird im Wesentlichen auf vier Einflussbereiche verwiesen: die Familie, die Persönlichkeit, die Schule und die Nachbarschaft.

Die Familie wird in erster Linie aufgrund der in ihr gepflegten Erziehungsstile für einen Anschluss an delinquente Freunde verantwortlich gemacht. So fördert ein von Gewalt geprägter Erziehungsstil die Entstehung gewaltaffiner Persönlichkeiten, die dann wiederum häufiger entsprechend strukturierte Freundeskreise suchen. Wetzels und Enzmann (1999) können dementsprechend empirisch belegen, dass „Jugendliche aus gewaltbelasteten Familien [...] eine Tendenz dazu [haben; d.A.], sich in Gleichaltrigengruppen zusammenschließen, die Gewalt befürworten“ (S. 129). Daneben erweist sich elterliche Supervision als entscheidend dafür, einen Anschluss an delinquente Gruppen zu verhindern (Warr 2005). Auch Knoester et al. (2006) belegen einen starken Einfluss der Eltern auf die Netzwerke ihrer Kinder: Eine gute Eltern-Kind-Bindung, die sich u.a. über gemeinsame Unternehmungen abbildet, eine bewusste Auswahl des Wohnquartiers und ein hohes elterliches Kontrollverhalten schützen vor dem Anschluss an delinquente Freundesgruppen.

Aus dem Bereich der Persönlichkeitseigenschaften wird vor allem eine niedrige Selbstkontrolle als Ursachenfaktor eines Anschlusses diskutiert. Gottfredson und Hirschi (1990) vertreten die Ansicht, dass eine delinquente Gruppenzugehörigkeit im Wesentlichen darauf zurückzuführen ist, dass Menschen mit niedriger Selbstkontrolle kaum andere Beziehungen offen stehen. Simons et al. (2007) belegen hiermit übereinstimmend, dass ein Anschluss an deviante Peers durch niedrige Selbstkontrolle begünstigt wird. McGloin und O’Neill Shermer (2009) können dies bestätigen, weisen aber auch darauf hin, dass der Zusammenhang zwischen delinquenter Peergruppenzugehörigkeit und delinquentem Verhalten nach Berücksichtigung der Selbstkontrollfähigkeiten bestehen bleibt.

Dass auch Nachbarschaften Einfluss auf die Entstehung von delinquenten Freundesgruppen nehmen, wird im Rahmen der Desorganisationstheorie begründet (Sampson/Groves 1989). In Stadtteilen, die durch eine hohe Armutquote, eine hohe Einwohnerfluktuation oder eine hohe ethnische Heterogenität gekennzeichnet sind, besteht ein geringeres Maß sozialen Zusammenhalts und sozialer Kontrolle. Jugendliche, die sich abweichend verhalten, werden nicht sanktioniert. Ebenso wird bei Zusammenschlüssen solcher Jugendlicher zu delinquenten Freundesgruppen seltener eingegriffen. Für Jugendliche in diesen Stadtteilen ist der Anschluss und der Aufstieg innerhalb einer Straßengang oftmals der einzige Weg, Status und Ehre zu erlangen (vgl. Anderson 1999), da aufgrund ihrer geringeren Kapitalausstattung die gesellschaftlich institutionalisierten Wege zu Status und Ehre (Bildung, Berufstätigkeit) oftmals nicht beschritten werden können. Haynie et al. (2006) können diese Überlegungen empirisch bestätigen: Jugendliche in benachteiligten Stadtteilen finden eher Anschluss an delinquente Freundesgruppen.

Studien, die multivariate Erklärungsmodelle prüfen, belegen darüber hinaus auch einen Einfluss schulischer Faktoren. So zeigt die Längsschnittstudie von Hill et al. (1999), dass



schlechte Schulleistungen zur Folge haben, dass Anerkennung in der Freizeit in delinquenten Gruppen gesucht wird. In die gleiche Richtung wirkt sich eine geringe Schulbindung aus (un- gern zur Schule gehen, mit Lehrern nicht zurecht kommen).

### 5.2.2. Empirische Befunde

Die Zugehörigkeit zu einer delinquenten Freundesgruppe bzw. die Bekanntschaft mit delin- quenten Peers wurde in der Schülerbefragung 2007/2008 über drei verschiedene Wege er- fragt:

1. Die Jugendlichen wurden gebeten anzugeben, ob sie eine Freundesgruppe haben, mit der sie auch außerhalb der Schule Zeit verbringen. Schüler, die dem zustimmten, soll- ten im Anschluss berichten, welchen Tätigkeiten diese Gruppe nachgeht.
2. Es wurde danach gefragt, wie viele Freunde die Jugendlichen kennen, die in den letz- ten 12 Monaten delinquente Dinge getan haben (Ladendiebstahl, Raub, Körperverlet- zung, Sachbeschädigung, Drogenhandel).
3. Die Schüler sollten zu ihren fünf besten Freunden berichten, ob diese schon einmal al- lein absichtlich jemanden geschlagen und verletzt haben.

Grundsätzlich gibt es einen großen Überschneidungsbereich zwischen diesen Abfragen: Ein bester Freund (Abfrage 3), der eine Körperverletzung begangen hat, kann auch als delinquen- ter Freund entsprechend der Abfrage 2 genannt werden und Mitglied der Freundesgruppe (Abfrage 1) sein. Dennoch handelt es sich um partiell unabhängige Einschätzungen, insofern der Einfluss bester Freunde, weitläufigerer Freunde und Freundesgruppenzugehörigkeiten bis hin zur Mitgliedschaft in Gangs untersucht werden kann.

Um die Zugehörigkeit der Jugendlichen zu einer delinquenten Freundesgruppe zu bestimmen, soll zunächst auf die erste Abfrage zurückgegriffen werden. Die Jugendlichen, die angegeben haben, zu einer Freundesgruppe zu gehören, sollten beurteilen, inwieweit die in Tabelle 5.7 aufgeführten Verhaltensweisen in ihrer Gruppe ausgeführt werden oder nicht.<sup>85</sup> Deutlich wird, dass etwa ein Drittel der Befragten bestätigte, dass durchaus auch einmal etwas Verbotenes in der Gruppe getan wird, schwere Delinquenz stellt aber die Ausnahme dar. Entsprechend einer Faktoren- und Reliabilitätsanalyse zeigt sich, dass alle Aussagen zu einer Mittelwertskala „delinquente Aktivitäten“ zusammengefasst werden können. Jugendliche, die angaben, keine der Aktivitäten in ihrer Gruppe ausgeführt zu haben, können als „nicht delinquent“ eingestuft werden; Jugendliche, deren Freundesgruppe diese Aktivitäten zumindest sporadisch ausüben (Mittelwert bis 2,5) gelten als „delinquent“; wenn im Durchschnitt alle Aktivitäten ausgeführt werden (Mittelwert über 2,5), kann von einer Zugehörigkeit zu einer hoch delinquenten Gruppe ausgegangen werden, für die wir auch die Bezeichnung „Gang“ nutzen.

---

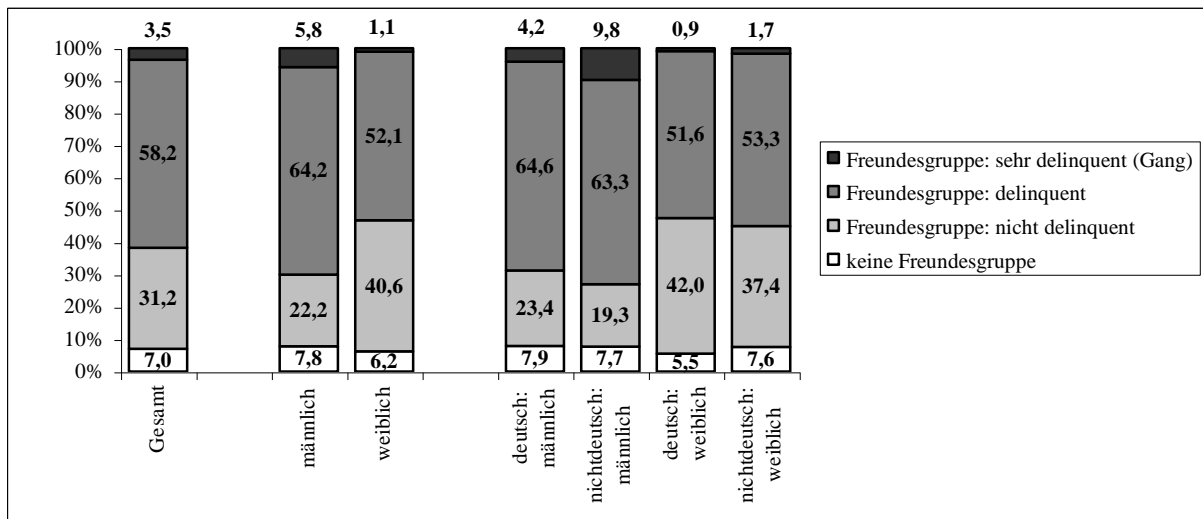
<sup>85</sup> Die Einschätzungen konnten zwischen „1 – stimmt nicht“ bis „4 – stimmt genau“ abgestuft werden.

**Tabelle 5.7: Skala zur Erfassung der Aktivitäten der Freundesgruppe (nur Befragte mit Freundesgruppe; gewichtete Daten)**

	Mittelwert	Anteil „stimmt eher“ und „stimmt genau“ (in %)	Standardabweichung	Faktorladung	Trennschärfe
Wir beschaffen uns Geld durch Diebstahl oder Raub.	1.09	2,1	0.40	.77	.52
Um Spaß zu haben, tun wir auch schon mal etwas Verbotenes.	2.11	34,3	1.02	.67	.46
Wir prügeln uns mit anderen Gruppen.	1.29	7,2	0.67	.79	.56
Wir handeln mit Drogen.	1.16	4,4	0.55	.77	.51
Skala	1.42	-	0.51	-	-

Abbildung 5.1 zeigt, dass 3,5 % aller befragten Jugendlichen einer sehr delinquenten Freundesgruppe (Gang) angehören. Dies liegt unterhalb des Wertes, der für andere europäische Länder bzw. für die USA berichtet wird. So berichten bspw. Esbensen und Weerman (2005) in ihrer Studie unter durchschnittlich 14jährigen, dass in den Niederlanden sechs, in den USA acht Prozent aller Jugendlichen Gang-Mitglieder sind. Erkennbar ist zugleich auch, dass nur eine Minderheit aller Jugendlichen keinen Kontakt zu delinquenten Freunden hat: 7,0 % der Schüler haben keine Freundesgruppe (und daher keinen Kontakt), 31,2 % haben eine Freundesgruppe in der keine der delinquenten Verhaltensweisen verübt werden. Männliche Befragte gehören häufiger einer delinquenten Freundesgruppe an; zudem ist eine Zugehörigkeit zu einer Gang etwa fünfmal so häufig unter männlichen wie unter weiblichen Befragten zu beobachten. Befragte nichtdeutscher Herkunft sind etwa doppelt so häufig Mitglied in einer Gang. Erwähnenswert ist, dass immerhin jeder zehnte nichtdeutsche Junge einer Gang angehört.<sup>86</sup>

**Abbildung 5.1: Jugendliche in Freundesgruppen (in %; gewichtete Daten)**



Um das Gewaltverhalten zu messen, wurde die Ausübung folgender Taten bezogen auf die letzten zwölf Monate erfragt: einfache Körperverletzung (alleine jemanden geschlagen und verletzt), schwere bzw. gefährliche Körperverletzung (zusammen jemanden geschlagen und verletzt, jemandem mit Waffe verletzt), Raub (mit Gewalt jemandem etwas entrissen) und Erpressungen (unter Androhung von Gewalt jemandem etwas weggenommen). Insgesamt

<sup>86</sup> Nicht in Abbildung 5.1 dargestellt ist, dass die Zugehörigkeit zu Gangs in Großstädten signifikant verbreiteter ist als auf dem Land (4,8 zu 3,2 %).

gaben 13,0 % aller Schüler an, mindestens eine dieser Taten in den letzten zwölf Monaten begangen zu haben. Gang-Mitglieder haben zu 65,4 % eine Gewalttat begangen; Mitglieder einer nicht-delinquenten Freundesgruppe sind hingegen nur zu 3,1 % mit einem Gewaltdelikt in Erscheinung getreten. Die hohe Belastung der Gang-Mitglieder bedeutet, dass von dieser kleinen Gruppe (3,5 % aller Befragten) 42,4 % aller Gewalttaten, die von den Befragten berichtet wurden, ausgehen. Demgegenüber gehen auf das Konto der nicht delinquenten Freundesgruppenangehörigen nur 3,3 % aller Gewalttaten.

In logistischen Regressionsanalysen bestätigen sich die Unterschiede zwischen den einzelnen Freundesgruppen hinsichtlich ihrer Bereitschaft, gewalttätiges Verhalten auszuführen (Tabelle 5.8). Mit Hilfe dieses Verfahrens lässt sich beurteilen, inwieweit ein Faktor unter Kontrolle weiterer Faktoren signifikant erklären kann, ob eine Person zur Gruppe der Täter gehört oder nicht (Backhaus et al. 2003, S. 417ff). Werte über 1 zeigen an, dass ein Faktor das Risiko erhöht, Täter zu sein, Werte unter 1 bedeuten, dass ein Faktor dieses Risiko senkt. In das erste Modell wurde dabei nur die Unterscheidung in die Freundesgruppen gemäß Abfrage 1 aufgenommen. Das Risiko einer Gewalttäterschaft liegt dabei für Angehörige von Gangs um über 58mal höher als das Risiko von Angehörigen nicht delinquenter Freundesgruppen. Im Vergleich zu den nicht delinquenten Freundesgruppen-Angehörigen (Referenzkategorie) ergibt sich aber auch für die anderen Gruppen ein höheres Delinquenzrisiko, d.h. Personen ohne Freundesgruppe, Personen mit delinquenten Freundesgruppen und Personen ohne Angabe zur Freundesgruppe sind durchweg öfter als Täter von Gewalt in Erscheinung getreten. Die Gruppe der Personen ohne Angaben beinhaltet immerhin 5,5 % aller Befragten; diese haben meist angegeben, dass sie einer Gruppe angehören, danach aber keine Aussagen zu den Aktivitäten gemacht. Die Koeffizienten zu dieser Gruppe deuten darauf hin, dass es sich um Personen handelt, die wahrscheinlich delinquenten Gruppen angehören, dies aber, bewusst oder nicht, nicht mitteilen wollten.

**Tabelle 5.8: Freunde und Gewaltverhalten (logistische Regressionsanalysen; abgebildet: Exp(B); gewichtete Daten)**

	I	II	III
Freundesgruppe: nicht delinquent	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
keine Freundesgruppe	1.520	1.323 <sup>+</sup>	1.057 <sup>+</sup>
Freundesgruppe: delinquent	6.132	3.429	2.608
Freundesgruppe: sehr delinquent (Gang)	58.527	14.018	8.630
Keine Angabe zu Freundesgruppe	3.024	2.182	1.705
Keine delinquenten Freunde		<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
ein bis fünf delinquente Freunde		4.014	2.638
mehr als fünf delinquente Freunde		15.318	7.010
Keine Angabe zu delinquenten Freunden		4.993	2.214 <sup>+</sup>
Anteil beste Freunde, die Körperverletzung begangen haben			10.771
<b>N</b>	<b>43690</b>	<b>43690</b>	<b>24506</b>
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.168</b>	<b>.273</b>	<b>.350</b>

<sup>+</sup> nicht signifikant bei  $p < .001$

In den Modellen II und III werden die Variablen aufgenommen, die ebenfalls Kontakte zu delinquenten Freunden erfassen (Abfrage 2 und 3). Dadurch geht der Einfluss der Gruppenzugehörigkeit deutlich zurück: Beispielsweise erweisen sich Gang-Angehörige in Modell III nur mehr als 8,6mal gewalttätiger als Angehöriger nicht delinquenter Gruppen. Nichtsdestotrotz steigt mit jedem Schritt die erklärte Varianz der Modelle, wie auch für alle drei Variab-

len des Kontakts zu delinquenten Freunden ein signifikanter Effekt bestehen bleibt.<sup>87</sup> Dies bedeutet, dass der Einfluss der Gruppenzugehörigkeit weitestgehend darauf zurückzuführen ist, dass in dieser Gruppe Kontakte zu delinquenten Personen bestehen. Zugleich scheinen insbesondere in den von uns als Gangs bezeichneten Gruppen weitere Prozesse zu wirken, die Delinquenz begünstigen. Delinquente Gruppen haben, auch unter Kontrolle der Tatsache, dass hier von delinquenten Freunden gelernt werden kann, einen eigenständigen Einfluss auf die Delinquenzbereitschaft. Dass aber auch das Lernen von delinquenten Freunden eine Rolle spielt, belegen die Koeffizienten zu den entsprechenden Variablen der Abfrage 2 und 3: Wer fünf und mehr delinquente Freunde hat, ist deutlich delinquenter als derjenige, der keine delinquenten Freunde hat. Und beste Freunde, die sich gewalttätig verhalten, erhöhen das Risiko, selbst gewalttätig zu werden. Der Einfluss des Verhaltens der besten Freunde scheint dabei sogar etwas stärker zu sein, als der Einfluss der Freunde im Allgemeinen.

Ausgeschlossen ist mit diesen Analysen dennoch nicht, dass der signifikante Effekt der Zugehörigkeit zu delinquenten Gruppen auf Selektionsprozesse zurückzuführen ist, dass sich also ganz bestimmte Jugendliche in diesen Gruppen zusammenfinden. Aus diesem Grund war es wichtig, einführend auch auf die Ursachen des Anschlusses an delinquente Freundesgruppen einzugehen. In Tabelle 5.9 haben wir verschiedene Faktoren aufgeführt, die als Ursachen eines Anschlusses diskutiert werden. Eine einfaktorielle Varianzanalyse zeigt dabei, dass alle aufgenommenen Variablen für sich genommen dazu beitragen, zwischen den Gruppen, die auf Basis der Abfrage 1 bestimmt wurden, signifikant zu unterscheiden. Der Einfluss der einzelnen Faktoren variiert aber beträchtlich, was an den F-Werten abzulesen ist. Von besonderer Bedeutung scheint dabei die Selbstkontrolle, das Geschlecht, die Schulbindung und die elterliche Verhaltenskontrolle zu sein.

Um die Richtung des Einflusses zu prüfen, wurden im anschließenden Schritt erneut logistische Regressionsanalysen berechnet. Die Frage, die damit zu beantworten versucht wird, ist allerdings diesmal nicht, ob ein Faktor das Risiko zum Begehen von Taten erhöht oder senkt, sondern ob ein Faktor eine bestimmte Gruppenzugehörigkeit vorhersagt. Im ersten Modell wird dabei untersucht, welche Faktoren erklären, dass ein Befragter zu einer delinquenten Freundesgruppe gehört – die Jugendlichen in delinquenten und in sehr delinquenten Gruppen (Gangs) wurden dabei zusammengefasst. Das zweite Modell fragt danach, was die Zugehörigkeit zu Gangs beeinflusst, warum also manche Jugendliche „nur“ zu einer delinquenten Freundesgruppe gehören, andere hingegen zu einer sehr delinquenten Freundesgruppe. Für keinen der aufgenommenen Faktoren ist dabei im Vergleich der Modelle ein widersprüchlicher Effekt zu finden, d.h. wenn ein Faktor das Risiko erhöht, zur Gruppe der Personen mit delinquentem Peerkontakt zu erhöhen, dann erhöht er auch das Risiko des Übergangs von einer delinquenten Gruppe in eine Gang. Insofern sind die Schüler in Gangs die auf allen Ursachendimensionen am stärksten belastetste Gruppe.

---

<sup>87</sup> Im Vergleich der Modelle II und III geht die in die Analysen einbezogene Anzahl an Befragten deutlich zurück (Zeile „N“). Dies ist darauf zurückzuführen, dass das Netzwerk bester Freunde nur bei einem Teil aller Jugendlichen im Fragebogen erhoben wurde.

**Tabelle 5.9: Ursachen des Anschlusses an delinquente Freundesgruppen (Einfaktorielle Varianzanalysen bzw. logistische Regressionsanalysen; abgebildet: Exp(B); gewichtete Daten)**

	F-Wert	nicht delinquent vs. delinquent (inkl. Gang)	delinquent vs. sehr delinquent (Gang)
schwere elterliche Gewalt in Kindheit erlebt	235.5	1.331	1.788
hohe elterliche Verhaltenskontrolle in Kindheit	444.3	0.863	0.735
Aufwachsen bei alleinerziehendem Elternteil	8.6	0.971 <sup>+</sup>	0.924 <sup>+</sup>
abhängig von staatlichen Leistungen	27.1	0.860	0.981 <sup>+</sup>
hohe Risikobereitschaft (Selbstkontrolle)	3806.6	4.360	3.214
schlechte Schulnoten	274.9	1.189	1.285
hohe Schulbindung	546.5	0.809	0.731
hohe soziale Kohäsion in Nachbarschaft	128.0	0.874	0.760
Geschlecht: männlich	644.0	1.613	2.941
Ethnie: nichtdeutsch	81.6	1.078 <sup>+</sup>	1.753
Schulbesuch: Hauptschule	74.8	0.963 <sup>+</sup>	1.407
Schulbesuch: Gymnasium	73.7	0.982 <sup>+</sup>	0.750 <sup>+</sup>
<b>N</b>	<b>38474</b>	<b>35991</b>	<b>23774</b>
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>-</b>	<b>.321</b>	<b>.257</b>

<sup>+</sup> nicht signifikant bei  $p < .001$

Hinsichtlich der familiären Bedingungen belegen die Befunde in Tabelle 5.9, dass das Erleben schwerer elterlicher Gewalt die Zugehörigkeit zu delinquenten Gruppen und Gangs erhöht, eine hohe elterliche Verhaltenskontrolle hingegen dieses Risiko senkt. Schwere elterliche Gewalt wurde dabei erfasst als Erleben folgender Handlungen in der Zeit vor dem 12. Lebensjahr (vom Vater oder von der Mutter): mit Gegenstand geschlagen, mit der Faust geschlagen/getreten, geprügelt/zusammengeschlagen. Die elterliche Verhaltenskontrolle wurde ebenfalls in Bezug auf die Zeit vor dem 12. Lebensjahr erfragt, wobei drei Items als Mittelwertskala genutzt wurden: Mutter/Vater wussten genau, wo ich in Freizeit bin; haben darauf geachtet, wann ich abends zu Hause bin; haben sich danach erkundigt, mit wem ich befreundet bin. Wie die Ergebnisse in Tabelle 5.9 darüber hinaus belegen, gehen von anderen familiären Dimension kaum Wirkungen auf den Anschluss an Freundesgruppen aus: Kinder alleinerziehender Elternteile gehören nicht häufiger problematischen Gruppen an. Die Abhängigkeit von sozialstaatlichen Leistungen (Bezug von Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe/Arbeitslosengeld II) hat sogar zur Folge, dass etwas häufiger nicht delinquenten Gruppen angehört wird. Strukturelle Voraussetzungen beeinflussen das Anschlussverhalten also insgesamt weniger als familienkulturelle Aspekte.

Aus dem Bereich der Persönlichkeitseigenschaften wurden die Selbstkontrollfähigkeiten in die Modelle aufgenommen, in Form der Subdimension Risikobereitschaft (vgl. Grasmick et al. 1993). Eine geringe Selbstkontrolle (abgebildet über eine hohe Bereitschaft, Risiken einzugehen) zieht die Anbindung an delinquente Gruppen nach sich. Erfasst wurde die Risikobereitschaft über vier Items (z.B. „Ich teste gern meine Grenzen, indem ich etwas Gefährliches mache“).

Neben der Familie und der Persönlichkeit spielen aber auch schulische Erfahrungen eine wichtige Rolle für den Anschluss an delinquente Freundesgruppen. Es zeigt sich, dass Schüler, die in der Schule weniger erfolgreich sind und schlechte Schulnoten erzielen (Mittelwert aus Mathematik-, Deutsch- und Geschichtenote), häufiger in delinquente Gruppen geraten, insbesondere auch in Gangs. Jugendliche hingegen, die in der Schule erfolgreich sind und die

sich an die Schule gebunden fühlen, schließen sich seltener zu delinquenten Gruppen zusammen. Der Einfluss der Schulbindung existiert, wie das Modell belegt, auch jenseits der Schulleistung, d.h. eine Bindung kann auch unabhängig vom Schulerfolg aufgebaut werden. Um die Bindung zu messen, wurden den Schülern folgende zwei Aussagen zur Einschätzung vorgelegt: „An meiner Schule gefällt es mir wirklich gut“ und „Ich gehe gern zur Schule“. Etwa die Hälfte aller Schüler weist eine hohe Schulbindung auf.

Die Schule hat aber noch in einer weiteren Hinsicht Einfluss auf die Peer-Gruppenzugehörigkeit: Schüler, die Haupt- oder Förderschulen besuchen, schließen sich signifikant häufiger hochdelinquenten Gruppen an, Schüler an Gymnasien finden hingegen seltener den Weg in solche Gruppen. Interessant ist, dass die Schulformzugehörigkeit keinen Einfluss darauf hat, ob sich überhaupt delinquenten Gruppen angeschlossen wird. Sie wird erst dann relevant, wenn es um den Anschluss an Gangs geht.

Ein vergleichbarer Effekt ergibt sich mit Blick auf die Zugehörigkeit zur Gruppe der Migranten: Nichtdeutsche Befragte sind insgesamt nicht häufiger als deutsche Jugendliche in delinquenten Gruppen zu finden, sie gehören aber häufiger Gangs an. Dies ist dabei nicht allein auf ihren sozial marginalisierten Status rückführbar, da im Modell der soziale Status in Form der Abhängigkeit von sozialen Leistungen kontrolliert wurde.

Männliche Befragte gehören, wie bereits in Abbildung 5.1 sichtbar wurde, einerseits häufiger delinquenten Gruppen an; andererseits sind sie auch deutlich häufiger als Mädchen in Gangs zu finden. Zuletzt ist darauf zu verweisen, dass auch die Nachbarschaft, in der gewohnt wird, die Anschlusswahrscheinlichkeit an eine delinquente Freundesgruppe beeinflusst. Dabei können wir leider nur die individuelle Einschätzung der Nachbarschaft in die Modelle aufnehmen, da aus datenschutzrechtlichen Gründen eine konkrete Erhebung der Stadt bzw. des Stadtteils, in dem ein Jugendlicher wohnt, nicht möglich war. Genutzt wurden fünf Aussagen zur sozialen Kohäsion. Beispielsaussagen sind: „Die Leute in meiner Nachbarschaft helfen sich gegenseitig“ oder „Man kann den Leuten in der Nachbarschaft vertrauen“. In Nachbarschaften mit hoher sozialer Kohäsion schließen sich Jugendliche deutlich seltener zu delinquenten Gruppen und Gangs zusammen als in Nachbarschaften mit einem geringen Zusammenhalt.

Im Rahmen des Routine-Aktivitäten-Ansatzes wird argumentiert, dass weniger Selektionseffekte wirken, sondern dass der Einfluss der Freundesgruppe darauf zurückgeführt werden kann, dass innerhalb der Gruppe häufiger delinquenznahen Freizeitbeschäftigungen nachgegangen wird. Entsprechend bisherigen Forschungsergebnissen ist das Verbringen von Freizeit an von Aufsichtspersonen unkontrollierten Orten entscheidend, um Möglichkeiten delinquenten Handelns zu eröffnen. In amerikanischen Studien wird dies meist über Items zum „Herumhängen“ erfasst. Solch eine Messung steht in unseren Datensatz nicht zur Verfügung. Stattdessen wurde nur nach der Zeit gefragt, die die Jugendlichen damit verbringen, Kneipen, Discos, Kinos oder Veranstaltungen zu besuchen bzw. mit der Familie etwas zu unternehmen. Erstgenannte Tätigkeit wird meist im Rahmen der Gleichaltrigengruppe durchgeführt, Aufsichtspersonen sind eher selten zugegen. Die zweite Tätigkeit beinhaltet demgegenüber u.a. die Gegenwart der Eltern, so dass eine Kontrolle unmittelbar gegeben ist. Die Jugendlichen sollten zu beiden Tätigkeiten angeben, wie viele Stunden sie an einem gewöhnlichen Schultag sowie an einem gewöhnlichen Wochenendtag mit diesen Tätigkeit zubringen. Aus den Angaben wurde eine durchschnittliche wöchentliche Beschäftigungszeit in Minuten berechnet.

Tabelle 5.10 belegt, dass Jugendliche, die nicht delinquenten Freundesgruppen angehören, täglich sehr viel weniger Zeit außer Haus in Kneipen usw. zubringen, dafür aber mehr Zeit mit der Familie. Mädchen führen beide Tätigkeiten länger aus als Jungen; eine Ausnahme stellen Mädchen in Gangs dar, die weniger Zeit mit der Familie verbringen als Jungen in Gangs.

**Tabelle 5.10: Freizeitaktivitäten nach Freundesgruppenzugehörigkeit (gewichtete Daten)**

		Zeit für au- ßenorientierte Tätigkeit (in Minuten)	Zeit für Familien- unterneh- mungen (in Minuten)	häufiges Spie- len gewalthal- tiger Compu- terspiele (in %)	häufiger Alkohol- konsum (in %)
Freundesgruppe: nicht delin- quent	männlich	42	72	38,2	14,8
	weiblich	55	86	1,7	7,2
Freundesgruppe: delinquent	männlich	71	63	50,7	36,4
	weiblich	83	71	4,5	22,5
Freundesgruppe: sehr delin- quent (Gang)	männlich	118	57	61,0	60,6
	weiblich	132	49	15,0	53,7

Die Gruppen unterscheiden sich auch hinsichtlich zweier weiterer Freizeitbeschäftigungen: Jungen und Mädchen in nicht delinquenten Gruppen gehören seltener zu den häufigen Spielern gewalthaltiger Computerspiele und zu den häufigen Konsumenten von Alkohol. Um das Spielverhalten zu erfassen, sollten die Jugendlichen angeben, wie häufig sie Ego- und Third-Person-Shooter bzw. Beat'em-Up's/Prügelspiele spielen. Schüler, die angaben mindestens eine diese Spielekategorien mindestens einmal pro Woche zu spielen, werden als häufige Spieler behandelt. Jungen gehören sehr viel häufiger zu dieser Spielergruppe als Mädchen; selbst 38,2 % der Angehörigen nicht delinquenter Gruppen spielen häufiger Gewaltspiele. Zugleich gehören Mädchen in Gangs noch relativ selten (15,0 %) zu den Vielspielern von Gewaltspielen, aber zugleich auch fast zehnmals häufiger als Mädchen in nicht delinquenten Gruppen. Als häufige Alkoholkonsumenten wurden Jugendliche klassifiziert, die mindestens einmal pro Woche Bier, Wein, Sekt, Alcopops oder Schnaps trinken. Immerhin 23,0 % aller Jugendlichen fallen in diese Kategorie, wobei Mädchen wiederum seltener dazu gehören als Jungen. Weibliche Mitglieder von Gangs gehören bereits zu über 50 % zu den häufigen Konsumenten von Alkohol.

Um abschließend zu untersuchen, ob der Zusammenhang zwischen der Peergruppenzugehörigkeit und dem Gewaltverhalten auf gemeinsame Hintergrundfaktoren zurückzuführen ist (und in dieser Hinsicht ein Selektionseffekt ist), oder aber auch Sozialisierungseffekte existieren, haben wir ein weiteres Mal logistische Regressionsanalysen berechnet (Tabelle 5.11), wobei die vorgestellten Ursachenfaktoren einbezogen worden sind. Im Ergebnis zeigt sich, dass Befragte, die sich in delinquenten Gruppen aufhalten, auch unter Kontrolle zahlreicher Faktoren ein mindestens 3mal so hohes Risiko einer Täterschaft von Gewaltdelikten haben als Befragte in nicht delinquenten Gruppen. Mitglieder in Gangs weisen dann noch mindestens ein 12mal so hohes Risiko einer Gewalttäterschaft auf. Der Einfluss der Freundesgruppe geht also nur teilweise auf andere Faktoren zurück. Die Ursachenfaktoren einer Mitgliedschaft erweisen sich in den Modellen zudem auch als Ursachenfaktoren einer Täterschaft, d.h. nur z.T. wird ihr Einfluss über die Freundesgruppen vermittelt. Zu erwähnen ist, dass gewaltsam erzogene Schüler häufiger Täter sind, dass elterliche Kontrolle das Risiko der Täterschaft

senkt und dass eine geringe Selbstkontrolle mit erhöhten Täteraten einher geht. Schlechte Schulnoten erhöhen ebenso die Bereitschaft, delinquente Taten auszuführen wie ein männliches Geschlecht, eine nichtdeutsche Herkunft<sup>88</sup> und ein Besuch einer Förder- oder Hauptschule. Als Schutzfaktoren gegen eine Täterschaft erweisen sich die Schulbindung, die nachbarschaftliche Kohäsion und der Besuch eines Gymnasiums.

**Tabelle 5.11: Freunde und Gewaltverhalten unter Berücksichtigung von Ursachenfaktoren und Freizeitaktivitäten (logistische Regressionsanalysen; abgebildet: Exp(B); gewichtete Daten)**

	Gewalt	
	I	II
Freundesgruppe: nicht delinquent	<i>Referenz</i>	<i>Referenz</i>
keine Freundesgruppe	0.852 <sup>+</sup>	0.934 <sup>+</sup>
Freundesgruppe: delinquent	3.019	2.711
Freundesgruppe: sehr delinquent (Gang)	11.888	9.662
Keine Angabe zu Freundesgruppe	1.553	1.488
schwere elterliche Gewalt in Kindheit erlebt	1.694	1.691
hohe elterliche Verhaltenskontrolle in Kindheit	0.903	0.925
Aufwachsen bei alleinerziehendem Elternteil	1.056 <sup>+</sup>	1.068 <sup>+</sup>
abhängig von staatlichen Leistungen	1.089 <sup>+</sup>	1.139 <sup>+</sup>
hohe Risikobereitschaft (Selbstkontrolle)	1.932	1.745
schlechte Schulnoten	1.247	1.221
hohe Schulbindung	0.795	0.814
hohe soziale Kohäsion in Nachbarschaft	0.898	0.891
Geschlecht: männlich	2.504	2.290
Ethnie: nichtdeutsch	1.429	1.520
Schulbesuch: Hauptschule	1.358	1.358
Schulbesuch: Gymnasium	0.675	0.712
Zeit für außenorientierten Tätigkeit (z-standarisiert)		1.203
häufiges Spielen gewalthaltiger Computerspiele		1.304
häufiger Alkoholkonsum		1.567
<b>N</b>	<b>40070</b>	<b>38930</b>
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.297</b>	<b>.312</b>

<sup>+</sup> nicht signifikant bei  $p < .001$

Das zweite Modell belegt darüber hinaus, dass zumindest mit längerem Zeitaufwand für außenorientierte Tätigkeiten und mit der Zugehörigkeit zur Gruppe der häufigen Alkoholkonsumenten das Risiko einer Täterschaft ansteigt. Die Koeffizienten zur Freundesgruppenmitgliedschaft verkleinern sich im Vergleich zu den Modellen I um zehn bis zwanzig Prozent. Auffällig ist, dass die Koeffizienten der anderen Ursachenfaktoren weitestgehend unverändert bleiben. Freizeitaktivitäten spielen also für das Verständnis der Delinquenz begünstigenden Wirkung von Freundesgruppen eine wichtige Rolle, wenngleich auch auf deren Basis bei weitem keine vollständige Erklärung des Zusammenhangs möglich ist.

### 5.2.3. Zusammenfassung

Es konnte gezeigt werden, dass die Zugehörigkeit zu delinquenten Freundesgruppen im Jugendalter weit verbreitet ist: Die Mehrheit aller Befragten (61,7 %) gab an, in Freundesgrup-

<sup>88</sup> Anliegen der Analyse ist es nicht, die Ursachen der Höherbelastung von Migranten zu untersuchen. An anderer Stelle konnten wir zeigen, dass bei Berücksichtigung weiterer Faktoren (z.B. Zustimmung zu Männlichkeitsnormen, Kontakt mit deutschen Freunden) keine Unterschiede mehr zwischen deutschen und nichtdeutschen Jugendlichen bestehen (vgl. Baier et al. 2009, S. 84ff).



pen integriert zu sein, die zumindest sporadisch Verbotenes tun und normative Vorgaben überschreiten. Zugleich gehört aber nur ein kleiner Teil aller Jugendlichen Gruppen an, für die häufige und schwere Delinquenz charakteristisch ist. Wir haben einen Anteil von 3,5 % festgestellt, die zu solchen Gangs gehören, wobei Jungen, nichtdeutsche Jugendliche und Jugendliche aus Großstädten häufiger Gangs angehören. Auf diese kleine Gruppe geht ein weit überproportionaler Anteil der Jugenddelinquenz zurück: Gang-Mitglieder führen 42,4 % aller Gewalttaten aus. Bei Jugendlichen, die einer nicht delinquenten Freundesgruppe angehören, ist derartiges Verhalten die Ausnahme.

Dass es sich bei der festgestellten Beziehungen zwischen der Peergruppenzugehörigkeit und dem Gewaltverhalten nicht um reine Selektionseffekte handelt, wurde darüber auszuschließen versucht, dass als Ursachenfaktoren des Anschlusses an Freundesgruppen diskutierte Variablen kontrolliert wurden. Im Vergleich der Koeffizienten der verschiedenen Modelle ergibt sich ein deutlicher Rückgang des Einflusses der Freundesgruppenvariablen. Dennoch bleibt ein signifikanter Einfluss der Gruppenzugehörigkeit bestehen. Selektionseffekte können also teilweise ausgeschlossen werden. Kritisch anzumerken bleibt allerdings, dass mit den genutzten Daten zwei Probleme verbunden sind: Zum Einen handelt es sich um Querschnittsdaten, die eine Untersuchung von Ursache-Wirkungs-Beziehungen nur eingeschränkt ermöglichen. Zweitens stammen die Angaben über die Freunde und die Aktivitäten in der Freundesgruppe ausschließlich aus einer Quelle, von den befragten Jugendlichen selbst. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass die Befragten in einem bestimmten Umfang ihr Verhalten und ihre Einstellungen auf die Gruppe/die Freunde übertragen.

Insofern gilt es, die Untersuchung der Wirkung der Freunde zukünftig methodisch zu verfeinern. Inhaltlich wird es zudem notwendig sein, sich intensiver mit der Gang-Forschung auseinander zu setzen. Studien, die sich der Frage der Formierung von Jugendgangs, der Stabilisierung, der delinquenzbegünstigenden Prozesse oder des Ausstiegs widmen, sind in Deutschland selten (vgl. Fuchs/Luedtke 2008). Gezeigt werden konnte hier aber, dass aus diesen Gruppierungen heraus besonders häufig Straftaten begangen werden.

### 5.3. Geschlecht und Gewaltverhalten<sup>89</sup>

Eine Reihe an Untersuchungen belegen, dass Frauen deutlich seltener zu körperlicher Gewalt greifen als Männer (vgl. u.a. Ittel et al. 2008; Schneider 2007). Meldungen wie „Mädchen schlagen zu“ (Der Tagesspiegel vom 7.2.2007), „Schülerinnen verabreden Schlägerei“ (Hamburger Abendblatt vom 29.1.2009) oder „Mädchengewalt: ‚Da hab ich rotgesehen‘“ (Focus 2008, Nr. 36) vermitteln aber den Eindruck, dass insbesondere unter den Frauen die Gewaltbereitschaft zuzunehmen scheint und dass es zu einer Angleichung männlicher und weiblicher Verhaltensmuster kommt. Wissenschaftliche Studien sind sich diesbezüglich nicht einig: Bruhns und Wittmann (2003) konstatieren, dass es einen Anstieg weiblicher Gewaltdelinquenz gibt; ob dies aber auch zu einer Verringerung des Geschlechterunterschieds im Gewaltverhalten führt, ist fraglich: „Neben Hinweisen auf stabile oder sinkende Tendenzen gibt es auch Anzeichen für zunehmende Unterschiede“ (S. 51). Für die USA berichten Steffensmeier et al. (2005) anhand von Dunkelfelddaten, dass es weder einen Anstieg der Mädchengewalt

---

<sup>89</sup> Dieser Abschnitt stellt eine überarbeitete Version des Beitrags von Baier et al. (2009b) dar.

gegeben hat, noch dass es zu einer Annäherung zwischen Jungen und Mädchen im Gewaltverhalten gekommen ist. Stattdessen haben sich die Gewaltdefinitionen verschoben, so dass mittlerweile auch weniger schwere Übergriffe strafrechtlich verfolgt werden. Hinzu kommt, dass häufiger Gewalt im privaten Nahraum kriminalisiert wird und dass insgesamt die Toleranz gegenüber der Mädchengewalt gesunken ist. Diese Entwicklungen haben zur Folge, dass mehr Mädchengewalt ins polizeiliche Hellfeld gelangt und sich damit der Geschlechterunterschied nur in den Hellfeldstatistiken verringert.

Im ersten Forschungsbericht konnten wir bereits zeigen, dass Jungen ca. dreimal häufiger als Mädchen als Gewalttäter in Erscheinung treten. Anliegen dieses Abschnitts ist es daher, anhand von Hell- und Dunkelfelddaten erstens der Frage nachzugehen, ob es bezüglich dieses Geschlechterunterschieds in den letzten Jahren zu Veränderungen gekommen ist. Zweitens soll untersucht werden, ob die Bedingungsfaktoren für Jugendgewalt bei Jungen wie Mädchen Gültigkeit besitzen und welche dieser Faktoren dafür geeignet sind, die Gewaltunterschiede zwischen den Geschlechtern zu erklären.

### 5.3.1. Jugendgewalt im Polizeilichen Hellfeld

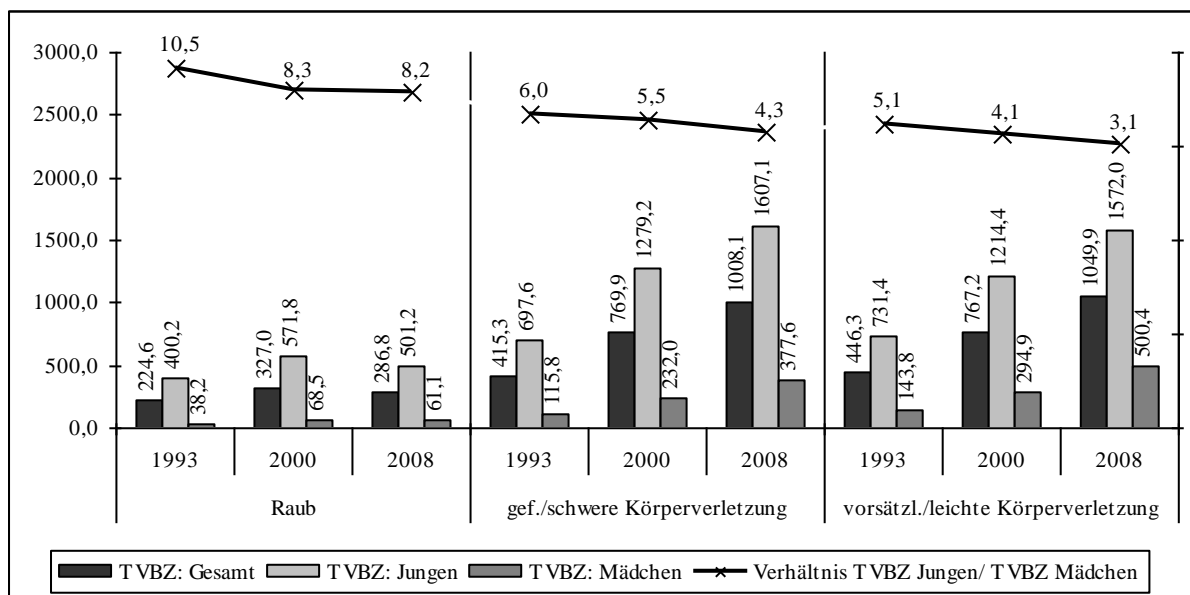
Im Jahr 2008 lebten ca. 3,5 Millionen Jugendliche im Alter zwischen 14 und unter 18 Jahren in Deutschland. Hiervon wurde 265.771 als Tatverdächtige polizeilich registriert; dies entspricht einem Anteil von 7,6 % aller Jugendlichen. Als Gewalttäter sind 43.574 Tatverdächtige in Erscheinung getreten (1,2 % aller Jugendlichen bzw. 16,4 % aller jugendlichen Tatverdächtigen). Unter der Kategorie Gewaltkriminalität werden dabei die Delikte Mord/Totschlag, Vergewaltigung, Raub und gefährlich/schwere Körperverletzung subsumiert. Raubtaten und schwere Körperverletzungen machen den Großteil der Gewaltkriminalität von Jugendlichen aus; wegen Mord/Totschlag wurden 2008 nur 236 jugendliche Tatverdächtige registriert, wegen Vergewaltigung nur 814. Wir wollen uns daher im Folgenden auf die Delikte Raub und Körperverletzung als wichtigste Gewaltdelikte beschränken. Dabei wird zusätzlich die vorsätzliche/leichte Körperverletzung einbezogen. Im Jahr 2008 wurden 36.853 Jugendliche wegen dieses Delikts registriert (1,0 % aller Jugendlichen bzw. 13,9 % aller jugendlichen Tatverdächtigen). Andere jugendtypische Delikte (z.B. Ladendiebstahl: in 2008 insgesamt 60.466 Tatverdächtige, Sachbeschädigung: in 2008 insgesamt 47.730 Tatverdächtige) werden an dieser Stelle nicht vertiefend untersucht.

In Abbildung 5.2 ist die Entwicklung der drei Gewaltdelikte getrennt für Jungen und Mädchen seit 1993 dargestellt. Das Jahr 1993 dient als Ausgangspunkt, weil hier zum ersten Mal eine bundesweit einheitliche Statistik vorliegt. Wir beziehen uns bei der Darstellung der Entwicklung nicht auf absolute Zahlen, sondern auf Tatverdächtigenbelastungszahlen (TVBZ). Diese geben an, wie viele Jugendliche pro 100.000 der Altersgruppe als Täter eines Gewaltdelikts registriert wurden. Auf Basis solch einer relativierten Zahl können Schwankungen in der Bevölkerungsstatistik ausgeglichen werden. Deutlich wird in Abbildung 5.2, dass im Jahr 2008 die Tatverdächtigenbelastungszahlen deutlich über denen des Jahres 1993 liegen. Ausweislich der Polizeilichen Kriminalstatistik ist also ein Anstieg der Jugendgewalt zu konstatieren. Dieser fällt im Bereich der Körperverletzungen höher aus als im Bereich der Raubtaten: Die TVBZ für schwere Körperverletzungen liegt 2008 insgesamt 2,4mal höher als 1993, für leichte Körperverletzungen liegt sie ebenfalls 2,4mal höher. Die TVBZ für Raubtaten für das Jahr 2008 liegt demgegenüber nur um das 1,3fache über der TVBZ von 1993. Aus weite-

ren Auswertungen wissen wir, dass Raubtaten nur bis zum Jahr 1997 zugenommen haben, seit dem sind die Belastungszahlen rückläufig (vgl. Baier et al. 2009, S. 21). Es kann also nicht pauschal von einer zunehmenden Gewaltbereitschaft von Jugendlichen in Deutschland gesprochen werden. Auch andere Delikte (insbesondere Diebstähle) gehen seit Mitte der 1990er Jahre zurück.

Im Hinblick auf Geschlechterunterschiede kann anhand der Kriminalstatistiken ausgesagt werden, dass die Anstiege für Mädchen stärker ausfallen als für Jungen. So hat sich die TVBZ für schwere Körperverletzungen für Mädchen seit 1993 um das 3,3fache erhöht, für Jungen nur um das 2,3fache (leichte Körperverletzungen: 3,5 zu 2,1). Dies hat zur Folge, dass sich das „Gender Gap“ allmählich schließt: Während im Jahr 1993 die Jungen noch 6mal häufiger schwere und 5,1mal häufiger leichte Körperverletzungen begangen haben, sind es aktuell nur noch 4,3- bzw. 3,1mal mehr Jungen als Mädchen. Für Raubtaten hat es zwischen den Jahren 1993 und 2000 eine Angleichung der Zahlen gegeben, seitdem ist das Verhältnis männlicher und weiblicher Täter konstant. Noch immer sind es aber 8,2mal mehr Jungen als Mädchen, die Raubtaten begehen.

**Abbildung 5.2: Tatverdächtigenbelastungszahlen (TVBZ) für männliche und weibliche Jugendliche (14- bis unter 18jährige) für ausgewählte Delikte in der Bundesrepublik Deutschland in den Jahren 1993, 2000 und 2008**



Die Daten der Polizeilichen Kriminalstatistik lassen damit folgende Schlussfolgerungen zu: Erstens hat es einen Anstieg der Jugendgewalt gegeben, der für Körperverletzungen besonders stark ausfällt; Raubtaten gehen hingegen seit Mitte der 1990er Jahre zurück. Jungen sind zweitens deutlich häufiger bereit, Gewalttaten auszuführen (insbesondere Raubtaten). Drittens hat es über die Jahre hinweg eine Annäherung des Gewaltverhaltens der Mädchen an das der Jungen gegeben. Dies darf aber nicht darüber hinweg täuschen, dass der absolute Abstand der Tatverdächtigenbelastungszahlen weiter angewachsen ist, die höhere Dynamik bei den Mädchen also auch mit ihrem sehr niedrigen Ausgangsniveau in Zusammenhang steht.

### 5.3.2. Empirische Befunde

Polizeiliche Kriminalstatistiken sind in ihrem Erkenntniswert nicht unumstritten. Entwicklungen, die auf ihrer Grundlage sichtbar gemacht werden, können neben tatsächlichen Veränderungen in der Kriminalitätsbereitschaft auch Veränderungen anderer Faktoren widerspiegeln. So kann „das Anzeigeverhalten der Bevölkerung [...] zu- oder abnehmen. Die Verfolgungsinintensität der Strafverfolgungsbehörden [...] kann erhöht oder reduziert werden. Massenmedial induzierte Kriminalitätsfurcht vermag die Kriminalitätsangst und die Sensibilität zu fördern etc. Neu eingeführte Straftatbestände erhöhen das Gesamtausmaß der Kriminalität“ (Lamnek 1998, S. 384). Aus diesem Grund bedarf es methodischer Herangehensweisen, die weniger anfällig für derartige Veränderungen sind. Dunkelfeldbefragungen wie die Schülerbefragung 2007/2008 beanspruchen, das Gesamtausmaß des strafbaren, delinquenten Verhaltens der Bevölkerung bzw. einer bestimmten Bevölkerungsgruppe (hier: der Jugendlichen) zu erfassen. Damit beziehen sie auch jenen Teil der Delikte mit ein, die nicht entdeckt oder angezeigt werden. Verschiebungen in der Hellfeld-Dunkelfeld-Relation sind damit für die auf Basis von Dunkelfeldbefragungen berichteten Trends irrelevant.

In Anlehnung an die Unterscheidungen der Polizeilichen Kriminalstatistik wurden die Jugendlichen in der Schülerbefragung 2007/2008 gefragt, ob sie innerhalb der letzten zwölf Monate Raubtaten bzw. leichte/schwere Körperverletzungen begangen oder erlebt haben.<sup>90</sup> Abbildung 5.3 zeigt, dass am häufigsten leichte Körperverletzungen berichtet wurden: 11,7 % aller Schüler haben solch eine Tat im zurückliegenden Jahr begangen, 11,1 % haben sie mindestens einmal erlebt. Raubtaten und schwere Körperverletzungen berichten deutlich weniger Jugendliche. Dabei gilt für alle der genannten Gewaltformen, dass sie von Jungen häufiger berichtet wurden als von Mädchen; d.h. Jungen sind sowohl häufiger Opfer als auch häufiger Täter von Gewalt. Hinsichtlich der Täterschaften fallen die Geschlechterunterschiede aber höher aus: Zwischen 3,2- und 5,4mal mehr Jungen als Mädchen haben mindestens einen Raub bzw. mindestens eine Körperverletzung begangen, aber nur zwischen 1,7- und 2,0mal mehr Jungen als Mädchen haben entsprechende Taten als Opfer erlebt. Nur bezüglich einer Gewalttat kehrt sich das Geschlechterverhältnis um: Sexuelle Gewaltdelikte haben Mädchen ca. 5mal häufiger erlebt als Jungen. Davon, mindestens eine Gewalttat begangen zu haben, berichten 13,5 % alle Befragten (20,2 % der Jungen und 6,4 % der Mädchen); fünf und mehr Gewalttaten haben 4,3 % aller Befragten begangen. Bei diesem zusammenfassenden Index wurden neben Raubtaten und Körperverletzungen auch Erpressungen und sexuelle Gewaltdelikte berücksichtigt.

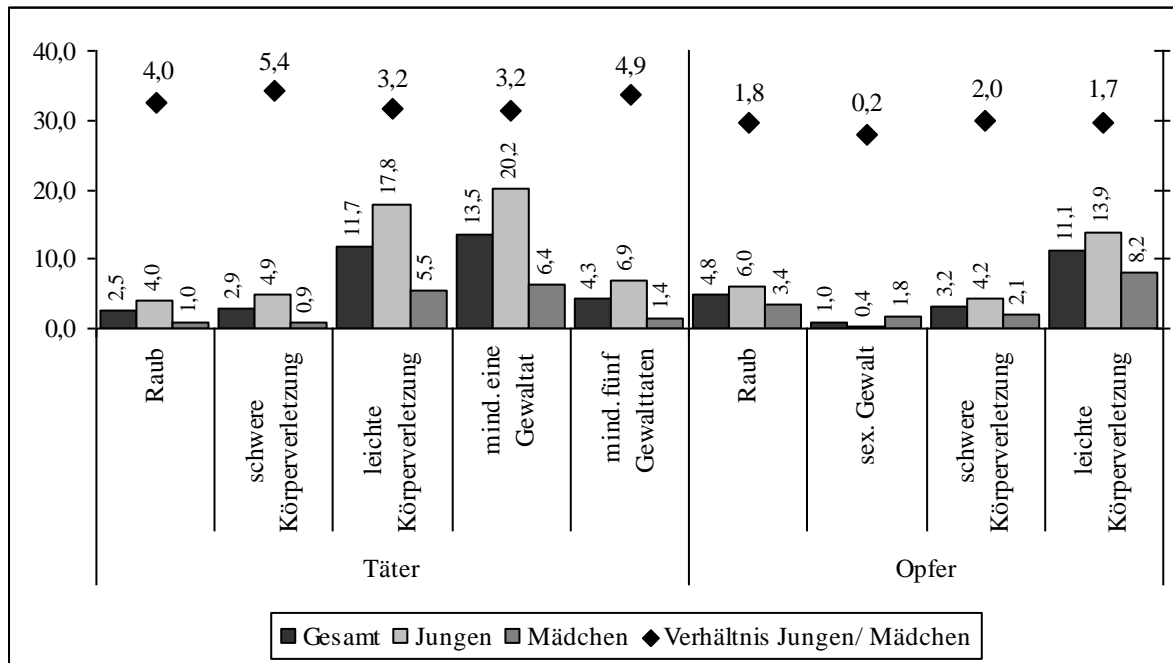
Gewalterfahrungen gehören damit nur für einen kleinen Teil der Jugendlichen zum persönlichen Erfahrungsbereich. Diese Erkenntnis hat auch dann Bestand, wenn spezifische Gewalterfahrungen in der Familie oder der Schule in die Betrachtung einbezogen werden (vgl. Baier et al. 2009). Bestätigt wird zudem, dass andere Deliktformen häufiger ausgeübt werden als Gewalttaten: So gaben 14,6 % der Jugendlichen an, mindestens eine Sachbeschädigung begangen zu haben, 13,3 % berichteten von mindestens einem Ladendiebstahl. Deutlich wird zu-

---

<sup>90</sup> Raubtaten wurden folgendermaßen umschrieben: „alleine oder mit anderen Personen jemandem etwas mit Gewalt entrissen oder unter Androhung von Gewalt weggenommen.“ Leichte Körperverletzungen sind Taten, bei denen man „allein jemanden absichtlich so stark geschlagen [hat], dass er verletzt wurde“, schwere Körperverletzungen sind Taten, bei denen man „jemanden mit einer Waffe, einem Gegenstand oder durch Tritte mit schweren Schuhen verletzt bzw. mit anderen Personen zusammen“ verletzt hat.

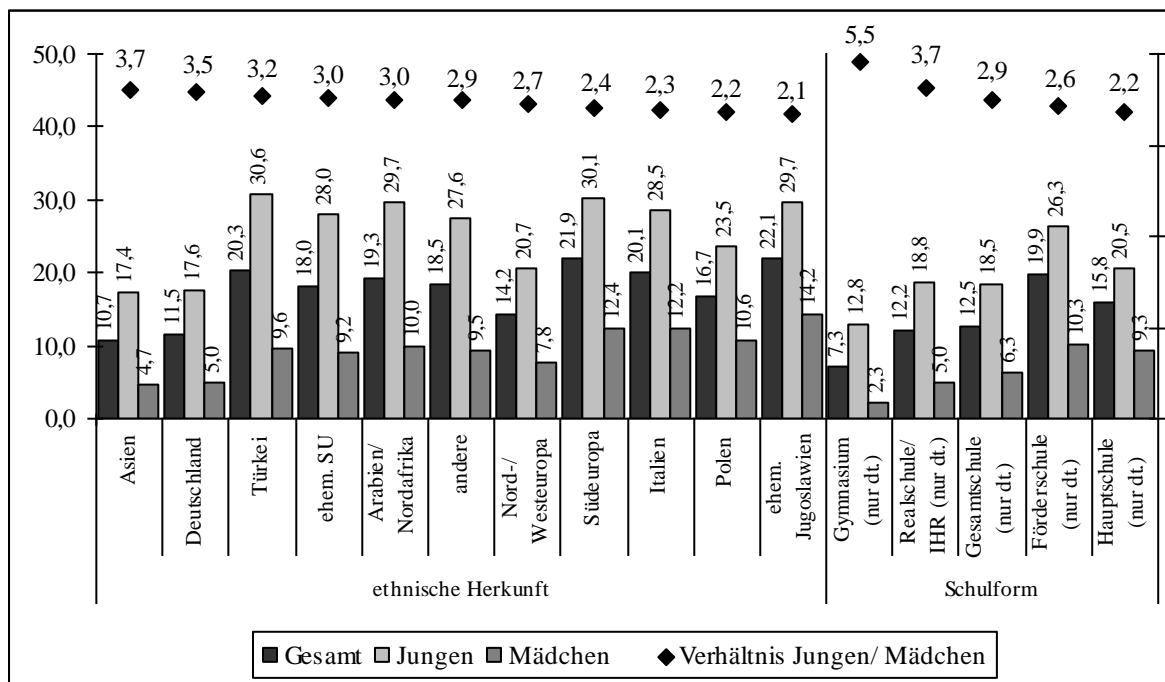
gleich aber auch, dass der in der Befragung ermittelte Anteil an Gewalttätern fünf- bis sechsmal höher liegt als der Anteil an polizeilich wegen eines Gewaltdelikts bzw. einer leichten Körperverletzung registrierten Jugendlichen. Insofern existiert ein nicht unerheblich großes Dunkelfeld der Jugendgewalt.

**Abbildung 5.3: Anteil befragter Jugendlicher, die in letzten zwölf Monaten eine Gewalttat begangen bzw. erlebt haben, nach Geschlecht (in %; gewichtete Daten)**



Im Dunkelfeld zeigt sich, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund häufiger als Gewalttäter in Erscheinung treten als einheimische deutsche Jugendliche (Abbildung 5.4). Besonders hoch fällt der Anteil an Gewalttätern bei Jugendlichen aus dem ehemaligen Jugoslawien, bei südeuropäischen und bei türkischen Jugendlichen aus. Nur eine Migrantengruppe weist geringere Gewalttätterraten auf als deutsche Jugendliche: die Schüler mit asiatischer Herkunft. In allen unterschiedenen Migrantengruppen erweisen sich männliche Befragte gewaltbereiter als weibliche Befragte. Besonders deutlich fallen die Geschlechterunterschiede bei deutschen und bei asiatischen Jugendlichen aus, d.h. bei denjenigen Gruppen mit der niedrigsten Gewaltbelastung. Mädchen erweisen sich hier als besonders gewaltdistant. Bei Befragten aus dem ehemaligen Jugoslawien sind Jungen hingegen nur 2,1mal häufiger Gewalttäter als Mädchen, hier erweisen sich also Mädchen und Jungen im Vergleich aller Migrantengruppen als besonders gewaltbereit.

**Abbildung 5.4: Anteil befragter Jugendlicher, die mindestens eine Gewalttat begangen haben, nach Geschlecht, ethnischer Herkunft und besuchter Schulform (in %; gewichtete Daten)**



Ein weiterer wichtiger Einflussfaktor für die Gewaltbereitschaft stellt das Bildungsniveau eines Befragten dar. Diesbezüglich belegen die Auswertungen in Abbildung 5.4, dass Gymnasiasten am seltensten zu Gewalt greifen – nur 7,3 % der an Gymnasien unterrichteten Schüler haben in den letzten zwölf Monaten mindestens eine Gewalttat begangen. Förder- und Hauptschüler stellen demgegenüber einen besonders hohen Anteil an Gewalttätern (19,9 bzw. 15,8 %). Die Auswertungen wurden dabei nur auf die deutschen Jugendlichen beschränkt, um den Bildungseffekt und nicht erneut den Effekt der Zugehörigkeit zur Gruppe der Migranten sichtbar zu machen. Interessant ist, dass der Geschlechterunterschied wiederum dort am höchsten ausfällt, wo das Gewaltniveau insgesamt am niedrigsten ist: an Gymnasien. Die Mädchen an Gymnasien weisen eine besonders niedrige Gewaltbereitschaft auf; die Jungen hier sind zwar ebenfalls seltener als Täter in Erscheinung getreten, der Abstand zu den Jungen aus anderen Schulformen fällt aber geringer aus.

Um weitere Informationen zu den Gewaltdelikten zu erhalten, wurden die Jugendlichen, die Opfer einer Gewalttat geworden sind, gebeten, zum zuletzt erlebten Delikt detaillierte Angaben zum Ort des Übergriffs, zum Täter und zu den Folgen der Tat zu machen. Wir konzentrieren uns an dieser Stelle auf die Angaben von 5.064 Befragten, die ein Raub- bzw. ein Körperverletzungserlebnis berichteten. Bei Jungen wie bei Mädchen handelt es sich zu etwa einem Fünftel um berichtete Raubtaten, zu über zwei Drittel um leichte Körperverletzungen. Festgehalten werden kann, dass sich die von Mädchen erlebte Gewalt z.T. deutlich von der Gewalt unterscheidet, die von Jungen berichtet wird. Im Einzelnen ergeben sich folgende Unterschiede:

- Jungen werden häufiger von zwei oder mehr Tätern als von allein handelnden Tätern angegriffen, Jungen sind also häufiger Opfer von Gruppenübergriffen.
- Jungen werden fast ausschließlich von Jungen angegriffen, Mädchen hingegen zu etwa gleichen Teilen von Jungen wie von Mädchen.

- Jungen sind häufiger Ziel der Angriffe nichtdeutscher Jugendlicher (54,4 %). Mädchen werden demgegenüber seltener von nichtdeutschen Tätern angegriffen (42,2%).
- Jungen werden zudem häufiger von unbekanntem Tätern angegriffen: Bei etwa der Hälfte der Fälle war der Täter bekannt, bei der anderen Hälfte nicht. Mädchengewalt spielt sich deutlich häufiger unter Bekannten ab: Bei über zwei Drittel der Fälle kannten sich Opfer und Täter.
- Auch hinsichtlich der Orte zeigen sich Unterschiede zwischen Jungen- und Mädchengewalt: Jungen werden häufiger in Schulen angegriffen als Mädchen. Mädchen sind besonders häufiger zu Hause oder bei Bekannten/Freunden gewalttätigen Übergriffen ausgesetzt.

Für Jungen wie für Mädchen zeigt sich daneben, dass jeweils nur etwa jede vierte erlebte Tat zur Anzeige gelangt (Anzeigequote: 24,1 % Jungen, 26,0 % Mädchen). Dies bedeutet, dass drei Viertel aller Gewalttaten im Dunkelfeld verbleiben, der Polizei also nicht zur Kenntnis gelangen. Dass auf eine Anzeige verzichtet wird, hängt u.a. mit einem geringen Schaden, der durch die Tat entstanden ist, zusammen. Auch werden bekannte Täter seltener angezeigt wie unbekannte Täter. Welche Gründe letztlich genau für den Verzicht auf eine Anzeige ausschlaggebend waren, wurde im Rahmen der Befragung jedoch nicht untersucht. Weibliche Täter von Raubtaten oder Körperverletzungen unterliegen dabei einem höheren Risiko, ins Polizeiliche Hellfeld zu geraten, insbesondere dann, wenn sie Mädchen angreifen. Die Anzeigequote bei der Konstellation „weibliches Opfer – weiblicher Täter“ beträgt 26,9 %, bei der sehr seltenen Konstellation „männliches Opfer – weiblicher Täter“ nur 18,0 %. Männliche Täter werden sowohl von weiblichen Opfern als auch von männlichen Opfern zu 24,0 % angezeigt.

Betrachten wir im Folgenden die Ursachen gewalttätigen Verhaltens, so ist zu konstatieren, dass die zugehörigen Theorien i.d.R. keinen expliziten Geschlechterbezug aufweisen. Die „traditionellen Delinquenztheorien wie etwa die sozialen Lerntheorien, die strain theories, die social control theory, die deterrence theory oder der labeling approach [wurden] unter direkter und fast ausschließlicher Bezugnahme auf männliche Delinquenz entwickelt“ (Krämer 1992, S. 19). Theorien, die geschlechtsspezifische Ursachen der Kriminalitätstentstehung postulieren, die also vermuten, dass für Frauen andere Ursachen gelten als für Männer (z.B. biopsychosoziale oder feministische Ansätze), sind selten und werden empirisch kaum gestützt (Schneider 2007, S. 447ff). Aus diesem Grund scheint die Annahme gerechtfertigt, dass Theorien zur Gewaltentstehung grundsätzlich für Männer wie für Frauen Gültigkeit besitzen, d.h. „traditionelle Ansätze [...] grundsätzlich nicht ungeeignet zur Erklärung weiblicher Delinquenz“ sind (Krämer 1992, S. 49)

Als Ursachen von Gewaltverhalten werden zahlreiche Faktoren diskutiert (vgl. Eisner/Ribeaud 2003). Meist wird dabei eine sozialisationstheoretische Perspektive eingenommen, nach der Jugendgewalt durch das Zusammenspiel verschiedener Faktoren im nahen sozialen Umfeld der Jugendlichen bedingt ist. In den Analysefokus geraten vor allem die Familie, die Schule, die Freundesgruppe und die Nachbarschaft. Ein Einfluss auf die Verhaltensbereitschaft wird daneben auch dem Gewaltmedienkonsum zugeschrieben (vgl. Mößle et al. 2007). Mittels der Schülerbefragung kann untersucht werden, ob diese Faktoren tatsächlich Jungen- und Mädchendelinquenz gleichermaßen zu erklären helfen.

In Tabelle 5.12 sind verschiedene Bedingungsfaktoren aufgeführt. Mit Ausnahme der elterlichen Gewalt ergeben sich für alle Bedingungsfaktoren signifikante Geschlechterunterschiede, die bei den soziodemographischen Variablen (Herkunft, besuchte Schulform, Abhängigkeit von staatlichen Leistungen) noch eher gering ausfallen: Jungen haben etwas seltener eine nichtdeutsche Herkunft, besuchen häufiger eine Förder- oder Hauptschule und leben seltener in Abhängigkeit von staatlichen Leistungen. Schwere elterliche Gewalt (mit Gegenstand schlagen, mit Faust schlagen/treten, verprügeln/zusammenschlagen) haben Jungen und Mädchen etwa gleichhäufig in den letzten zwölf Monaten erlebt; etwa jeder zwanzigste Jugendliche gab dies an (5,7 %).

Hinsichtlich der anderen Faktoren erweisen sich die Jungen fast durchgehend als problembelasteter als die Mädchen. So haben Jungen häufiger Kontakt zu Freunden, die selbst schon einmal einen Raub oder eine Körperverletzung begangen haben; sie schwänzen häufiger die Schule für fünf und mehr Tage und sie gehören häufiger zur Gruppe der mindestens wöchentlichen Alkoholkonsumenten. Dass sie auch häufiger Opfer von Gewalttaten sind, wurde bereits angesprochen; an dieser Stelle wurden zusätzlich auch die Erfahrungen von Erpressungen und sexuellen Gewaltdelikten einbezogen.

**Tabelle 5.12: Ausgewählte Bedingungsfaktoren der Gewalttäterschaft nach Geschlecht (gewichtete Daten; fett: signifikant bei  $p < .01$ )**

	<b>Gesamt</b>	<b>Jungen</b>	<b>Mädchen</b>
nichtdeutsche Herkunft (in %)	27,4	<b>26,4</b>	<b>28,4</b>
Förder-/ Hauptschulbesuch (in %)	26,8	<b>29,9</b>	<b>23,5</b>
abhängig von staatlichen Leistungen (in %)	13,6	<b>12,5</b>	<b>14,7</b>
schwere Elterngewalt in letzten 12 Monaten erlebt (in %)	5,7	5,4	6,1
mehr als fünf gewalttätige Freunde (in %)	8,7	<b>12,2</b>	<b>5,1</b>
fünf und mehr Tage geschwänzt (in %)	12,1	<b>13,0</b>	<b>11,1</b>
häufiger Alkoholkonsum (in %)	23,0	<b>30,3</b>	<b>15,3</b>
Gewaltopfererfahrung in letzten 12 Monaten (in %)	16,8	<b>20,2</b>	<b>13,0</b>
Risikosuche (Mittelwert; 1 bis 4)	2.11	<b>2.29</b>	<b>1.92</b>
Gewaltmedienkonsum (Mittelwert; 1 bis 7)	3.19	<b>4.09</b>	<b>2.24</b>
Schulleistung (Mittelwert; 1 bis 6)	3.01	<b>3.05</b>	<b>2.97</b>
Schulbindung (Mittelwert; 1 bis 4)	2.66	<b>2.56</b>	<b>2.73</b>
Sozialer Zusammenhalt in Nachbarschaft (Mittelwert; 1 bis 4)	2.96	<b>3.00</b>	<b>2.92</b>
wöchentliche Zeit für in Kneipe, Disco etc. gehen (Mittelwert in Std.)	1:06	<b>1:03</b>	<b>1:09</b>

Die weiteren, in Tabelle 5.12 aufgeführten Faktoren wurden mit der Ausnahme der wöchentlichen Zeit für den Besuch von Kneipen, Diskos, Kinos oder anderen Veranstaltungen (womit Mädchen durchschnittlich sechs Minuten länger zubringen als Jungen) mittels mehrerer Aussagen erfasst. Eine hohe Risikosuche steht für eine niedrige Fähigkeit der Selbstkontrolle im Sinne der Theorie von Gottfredson und Hirschi (1990) und wurde über Aussagen wie „Ich teste gerne meine Grenzen, indem ich etwas Gefährliches mache“ erfasst.<sup>91</sup> Jungen sind deutlich risikobereiter als Mädchen. Dies gilt auch für den Gewaltmedienkonsum (erfasst über das Sehen von Horrorfilmen und sonstigen Filmen wie Thrillern sowie das Spielen von Ego-/Third-Person-Shootern und Prügelspielen), zu dem Jungen sehr viel häufiger einen Zugang finden als Mädchen. Die Schulleistungen (Durchschnittsnote in Deutsch, Mathematik und

<sup>91</sup> Die in Tabelle 5.12 u.a. in der Zeile „Risikosuche“ aufgeführten Zahlen verweisen auf die Spannweite der Antwortvorgaben. Den Aussagen zur Erfassung der Risikosuche konnte bspw. von „1 – stimmt nicht“ bis „4 – stimmt genau“ zugestimmt werden.



Geschichte) und die Schulbindung (erfasst über die Aussagen „An meiner Schule gefällt es mir wirklich gut“ und „Ich gehe gern zur Schule“) fallen bei Jungen geringer aus als bei Mädchen. Mädchen schätzen demgegenüber den sozialen Zusammenhalt in der Nachbarschaft (z.B. „Die Leute in meiner Nachbarschaft helfen sich gegenseitig“) weniger eng ein als Jungen.

Inwieweit die aufgeführten Faktoren mit der Gewalttäterschaft (mind. eine Gewalttat in den letzten 12 Monaten begangen) in Beziehung stehen, lässt sich mittels logistischer Regressionsanalysen bestimmen. Mit Hilfe dieses statistischen Verfahrens kann beurteilt werden, inwieweit ein Faktor unter Kontrolle aller anderen Faktoren signifikant erklären kann, ob eine Person zur Gruppe der Täter gehört oder nicht (Backhaus et al. 2003, S. 417ff). Werte über 1 zeigen an, dass ein Faktor das Risiko erhöht, Täter zu sein, Werte unter 1 bedeuten, dass ein Faktor dieses Risiko senkt. In Tabelle 5.13 sind die Ergebnisse festgehalten, wobei die Faktoren nach der Wichtigkeit des Einflusses im Gesamtmodell geordnet sind.<sup>92</sup>

**Tabelle 5.13: Ausgewählte Bedingungsfaktoren der Gewalttäterschaft – logistische Regressionsanalysen (gewichtete Daten; abgebildet: signifikante Exp(B) bei  $p < .01$ ; fett: signifikante Interaktionseffekte mit Geschlecht bei  $p < .10$ )**

	<b>Gesamt</b>	<b>Jungen</b>	<b>Mädchen</b>
1. mehr als fünf gewalttätige Freunde	4.089	3.967	4.373
2. Gewaltopfererfahrung in letzten zwölf Monaten	2.790	2.754	2.788
3. hohe Risikosuche	1.767	<b>1.695</b>	<b>1.970</b>
4. Geschlecht: männlich	2.206	-	-
5. fünf und mehr Tage geschwänzt	1.928	<b>2.030</b>	<b>1.712</b>
6. hoher Gewaltmedienkonsum	1.172	<b>1.141</b>	<b>1.287</b>
7. häufiger Alkoholkonsum	1.430	1.464	1.310
8. nichtdeutsche Herkunft	1.423	1.435	1.394
9. wöchentliche Zeit für in Kneipe, Disco etc. gehen	1.001	1.001	1.001
10. schwere Elterngewalt in letzten 12 Monaten erlebt	1.640	<b>1.466</b>	<b>1.841</b>
11. hohe Schulbindung	0.846	0.837	0.872
12. Förder-/ Hauptschulbesuch	1.322	n.s.	<b>1.866</b>
13. schlechte Schulleistung	1.173	1.158	1.187
14. Sozialer Zusammenhalt in Nachbarschaft	0.906	0.890	n.s.
15. abhängig von staatlichen Leistungen	n.s.	n.s.	n.s.
<b>Anzahl Befragte</b>	<b>37719</b>	<b>18711</b>	<b>19008</b>
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.367</b>	<b>.332</b>	<b>.313</b>

n.s. = nicht signifikant

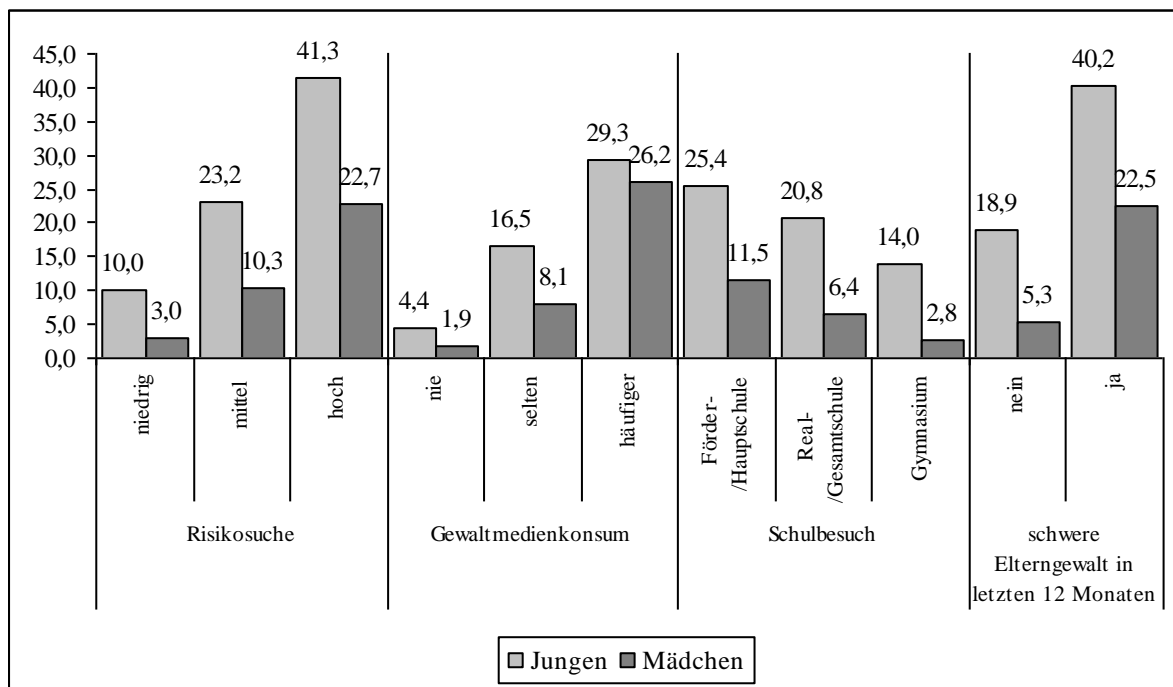
Bezogen auf das Gesamtmodell zeigt sich, dass mit der Ausnahme der Abhängigkeit von staatlichen Leistungen alle Faktoren signifikant mit der Gewalttäterschaft in Beziehung stehen, und zwar durchweg in der zu erwartenden Richtung. Der stärkste Einfluss auf die Jugendgewalt geht dabei von der Zahl der gewalttätigen Freunde aus. Eine Integration in entsprechende Freundesgruppen führt dazu, dass von den delinquenten Vorbildern gelernt und dass deren Verhalten nachgeahmt wird. Jugendliche, die selbst Opfer von Gewalttaten waren, werden zudem häufiger Täter; dieser Kreislauf der Gewalt wurde bereits mehrfach empirisch belegt (vgl. Fuchs et al. 2005, S. 292ff). Daneben erhöhen auch die meisten anderen Faktoren das Risiko der Gewalttäterschaft. Eine hohe Bindung an die Schule sowie die Wahrnehmung, dass es in der Nachbarschaft einen hohen Zusammenhalt gibt, reduzieren hingegen dieses Risiko.

<sup>92</sup> Die Grundlage der Rangordnung bilden die Wald-Koeffizienten.

Die Zusammenhänge stellen sich für Jungen und Mädchen sehr ähnlich dar; d.h. wenn ein Faktor geeignet ist, bei Jungen die Gewaltentstehung vorherzusagen, dann wirkt er bei Mädchen entweder in die gleiche Richtung oder aber es wird keine signifikante Beziehung beobachtet (siehe Faktor „sozialer Zusammenhalt in der Nachbarschaft“). Gegenläufige Effekte derart, dass ein Faktor bei Mädchen das Risiko der Gewalttäterschaft erhöht, bei Jungen hingegen senkt, sind nicht zu beobachten. Dennoch finden sich einige Niveauunterschiede; d.h. es gibt Faktoren, die in der einen Geschlechtergruppe signifikant stärker mit der Gewalttäterschaft in Beziehung stehen als in der anderen Gruppe. Für Jungen ist demnach das häufige Schulschwänzen ein etwas bedeutenderer Problemindikator als für Mädchen. Für die Gewalttäterschaft von Mädchen sind demgegenüber folgende Faktoren wichtiger als für Jungen:

- *Risikosuche*: Der Zusammenhang zwischen niedriger Selbstkontrolle und Gewaltverhalten ist für Mädchen enger als für Jungen. Dies verdeutlicht Abbildung 5.5: Für Jungen zeigt sich, dass Jugendliche mit einer hohen Bereitschaft, Risiken einzugehen, „nur“ viermal häufiger Gewalttäter sind als Jungen mit einer geringen Risikobereitschaft (41,3 zu 10,0 %). Bei Mädchen mit hoher Risikosuche liegt die Gewalttäterquote um das 7,5fache über der Quote der Mädchen mit geringer Risikobereitschaft (22,7 zu 3,0 %).
- *Gewaltmedienkonsum*: Mädchen, die häufig Gewaltmedien konsumieren, sind fast genauso häufig Gewalttäter wie Jungen mit häufigem Gewaltmedienkonsum. Für Mädchen ist ein solcher Konsum also besonders folgenreich. Dennoch gilt natürlich auch, dass Jungen von Gewaltmedien negativ beeinflusst werden.
- *Elterngewalt*: Mädchen, denen durch die eigenen Eltern schwere Gewalt angetan wird, sind mehr als viermal häufiger selbst Gewalttäter als Mädchen ohne diese Erfahrungen; bei Jungen wird das Risiko der Gewalttäterschaft auf Basis dieser Erfahrungen „nur“ verdoppelt.
- *Förder-/Hauptschulbesuch*: Bereits in Abbildung 5.4 wurde gezeigt, dass die Gewaltbereitschaft bei Mädchen stärker mit dem Bildungsniveau korreliert als bei den Jungen. Dies bestätigt sich auch in den multivariaten Auswertungen. Förder- und Hauptschülerinnen sind entsprechend Abbildung 5.5 insgesamt über viermal häufiger als weibliche Gymnasiasten gewalttätig gewesen. Bei Jungen liegt die Gewalttäterquote von Förder- und Hauptschülern hingegen nur um das 1,8fache über der Quote der Gymnasiasten.

**Abbildung 5.5: Anteil befragter Jugendlicher, die mindestens eine Gewalttat begangen haben, nach ausgewählten Bedingungsfaktoren (in %; gewichtete Daten)**



Das Gesamtmodell in Tabelle 5.13 weist auch nach Berücksichtigung der diversen Bedingungsfaktoren ein signifikant erhöhtes (2,2faches) Risiko für Jungen auf, Gewalttäter zu werden. Insofern gelingt es nicht, abschließend zu erklären, warum Jungen häufiger Gewalttäter sind als Mädchen. Zwar tragen einige Faktoren zu deren erhöhtem Gewaltisiko bei; zu nennen sind vor allem der häufige Gewaltmedienkonsum, die hohe Risikobereitschaft und der erhöhte Alkoholkonsum von Jungen. Dennoch sind die damit verbundenen Erklärungsangebote nicht erschöpfend. Auch Analysen, die weitere Faktoren berücksichtigten (z.B. Zustimmung zu Gewaltnormen, elterliches Kontrollverhalten), können keine endgültige Erklärung der erhöhten Gewaltbereitschaft von Jungen liefern. In diesem Sinne kann aus den bisherigen Auswertungen gefolgert werden, dass für Mädchen und Jungen vergleichbare Ursachen den Weg in die Gewalttäterschaft ebnen. Die hier untersuchten Ursachen helfen aber nur teilweise zu erklären, warum Jungen letztlich gewalttätiger sind als Mädchen. Weitere Forschungen scheinen an dieser Stelle nötig.<sup>93</sup>

### 5.3.3. Entwicklung der Jugendgewalt im Dunkelfeld

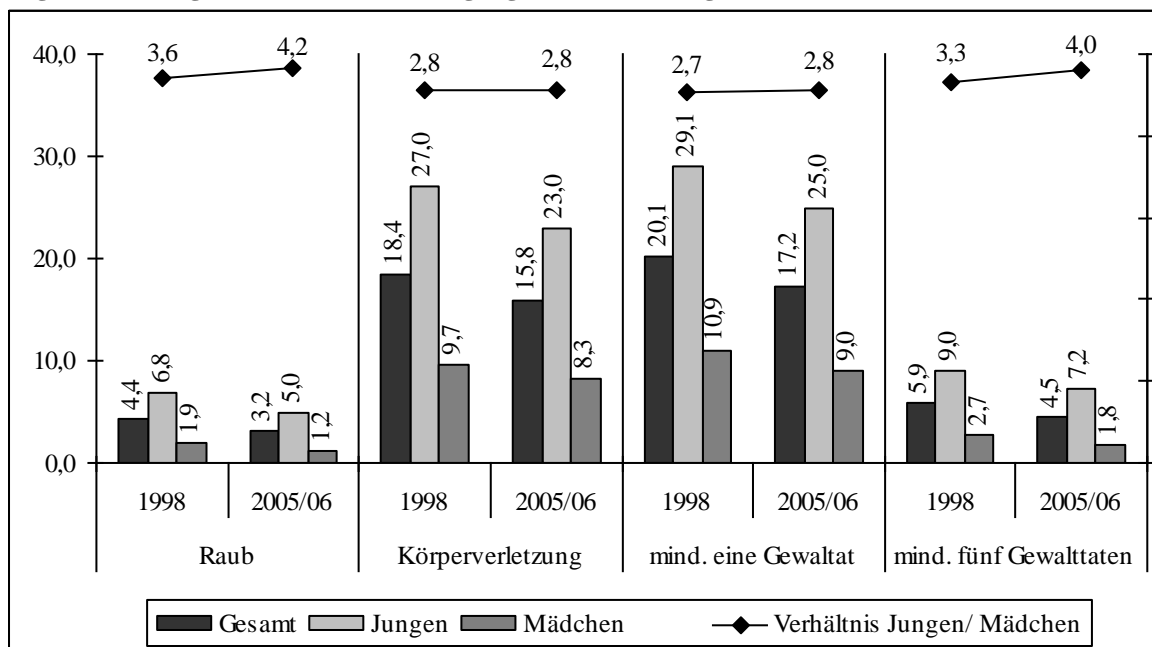
Bereits im Jahr 1998 wurden in verschiedenen Städten Befragungen von Schülern der neunten Jahrgangsstufe vom KFN durchgeführt. In den Jahren 2005 und 2006 erfolgten in vier Städten Wiederholungsbefragungen, die es ermöglichen, Erkenntnisse zur Entwicklung der Jugendgewalt im Dunkelfeld zu erarbeiten (vgl. Baier 2008). Hierbei handelt es sich um die Städte Hannover (Wiederholungsbefragung 2006), München, Stuttgart und Schwäbisch Gmünd (Wiederholungsbefragung jeweils 2005). Zwar fanden im Rahmen der deutschlandweiten Repräsentativbefragung 2007/2008 ebenfalls Wiederholungsbefragungen in weiteren Städten

<sup>93</sup> Im ersten Forschungsbericht wird ein vergleichbarer Befund mit Blick auf die Erklärung der Mehrfach-Gewalttäterschaft berichtet (Baier et al. 2009, S. 84ff). Hier zeigte sich, dass auch nach Kontrolle zahlreicher Bedingungsfaktoren Jungen immer noch häufiger der Gruppe der Mehrfach-Gewalttäter angehörten als Mädchen.

statt (vgl. Baier et al. 2009, S. 92ff), allerdings sind die Stichproben zahlenmäßig deutlich kleiner als in der Vergangenheit und darauf aufbauende Analysen sind mit größeren Unsicherheiten behaftet, weshalb wir uns an dieser Stelle auf die Schülerbefragungen aus den genannten vier Städten beschränken.

Für diese kann festgestellt werden, dass der Anteil an Gewalttätern über die Jahre hinweg zurückgegangen ist (Abbildung 5.6). Während im Jahr 1998 noch 20,1 % der Befragten angaben, mindestens eine Gewalttat<sup>94</sup> begangen zu haben, waren es sieben bzw. acht Jahre später nur noch 17,2 %. In den einzelnen Städten fällt der Rückgang der Gewalttätterraten dabei durchaus unterschiedlich stark aus (Baier 2008, S. 28), einen Anstieg hat es aber in keiner Stadt gegeben. Mehrfachgewalttäter, d.h. Schüler, die fünf und mehr Gewalttaten begangen haben, gibt es heute ebenfalls weniger als noch 1998 (5,9 zu 5,4 %).

**Abbildung 5.6: Anteil befragter Jugendlicher, die Gewalttat begangen haben, nach Geschlecht im Zeitvergleich (in %; gewichtete Daten; Befragung München, Stuttgart, Hannover und Schwäbisch Gmünd)**



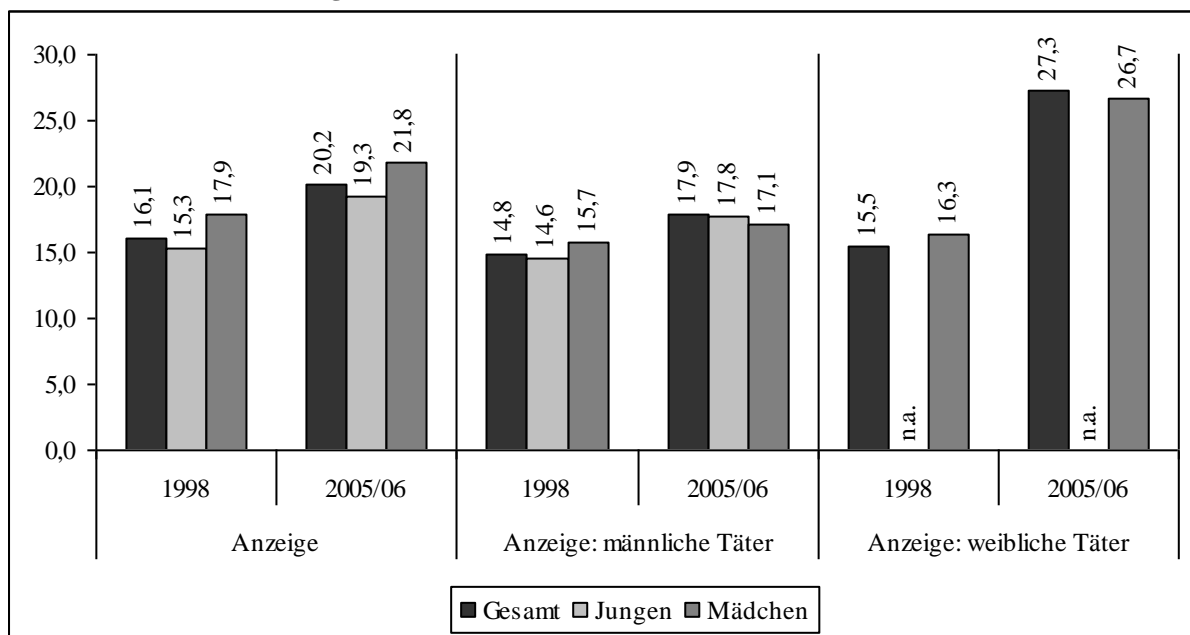
Damit widersprechen die Befunde der Dunkelfeldforschung den Entwicklungen, die auf Basis der Polizeilichen Kriminalstatistiken berichtet wurden, die zumindest im Bereich der Körperverletzungen einen deutlichen Anstieg der Gewaltbereitschaft ausweisen. Die Befunde stimmen aber weitgehend mit dem überein, was sich auf der Basis von Versicherungsdaten zur Häufigkeit der Gewalt an Schulen ergibt (vgl. Baier et al. 2009, S. 92f). Diese sogenannten meldepflichtigen „Raufunfälle“, bei denen ärztliche Hilfe in Anspruch genommen wurde, haben zwischen 1997 und 2007 pro 1 000 Schüler um 31,3 % abgenommen. Legt man nur solche Vorfälle zugrunde, bei denen es zu Frakturen gekommen ist (z. B. Nasenbeinbruch, Rippenbruch), beträgt der Rückgang sogar 44 %. Die Dunkelfeldbefragungen widersprechen den Befunden der Polizeistatistik noch in einer weiteren Hinsicht: Im Dunkelfeld ist eine Angleichung der Gewaltbereitschaft der Geschlechter nicht feststellbar. Das „Gender Gap“ ist 2005/06 etwa genauso groß wie 1998; im Bereich der Raubtaten und der Mehrfachtäter nimmt

<sup>94</sup> Im Unterschied zur Schülerbefragung 2007/2008 wurde in früheren Befragungen nicht zwischen leichten und schweren Körperverletzungen differenziert. Als Gewalttaten wurden der Raub, die Körperverletzung, die Erpressung und die Bedrohung mit Waffen erfragt.

der Geschlechterunterschied sogar weiter zu, d.h. der Rückgang der Gewaltbereitschaft fällt bei den Mädchen noch stärker aus als bei den Jungen.

Die überwiegend positiven Trends zur Entwicklung der selbstberichteten Jugendgewalt finden ihre Entsprechung im Anstieg präventiv wirkender Faktoren und im Sinken gewaltfördernder Lebensbedingungen der Jugendlichen (vgl. Baier et al. 2009, S. 97ff). Die Daten liefern zudem eine Erklärung für den Widerspruch zwischen Dunkelfeld- und Polizeilichen Kriminalstatistiken: die Veränderung des Anzeigeverhaltens. In Abbildung 5.7 ist am Beispiel der Anzeigequote bei Körperverletzungen aufgeführt, wie sich diese über die Jahre hinweg verändert hat.<sup>95</sup> Demnach wurden im Jahr 1998 nur 16,1 % der Körperverletzungen zur Anzeige gebracht, 2005/2006 hingegen bereits 20,2 %, also ein Viertel mehr. Aus einem gleichbleibenden bzw. rückläufigen Dunkelfeld werden also überproportional mehr Taten zur Anzeige gebracht; im Hellfeld nimmt in der Konsequenz die registrierte Jugendkriminalität zu. Dabei sind männliche und weibliche Opfer heute häufiger bereit, die erlebte Körperverletzung zur Anzeige zu bringen. Bei weiblichen Opfern steigt die Anzeigequote von 17,9 auf 21,8 %, bei männlichen Opfern von 15,3 auf 19,3 %.

**Abbildung 5.7: Anzeigequote für Körperverletzungen nach Geschlecht des Opfers und Geschlecht des Täters im Zeitvergleich (in %; gewichtete Daten; Befragung München, Stuttgart, Hannover und Schwäbisch Gmünd; n.a. = nicht abgebildet, da N < 20)**



Betrachten wir die Entwicklung der Anzeigequote getrennt nach dem Geschlecht des Angreifers, so erhalten wir zusätzlich eine Begründung dafür, dass trotz weitgehender Konstanz des Geschlechterverhältnisses im Dunkelfeld, im Hellfeld eine Annäherung der Geschlechter zu beobachten ist: Das Risiko, nach einer Tat bei der Polizei angezeigt zu werden, ist für weibliche Täter weit stärker angestiegen als für männliche Täter. Vor allem dann, wenn weibliche Opfer von weiblichen Tätern angegriffen werden, ist die Anzeigeverhalten mittlerweile besonders hoch (von 16,3 auf 26,7 % gestiegen). Dies spricht dafür, dass sich die Sensibilität

<sup>95</sup> Grundlage der Berechnung der Anzeigequote sind die Angaben der Opfer von Körperverletzungen mit und ohne Waffen zur zuletzt erlebten Tat.

gegenüber der Mädchengewalt überproportional erhöht hat, die Toleranz gegenüber der Mädchengewalt ist gesunken.

#### 5.3.4. Zusammenfassung

Als wesentliches Ergebnis der nach Geschlecht differenzierenden Auswertungen kann erstens festgehalten werden, dass – entsprechend der Dunkelfeldbefunde – Mädchen in den letzten Jahren nicht gewaltbereiter geworden sind und sich in ihrem Verhalten nicht den männlichen Gleichaltrigen anpassen. Das Geschlechterverhältnis im Gewaltverhalten ist weitestgehend konstant geblieben. Was sich verändert hat, ist die Bereitschaft, Gewalttäterinnen anzuzeigen, so dass diese Täterinnen heute einem höheren Risiko unterliegen, polizeilich registriert zu werden. Zweitens ist darauf zu verweisen, dass das Geschlechterverhältnis im Gewaltverhalten dennoch keine unverrückbare Größe darstellt. So sind in einigen Migrantengruppen Mädchen in ihrer Gewaltbereitschaft den Jungen sehr viel ähnlicher als in anderen Migrantengruppen. Drittens konnte belegt werden, dass Mädchengewalt durch die gleichen Faktoren bedingt ist wie Jungengewalt. Der Kontakt mit den falschen Freunden, eigene Opfererfahrungen, geringe Selbstkontrollfähigkeiten und bestimmte Verhaltensauffälligkeiten wie das Schulschwänzen oder ein häufiger Alkoholkonsum erweisen sich bei Jungen wie bei Mädchen als wichtige Prädiktoren der Gewalttäterschaft. Nichtsdestotrotz haben einige der untersuchten Faktoren bei Mädchen einen stärkeren Einfluss als bei Jungen, was ein Hinweis darauf sein kann, dass Präventionsmaßnahmen z.T. geschlechtsspezifisch auszugestalten sind. Trotz Berücksichtigung der verschiedenen Faktoren gelang es aber viertens nicht, die Ursachen des Geschlechterunterschieds abschließend zu erklären. Insofern besteht weiterhin Forschungsbedarf bezüglich der Frage, warum Jungen häufiger zu Gewalt greifen als Mädchen.

#### 5.4. Gebietsunterschiede im Gewaltverhalten

##### 5.4.1. Einführende Überlegungen

Zahlreiche Studien belegen, dass Einstellungen und Verhaltensweisen auch von Faktoren geprägt werden, die sich auf die weitere soziale Umwelt beziehen (vgl. u.a. Oberwittler 2008). Insofern sind nicht allein die konkreten Verhältnisse in Familie, Freundeskreis, Schule oder Betrieb entscheidend, sondern auch die Verhältnisse in Nachbarschaften, in Stadtteilen und in Regionen. Die Beziehungen zwischen Stadtteilmfaktoren und delinquenten Verhaltensweisen wurde bspw. erstmals empirisch von Shaw und McKay (1969[1942]) untersucht, die in Chicago über einen längeren Zeitraum hinweg die Wohnadressen von männlichen, jugendlichen Delinquenten auf Stadtplänen festhielten. Dabei konnten sie mit zunehmender Entfernung vom Stadtkern eine deutliche Veränderung im Ausmaß der registrierten Jugendkriminalität feststellen: Je weiter man sich vom Stadtkern entfernte, umso seltener traten Jugendliche als Kriminelle in Erscheinung. Auf der Suche nach Antworten für die variierende Kriminalitätsbelastung wurden zusätzliche Informationen über andere soziale Probleme (z.B. Arbeitslosigkeit, Kindersterblichkeit) sowie weitere Stadtteilmerkmale (z.B. Zu- und Fortzüge, ethnische Heterogenität, Armutsquote) gesammelt. Auch hier zeigte sich, dass die Lebensbedingungen umso besser wurden, je größer die Distanz von der Stadtmitte wurde. Auf Basis ihrer Erkenntnisse formulierten die Autoren die Theorie der sozialen Desorganisation, nach der schlechte strukturelle Voraussetzungen in einem Stadtteil die Entwicklung sozialer Bindungen und so-

zialer Kontrollen erschweren. Die Einwohner in diesen Gebieten haben kein großes Interesse aneinander; sie greifen nicht ein, wenn Kinder und Jugendliche delinquente Taten begehen. Die fehlende Kontrolle und Interventionsbereitschaft wiederum begünstigt die Herausbildung abweichender Normen und Werthaltungen, die in Subkulturen verfestigt werden und die in diesen Subkulturen an neue Bewohner des Stadtgebietes weitergegeben werden.

Nachfolgende Studien konnten die Überlegungen und Befunde von Shaw und McKay weiter systematisieren. Dabei haben sich im Wesentlichen zwei theoretische Ansätze zur Deutung des Stadtteileinflusses etabliert: das Modell kollektiver Sozialisation und das Ansteckungsmodell (vgl. Jencks/Mayer 1990). Das Modell kollektiver Sozialisation fokussiert die Rolle der Erwachsenen im Stadtteil, die einerseits als Verhaltensvorbilder dienen, an denen sich im eigenen Verhalten orientiert wird, andererseits aber auch Instanzen der sozialen Kontrolle darstellen, die Fehlverhalten von Kindern und Jugendlichen entdecken und sanktionieren. Erwachsene, die positive Vorbilder darstellen und auch die Aufgabe der Kontrolle wahrnehmen, sind in nicht benachteiligten Stadtteilen häufiger zu finden als in benachteiligten Stadtteilen. Auf diese Überlegungen aufbauend entwickelten Sampson et al. (1997) das Konzept der kollektiven Wirksamkeit („collective efficacy“), welches sich auf die Fähigkeit der Stadtteilbewohner bezieht, gemeinsame Werte zu etablieren und diese durch eine effektive Sozialkontrolle aufrechtzuerhalten. Ein wichtiger Bestandteil der Wirksamkeit ist die soziale Kohäsion, die das gegenseitige Vertrauen und den Zusammenhalt der Bewohner eines Stadtteils beschreibt.

Das Ansteckungsmodell betont demgegenüber den Einfluss der Gleichaltrigen im Stadtteil. Grundannahme ist, dass sich eine bestimmte Verhaltensweise, die unter Jugendlichen im Stadtteil verbreitet ist, auf andere in diesem Stadtteil lebende Jugendliche übertragen kann. Die Tatsache, dass in benachteiligten Stadtteilen mehr delinquente Jugendliche leben, hat zur Folge, dass auch das Risiko des Einzelnen steigt, in delinquente Freundeskreise integriert zu werden und sich letztlich delinquent zu verhalten. Dieses Modell greift damit assoziations-theoretische Überlegungen auf: Freunde geben einerseits Wissen um geeignete Orte für das Begehen von Straftaten, andererseits auch Kompetenzen, die zur Ausführung von Straftaten notwendig sind, weiter.

Dass die Überlegungen zum Einfluss der Stadtteil-Umwelt auch auf deutsche Großstädte zutreffen, konnte wiederholt festgestellt werden. So berichtet Oberwittler (2004) auf Basis einer Schülerbefragung in Freiburg und Köln, dass mit der steigenden sozialen Benachteiligung von Stadtteilen (erfasst über die Sozialhilfequote der unter 18jährigen) eine erhöhte Gewaltbereitschaft der Jugendlichen einher geht. Ein stärkerer sozialer Zusammenhalt hingegen senkt die Gewaltbereitschaft. Beide Faktoren (Benachteiligung und Zusammenhalt) stehen dabei in einem engen Zusammenhang. Rabold und Baier (2009) belegen anhand einer Schülerbefragung in Hannover, dass sich die Stadtteile hinsichtlich ihres Gewaltniveaus signifikant voneinander unterscheiden. Die strukturelle Situation (Sozialhilfequote) hilft allerdings ebenso wenig wie der Faktor „sozialer Zusammenhalt“, diese ungleiche Gewaltbereitschaft zu erklären. Stattdessen zeigen die Autoren, dass mit steigendem Anteil positiver Rollenvorbilder, gemessen über den Anteil an Akademikereltern im Stadtteil, die Gewaltbereitschaft sinkt. Für andere Problemverhaltensweisen jenseits des Gewaltverhaltens kann jedoch kein reduzierender Einfluss des Akademikeranteils festgestellt werden. So berichten Rabold und Baier (2009a) im Hinblick auf den Alkoholkonsum, dass ein hoher Akademikeranteil im Stadtteil

die Bereitschaft von Jugendlichen erhöht, häufiger Alkohol zu konsumieren. Anhand derselben Befragung konnten Rabold und Baier (2010) jedoch zusätzlich zeigen, dass Stadtteile Persönlichkeitseigenschaften, spezifische gewaltbezogene Einstellungen und Freizeitverhaltensweisen prägen.

Die Frage, ob regionale Faktoren die Entstehung von Gewaltverhalten begünstigen, wurde bisher nicht allein in Bezug auf Wohnquartiere bzw. Stadtteile untersucht. Bereits Kriminalstatistiken aus dem 19. Jahrhundert kamen zu dem Ergebnis, dass sich auch größere Einheiten im Hinblick auf ihr Kriminalitätsaufkommen unterscheiden (vgl. Weisburd et al. 2009). So wurde im Jahr 1829 erstmals eine Karte veröffentlicht, die das Kriminalitätsgeschehen in Frankreich der Jahre 1825 bis 1827 darstellte und bspw. Unterschiede zwischen nördlichen und südlichen Departments berichtete. Als Ursachen der regionalen Unterschiede wurden bereits damals strukturelle Faktoren (Wirtschaftsleistung, Einwohnerdichte) diskutiert. Vergleichbare Untersuchungen gab es u.a. in Belgien oder in England.

Auch neuere Studien gehen dem Zusammenhang von regionalen (teilweise auch nationalen) Faktoren und Kriminalität nach. Dabei werden im Wesentlichen zwei Ansätze vertreten: der Anomie- und der Sozialkapitalansatz. Anomie bedeutet in der klassischen Lesart, dass die Entwicklung von Wirtschaft und Kultur bzw. Gesellschaft auseinander klafft. Durkheim (1996[1893], 1995[1897]) hat den Begriff in seiner Abhandlung über die Arbeitsteilung geprägt und später anhand einer Studie zu regionalen Unterschieden in den Selbstmordraten weiter ausgearbeitet. Seine Grundannahme ist, dass das Verhalten der Menschen mittels gesellschaftlicher Normen geregelt werden muss. Wenn verbindliche Regeln fehlen, fehlen Vorgaben über richtiges und falsches Verhalten, Kriminalität ist eine mögliche Verhaltensalternative. Gerade in Zeiten rascher gesellschaftlicher Veränderungen kann ein solch anomischer Zustand eintreten. Für das 18. und 19. Jahrhundert diagnostizierte Durkheim eine entsprechende Veränderung: Traditionelle Vergesellschaftungsformen lösten sich aufgrund des Bevölkerungswachstums, der Arbeitsteilung und der Industrialisierung auf. Während dieser instabilen Verhältnisse „fehlt die Sicherheit über Inhalt und Ausmaß der Normgeltung, die für die Kanalisierung der menschlichen Bedürfnisse notwendig ist“ (Lamnek 1996, S. 112). Diese Überlegungen sind auch auf Gegenwartsgesellschaften übertragbar, die einem fortgesetzten Wandel unterliegen. Globalisierung und Individualisierung können, wie einige Autoren vermuten, Anomie auslösende Prozesse sein (Heitmeyer 1993). Von diesen Prozessen wiederum können einzelne Länder bzw. einzelne Regionen in unterschiedlichem Maß betroffen sein.

Anomie als Zustand der Regellosigkeit muss allerdings nicht gleichermaßen alle Gesellschaftsmitglieder treffen. Hierauf macht Merton (1995) in seiner Deprivationstheorie aufmerksam. Anomie liegt laut Merton dann vor, wenn für Teile der Bevölkerung einer Gesellschaft die kulturellen Ziele (z.B. materielle Absicherung) aufgrund struktureller Benachteiligung (z.B. fehlender Zugang zu Bildung) nicht erreichbar sind. In dieser Hinsicht interessiert nicht, in welchem Zustand sich ein Gemeinwesen befindet (z.B. starkes wirtschaftliches Wachstum), sondern wie einzelne Personen bzw. Personengruppen relativ zu einander stehen. Die zentrale Quelle der Anomie ist nicht der soziale Wandel, sondern die soziale Ungleichheit, die im Zuge eines solchen Wandels zunimmt. Zunehmende soziale Ungleichheit bzw. ein größerer Anteil an Personen in benachteiligten Lebensumständen können mit erhöhtem Kriminalitätsaufkommen in Beziehung stehen, da die benachteiligten Gruppen u.a. Diebstähle oder Raubtaten begehen, um an die begehrten Ressourcen zu gelangen.



Ergänzend zu der eher ökonomisch orientierten Erklärung regional variierender Kriminalitätsraten im Anomie-Ansatz wurde der Sozialkapital-Ansatz formuliert. In Anlehnung an die Überlegungen von Putnam (2000) wird davon ausgegangen, dass die Beschaffenheit der sozialen Beziehungen in einem Gebiet entscheidend dafür ist, ob Personen kriminell werden oder nicht. In Gebieten, die durch ein hohes Vertrauen, eine hohe gegenseitige Vernetzung der Bewohner und eine hohe Normübereinstimmung gekennzeichnet sind, wird kriminelles Verhalten erschwert. Verschiedene Organisationen und Akteure sind an der Etablierung eines solchen Gemeinwesens beteiligt: Vereine, Gewerkschaften, ehrenamtlich arbeitende Organisationen, Parteien, Kirchen usw. Veränderungen in den Mitgliedschaftsquoten dieser Organisationen werden daher häufig auch als Indikatoren steigenden bzw. fallenden Sozialkapitals betrachtet. Messner et al. (2004) konnten in Übereinstimmung mit dem Sozialkapital-Ansatz zeigen, dass in US-amerikanischen Gebieten, die durch ein höheres Vertrauen gekennzeichnet sind, niedrigere Mordraten zu beobachten sind. Auch die Analysen von Ledermann et al. (2002) bestätigen den Einfluss des Vertrauens; ihre Analysen beziehen sich dabei auf 39 Länder.

In Deutschland existiert bzgl. der Untersuchung von regionalen Einflussfaktoren auf die Gewaltbereitschaft bislang kaum Forschung, was damit in Zusammenhang steht, dass es noch keine deutschlandweit repräsentative Dunkelfelduntersuchung zum delinquenten Verhalten gegeben hat. Zwar ist bekannt, dass sich die Regionen Deutschlands hinsichtlich des in der Polizeilichen Kriminalstatistik berichteten Kriminalitätsgeschehens z.T. deutlich voneinander unterscheiden. Diese Daten werden allerdings deshalb nicht zur Grundlage weiterführender Analysen genutzt, weil als belegt gelten kann, dass das Anzeigeverhalten ebenfalls sehr stark zwischen den Regionen variiert (vgl. Pfeifer/Wetzels 1994, Baier et al. 2009, S. 41ff). Die Polizeilichen Kriminalstatistiken bilden damit die Kriminalität und deren regionale Ungleichverteilung nicht in objektiver Weise ab. Hinweise auf den Stellenwert regionaler Faktoren sind neueren Veröffentlichungen zur Entstehung „menschenfeindlicher Einstellungen“ zu entnehmen. Hüpping und Reinecke (2007) unterscheiden bspw. auf Landkreisebene drei Regionstypen (aufwärtsstrebend, gleichbleibend, abwärtsdriftend). In abwärtsdriftenden Regionen ist das Ausmaß an Angst vor sozialem Abstieg sowie die Orientierungslosigkeit besonders stark ausgeprägt. Dies wiederum stellt „einen wesentlichen Nährboden für ein feindseliges Klima dar“ (ebd. S. 95). In diesen Gebieten ist ebenfalls zu beobachten, dass die politische Entfremdung zunimmt. Die Wahlbeteiligung nimmt ab, rechtsextreme Parteien erzielen hier ihre Erfolge (vgl. Legge et al. 2009). Insofern kann gezeigt werden, dass auch Verhaltensweisen wie das Wahlverhalten von regionalen (Wirtschafts-)Entwicklungen abhängen.

Die genannten theoretischen Ansätze und empirischen Befunde veranlassen uns anzunehmen, dass regionale Faktoren durchaus eine Rolle bei der Entstehung von Gewaltverhalten spielen. Es kann vermutet werden, dass in eher desorganisierten Gebieten häufiger zu Gewalt gegriffen wird. Desorganisation lässt sich dabei sowohl über wirtschaftliche Strukturdaten als auch über Bevölkerungsdaten abbilden (Arbeitslosenquote, Migrantanteil). Daneben müsste sich zeigen, dass regionale Unterschiede in den Sozialbeziehungen einen Einfluss auf die Gewaltbereitschaft ausüben. In Gebieten mit einem hohem Vertrauen und vielen positiven Verhaltensbildern müsste die Bereitschaft, sich gewalttätig zu verhalten, generell geringer ausfallen.

#### 5.4.2. Empirische Befunde

Grundlage der Prüfung dieser Überlegungen stellen die in 61 Landkreisen bzw. kreisfreien Städten durchgeführte Schülerbefragung 2007/2008 dar. Diese Gebiete verteilen sich über die gesamte Bundesrepublik. Die Größe der Gebiete variiert beträchtlich: Im kleinsten Gebiet lebten im Jahr 2007 43.308 Einwohner, im größten Gebiet über drei Millionen (Berlin). Auch die Anzahl an Befragten Neuntklässlern variiert entsprechend der Festlegung, in Metropolen über 500.000 Einwohnern jeden sechsten, in allen anderen Gebieten jeden zweiten Jugendlichen zu befragen, beträchtlich: Im Gebiet mit der niedrigsten Befragtenanzahl wurden 160 Schüler, im Gebiet mit der höchsten Befragtenanzahl 1.963 Schüler befragt.

In Tabelle 5.14 ist aufgeführt, wie häufig die befragten Jugendlichen in den letzten zwölf Monaten verschiedene Gewaltübergriffe als Opfer erlebt haben. Die Begrifflichkeit richtet sich nach der Polizeilichen Kriminalstatistik, mit der Ausnahme, dass in den zusammenfassenden Index „schwere Gewalt“ die Delikte Mord und Totschlag nicht eingehen, da sie nicht erfragt wurden. In der Gesamtstichprobe von 44.610 Befragten gaben 3,2 % an, im letzten Jahr mindestens eine schwere Körperverletzung (mit Waffe verletzt bzw. von mehreren Personen verletzt) erlebt zu haben. Die 61 Gebiete unterscheiden sich bzgl. dieser Quote (wie auch aller andere Quoten) signifikant voneinander: Im Gebiet mit der niedrigsten Belastung berichteten 0,7 % eine solche Tat, im Gebiet mit der höchsten Belastung 5,3 %. Eine vergleichbare Varianz ergibt sich zu den Raubdelikten. Die Anteile an Jugendlichen, die eine leichte Körperverletzung (von einzelner Personen geschlagen und verletzt) erlebt haben, unterscheiden sich etwas weniger voneinander (zwischen 7,5 und 16,6 %).

**Tabelle 5.14: Gebietsunterschiede der 12-Monats-Opferprävalenzraten (in %; gewichtete Daten)**

	Bundes- durchschnitt	Gebiet mit geringster Belastung	Gebiet mit höchster Be- lastung	Cramers V
Opfer: schwere Körperverletzung	3,2	0,7	5,3	.051***
Opfer: Raub	4,8	1,3	9,4	.061***
Opfer: schwere Gewalt <sup>1</sup>	8,0	2,3	13,4	.063***
Opfer: leichte Körperverletzung	11,1	7,5	16,6	.049***

<sup>1</sup> Index aus schwerer Körperverletzung, Raub, sexueller Gewalt; \*\*\* p < .001

In identischer Weise wie die Opfererfahrungen wurden auch die Täterschaften erfragt. Tabelle 5.15 belegt diesbezüglich ebenfalls eine Gebietsvarianz. Neben den Gewalttaten haben wir dabei auch die zwei im Jugendalter recht verbreiteten Eigentumsdelikte Ladendiebstahl und Sachbeschädigung einbezogen. Schwere Körperverletzungen haben 2,9 % alle befragten Jugendlichen berichtet; das Gebiet mit der niedrigsten Belastung weist eine Quote von 0,6 %, das mit der höchsten Belastung eine Quote von 5,8 % auf. Ladendiebstähle wurden von 13,3 % der Befragten berichtet; diese Quote variiert in den Gebieten zwischen 6,8 und 20,8 %. Bei Sachbeschädigung beträgt die niedrigste Täterquote 9,9 %, die höchste 20,5 %. In Gebieten mit hoher Opferquote bei den verschiedenen Gewaltdelikten ist auch die Täterquote hoch und vice versa. Die Aggregatkorrelationen betragen jeweils über .40 (Pearson r).

**Tabelle 5.15: Gebietsunterschiede der 12-Monats-Täterprävalenzraten (in %; gewichtete Daten)**

	Bundes- durchschnitt	Gebiet mit geringster Belastung	Gebiet mit höchster Be- lastung	Cramers V
Täter: schwere Körperverletzung	2,9	0,6	5,8	.061***
Täter: Raub	2,5	0,5	4,8	.049***
Täter: schwere Gewalt <sup>1</sup>	5,4	2,6	9,0	.053***
Täter: leichte Körperverletzung	11,7	4,3	18,1	.071***
Täter: Ladendiebstahl	13,3	6,8	20,8	.076***
Täter: Sachbeschädigung	14,6	9,9	20,5	.054***

<sup>1</sup> Index aus schwerer Körperverletzung, Raub, sexueller Gewalt; \*\*\* p < .001

Für jedes Gebiet wurde zudem die Anzahl an jugendlichen Tatverdächtigen, wie sie die Polizeiliche Kriminalstatistik ausweist, sowie die Anzahl an im Gebiet lebenden Jugendlichen (14- bis unter 18jährige) von den örtlichen Polizeien bzw. den Statistischen Landesämtern angefordert. Damit ist es möglich, regionale Tatverdächtigenbelastungszahlen (TVBZ)<sup>96</sup> zu berechnen. Dies haben wir für die beiden Jahre 2006 und 2007 getan; für die nachfolgenden Auswertungen wurden die Zahlen zu 2006 und 2007 gemittelt, um einzelnen Ausreißerwerten keinen zu hohen Stellenwert beizumessen. In Tabelle 5.16 sind die Belastungszahlen für das gesamte Bundesgebiet sowie die Spannweiten der Belastungszahlen der 61 einbezogenen Landkreise/kreisfreien Städte aufgeführt. Für das gesamte Bundesgebiet ergibt sich, dass im genannten Zeitraum etwa 980,3 Jugendliche (14- bis unter 18jährige) pro 100.000 Jugendlichen als Tatverdächtige von schweren Körperverletzungen registriert worden sind. Im Gebiet mit der geringsten Belastung waren es 264,7, im Gebiet mit der höchsten Belastung 2.403,4 Jugendliche. Besonders hohe Unterschiede existieren beim Raub: Im Gebiet mit der geringsten Belastung liegt die TVBZ um den Faktor 40 niedriger als im Gebiet mit der höchsten Belastung

**Tabelle 5.16: Gebietsunterschiede der Tatverdächtigbelastungszahlen für Jugendliche (2006/2007; in Klammern: Schlüsselzahl)**

	Bundes- durchschnitt	Gebiet mit gerings- ter Belastung	Gebiet mit höchst- ter Belastung
schwere Körperverletzung (222000)	980,3	264,7	2403,4
Raub (210000)	288,3	29,4	1188,6
Gewalt (892000)	1215,1	352,9	2961,4
leichte Körperverletzung (224000)	1011,1	516,8	2728,9
Ladendiebstahl (326000)	1677,9	283,4	5562,9
Sachbeschädigung (674000)	1325,3	501,5	3382,0

Die Tatverdächtigbelastungszahlen stellen eine externe Quelle zur Einschätzung der Delinquenzbelastung von Gebieten dar. Wenn diese Quelle in unverzerrter Weise das tatsächliche Kriminalitätsgeschehen abbilden würde, müsste der Zusammenhang zwischen den im Dunkelfeld erhobenen Daten und den Belastungszahlen sehr hoch ausfallen. Bereits die in Tabelle 5.16 aufgeführten Zahlen lassen erste Zweifel daran zu: Während bundesweit 2,9 % der befragten Jugendlichen angaben, mindestens eine Körperverletzung begangen zu haben, sind es laut Polizeilicher Kriminalstatistik nur 0,98 %. Polizeiliche Kriminalstatistiken geben mithin nur einen Teil des Kriminalitätsgeschehens (das sog. Hellfeld) wieder; ein großer Teil insbesondere der durch geringere Schwere charakterisierten Jugenddelinquenz verbleibt im Dunkelfeld. Wenn die Dunkelfeld-Hellfeld-Relation aber in allen Befragungsgebieten je nach Delikt gleich ausfallen würde, müssten sich dennoch hohe Korrelationen zwischen den in der

<sup>96</sup> Vgl. Fußnote 5 dieses Berichts.

Dunkelfeldbefragung erhobenen Täteranteilen und den Tatverdächtigenbelastungszahlen finden. Dies ist aber, wie die nachfolgende Tabelle 5.17 zeigt, mit der Ausnahme des Raubs nicht der Fall. Der Raubtäteranteil und die Raub-Tatverdächtigenbelastungszahl korrelieren auf Gebietsebene zu  $r = .42$  miteinander. Dies bedeutet, dass in Gebieten mit hohem Täteranteil in der Schülerbefragung 2007/2008 auch höhere TVBZ für Raub zu berichten sind. Bezüglich der anderen Delikte fallen die Zusammenhänge deutlich niedriger aus. Für Sachbeschädigung und leichte Körperverletzungen sind im Prinzip keine Zusammenhänge zu erkennen. Dies bedeutet, dass Dunkelfeld und Hellfeld bei diesen Delikten über die Gebiete hinweg in keinem systematischen Zusammenhang stehen. Hohe Belastungszahlen in einem Gebiet stehen also nicht für eine hohe Belastung, sondern andere Faktoren sind hier überdurchschnittlich ausgeprägt (z.B. Ermittlungsaktivitäten, Anzeigequote). Nur bezüglich der schweren Gewaltdelikte und hier insbesondere des Raubs kann davon ausgegangen werden, dass hohe Belastungszahlen tatsächlich eine hohe Gewaltbelastung (auch im Dunkelfeld) indizieren. Insofern wird die Kriminalstatistik vor allem im Hinblick auf ihre Aussagekraft bei eher leichten Delikten relativiert.

**Tabelle 5.17: Korrelation zwischen 12-Monats-Täterprävalenzraten und Tatverdächtigbelastungszahlen (Pearson r)**

	schwere Körperverletzung (222000)	Raub (210000)	Gewalt (892000)	leichte Körperverletzung (224000)	Ladendiebstahl (326000)	Sachbeschädigung (674000)
Täter: schwere Körperverletzung	.265*	.421**	.351**	.176	.226	.069
Täter: Raub	.202	.424**	.302*	.045	.013	.177
Täter: schwere Gewalt <sup>1</sup>	.235	.442***	.337**	.110	.218	.111
Täter: leichte Körperverletzung	.144	.264*	.206	.092	.027	-.069
Täter: Ladendiebstahl	.085	.346**	.190	-.147	.234	.137
Täter: Sachbeschädigung	-.012	.047	-.001	-.040	-.071	.088

<sup>1</sup> Index aus schwerer Körperverletzung, Raub, sexueller Gewalt; \*\*\*  $p < .001$ , \*\*  $p < .01$ , \*  $p < .05$

Dass die Anzeigequote eine zentrale Größe für die Diskrepanz von Dunkelfeld und Hellfeld darstellt, lässt sich durch eine zusätzliche Auswertung belegen. In Tabelle 5.18 sind die Dunkelfeld-Hellfeld-Relationen dargestellt. Werte über 1 bedeuten dabei, dass die Anteile an Jugendlichen, die ein Delikt begangen haben, im Dunkelfeld höher liegen als im Hellfeld – der „normale“ Fall. Die umgekehrte Situation, dass im Hellfeld ein höherer Anteil an Tätern ermittelt wurde als in der Befragung Schüler ein entsprechendes Delikt angaben (Werte unter 1), kommt insgesamt nur in zwei Gebieten bei der schweren Körperverletzung vor. Dies hängt möglicherweise damit zusammen, dass wir nur eine Stichprobe an Jugendlichen befragt haben und auch die Gruppe der 17-jährigen mit Neuntklässlerbefragungen kaum erreichen. In diesen nicht erreichten Gruppen gibt es in den wenigen Gebieten, für die dies zutrifft, eventuell überzufällig viele Täter. Für schwere Körperverletzungen zeigt sich nun, dass der Täteranteil im Dunkelfeld im Mittel 3mal höher liegt als im Hellfeld.<sup>97</sup> Dieses Verhältnis ist über die Gebiete, wie bereits vermutet wurde, nicht konstant: So gibt es mindestens ein Gebiet, in dem 8,8mal mehr Täter im Dunkelfeld eine Körperverletzung angaben als polizeilich ermittelt wurden. Bei Raubtaten fällt die Dunkelfeld-Hellfeld-Relation noch größer aus, wie dies auch für die Spannweite der Gebiete gilt. Dies überrascht, da gezeigt werden konnte, dass Raubtaten prinzipiell häufiger angezeigt werden als andere Gewaltdelikte (vgl. Baier et al. 2009, S. 42) und damit die Diskrepanz zwischen Dunkelfeld und Hellfeld eigentlich geringer ausfal-

<sup>97</sup> Berichtet wird der Median und nicht das arithmetische Mittel, um den Einfluss einzelner Ausreißerwerte zu verringern.

len sollte. Eine Erklärung für diesen unerwarteten Befund könnte sein, dass die Übersetzung der juristischen Kategorie „Raub“ in eine Fragebogenkategorie schlechter gelungen ist als bspw. bei der schweren und leichten Körperverletzung. Gefragt wurden die Jugendlichen, ob sie bereits einmal jemandem mit Gewalt etwas entrissen oder unter Androhung von Gewalt etwas weggenommen haben. Jugendliche subsumieren im Unterschied zur Polizei hierunter möglicherweise auch andere, leichtere Delikte.

Hinzuweisen ist zuletzt noch auf die Anzeigequote. Die letzte Spalte in Tabelle 5.18 enthält die Korrelation zwischen der Dunkelfeld-Hellfeld-Relation und der Anzeigequote. Einbezogen wurde je Gebiet die Anzeigequote bei Gewalttaten, die aus den Angaben der Opfer der Schülerbefragung berechnet wurde. Bundesweit beträgt diese Quote 24,0 % (vgl. Baier et al. 2009, S. 42); dabei variiert die Anzeigequote bei Gewaltdelikten zwischen den Gebieten zwischen 12,2 und 56,3 %. Für alle betrachteten Delikte gilt, dass ein hohes Dunkelfeld (ausgedrückt über hohe Diskrepanzwerte) mit einer niedrigen Anzeigequote einher geht. Oder anders ausgedrückt: In Gebieten mit hoher Anzeigequote fällt die Dunkelfeld-Hellfeld-Diskrepanz niedriger aus. Dieser Befund ist keinesfalls trivial, weil die Hellfelddaten (Polizeiliche Kriminalstatistik) unabhängig von den Schülerbefragungsdaten erhoben wurden. Es zeigt sich damit, dass es – abhängig von der Anzeigequote – systematische Dunkelfeld-Hellfeld-Beziehungen gibt. Allerdings kann die Diskrepanz nicht allein mit der Anzeigequote erklärt werden, die Korrelationen bewegen sich im mittleren Bereich. Andere Faktoren (z.B. Ermittlungsstrategien) spielen für die Erklärung der Diskrepanz sicherlich ebenfalls eine, hier nicht näher spezifizierbare Rolle.

**Tabelle 5.18: Dunkelfeld-Hellfeld-Relation**

	Median Diskrepanz	Geringste Diskrepanz	Höchste Diskrepanz	Korrelation Diskrepanz – Anzeigequote (r)
schwere Körperverletzung	3,0	0,4	8,8	-.201
Raub	10,3	2,2	72,2	-.367**
Gewalt	4,6	1,4	10,9	-.343**
leichte Körperverletzung	11,6	3,1	24,0	-.343**

Primäres Anliegen dieses Abschnitts ist jedoch nicht, das Verhältnis von Dunkelfeld und Hellfeld abschließend zu untersuchen. Stattdessen soll sich auf mögliche regionale Bedingungsfaktoren gewalttätigen Verhaltens konzentriert werden. Die theoretischen Ausführungen haben dabei deutlich gemacht, dass sehr verschiedene Faktoren, die Kontexte beschreiben können, als Ursachen zu diskutierten sind. Wir haben in einem ersten Schritt zwölf Indikatoren für alle 61 Gebiete berücksichtigt, wobei z.T. auf Angaben des statistischen Bundesamts zurückgegriffen wurde; z.T. wurden die Indikatoren auch aus den Schülerbefragungsdaten aggregiert. Die Auswahl der Indikatoren erfolgt dabei nicht streng theoriegeleitet, da es zur Frage des Einflusses regionaler Faktoren zumindest in Deutschland bislang kaum Forschung gibt. Stattdessen haben die nachfolgenden Auswertungen explorativen Charakter; berücksichtigt wurden Indikatoren, die über öffentliche Statistiken bzw. über unsere Befragung zur Verfügung standen. In Tabelle 5.19 sind die Indikatoren sowie die Korrelationen der Indikatoren untereinander aufgeführt.

Die Arbeitslosenquote, der Ausländeranteil und das Durchschnittseinkommen wurden öffentlichen Statistiken entnommen. Für die beiden erstgenannten Indikatoren wurde dabei ein Durchschnitt zu den Jahren 2006 und 2007 gebildet; beim Durchschnittseinkommen lagen nur

Angaben zum Jahr 2006 vor. Für diese wie für die anderen Indikatoren ergibt sich eine deutliche Varianz zwischen den Gebieten: So lag die durchschnittliche Arbeitslosenquote 2006/2007 in einem Gebiet bei nur 3,1 %, in einem anderen Gebiet hingegen bei 24,6 %. Deutlich wird bereits bei diesen drei Indikatoren, dass sie z.T. sehr hoch miteinander korrelieren: In Landkreisen mit einer hohen Arbeitslosenquote ist das Durchschnittseinkommen geringer; in Gebieten mit einem erhöhten Ausländeranteil ist ein überdurchschnittliches Einkommen zu verzeichnen, was damit zu begründen ist, dass sich Ausländer eher in städtischen Gebieten niederlassen.

Die Gebiete wurden zudem aufgeteilt in ost- und westdeutsche sowie eher ländliche und eher städtische Gebiete. Letzteres wurde über die Zuordnung zur Kategorie des Landkreises bzw. der kreisfreien Stadt abgebildet. Insbesondere mit der Variablen „Ostdeutsch“ ergeben sich dabei erneut sehr hohe Korrelationen: Ostdeutsche Gebiete weisen eine höhere Arbeitslosenquote, einen niedrigeren Ausländeranteil und ein niedrigeres Durchschnittseinkommen auf.

Die verbleibenden sieben Gebiets-Indikatoren wurden auf Basis der Schülerdaten bestimmt. Dabei ergeben sich folgende Besonderheiten: Erstens existieren sehr hohe Korrelationen mit vergleichbaren Indikatoren der öffentlichen Statistik. In Gebieten, die laut öffentlicher Statistik eine hohe Arbeitslosenquote aufweisen, fällt auch der Anteil an befragten Jugendlichen, deren Eltern arbeitslos sind, hoch aus ( $r = .85$ ). Das gleiche gilt für den Ausländeranteil (.90). Insofern wird die Validität der Angaben der Jugendlichen über den Einbezug externer Daten bestätigt. Zweitens bestehen auch zwischen nicht vergleichbaren Indikatoren hohe Zusammenhänge. So fällt die Vereins-Mitgliedschaftsquote in benachteiligten Gebieten (gemessen über die Arbeitslosigkeit oder das Einkommen) weit geringer aus als in nicht benachteiligten Gebieten. Alleinerziehende Eltern sind in strukturschwachen Gebieten häufiger anzutreffen als in strukturstarken Gebieten; in Landkreisen finden sich deutlich weniger Alleinerziehende als in Mittel- und Großstädten. Die soziale Kohäsion, die im Fragebogen über fünf Aussagen erfasst wurde<sup>98</sup>, korreliert auf Gebietebene sehr stark mit dem Faktor „Landkreis“ (hier ist der Zusammenhalt höher) oder der Arbeitslosenquote (in Gebieten mit hoher Quote ist der Zusammenhalt geringer).

Aufgrund der hohen Korrelationen der Gebietsindikatoren erscheint es nicht sinnvoll, alle zwölf Indikatoren in die Analysen einzubeziehen. Eine mögliche Strategie wäre, über eine Faktorenanalyse mögliche Cluster von Faktoren zu identifizieren und mittels Skalenbildung deren Anzahl zu reduzieren. Diese Strategie hätte aber zur Folge, dass auf den ersten Blick sehr unterschiedliche Indikatoren zusammengefasst werden müssten. Auf Basis der in Tabelle 5.19 präsentierten Korrelationen kann bspw. vermutet werden, dass die Mitgliedschaftsquote mit der Arbeitslosenquote zusammengefasst werden müsste. Unter einer solchen Zusammenfassung würde die Interpretierbarkeit von Befunden leiden. Wir haben uns daher entschieden, keine Skalenbildung vorzunehmen, sondern nur jene Indikatoren einzubeziehen, die relativ unabhängig voneinander sind. Für die nachfolgenden Analysen wurden daher folgende Indikatoren ausgewählt:

---

<sup>98</sup> Beispielaussagen lauten: „Die Leute in meiner Nachbarschaft helfen sich gegenseitig.“ oder „Man kann den Leuten in der Nachbarschaft vertrauen.“ Den Aussagen konnte von „1 – stimmt nicht“ bis „4 – stimmt genau“ zugestimmt werden.

- die Arbeitslosenquote 2006/2007 (Angaben: Statistisches Bundesamt), mit der die wirtschaftliche Situation in einem Gebiet beschrieben wird;
- der Anteil an männlichen Befragten, an Migranten und an Jugendlichen, von denen mindestens ein Elternteil ein Universitäts- oder Fachhochschulstudium absolviert hat. Alle drei Indikatoren beschreiben die Gegenwart von Verhaltensvorbildern. Jungen und Migranten begehen häufiger Gewalttaten als Mädchen bzw. einheimische deutsche Jugendliche; ein überproportional hoher Anteil von Jungen bzw. Migranten könnte daher mit einer erhöhten Gewaltbereitschaft einhergehen. Akademikereltern hingegen stellen zumindest hinsichtlich der Gewaltverhaltens positive Verhaltensvorbilder dar; ein hoher Anteil sollte mit einer geringeren Gewaltbereitschaft in Zusammenhang stehen. In Bezug auf den Migrantenanteil haben wir bewusst nicht die Zahlen der öffentlichen Statistik einbezogen (Ausländeranteil), weil diese nur jene Migranten erfasst, die nicht im Besitz der deutschen Staatsangehörigkeit sind. Dadurch erfolgt einerseits eine Konzentration auf bestimmte Migrantengruppen – Aussiedler werden bspw. nicht erfasst. Andererseits beschreiben die Zahlen der öffentlichen Statistik nicht die Realität, wie sie sich für Jugendliche darstellt. In der Jugendgeneration liegt der Migrantenanteil weit über dem Durchschnittswert für die gesamte Bevölkerung.

**Tabelle 5.19: Korrelationen verschiedener Gebietsindikatoren (Pearson r)**

	Arbeitslosenquote (2006/2007)	Ausländeranteil (2006/2007)	Durchschnittseinkommen (2006)	Landkreis	Ostdeutsch	Anteil Jungen	Anteil Mitglied in Verein	Anteil alleinerziehend	Anteil arbeitslos	Anteil Migranten	Anteil Akademiker	Minimum - Maximum
Arbeitslosenquote (2006/2007)	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	3,1 – 24,6
Ausländeranteil (2006/2007)	-.224 <sup>†</sup>	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1,1 – 21,8
Durchschnittseinkommen (2006)	-.692***	.444***	-	-	-	-	-	-	-	-	-	13862 – 27952
Landkreis	-.381***	-.566***	.104	-	-	-	-	-	-	-	-	1
Ostdeutsch	.750***	-.565***	-.664***	-.039	-	-	-	-	-	-	-	1
Anteil Jungen	<b>.077</b>	-.100	-.180	.187	.032	-	-	-	-	-	-	37,5 – 59,4
Anteil Mitglied in Verein	-.721***	.076	.550***	.300*	-.574***	-.149	-	-	-	-	-	54,2 – 85,6
Anteil alleinerziehend	.578***	.144	-.336**	-.622***	.427**	-.024	-.619***	-	-	-	-	8,0 – 26,8
Anteil arbeitslos	.850***	-.299*	-.665***	-.256*	.791***	.191	-.831***	.611***	-	-	-	1,7 – 24,6
Anteil Migranten	<b>-.313*</b>	.901***	.465***	-.466***	-.656***	<b>-.058</b>	.089	.088	-.352**	-	-	3,6 – 57,0
Anteil Akademiker	<b>.138</b>	.354**	.243 <sup>†</sup>	-.400**	.048	<b>-.296*</b>	.096	.342**	-.025	<b>.313*</b>	-	17,6 – 61,5
Soziale Kohäsion	-.546***	-.374**	.248 <sup>†</sup>	.764***	-.331**	.032	.607***	-.814***	-.537***	-.313*	-.404**	2,64 – 3,21

<sup>†</sup> p < .10, \*\*\* p < .001, \*\* p < .01, \* p < .05

<sup>1</sup> Es handelt sich um dichotome Variablen, die nur den Wert 0 oder 1 annehmen können.

Wie die dick in Tabelle 5.19 hervorgehobenen Korrelationen zwischen diesen vier Indikatoren zeigen, fallen die Überschneidungen eher gering aus ( $r < .32$ ). Die weiteren Indikatoren bleiben im Folgenden unberücksichtigt.

Um zu prüfen, welchen Einfluss die ausgewählten Gebietsindikatoren haben, werden diese nicht mit den aggregierten Gewalttaten in Beziehung gesetzt, die weiter vorn berichtet worden

sind. Hierbei würden sich z.T. mittelhohe Korrelationen zeigen, wonach in Gebieten mit hoher Arbeitslosigkeit oder einem hohen Migrantenanteil höhere Gewalttaten zu beobachten sind. Ein solches Vorgehen würde sich dem Vorwurf des ökologischen Fehlschlusses ausgesetzt sehen, nach dem Beziehungen, die auf einer höheren Ebene (hier: der Gebiete) festgestellt werden, nicht ohne Weiteres auf die Individualebene übertragen werden können. Gleichzeitig wäre es nicht korrekt, jedem Befragten die Werte des zugehörigen Befragungsgebietes zuzuspielen und Korrelationsanalysen nur auf die Individualebene zu beziehen, da es dabei zu fehlerhaften Schlüssen bezüglich der Signifikanz kommen würde. Stattdessen soll zur Beurteilung des Einflusses von Gebietsfaktoren auf das statistische Verfahren der Mehrebenenanalyse zurückgegriffen werden, das die geschachtelte Struktur der Daten (Schüler in Landkreisen bzw. kreisfreien Städten) angemessen berücksichtigen kann (vgl. z.B. Ditton 1998). In Tabelle 5.20 sind die Ergebnisse verschiedener Erklärungsmodelle delinquenten Verhaltens aufgeführt. Da es sich um binär logistische Regressionen handelt, weisen Werte über 1 auf eine Erhöhung des Täterrisikos hin, Werte unter 1 auf dessen Verringerung. Aufgenommen wurden dabei in einem ersten Schritt die Gebietsfaktoren; in einem zweiten Schritt wurden weitere wichtige Prädiktoren des delinquenten Verhaltens, die sich auf die Personen selbst und ihr unmittelbares soziales Umfeld beziehen, aufgenommen.

Erwähnenswert ist zunächst, dass sich auch in den Mehrebenenanalysen zeigt, dass es signifikante Unterschiede zwischen den Gebieten hinsichtlich der Delinquenzbereitschaft der Jugendlichen gibt. Allerdings können nur zwischen 0,4 und 2,8 % der Varianz der Täterschaft auf Gebietsfaktoren zurückgeführt werden, ein eher niedriger Wert für derartige Analysen. Dennoch erscheint die Suche nach möglichen gebietsbezogenen Erklärungsfaktoren als durchaus gerechtfertigt. Die vier einbezogenen Faktoren stehen dabei aber nur in geringem Maße und auch nicht durchgängig mit den betrachteten Verhaltensweisen in Beziehung. Dass die Faktoren nur in geringem Maße zur Vorhersage des delinquenten Verhaltens dienen, ist einerseits daran abzulesen, dass die erklärten Varianzen der jeweils ersten Modelle sehr niedrig ausfallen (zwischen 0,2 und 2,3 %). Zum Anderen bleibt auch nach Einbezug der Gebietsfaktoren eine signifikante Gebietsvarianz bei einigen Delikten bestehen (siehe Zeile  $\sigma_{u0j}$ ). Zudem ist festzustellen, dass sich der Einfluss der Gebietsfaktoren meist noch einmal verringert, wenn wichtige Kontrollvariablen auf Individualebene berücksichtigt werden.

Trotz dieser Einschränkungen lassen sich im Hinblick auf den Einfluss der Gebietsfaktoren folgende Erkenntnisse festhalten:

- In strukturell schwachen Regionen (d.h. Regionen mit hoher Arbeitslosenquote) greifen Jugendliche etwas häufiger zu Gewalt. Signifikante Beziehungen sind mit dem Raub, der schweren Körperverletzung und dem zusammenfassenden Gewaltindex festzustellen. Zusammenhänge mit den leichteren Delikten sind hingegen nicht festzustellen. Die Beziehungen zwischen der Arbeitslosenquote und dem Gewaltverhalten sind dabei unabhängig von der individuellen Betroffenheit von Arbeitslosigkeit, die die Bereitschaft, schwere Gewalt zu begehen, nicht signifikant erhöht. Unserer Daten belegen lediglich, dass Kinder arbeitsloser Eltern etwas häufiger leichte Körperverletzungen und Ladendiebstähle begehen; Sachbeschädigungen werden jedoch seltener von ihnen ausgeführt.
- In Gebieten mit hohem Migrantenanteil ist auch die Bereitschaft des einzelnen Schülers höher ausgeprägt, sich gewalttätig zu verhalten (Ausnahme: Raub). Allerdings



verschwinden diese Effekte weitestgehend, wenn individuelle Faktoren berücksichtigt werden. Migranten sind entsprechend der Koeffizienten in den zweiten Modellen signifikant häufiger gewalttätig; in Gebieten mit höherem Migrantenanteil ist aber keine generell höhere Gewaltbereitschaft der hier lebenden Jugendlichen festzustellen. Der Effekt des Migrantenanteils ist daher ein Kompositionseffekt. Dies gilt allerdings nur in Bezug auf das Gewaltverhalten. Für den Ladendiebstahl finden sich keine signifikanten Effekte, weder mit der eigenen Zugehörigkeit zur Gruppe der Migranten, noch für den Migrantenanteil. Sachbeschädigungen werden demgegenüber seltener von Migranten ausgeführt. Ein hoher Migrantenanteil senkt den Vandalismus unabhängig davon ebenfalls. Migrantengemeinschaften scheinen damit einen effektiven Schutz gegenüber der vandalistischen Gewalt zu bieten.

- Vom Akademikeranteil gehen nur im Hinblick auf den Ladendiebstahl Effekte aus, und dabei in die unerwartete Richtung. In Gebieten mit hohem Akademikeranteil wird häufiger Ladendiebstahl ausgeführt. Zugleich gilt: Schüler, bei denen mindestens ein Elternteil Akademiker ist, begehen häufiger Ladendiebstähle. Ein gleicher Zusammenhang findet sich bei der Sachbeschädigung. Akademiker scheinen demnach generell keine positiven Verhaltensvorbilder darzustellen. Den Ladendiebstahl scheinen sie am wenigsten konsequent zu verurteilen.
- In Gebieten mit hohem Anteil männlicher Jugendlicher wird häufiger zu leichten Körperverletzungen und zu Sachbeschädigungen gegriffen. Auch dabei handelt es sich aber nur um Kompositionseffekte: Da Jungen häufiger als Mädchen leichte Körperverletzungen und Sachbeschädigungen begehen<sup>99</sup>, kommen in Gebieten mit höherer Jungenquote diese Delikte häufiger vor. Ein verstärkender Effekt auf das delinquente Verhalten ist für die Jungenquote damit nicht zu beobachten.

Neben den angesprochenen Einflüssen der Gebietsfaktoren ergeben sich meist hoch signifikante Zusammenhänge zwischen den in den jeweils zweiten Modellen ebenfalls aufgenommenen Individualvariablen und der Täterschaft. Die Befunde bestätigen dabei weitestgehend die bereits im ersten Forschungsbericht präsentierten Ergebnisse (vgl. Baier et al. 2009, S. 84ff). Zusammengefasst zeigt sich Folgendes:

- Schüler, die in ihrer Kindheit schwere elterliche Gewalt erfahren haben (mit Gegenstand geschlagen, mit Faust geschlagen/getreten, geprügelt/zusammengeschlagen), sind häufiger Täter aller untersuchten Delikte. Mit den verschiedenen Gewaltverhaltensweisen fallen die Beziehungen enger aus als mit den Eigentumsdelikten.
- Jugendliche mit durchschnittlich schlechteren Schulleistungen (Noten in den Fächern Deutsch, Mathematik, Geschichte) begehen häufiger Gewalt- und Eigentumsdelikte.
- Eine hohe Bereitschaft, Risiken einzugehen, erhöht auch die Bereitschaft, delinquente Taten auszuführen. Dies entspricht den Annahmen der Selbstkontrolltheorie (Gottfredson/Hirschi 1990). Diese geht davon aus, dass Personen mit geringer Selbstkontrolle, die sich u.a. in einer erhöhten Risikobereitschaft äußert, eher delinquent werden als Personen mit hoher Selbstkontrolle. Dies ist damit zu begründen, dass letztere die Folgen ihres Tuns stärker bedenken als Personen mit geringer Selbstkontrolle. Die Einsicht, dass sich kriminelles Verhalten auf lange Sicht nicht lohnt, lässt sie auf entsprechendes Verhalten verzichten.

---

<sup>99</sup> Jungen begehen zudem häufiger schwere Gewaltdelikte. Beim Ladendiebstahl ist dagegen festzustellen, dass Mädchen unter Kontrolle anderer Faktoren häufiger als Täter in Erscheinung treten.

- Ein häufiger Konsum von Gewaltmedien (erfasst über das Spielen von Egoshootern/Prügelspielen bzw. das Sehen von Horrofilmen/Actionfilmen/Thrillern) geht mit höheren Täterraten einher. Engere Beziehungen ergeben sich für das Gewaltverhalten. Dies würde sich auf Basis eines lerntheoretischen Ansatzes auch erwarten lassen.
- Der durchweg stärkste Einfluss geht von der Bekanntschaft mit delinquenten Freunden aus. Die Jugendlichen wurden gefragt, wie viele Freunde sie haben, die mindestens einen Ladendiebstahl, einen Raub, eine Körperverletzung oder eine Sachbeschädigung begangen bzw. mit Drogen gedealt haben. Je mehr Beziehungen zu solchen Freunden aufrecht erhalten werden, umso stärker steigt das Delinquenzrisiko an.

**Tabelle 5.20: Einflussfaktoren delinquenten Verhaltens (binäre logistische Mehrebenenanalyse; abgebildet: Exp(B); 38585 Befragte in 61 Landkreisen)**

	Täter: schwere KV		Täter: Raub		Täter: (schwere) Gewalt <sup>1</sup>		Täter: leichte KV		Täter: Laden-diebstahl		Täter: Sach-beschädigung	
Konstante	-3.703 ***	-5.600 ***	-3.833 ***	-5.464 ***	-3.037 ***	-4.262 ***	-2.112 ***	-2.983 ***	-1.938 ***	-4.146 ***	-1.789 ***	-2.597 ***
Mind. ein Elternteil arbeitslos		0.955		0.981		0.957		1.138 *		1.163 *		0.873 *
Migrant		1.371 ***		1.403 ***		1.300 ***		1.370 ***		0.959		0.851 **
Mind. ein Elternteil Akademiker		0.881		0.974		0.931		0.950		1.090 *		1.112 **
Geschlecht: weiblich		0.414 ***		0.502 ***		0.430 ***		0.503 ***		1.541 ***		0.484 ***
Schwere elterliche Gewalt in Kindheit		1.844 ***		1.684 ***		1.869 ***		1.606 ***		1.428 ***		1.172 **
Schulleistungen (z)		1.404 ***		1.260 ***		1.256 ***		1.335 ***		1.329 ***		1.220 ***
Risikosuche (z)		2.323 ***		2.045 ***		2.056 ***		1.821 ***		1.671 ***		2.122 ***
Gewaltmedienkonsum (z)		1.220 ***		1.124 ***		1.206 ***		1.228 ***		1.077 ***		1.141 ***
Delinquente Freunde: keine		Ref.		Ref.		Ref.		Ref.		Ref.		Ref.
Delinquente Freunde: bis 5		5.186 ***		5.051 ***		4.316 ***		3.740 ***		4.492 ***		5.030 ***
Delinquente Freunde: über 5		36.005 ***		24.106 ***		19.628 ***		12.365 ***		9.639 ***		15.512 ***
Arbeitslosenquote (2006/2007) (z)	1.025 *	1.019 *	1.022 *	1.015 †	1.021 **	1.015 *	1.011	1.003	1.000	0.992	1.004	0.998
Anteil Migranten (z)	1.020 ***	1.008 *	1.007	0.994	1.012 ***	1.002	1.010 ***	1.000	1.002	0.996	0.999	0.993 **
Anteil Akademiker (z)	1.003	1.008	1.004	1.008	1.000	1.003	0.999	1.002	1.011 *	1.013 *	0.998	0.998
Anteil Jungen (z)	1.027 †	1.012	1.004	0.989	1.007	0.991	1.020 *	1.008	1.003	0.997	1.013 *	1.001
$\sigma_{\text{uj}}$ (Konstante)	0.033 *	0.024 *	0.030 *	0.008	0.012 †	0.001	0.015 ***	0.017 ***	0.040 ***	0.048 ***	0.011 ***	0.019 ***
Extra-Dispersion	0.985	0.855	0.984	1.008	0.994	0.965	0.996	0.930	0.994	0.983	0.997	0.906
Erklärte Varianz	2,26	58,73	0,82	45,90	0,85	48,53	0,67	43,45	0,89	28,93	0,24	45,11

<sup>1</sup> Index aus schwerer Körperverletzung, Raub, sexueller Gewalt; † p < .10, \*\*\* p < .001, \*\* p < .01, \* p < .05  
z – Variablen wurden am grand-mean zentriert, KV = Körperverletzung

Durch Berücksichtigung der Individualfaktoren erhöht sich der Anteil erklärter Varianz deutlich. Nichtsdestotrotz bleibt für die betrachteten Verhaltensweisen weiterhin ein nicht unerheblicher Anteil unerklärter Varianz bestehen. Zudem sind in vier von sechs Fällen weiterhin signifikante Gebietsunterschiede festzustellen, wobei hinsichtlich des Gewaltverhaltens nur noch bei schweren und leichten Körperverletzungen signifikante Gebietsunterschiede bestehen.<sup>100</sup>

<sup>100</sup> Für die Modelle mit signifikanter Gebietsvarianz gilt, dass nach Berücksichtigung der vorgestellten Variablen zwischen 0,6 und 1,5 % der Varianz des delinquenten Verhaltens auf Gebietsfaktoren zurückzuführen ist.

Abschließend wollen wir den Fokus der Analysen auch auf Verhaltensweisen richten, die nicht als delinquent, sondern als „abweichend“ einzustufen sind. Drei Gruppen an Jugendlichen interessieren uns dabei: 1. rechtsextreme Jugendlichen, die über die Erfassung ausländerfeindlicher Einstellungen, niedrigschwelliger rechter Verhaltensweisen und rechter Straftaten ermittelt wurden (vgl. hierzu Baier et al. 2009, S. 121ff); 2. Jugendliche, die häufiger (mindestens wöchentlich) Alkohol (Bier, Wein/Sekt, Schnaps, Alcopops) konsumieren (in Bezug auf die letzten zwölf Monate); 3. Jugendliche, die fünf Tage und häufiger im zurückliegenden Schulhalbjahr geschwänzt haben (Mehrfachschwänzer). Die Anteile sich dementsprechend verhaltender Jugendlicher variieren dabei erneut signifikant zwischen den 61 Landkreise bzw. kreisfreien Städten, wie die nachfolgende Tabelle 5.21 zeigt. So gibt es mindestens ein Gebiet, in dem 0 % der Jugendlichen als rechtsextrem einzustufen sind; in einem anderen Gebiet beträgt der Anteil 14,7 %.

**Tabelle 5.21: Gebietsunterschiede der Prävalenzraten abweichender Verhaltensweisen (in %; gewichtete Daten)**

	Bundes- durchschnitt	Gebiet mit geringster Belastung	Gebiet mit höchster Be- lastung	Cramers V
Anteil: rechtsextrem	5,2	0,0	14,7	.080***
Anteil: häufiger Alkoholkonsum	23,0	14,0	37,1	.122***
Anteil: Mehrfachschwänzer	12,1	3,8	19,1	.107***

\*\*\*  $p < .001$

Auch die in Tabelle 5.22 präsentierten Mehrebenenanalysen bestätigen die signifikanten Gebietsunterschiede. Zwischen 1,9 und 3,3 % der Varianz der betrachteten Verhaltensweisen gehen auf Gebietsfaktoren zurück; nach Einbezug aller Variablen sind es noch zwischen 1,8 und 2,2 %. Für die Individualvariablen bestätigen sich weitestgehend die Effekte, die in Bezug auf die Erklärung delinquenter Verhaltensweisen berichtet wurden.<sup>101</sup> Schüler, die elterliche Gewalt erlebt haben, sind häufiger rechtsextrem und schwänzen häufiger wiederholt die Schule; auf den Alkoholkonsum hat das Erleben elterlicher Gewalt hingegen keinen Einfluss. Schlechte Schulleistungen, eine hohe Risikobereitschaft, häufiger Gewaltmedienkonsum und der Kontakt mit delinquenten Freunden gehen mit einer höheren Wahrscheinlichkeit der Ausübung aller drei abweichenden Verhaltensweisen einher. Für die Gebietsfaktoren ergeben sich nur schwache Effekte:

- In Gebieten mit hoher Arbeitslosigkeit wird etwas seltener zum Alkohol gegriffen und geschwänzt. Ersterer Befund ist nicht überraschend, da auch die individuelle Betroffenheit von Arbeitslosigkeit (im Elternhaus) mit einer selteneren Zugehörigkeit zur Gruppe der häufigen Alkoholkonsumenten einher geht. Möglicherweise ist dies auf die geringeren finanziellen Mittel zurückzuführen, die den von Arbeitslosigkeit betroffenen Haushalten zur Verfügung stehen. Beim Schulschwänzen verlaufen die Einflüsse von Aggregat- und Individualmerkmal entgegengesetzt; d.h. Schüler, deren Eltern arbeitslos sind, schwänzen häufiger; eine hohe Arbeitslosenquote geht aber ten-

<sup>101</sup> Bei Rabold et al. (2009) und bei Baier (2009) finden sich ebenfalls Mehrebenenanalysen zur Erklärung der Zugehörigkeit zur Gruppe rechtsextremer Jugendlicher. Allerdings wird dabei als Referenzkategorie nur die Gruppe der nicht ausländerfeindlichen und sich nicht rechtsextrem verhaltenden Jugendlichen herangezogen. Im hier berichteten Modell werden hingegen auch jene Jugendlichen einbezogen, die Zwischengruppen (z.B. ausländerfeindlich, aber kein rechtsextremes Verhalten; vgl. Baier et al. 2009, S. 121ff) angehören. Die berichteten Ergebnisse können daher voneinander abweichen.

denziell mit geringerer Schwänzbereitschaft einher. Eine Erklärung hierfür könnte lauten, dass die Bedrohung, die sich in einer hohen regionalen Arbeitslosenquote ausdrückt, gerade jene Schüler, deren Eltern noch nicht von Arbeitslosigkeit betroffen sind, im besonderen Maße zum Schulbesuch motiviert, in dem Wissen darum, dass nur so die spätere Integration in den schlechten Arbeitsmarkt gelingen kann.

- Der Anteil an Akademikern wie auch der Anteil an Jungen stehen in keinem signifikanten Zusammenhang mit den betrachteten Verhaltensweisen. Auf Individualebene zeigt sich hingegen, dass Jungen häufiger rechtsextrem sind, aber seltener in intensiver Weise die Schule schwänzen. Kinder von Akademikereltern gehören seltener der Gruppe der rechtsextremen Jugendlichen an; mit dem Alkoholkonsum und dem Schwänzverhalten bestehen keine Beziehungen. Der Befund zum Zusammenhang von Elternbildung und Rechtsextremismus bestätigt dabei einmal mehr, dass Bildung einen wichtigen Schutzfaktor gegenüber Ausländerfeindlichkeit und Rechtsextremismus darstellt.
- Für den Migrantenanteil finden sich für alle drei Verhaltensweisen signifikante Zusammenhänge, allerdings nicht in die gleiche Richtung. In Gebieten mit hohem Migrantenanteil ist das Risiko, zur Gruppe der rechtsextremen Jugendlichen bzw. zur Gruppe der häufigen Alkoholkonsumenten zu gehören, geringer als in Gebieten mit niedrigem Migrantenanteil. Der erste Befund bestätigt dabei die Kontakthypothese: Dort, wo mehr Migranten leben, ist die Wahrscheinlichkeit des persönlichen Kontakts höher, der wiederum zum Abbau von Vorurteilen beitragen kann.<sup>102</sup> Der zweite Befund verweist darauf, dass starke Migrantengemeinden auch einen Einfluss auf die Bereitschaft von Nicht-Migranten ausüben können, Alkohol zu konsumieren. Migranten sind, wie der entsprechende Koeffizient auf der Individualebene zeigt, generell seltener bereit, Alkohol zu trinken. Für das Schwänzen findet sich der gegenteilige Effekt: Migranten gehören signifikant häufiger der Gruppe der Mehrfachschwänzer an; und in Gebieten mit hohem Migrantenanteil steigt das Risiko von Jugendlichen (d.h. auch von Nicht-Migranten), die Schule zu schwänzen.<sup>103</sup>

---

<sup>102</sup> Es ist darauf hinzuweisen, dass damit keine Aussage über einzelne Gebiete getroffen wird, in denen der Migrantenanteil sehr hoch ausfällt, bspw. in einigen Stadtteilen von Großstädten. Möglich ist durchaus, dass der positive Einfluss vermehrter Kontaktmöglichkeiten hier nicht mehr zu beobachten ist oder dass ein hoher Migrantenanteil hier sogar dazu führt, dass sich stärker der Eigengruppen zugewendet wird.

<sup>103</sup> Die Modelle in den Tabellen 5.20 und 5.22 wurden noch einmal mit zwei Erweiterungen berechnet. Einerseits wurde geprüft, inwieweit der Faktor „soziale Kohäsion“, der sich vor allem in internationalen Studien immer wieder als wichtiger Erklärungsfaktor herausgestellt hat, mit delinquentem und abweichendem Verhalten in Beziehung steht. Im Ergebnis hat sich gezeigt, dass nur beim Schulschwänzen eine signifikante Beziehung existiert: In Gebieten mit starkem Zusammenhalt wird seltener geschwänzt; für die Erklärung anderer Verhaltensweisen ist der Zusammenhalt nicht relevant. Andererseits wurde geprüft, inwieweit die Berücksichtigung einer Ost-West-Variablen die berichteten Ergebnisse verändert. Dabei zeigte sich erstens, dass im Osten eine signifikant erhöhte Bereitschaft zum Begehen von schweren Gewalttaten, leichten Körperverletzungen und Ladendiebstählen besteht; das Schulschwänzen wird im Osten demgegenüber signifikant seltener ausgeführt. Zweitens schwächte sich durch Berücksichtigung der regionalen Herkunft der Effekt der Arbeitslosenquote in den Modellen zur schweren Körperverletzung, zum Raub und zur schweren Gewalt sowie der Effekt des Migrantenanteils in den Modellen zum Rechtsextremismus und zum Schwänzen derart ab, dass sie nicht mehr als signifikant ausgewiesen werden. Die restlichen Effekte der Gebietsvariablen bleiben erhalten. Fraglich ist, ob damit die obige Interpretation der Befunde grundsätzlich in Frage gestellt wird, da die Ost-West-Variable augenscheinlich nicht unwichtig ist für die Erklärung von Verhaltensweisen. Gleichzeitig ist die Erkenntnis der Existenz von Ost-West-Unterschieden wenig hilfreich, da unklar bleibt, worauf diese zurückzuführen sind. Ein Verweis auf etwaige Mentalitätsunterschiede dürfte, zumindest wenn er empirisch nicht belegt ist, weniger erkenntnisfördernd sein als der Verweis auf erhöhte Arbeitslosigkeitserfahrungen und reduzierte Migrantenkontakte im Osten Deutschlands.

Wie auch hinsichtlich der delinquenten Verhaltensweisen zeigt sich bei den hier analysierten abweichenden Verhaltensweisen, dass bei Berücksichtigung von Individual- und Gebietsfaktoren ein substanzieller Anteil der Gesamtvarianz aufgeklärt wird (zwischen 29,1 und 33,1 %). Zugleich bleiben aber signifikante Unterschiede zwischen den 61 einbezogenen Gebieten bestehen, bei allen drei Verhaltensweisen. Dies kann als Hinweis verstanden werden, sich in weiteren Studien den möglichen regionalen Einflussfaktoren jugendlicher Verhaltensweisen zu widmen.

**Tabelle 5.22: Einflussfaktoren abweichenden Verhaltens (binäre logistische Mehrebenenanalyse; abgebildet: Exp(B); 38585 Befragte in 61 Landkreisen)**

	rechtsextrem		Alkoholkonsum		Mehrfachschwänzer	
Konstante	-2.928 ***	-3.193 ***	-1.157 ***	-1.742 ***	-2.189 ***	-4.400 ***
Mind. ein Elternteil arbeitslos		1.345 *		0.703 ***		1.588 ***
Migrant		1		0.557 ***		1.609 ***
Mind. ein Elternteil Akademiker		0.623 ***		1.068		0.985
Geschlecht: weiblich		0.606 ***		0.935		1.898 ***
Schwere elterliche Gewalt in Kindheit		1.447 ***		1.013		1.428 ***
Schulleistungen (z)		1.275 ***		1.213 ***		1.736 ***
Risikosuche (z)		1.631 ***		1.759 ***		1.500 ***
Gewaltmedienkonsum (z)		1.353 ***		1.329 ***		1.242 ***
Delinquente Freunde: keine		Ref.		Ref.		Ref.
Delinquente Freunde: bis 5		1.936 ***		2.094 ***		2.151 ***
Delinquente Freunde: über 5		3.737 ***		4.340 ***		5.506 ***
Arbeitslosenquote (2006/2007) (z)	1.015 †	1.002	0.984 **	0.976 **	0.999	0.984 *
Anteil Migranten (z)	0.994	0.990*	0.985 ***	0.982 ***	1.022 ***	1.012 ***
Anteil Akademiker (z)	0.989	0.995	0.998	1.000	1.000	1.005
Anteil Jungen (z)	1.029 *	1.012	1.000	0.989	1.004	0.997
$\sigma_{\text{obj}}$ (Konstante)	0.040 **	0.065 ***	0.047 ***	0.068 ***	0.040 ***	0.056 ***
Extra-Dispersion	0.983	0.899	0.997	0.961	0.992	0.932
Erklärte Varianz	1,15	33,11	1,90	29,08	2,37	29,80
N Schüler/ N Gebiete	18631/61		39930/61		39037/61	

† Migranten haben den Fragebogenteil zur Ausländerfeindlichkeit/zum Rechtsextremismus nicht ausgefüllt, weshalb ein Effekt der ethnischen Zugehörigkeit nicht berichtet werden kann; † p < .10, \*\*\* p < .001, \*\* p < .01, \* p < .05  
z – Variablen wurden am grand-mean zentriert

### 5.4.3. Zusammenfassung

Die durchgeführten Analysen konnten zeigen, dass es einen Unterschied macht, in welcher Region ein Jugendlicher aufwächst: Es existieren zumindest im Hinblick auf einige der untersuchten Verhaltensweisen signifikante Unterschiede zwischen den Befragungsgebieten, auch nachdem berücksichtigt wird, dass in dem einen Gebiet möglicherweise mehr Eltern Gewalt in der Erziehung anwenden als in einem anderen Gebiet, dass dort mehr Gewaltmedien konsumiert werden als anderswo usw. Allerdings liefern Gebietsfaktoren nur einen kleinen Teil der Erklärung des Verhaltens; weit wichtiger bleiben die Faktoren der Persönlichkeit und des nahen sozialen Umfelds, wie die Analysen einmal mehr bestätigen konnten. Zudem geben die Analysen kaum Hinweise darauf, welche Gebietsfaktoren konkret für die beobachteten Unterschiede verantwortlich sind. Die vier einbezogenen Faktoren tragen wenig bis gar nicht zur Erklärung der Bereitschaft, delinquente bzw. abweichende Taten zu begehen, bei. Hinsichtlich der Arbeitslosenquote oder dem Migrantenanteil sind z.T. auch unerwartete Effekte zu beobachten: So wird in strukturschwachen (d.h. von einer hohen Arbeitslosenquote betroffenen) Gebieten häufiger schwere Gewalt ausgeführt, zugleich aber auch weniger Alkohol konsumiert und weniger geschwänzt. In Gebieten mit hohem Migrantenanteil neigen die Jugendlichen etwas häufiger zur Gewalt und zum Schulschwänzen, Sachbeschädigungen und Alkoholkonsum sind aber seltener an der Tagesordnung.

Die Befunde geben trotz dieser Widersprüchlichkeiten Anlass, Gebietsunterschiede zukünftig weiter zum Gegenstand empirischer Untersuchungen zu machen. Wir haben uns dazu entschlossen, dies anhand eines ausgewählten Beispiels zu tun: dem Rechtsextremismus (vgl. Pfeiffer/Baier 2009), für den auch nach Berücksichtigung verschiedener Variablen der höchste Anteil an durch Gebietsunterschiede zu erklärender Varianz festzustellen ist. Geplant ist daher eine Nachfolgeuntersuchung, die den Fokus auf regionale Besonderheiten legen soll. Angestrebt wird, in 20 Gebieten der Schülerbefragung vertiefende Analysen zu diesen Besonderheiten durchzuführen. Zehn Gebiete sollen dabei eine überdurchschnittlich hohe Rechtsextremismusbelastung, zehn Gebiete eine unterdurchschnittliche Belastung aufweisen. Untersucht werden soll dabei u.a. Folgendes:

- die Sozialstruktur der Gebiete und hier insbesondere deren Entwicklung in den letzten Jahren (u.a. Wirtschafts-, Sozial- und Migrationsentwicklung);
- die Medienberichterstattung in der Regionalpresse;
- die politische Problemsicht (u.a. über Diskussionen mit Landräten bzw. Bürgermeistern);
- die Durchführung von Präventionsprojekten;
- historische Entwicklungen und rechtsextreme Strukturen (u.a. Wahlverhalten, Existenz von Kameradschaften, Durchführung von Musikkonzerten);
- das soziale Klima (Einstellungen und Verhaltensweisen von Erwachsenen).

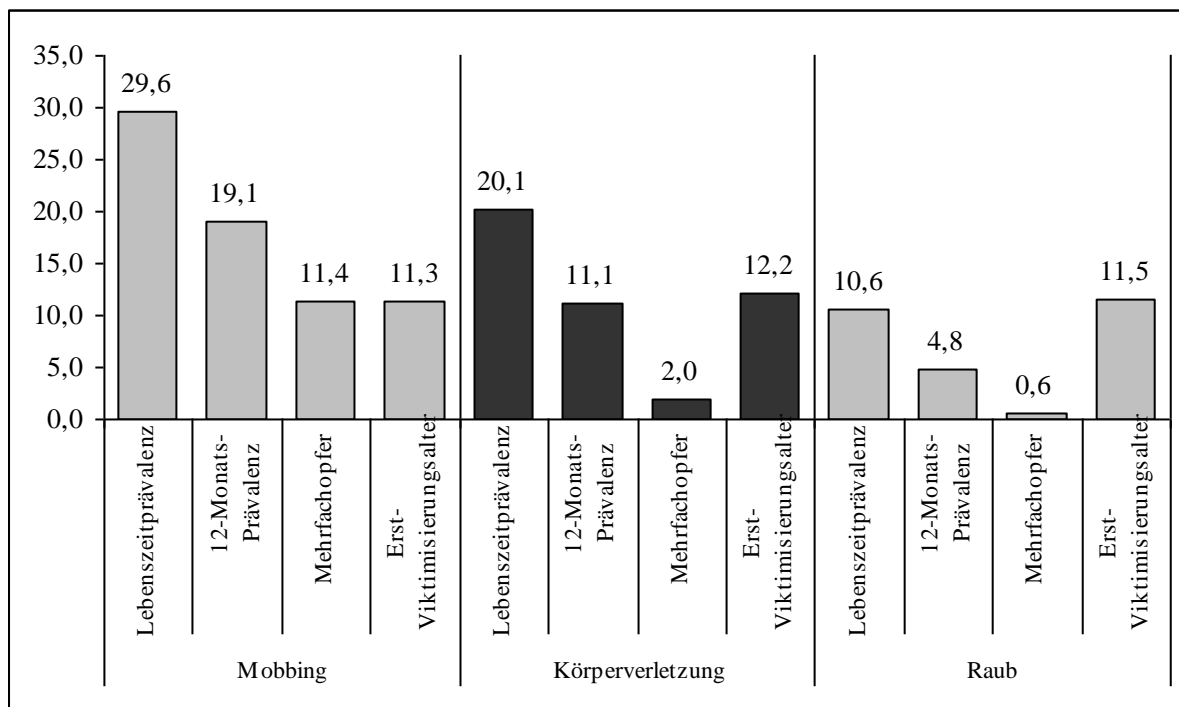
Über solch eine Bestandsaufnahme und die Kopplung mit den bisher vorhandenen Schülerangaben sollen zwei Fragen beantwortet werden: 1. Welches sind die regionalspezifischen Faktoren, die den Rechtsextremismus Jugendlicher fördern oder ihn in seiner Entfaltung behindern? 2. Welche Folgerungen leiten sich daraus für die Entwicklung von lokalen und überregionalen Präventionsansätzen ab?

## **Exkurs: Mobbing unter Jugendlichen und mögliche Folgen**

Im ersten Forschungsbericht (Baier et al. 2009) standen im Wesentlichen jene Verhaltensweisen im Vordergrund der Betrachtung, die potenziell strafbar und damit als delinquent zu bezeichnen sind. Die Konzentration auf diese Delikte ist mit den möglichen Folgen begründbar: Weil Gewalt- und Eigentumsdelikte die Opfer, an denen sie begangen worden sind, schädigen, sind sie einer justiziellen Bearbeitung zuführbar. Der Schaden ist mehr oder weniger quantifizierbar, die Sanktion richtet sich u.a. an diesem Schaden aus. Verschiedene andere Verhaltensweisen haben ebenfalls negative Folgen, die sich aber weniger objektiv feststellen lassen. Die Folgen sind vielmehr subtil, psychisch oder zeigen sich erst mit einer zeitlichen Verzögerung. Das Mobbing gehört sicherlich zu dieser zweiten, bislang gesetzlich nur schwer fassbaren Verhaltenskategorie.

Nichtsdestotrotz haben wir zumindest aus Viktimisierungsperspektive eine Erfassung des Mobbings vorgenommen. Die Erfassung dieses Delikts richtete sich nach anerkannten Mobbing-Definitionen und lautete: „Eine oder mehrere Personen haben dich über einen längeren Zeitraum hinweg wiederholt schikaniert, benachteiligt, ausgegrenzt oder verbal herabgesetzt, ohne dich dabei körperlich zu verletzen.“ Laut Selbstauskunft meinten 29,6 % aller Befragten, einer solchen Form der psychischen Aggression bereits einmal im bisherigen Leben ausgesetzt gewesen zu sein (Abbildung 1). Damit kommt das Mobbing weit häufiger unter Kindern und Jugendlichen vor wie verschiedene Gewaltübergriffe. Von einfachen Körperverletzungen (von einer einzelnen Person geschlagen und verletzt) berichteten 20,1 % der Befragten mit Blick auf ihr bisheriges Leben, von Raubtaten 10,6 %. Auch in Bezug auf die letzten zwölf Monate fallen die Prävalenzraten für das Mobbing mit 19,1 % höher aus als für Gewalttaten; 11,4 % der Befragten meinten sogar, mindestens fünf Mobbingerlebnisse im zurückliegenden Jahr erfahren zu haben – dies sind mehr als fünfmal so viele Befragte wie angaben, Mehrfachopfer von Körperverletzungen gewesen zu sein. Hinsichtlich des Erstviktimsierungsalters ergeben sich demgegenüber kaum Unterschiede: Zwischen dem elften und dem zwölften Lebensjahr (d.h. in der fünften und sechsten Klasse) scheinen sowohl die Gewaltübergriffe als auch die Mobbingübergriffe vermehrt einzusetzen.

**Abbildung 1: Prävalenzraten und Erstviktimsierungsalter für verschiedene Delikte (in %; gewichtete Daten)**



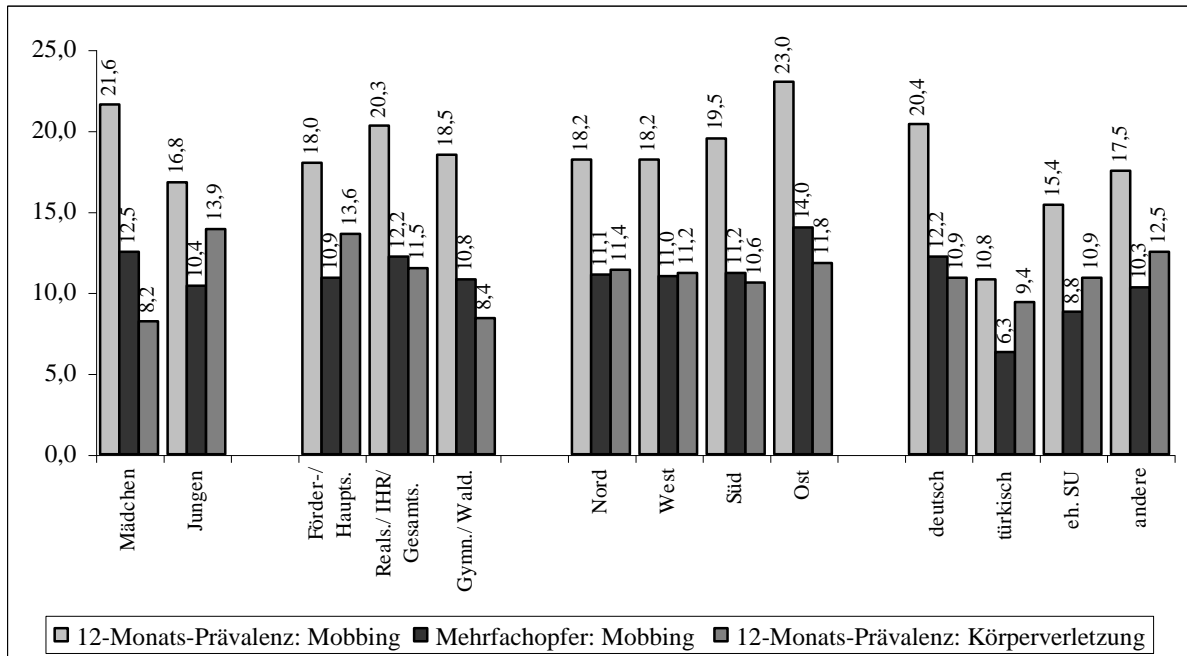
Die Verteilung von Mobbingerfahrungen über verschiedene Befragtengruppen ist in Abbildung 2 dargestellt. Innerhalb der letzten zwölf Monate haben Mädchen demnach häufiger Mobbingübergriffe erlebt als Jungen (21,6 zu 16,8 %); auch die Mehrfachopferquote bzgl. des Mobbings liegt bei den Mädchen höher als bei den Jungen. Bei Gewalterfahrungen kehrt sich der Geschlechterunterschied hingegen um: Von leichten Körperverletzungen berichten Jungen deutlich häufiger als Mädchen (8,2 zu 13,9 %). Ein vergleichbares Ergebnis zeigt sich mit Blick auf die Schulformen: Gymnasiasten sind weit seltener mit körperlicher Gewalt konfrontiert als insbesondere Förder- und Hauptschüler; wenn allerdings die Mobbingvorfälle betrachtet werden, sind Schulformunterschiede nicht mehr zu beobachten. So sind es 18,0 % der Förder- und Hauptschüler, die von mindestens einmaligem Mobbing in den letzten zwölf Monaten berichten; gleiches gilt für 18,5 % der Gymnasiasten.

Abbildung 2 macht zudem darauf aufmerksam, dass zwischen den einbezogenen Gebieten wie den einbezogenen Migrantengruppen wahrnehmbare Unterschiede existieren. Überraschend deutlich fällt der Befund aus, dass in den ostdeutschen Bundesländern häufiger gemobbt wird als in den drei restlichen Gebieten; die Quote der wiederholten Mobbingopfer in den letzten zwölf Monaten liegt im Osten fast 1,3mal so hoch wie im Norden, Westen und Süden. Zwar ist auch bezüglich der physischen Gewalt ein erhöhtes Niveau im Osten feststellbar, die Abstände zu den anderen Gebieten fallen hier aber geringer aus. Recht untypisch ist auch der Befund, dass deutsche Jugendliche mehr Mobbing erleben als Jugendliche mit Migrationshintergrund. Türkische Jugendliche berichten bspw. nur halb so häufig wie deutsche Jugendliche davon, gemobbt worden zu sein. Physische Gewalterfahrungen sind unter allen einbezogenen Migrantengruppen in etwa gleich häufig zu finden. Da wir das Mobbing nicht aus Täterperspektive erfragt haben, kann ein Abgleich der Perspektiven nicht erfolgen. Insofern lässt sich auch nicht untersuchen, ob jugendliche Migranten oder deutsche Jugendliche häufiger als Täter in Erscheinung treten. Beim Gewaltverhalten hat sich diesbezüglich



klar ergeben, dass nichtdeutsche Jugendliche z.T. deutlich häufiger als deutsche Jugendliche Täter sind.

**Abbildung 2: Mobbing nach Geschlecht, Schulform, Gebietskategorie und Migrationshintergrund (in %; gewichtete Daten)**



Mobbingübergriffe unterscheiden sich von Gewaltvorfällen noch in anderer Weise, wie die nachfolgende Tabelle 1 belegt. Wir haben diejenigen Jugendlichen, die angaben, bereits einmal Mobbing ausgesetzt gewesen zu sein, gebeten, zum letzten erlebten Delikt weitere Angaben zu den Tat Umständen zu machen. Um erinnerungsbedingte Verzerrungen auszuschließen, haben wir nur jene Angaben zu Opfererfahrungen einbezogen, die sich auf die Jahre 2005 bis 2007 (Befragung 2007) bzw. 2006 bis 2008 (Befragung 2008) beziehen. Hier liegen Angaben zu insgesamt 5.105 Mobbing-Übergriffen vor. Zum Vergleich sind erneut die leichten Körperverletzungen (N = 3.579) und die Raubtaten (N = 957) dargestellt.

**Tabelle 1: Tat umstände nach Delikt (Opferangaben; in %; gewichtete Daten)**

	Mobbing	leichte Körperverletzung	Raub
Ort: Schule/Schulweg	80,1	25,4	21,8
Ort: Sportplatz/Schwimmbad	2,2	6,5	10,6
Ort: ÖPNV	2,4	9,5	14,3
Ort: Disco/Jugendzentrum	1,1	11,8	6,3
Ort: zu Hause/bei Freunden	5,2	13,4	11,5
mind. 3 Täter	54,1	23,8	28,3
Täter: männlich	60,1	82,3	87,3
Täter: bekannt	90,9	62,7	39,4
Täter: deutsch	79,9	53,2	40,2
Tat: jemandem mitgeteilt	75,2	88,5	91,3
Tat: angezeigt	3,3	18,9	40,2
finanzieller Schaden	6,0	7,8	83,8
körperlicher Schaden	18,4	93,4	23,5

Mobbing ereignet sich entsprechend der Opferangaben im Wesentlichen im Schulkontext: 80,1 % der Taten haben hier stattgefunden, bei Gewalttaten ist der Prozentsatz um ein vielfaches geringer. Andere typische Mobbingorte lassen sich nicht identifizieren. Dies ist bei den Gewalttaten nicht anders; Sportplätze, Öffentliche Nahverkehrsmittel, Discos und Wohnungen sind mit nennenswerter Häufigkeit unter den Tatorten zu finden.<sup>104</sup> Mobbing ist darüber hinaus ebenfalls häufiger als physische Gewalt ein Gruppenphänomen, da 54,1 % der Opfer angegeben haben, dass das Mobbing von mindestens drei Personen ausgeübt wurde. Gleiches gilt nur für etwa ein Viertel der Gewaltübergriffe.

Hinsichtlich der Täter zeigt sich außerdem, dass diese vor allem bei den Mobbingvorfällen aus dem Bekanntenkreis (z.B. Mitschüler) stammen; neun von zehn Tätern wurden als bekannt eingestuft. Bei den Raubtaten ist dieser Anteil nur etwa ein Drittel so hoch. In Übereinstimmung mit den in Abbildung 2 berichteten Gruppenunterschieden zeigt sich auch, dass die Täter nicht in der überwältigenden Mehrheit wie bei Gewaltdelikten männlichen Geschlechts waren. Die Opfer berichten dennoch zu 60,1 % von männlichen Mobbingtätern; erwartbar wäre gewesen, dass Mädchen, die häufiger Opfer werden, auch häufiger unter den Täternennungen zu finden sind. Da dies augenscheinlich nicht der Fall ist, bedeutet dies, dass beim Mobbing im Gegensatz zum Gewaltverhalten Jungen gehäuft auch Mädchen ausgrenzen, schikanieren usw. Physische Gewalt spielt sich eher zwischen Jungen (als Opfer und Täter) ab, Mobbing hingegen ist geschlechtsübergreifend.

Nicht unerwartet nach den obigen Ergebnissen ist auch, dass deutsche Jugendliche häufiger als Mobbingtäter in Erscheinung treten. Die gesamte Stichprobe zugrunde gelegt, hatten 72,6 % der Jugendlichen eine deutsche Herkunft, unter den Mobbingtätern beträgt deren Anteil 79,9 %. Bei den leichten Körperverletzungen beträgt der Anteil deutscher Täter dagegen nur 53,2 %, bei den Raubtaten gar nur 40,2 %. Physische Gewalt geht also überproportional häufig von Migranten aus.

Was die Folgen anbelangt, stellen Mobbingvorfälle ebenfalls eine eigene Deliktskategorie dar. Zu beachten ist diesbezüglich erstens, dass sich die Opfer seltener anderen Personen anvertrauen: Nur drei Viertel der Mobbingopfer gaben an, das Vorkommnis jemandem erzählt zu haben; bei Raubtaten sind es 91,3 %. Immerhin sucht fast jedes dritte Opfer, das sich jemandem anvertraut, dabei Rat bei Lehrern oder Direktoren (vgl. Baier et al. 2009, S. 49); bei Gewaltvorfällen sind Lehrer und Direktoren weit seltener Anlaufstelle. Häufiger Rat wird zudem bei den Familienmitgliedern (Eltern, Geschwister) wie auch bei den Freunden gesucht. Letztere gehören grundsätzlich, d.h. auch bei den Gewaltübergriffen, zum bevorzugten Personenkreis, an den sich gewendet wird.

In Bezug auf die Folgen zeigt sich zweitens, dass Mobbingvorfälle fast nie der Polizei zur Anzeige gebracht werden. Um das Anzeigeverhalten zu bestimmen, haben wir Angaben zu zwei Fragen zusammengefasst: In einer ersten wurden die Opfer danach gefragt, ob sie die Gewalttat einem Polizisten erzählt haben. In der zweiten wurde etwas allgemeiner gefragt, ob die Polizei informiert wurde. Wenn eine der beiden Fragen mit „ja“ beantwortet wurde, wird davon ausgegangen, dass die Tat zur Anzeige kam. Dies gilt für 3,3 % der Mobbingübergriffe;

---

<sup>104</sup> Ein Teil der Jugendlichen machte keine genauen Angaben zum Ort des Übergriffs, sondern gaben nur die Antwortoption „woanders“ im Fragebogen an. Dies erklärt, warum sich die Prozentangaben in Tabelle 1 nicht zu 100 summieren.

bei Gewaltdelikten liegt diese Quote deutlich höher. So werden bspw. vier von zehn Raubtaten zur Anzeige gebracht. Grundsätzlich spiegelt sich in der niedrigen Anzeigequote bei Mobbingübergriffen einerseits sicher die eher geringe Schwere der Erlebnisse wider; andererseits mag hierfür aber auch die unklare gesetzliche Lage bzgl. der (II)Legalität dieses Verhaltens verantwortlich sein.

Die geringe Schwere des Mobbings lässt sich objektiv an den materiellen und körperlichen Schäden ablesen. In 6,0 % der Fälle berichten die Opfer von einem materiellen, in 18,4 % von einem körperlichen Schaden. Entsprechend der Art des Delikts liegen die Quoten bei den Gewaltübergriffen um ein Vielfaches höher. Nichtsdestotrotz überrascht der Anteil an Mobbingopfern, die auch einen körperlichen Schaden davon getragen haben. Mobbing ist, so die Definition, eine Tat, die eine Person ausgrenzt, schikaniert usw., ohne sie körperlich zu verletzen. Dass dennoch fast jedes fünfte Mobbingopfer auch körperliche Schäden davon getragen hat, kann mindestens zweierlei bedeuten: Entweder werden im Zuge des Mobbings auch körperliche Übergriffe verübt, oder aber Jugendliche subsumieren psychische Folgen bzw. psychosomatische Beschwerden, die im Zuge des Mobbings nicht selten eintreten werden, auch unter „körperlichen Verletzungen“. Geprüft werden kann diese letzte Überlegung nicht, da wir die psychischen Folgen nicht erfragt haben. Die erste Überlegung kann tendenziell bestätigt werden: Von den Befragten, die angaben, in den letzten zwölf Monaten gemobbt worden zu sein, haben etwa doppelt so viele auch mindestens eine leichte Körperverletzung erlebt wie von jenen Befragten, die kein Mobbing erlebten (20,9 zu 8,6 %). Das Risiko, Opfer eines physischen Übergriffs zu werden, ist für gemobbte Schüler also höher als für Schüler, die keinem Mobbing ausgesetzt sind.<sup>105</sup>

Um dennoch erste Hinweise auf mögliche psychische Folgen von Mobbing zu erhalten, haben wir verschiedene Indikatoren der Befindlichkeit daraufhin untersucht, ob sie mit dem Ausmaß an erlebtem Mobbing korrelieren. Schwierig ist dabei – aufgrund der Überschneidungen zwischen Mobbing und anderen Gewaltformen (s.o.) – den singulären Einfluss des Mobbings zu prüfen.<sup>106</sup> Wir haben daher fünf Gruppen gebildet, die wir miteinander vergleichen. Die erste Gruppe enthält alle Jugendlichen, die weder Mobbing noch Gewaltübergriffe in den letzten zwölf Monaten erlebt haben. Dies trifft auf die Hälfte (50,2 %) aller Befragten zu (N = 22.208). Eine zweite Gruppe umfasst jene Jugendlichen, die zwar schon einmal Mobbing erlebt haben, bei denen dieses Erlebnis aber über ein Jahr, z.T. sicher noch deutlich länger zurückliegt (N = 2.448); diese Schüler haben ansonsten keine anderen Viktimisierungserfahrungen gemacht. Gleiches gilt auch für die nächsten beiden Gruppen: Diese haben keine Gewalterfahrungen, jedoch Mobbingserfahrungen in den letzten zwölf Monaten gemacht. Eine Gruppe ist dabei selten Mobbingopfer geworden (ein bis vier Mal; N = 1.669), die zweite Gruppe hingegen häufiger (mindestens fünf Mal; N = 2.294). Mit diesen ersten vier Gruppen wird also eine sukzessive Steigerung der Mobbingintensität abgebildet. Insbesondere bei der letzten Gruppe sollte die psychische Befindlichkeit schlechter ausfallen. Eine letzte Gruppe, die wir mit „andere“ kennzeichnen, umfasst Schüler, die entweder nur Gewalttaten erlebt haben oder die sowohl Gewalttaten als auch Mobbingübergriffe berichteten (N = 15.660). Hier-

---

<sup>105</sup> Der Zusammenhang wird noch deutlicher, wenn alle Gewaltdelikte betrachtet werden: Schüler, die kein Mobbing erlebt haben, sind zu 13,3 % Opfer eines Gewaltübergriffs (leichte oder schwere Körperverletzung, Raub, Erpressung, sexuelle Gewalt) geworden, Schüler, die Mobbing erlebt haben, zu 30,1 %.

<sup>106</sup> Zudem ist auf den Einwand hinzuweisen, dass in querschnittlichen Befragungen die Frage nach Ursache und Folge grundsätzlich nicht abschließend geklärt werden kann. Eine nach außen präsentierte Befindlichkeit kann demnach durchaus auch die Ursache für Mobbingübergriffe sein.

bei handelt es sich also um eine sehr heterogene Gruppe; die Ergebnisse sollten inhaltlich nicht weiter betrachtet werden. Sie wird nur der Vollständigkeit wegen berichtet.

Um die Befindlichkeit zu messen, haben wir zunächst drei Subdimensionen der KINDL-Skala für Jugendliche erfasst (vgl. Ravens-Sieberer et al. 2007). Hierbei handelt es sich um die Dimension des „körperlichen Unwohlbefindens“, des „emotionalen Unwohlbefindens“ und des „Selbstwerts“. Die Befragten sollten jeweils in Bezug auf die letzte Woche auf einer Skala von „1 – nie“ bis „5 – immer“ verschiedene Einschätzungen vornehmen.<sup>107</sup> Da für diese drei Skalen wie auch für die anderen untersuchten Indikatoren der Befindlichkeit z.T. enorme Geschlechterunterschiede festzustellen sind, erfolgen die Auswertungen getrennt für Jungen und Mädchen. Für die drei Subdimensionen des KINDL-Fragebogens ergeben sich hochsignifikante Unterschiede zwischen den Mobbinggruppen (vgl. Tabelle 2). Jungen und Mädchen, die in den letzten zwölf Monaten intensivem Mobbing ausgesetzt waren, berichten die höchsten Werte beim „körperlichen“ und beim „emotionalen Unwohlbefinden“. Ansteigende Werte bedeuten ein schlechteres Wohlbefinden, d.h. die Gegenwart von Schmerzen und negativen Gefühlen. Dabei sind Unterschiede zu nahezu allen anderen Gruppen zu beobachten; selbst die Jugendlichen der fünften Gruppe weisen bessere Befindlichkeitswerte auf. Vergleichbar sind die Ergebnisse zum Selbstwert, wobei hier hohe Mittelwerte für einen hohen Selbstwert stehen. Opfer intensiven Mobbings schreiben sich selbst einen geringen Wert zu als Jugendliche aller anderen Gruppen. Schüler ohne jegliche Gewalt- oder Mobbing Erfahrung haben den höchsten Selbstwert.

Diese negative Befindlichkeit der Mobbingopfer, insbesondere der Mehrfachopfer, bestätigt sich auch im Hinblick auf ihre allgemeine Lebenszufriedenheit. Hier haben wir die Jugendlichen gebeten, auf einer Skala von „1 – überhaupt nicht zufrieden“ bis „4 – sehr zufrieden“ einzuschätzen, wie zufrieden sie mit dem „Leben insgesamt“ sind. Die Mittelwerte zeigen dabei zunächst, dass die Mehrheit der Jugendlichen mit dem Leben zufrieden ist. Mit zunehmender Mobbing-Häufigkeit ist aber ein Rückgang der durchschnittlichen Lebenszufriedenheit feststellbar. Erneut weisen dabei jene Jugendlichen, Jungen wie Mädchen, die geringste Zufriedenheit auf, die intensivem Mobbing ausgesetzt sind. Das geringere Wohlbefinden und die niedrigere Lebenszufriedenheit haben zur Folge, dass die Opfer von Mobbingattacken auch häufiger an Selbstmord denken. Der Anteil der befragten Mädchen, die oft Selbstmordgedanken haben, beträgt bei den Nicht-Opfern 2,9 % (Jungen: 1,9 %), bei den Mehrfach-Mobbing-Opfern hingegen 12,0 % (Jungen: 7,0 %). Nur Mädchen der fünften Gruppe weisen einen noch höheren Wert auf; bei Jungen ist die Gruppe der Mehrfach-Mobbing-Opfer jene mit dem höchsten Anteil an Schülern, die häufig an Selbstmord denken.

Das Mobbing wirkt sich daneben auch auf schulbezogene Einschätzungen und Erfahrungen aus. Dies ist zu erwarten, insofern sich ein Großteil der Übergriffe hier ereignet und den Tä-

---

<sup>107</sup> Alle drei Subskalen wurden mit jeweils vier Aussagen erhoben. Die Skalengüte ist als befriedigend einzustufen. Beispielaussagen für „körperliches Unwohlbefinden“ sind: „ich habe mich krank gefühlt“ oder „ich hatte Schmerzen“ (Cronbachs Alpha: .65); Beispielaussagen für „emotionales Unwohlbefinden“ sind: „ich habe viel gelacht und Spaß gehabt“ oder „ich habe mich allein gefühlt“ (Cronbachs Alpha: .56); für „Selbstwert“: „ich war stolz auf mich“ oder „ich hatte viele gute Ideen“ (Cronbachs Alpha: .62). Der Wortlaut aller Aussagen kann unter [www.kindl.org/fragebogen.html](http://www.kindl.org/fragebogen.html) nachgelesen werden. Eine explorative Faktorenanalyse mit allen zwölf Items bestätigt die theoretische erwartete Faktorenstruktur nur teilweise. Dennoch erfolgt an dieser Stelle die Skalenbildung entsprechend des Vorschlags von Ravens-Sieberer et al. (2007), da dieser in verschiedenen Studien repliziert wurde.

tern (fast) täglich hier begegnet wird. Mobbing-Opfer, und erneut vor allem jene mit wiederholter Mobbing-Erfahrung in den letzten zwölf Monaten, sind seltener der Meinung, in die Klasse integriert zu sein. Damit bestätigt sich der randständige Status, den diese Jugendlichen innehaben. Erfasst wurde die Integration über die beiden Aussagen „Bei meinen Mitschülern bin ich beliebt“ und „Ich habe viele Freunde in der Schule“.<sup>108</sup> Und Mobbing-Opfer weisen auch eine überdurchschnittliche Schulangst auf. Opfer wiederholter Mobbing-Attacken sind in dieser Hinsicht besonders ängstlich. Die Schulangst wurde mittels fünf Aussagen wie „Ich habe Angst vor Klassenarbeiten“ oder „Ich habe Angst davor, mich in der Schule zu blamieren“ erfasst.<sup>109</sup>

**Tabelle 2: Indikatoren der psychischen Befindlichkeit nach Mobbinggruppe (Mittelwerte bzw. in %; gewichtete Daten)**

		keine Mobbing/ Gewalterfahrungen	schon einmal Mobbing-erfahrung im bisherigen Leben	in letzten 12 Monaten Mobbing-erfahrung (1- bis 4mal)	in letzten 12 Monaten mind. 5 Mobbing-erfahrungen	andere
Mädchen	Körperliches Unwohlbefinden	2.64	2.71	2.80	2.92	2.92
	Emotionales Unwohlbefinden	2.02	2.14	2.29	2.42	2.29
	Selbstwert	3.15	3.14	3.02	2.93	3.01
	Schulangst	2.00	2.09	2.20	2.35	2.16
	Integration in Klasse	3.15	3.03	2.80	2.58	3.01
	Lebenszufriedenheit	3.23	3.15	3.05	2.83	2.89
	oft Selbstmordgedanken	2,9	4,8	5,4	12,0	14,1
Jungen	Körperliches Unwohlbefinden	2.23	2.34	2.37	2.52	2.41
	Emotionales Unwohlbefinden	1.93	2.04	2.11	2.28	2.07
	Selbstwert	3.38	3.34	3.28	3.18	3.33
	Schulangst	1.76	1.89	1.94	2.04	1.89
	Integration in Klasse	3.20	3.04	2.95	2.65	3.10
	Lebenszufriedenheit	3.38	3.25	3.18	3.05	3.19
	oft Selbstmordgedanken	1,9	2,0	2,0	7,0	4,8

Die Auswertungen belegen damit deutlich, dass Schüler, die gemobbt werden, eine schlechtere psychische Befindlichkeit aufweisen als Schüler ohne Mobbing- und Gewalterfahrung. Zudem lässt sich ableiten, dass mit zunehmender Mobbingintensität die psychische Gesundheit umso stärker leidet. Dies allein dürfte als Argument ausreichend sein, auch das Mobbing an Schulen und nicht allein das Gewaltverhalten über Präventionsmaßnahmen zu reduzieren.

Betrachten wir uns die gemobbtten Schüler hinsichtlich spezifischer Verhaltensweisen, dann handelt es sich um eine weniger auffällige Gruppe. Zwar ergeben sich auch für alle in Tabelle 3 aufgeführten Indikatoren hochsignifikante Unterschiede zwischen den Gruppen; die wiederholt gemobbtten Schüler stellen aber nicht die am stärksten belastete Gruppe dar. Zudem sind die Unterschiede zu den anderen Mobbinggruppen (schon einmal im Leben zugestoßen bzw. höchstens viermal in letzten zwölf Monaten) meist eher gering. Hinsichtlich der Schulleistungen (Durchschnittsnote aus den Fächern Deutsch, Mathematik und Geschichte) ergeben sich leicht überdurchschnittliche Werte für die häufig gemobbtten Schüler, d.h. etwas schlech-

<sup>108</sup> Den Aussagen konnte von „1 - stimmt nicht“ bis „4 - stimmt genau“ zugestimmt werden. Da beide Items hoch miteinander korrelieren ( $r = .52$ ), wurde eine Mittelwertskala gebildet.

<sup>109</sup> Den Aussagen konnte ebenfalls von „1 - stimmt nicht“ bis „4 - stimmt genau“ zugestimmt werden. Cronbachs-Alpha der Fünf-Item-Skala beträgt .79.

tere Noten. Dennoch scheint sich das insgesamt schlechte Verhältnis zur Schule, das sichtbar wurde über die Einschätzung zur Integration und zur Schulangst, nicht zwingend in schlechtere Noten zu übersetzen. Insofern erbringen die Mobbingopfer auch unter den schwierigen Bedingungen in der Schule noch gute Leistungen. Und obwohl die häufigen Mobbingopfer mit am häufigsten über Selbstmord als Ausweg aus ihrer Situation nachdenken, setzen sie diese Gedanken im Regelfall nicht in die Tat um. Zwar gilt auch hier, dass mit zunehmender Intensität des Mobbings der Anteil an Mädchen wie Jungen zunimmt, die schon einen Selbstmordversuch unternommen haben; der Anteil fällt aber niedriger aus als in der fünften Gruppe („andere“).

**Tabelle 3: Indikatoren von Abweichung nach Mobbinggruppe (Mittelwerte bzw. in %; gewichtete Daten)**

		keine Mobbing-/Gewalterfahrungen	schon einmal Mobbing-erfahrung im bisherigen Leben	in letzten 12 Monaten Mobbing-erfahrung (1- bis 4mal)	in letzten 12 Monaten mind. 5 Mobbing-erfahrungen	andere
Mädchen	Schulleistung	2,90	2,82	2,93	2,98	3,09
	Selbstmordversuch	5,5	7,7	7,7	15,4	25,0
	Mehrfachschwänzer	7,5	6,6	6,0	9,7	18,1
	häufiger Alkoholkonsum	11,6	9,8	11,4	12,4	23,0
	mind. eine Gewalttat	3,0	2,2	3,4	2,9	13,4
Jungen	Schulleistung	3,02	2,91	2,99	3,02	3,12
	Selbstmordversuch	3,1	3,8	4,9	5,5	8,5
	Mehrfachschwänzer	10,6	5,7	6,2	9,7	18,0
	häufiger Alkoholkonsum	27,5	22,6	22,8	22,2	36,6
	mind. eine Gewalttat	14,6	8,9	12,1	11,2	31,3

Hinsichtlich dreier Indikatoren abweichenden Verhaltens ergeben sich kaum Auffälligkeiten der Mobbinggruppen. Vom Mehrfachschwänzen (mindestens fünf Tage oder mehr) berichten 7,5 % der Mädchen ohne Mobbing-/Gewalterfahrungen und auch nur 9,7 % der Mädchen mit häufigen Mobbing-erfahrungen. Auffällig sind aber die Mädchen der „anderen“ Gruppe, die zu 18,1 % mehrfach die Schule schwänzen. Bei den Jungen zeigen sich vergleichbare Befunde. Auch der häufige Alkoholkonsum (d.h. mindestens wöchentlicher Konsum von Bier, Wein/Sekt, Alcopops oder Schnaps) ist insbesondere unter den Jugendlichen der Gruppe fünf zu finden; gemobbte Schüler sind diesbezüglich weit weniger auffällig. Die Erniedrigung, die gemobbte Schüler erleiden müssen, führt zuletzt ebenfalls nicht überdurchschnittlich häufig dazu, selbst zu Gewaltverhalten zu greifen: 2,9 % der häufig gemobbten Mädchen und 11,2 % der häufig gemobbten Jungen haben mindestens eine Gewalttat in den letzten zwölf Monaten begangen (leichte/schwere Körperverletzung, Raub, Erpressung, sexuelle Gewalt). Der Anteil in der Gruppe der Schüler ohne Mobbing-/Gewalterfahrungen liegt vergleichbar hoch (Mädchen: 3,0 %) bzw. sogar höher (Jungen: 14,6 %). Insofern lässt sich folgern, dass es sich bei gemobbten und vor allem bei wiederholt gemobbten Schülern um eine in psychischer Hinsicht auffällige Gruppe handelt. Da sich diese Auffälligkeit aber nicht notwendiger Weise auch in von außen wahrnehmbares Verhalten übersetzt, dürfte die Belastung nicht selten unentdeckt bleiben. Die geschädigten Jugendlichen erhalten dann möglicherweise keine Hilfe, die Opferrolle verstetigt sich. In langfristiger Perspektive, die wir mit den uns zur Verfügung stehenden Daten nicht sichtbar machen können, hat dies dann eventuell doch negative Auswirkungen auf die Bereitschaft, abweichende oder delinquente Taten zu begehen.

Zuletzt wollen wir noch einen Blick auf die Bedingungen des Aufwachsens in den Familien der Jugendlichen mit und ohne Mobbing Erfahrungen werfen, um der Frage nachzugehen, ob familiäre Bedingungen das Risiko der Opferschaft beeinflussen. Die Ergebnisse, die hierzu in Tabelle 4 aufgeführt sind, lassen keine eindeutige Antwort zu. Zwar ergeben sich für die Mobbinggruppen jeweils höhere Belastungen, die Unterschiede zur Gruppe eins fallen aber z.T. eher gering aus. Dass sich die Eltern scheiden haben lassen, berichten 32,6 % der häufig gemobbten Mädchen (und 29,2 % der häufig gemobbten Jungen); bei Jugendlichen ohne Mobbing- und Gewalterfahrungen liegt die Quote bei 32,2 % (Jungen: 24,9 %). Noch höhere Quoten weist allerdings die Gruppe fünf auf. Vergleichbare Ergebnisse zeigen sich beim Umzug: Ein Umzug kann problematisch sein, weil Kinder und Jugendliche aus stabilen Beziehungen herausgelöst werden und sich in eine neue Umwelt eingewöhnen müssen. Umzüge stellen damit einen potenziellen Stressor dar. Wir haben die Jugendlichen gefragt, ob sie bereits einmal soweit umgezogen sind, dass sie ihre Freunde verloren haben. Mobbingopfer berichten häufiger hiervon als nicht viktimisierte Jugendliche. Am häufigsten haben aber erneut die Jugendlichen der Gruppe fünf mindestens einen Umzug erlebt. Für Jungen wie für Mädchen gilt zudem, dass ein häufiger Bezug von sozialstaatlichen Leistungen das Risiko der Mobbing-Opferschaft leicht erhöht.<sup>110</sup> Zu beachten ist diesbezüglich – ebenso wie bei den anderen präsentierten Indikatoren – dass nur bivariate Zusammenhänge dargestellt sind. Der berichtete Unterschied im Anteil an von staatlichen Leistungen abhängigen Jugendlichen könnte auch auf dritte Faktoren zurückzuführen sein.

**Tabelle 4: Familiäre Bedingungen nach Mobbinggruppe (Mittelwerte bzw. in %; gewichtete Daten)**

		keine Mobbing/ Gewalterfahrungen	schon einmal Mobbing- erfahrung im bisherigen Leben	in letzten 12 Monaten Mobbing- erfahrung (1- bis 4mal)	in letzten 12 Monaten mind. 5 Mobbing- erfahrungen	andere
Mädchen	Trennung/Scheidung Eltern	23,2	29,2	28,3	32,6	39,1
	Umzug	16,7	19,4	17,2	19,3	26,1
	abhängig von staatl. Leist.	12,3	11,6	14,0	15,2	18,8
	Zuwendung Kindheit	4,02	3,99	3,91	3,77	3,66
	elt. Gewalt Kindheit	9,2	9,6	13,0	14,3	26,2
Jungen	Trennung/Scheidung Eltern	24,9	29,1	23,4	29,2	34,4
	Umzug	12,8	17,0	13,5	16,9	20,0
	abhängig von staatl. Leist.	10,7	10,7	10,6	12,1	15,3
	Zuwendung Kindheit	3,88	3,91	3,87	3,73	3,75
	elt. Gewalt Kindheit	11,3	13,9	13,0	14,0	21,3

Bei Betrachtung der Erziehungsstile ergibt sich ebenfalls, dass die Schüler mit Mobbing Erfahrungen häufiger Probleme mit ihren Eltern hatten. Aber auch dabei fallen die Unterschiede zur Gruppe der Nicht-Opfer eher gering aus. Schwere Gewalt in der Kindheit (mit Gegenstand geschlagen, mit Faust geschlagen/getreten, geprügelt/zusammengeschlagen) haben 14,3 % der weiblichen Opfer intensiven Mobbings erlebt (Jungen: 14,0 %), aber nur 9,2 % der Nicht-Opfer (Jungen: 11,3 %). Die Befragten der Gruppe fünf erweisen sich bezüglich der elterlichen Gewalterfahrungen aber noch einmal als deutlich höher belastet. Elterliche Zuwendung scheinen die Opfer intensiven Mobbings seltener erlebt zu haben als die Nicht-

<sup>110</sup> Erfasst wurde die Abhängigkeit über die Frage, ob die Familie eines Schülers Sozialhilfe/Arbeitslosengeld-II-Empfänger ist oder derzeit von der Arbeitslosigkeit mindestens eines Elternteils betroffen ist.

Opfer. Bei den Jungen gilt sogar, dass die Gruppe mit häufigen Mobbingopfererfahrungen von der niedrigsten Zuwendung berichtet. Um die Zuwendung zu erfassen, sollten die Schüler getrennt für Mutter und Vater berichten, wie häufig diese u.a. folgende Aktivitäten ausgeführt haben: „mich gelobt, wenn ich etwas gut gemacht habe“, „sich echt um mich gekümmert“, „mich getröstet, wenn ich traurig war“ (Antwortkategorien: „1 – nie“ bis „5 – sehr oft“). Aus den Angaben wurde eine Mittelwertskala gebildet.

Die Auswertungen belegen damit, dass die Mobbingopferschaft nicht unabhängig von den familiären Erfahrungen ist. Es zeichnet sich zugleich aber ab, dass familiäre Erfahrungen eher die Gewaltopferschaft beeinflussen; Jugendliche der Gruppe fünf weisen, mit Ausnahme der elterlichen Zuwendung (nur Jungen), die höchsten Belastungswerte auf.

Zusammengefasst weisen die vorgestellten Analysen darauf hin, dass Mobbing Erfahrungen die Befindlichkeit von Jugendlichen beeinflussen können. Das Wohlbefinden sinkt umso stärker, je häufiger Mobbing berichtet wurde. Für den Selbstwert sind vergleichbare Zusammenhänge feststellbar. Die Lebenszufriedenheit sinkt ebenfalls, was letztlich dazu führen kann, dass Selbstmordgedanken gehegt und Selbstmordversuche unternommen werden. Bemerkenswert ist dabei, dass die betroffenen Jugendlichen durch ihr Verhalten eher nicht auffallen: Sie erzielen weiterhin recht gute Noten, begehen nicht häufiger als andere Jugendliche Gewalttaten und neigen auch nicht in besonderer Weise zum Alkoholkonsum. Die Schwierigkeiten, die sie mit den Gleichaltrigen haben, bleiben damit sicherlich häufiger unentdeckt. Inwieweit dies auch langfristig negative Folgen haben kann, ist mit der hier vorliegenden Querschnittsbefragung nicht zu beantworten. Allein die berichteten Befunde sollten aber Anlass dafür sein, das Mobbing im Schulkontext als ernstzunehmendes Problem einzustufen und die möglichen Folgen in Längsschnittstudien zu untersuchen.



## 6. Schulbezogene Gewaltprävention bei Jugendlichen

### 6.1. Einführende Überlegungen

Angesichts der jüngsten, durch jugendliche Täter verursachten Gewaltvorfälle wird vermehrt darüber diskutiert, wie der Jugendgewalt vorgebeugt werden kann. Die Diskussion lässt dabei außer acht, dass extreme Vorfälle wie Amokläufe oder schwere Gewaltübergriffe, die zum Tod des Opfers und/oder Täters führen, im Jugendalter die absolute Ausnahme darstellen. Aufgrund der Seltenheit solcher Ereignisse und der damit einhergehenden Vielzahl an verursachenden Faktoren und Begleitumständen muss der Forderung nach verstärkter Prävention speziell dieser Vorfälle mit Skepsis begegnet werden. Die Diskussion um eine Intensivierung der Präventionsarbeit greift aber auch deshalb zu kurz, weil seit langem bekannt ist, dass Delinquenz und Gewalt, zumindest in ihrer leichten Form, im Jugendalter ubiquitär ist. Mit dem Ende der Jugendphase und der Übernahme erwachsener Verantwortungsrollen endet für die meisten Täter das delinquente Engagement. Die Alters-Kriminalitäts-Kurve wird daher auch in Zukunft das Bild zum Kriminalitätsgeschehen bestimmen; eine Angleichung des Verhaltens von Jugendlichen an das der Erwachsenen wird es realistischer Weise nicht geben. Nichtsdestotrotz sind Anstiege bzw. Rückgänge jugendlicher Delinquenzraten möglich. Wie wir im ersten Forschungsbericht zeigen konnten, hat es im Vergleich der letzten zehn Jahre zumindest im Dunkelfeld im Bereich des Gewaltverhaltens durchaus wahrnehmbare Rückgänge gegeben, die einher gehen mit positiven Veränderungen im Umfeld der Jugendlichen, wie bspw. dem Rückgang innerfamiliärer Gewalt (vgl. Baier et al. 2009).

Die Rückgänge im Gewaltverhalten könnten auch ein Resultat der bundesweiten Durchführung von Gewaltpräventionsmaßnahmen sein, einen empirischen Beleg hierfür können wir allerdings nicht liefern. Unter der Annahme, dass es in den letzten Jahren eine Zunahme gewaltpräventiver Maßnahmen gegeben hat und auf Basis des bereits vielfach über Wirksamkeitsprüfungen geführten Belegs, dass bestimmte Präventionsmaßnahmen einen gewaltreduzierenden Effekt haben (vgl. Beelmann 2006, Düsseldorfer Gutachten 2002, Sherman et al. 1997, Wilson et al. 2001), erscheint es aber plausibel, einen Zusammenhang zwischen dem Gewaltrückgang und der Gewaltprävention herzustellen. Gleichwohl ist bereits an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass für mindestens eine ebenso große Anzahl an Präventionsprogrammen die Wirksamkeitsprüfung noch aussteht.

Allgemein werden zur Untergliederung von Präventionsmaßnahmen verschiedene Klassifikationssysteme verwendet. Am weitesten verbreitet ist eine an der Zielgruppe orientierte Einteilung in universelle, selektive und indizierte Prävention, früher auch als Primär-, Sekundär- und Tertiärprävention bezeichnet (vgl. Mrazek/Haggerty 1994). Bei der universellen Prävention richtet sich die Maßnahme an alle Personen, wobei im Zusammenhang mit Gewaltprävention noch einmal unterschieden werden kann, ob sich die Maßnahme vorrangig auf die Vorbeugung einer Täterschaft oder auf die Vorbeugung einer Opferwerdung richtet. Ziel ist es, bei einer breiten Gruppe vorbeugend aktiv zu werden. Kritisiert wird dabei oftmals, dass von entsprechenden Maßnahmen im Wesentlichen diejenigen profitieren, die wahrscheinlich ohnehin keine Gewalttat begangen hätten. Demgegenüber würden sich bei denjenigen, welche zur Risikogruppe zählen, keine Erfolge einstellen oder aber mögliche Erfolge würden durch die große Gruppe derer, die bereits gut angepasst ist, verdeckt. Allerdings hat bislang keine

Studie gezielt geprüft, ob Personen, die anhand bekannter Faktoren einer Risikogruppe zuzuordnen wären, von der Teilnahme an einer universellen Präventionsmaßnahme profitieren würden. Solch einen Nachweis vorausgesetzt, könnte unter Umständen dem Problem der Stigmatisierung begegnet werden, das mit der Zuweisung von Personen zu „Risikogruppen“ und zu selektiven Präventionsmaßnahmen verbunden sein kann. Auf Basis der bisherigen Studienergebnisse ist derzeit zu folgern, dass die höchsten Präventionseffekte durch ebensolche Maßnahmen erzielt werden, die sich an bestimmte (selektive) Risikogruppen richten. Auch die selektive Prävention kann sich daran orientieren, die Täterschaft zu verhindern oder einer Opferwerdung zuvorzukommen. Die dritte Art der Prävention (indizierte Prävention) widmet sich denjenigen Personen, die bereits Täter oder Opfer waren; hier soll einer erneuten Täterschaft oder Viktimisierung vorgebeugt werden.

Neben der Unterteilung in universelle, selektive und indizierte Prävention lässt sich eine weitere Differenzierung von Präventionsmaßnahmen entlang des Handlungsfeldes vornehmen (vgl. u.a. Scheithauer et al. 2008). Dabei wird unterschieden in personenzentrierte und familienzentrierte bzw. systemzentrierte (kontextorientierte) Maßnahmen. Zusätzlich sind multimodale Präventionsansätze zu unterscheiden, die verschiedene Handlungsfelder in den Blick nehmen und diese parallel bzw. integriert bearbeiten.

Jenseits dieser begrifflichen Grundlagen konstatiert Steffen (2007), dass „Gewaltprävention [...] mittlerweile zu einem weithin selbstverständlichen Bestandteil der alltäglichen Praxis geworden“ ist (S. 213). Gleichzeitig bemängelt sie, dass die Grenzen dessen, was unter Gewaltprävention zu verstehen ist, verschwimmen. So gibt es kaum mehr eine Maßnahme der Jugendarbeit, die nicht auch als Maßnahme zur Kriminalprävention angesehen wird. Steffen (2007) plädiert deshalb für einen engen Gewaltpräventions-Begriff, wobei sie sich an die Definition des Deutschen Jugendinstitutes (2007) anschließt: „Als gewaltpräventiv können jene Programme, Strategien, Maßnahmen bzw. Projekte verstanden werden, die direkt oder indirekt die Verhinderung bzw. die Reduktion von Gewalt zum Ziel haben [...] Strategien der Gewaltprävention sind dabei insofern in besonderer Weise gleichsam begründungspflichtig, als von ihnen erwartet werden darf, dass sie in einem begründbaren und nachvollziehbaren Zusammenhang vorrangig darauf abzielen, Gewalt im Kindes- und Jugendalter zu verhindern bzw. zu reduzieren“ (Deutsches Jugendinstitut 2007, S. 18). Dieser Definition folgend müssen die als Gewaltprävention verstandenen Maßnahmen mindestens zwei Bedingungen erfüllen: Erstens müssen sie sich an den aus dem aktuellen Wissensstand abgeleiteten Risiko- und Schutzfaktoren gewalttätigen Verhaltens orientieren. Zweitens müssen sie über Evaluationen unter Beweis stellen, dass sie im Hinblick auf das formulierte Ziel der Gewaltreduktion tatsächlich wirksam sind. Insbesondere vor dem Hintergrund knapper finanzieller Ressourcen muss auf die zweite Bedingung noch mehr Aufmerksamkeit gelegt werden, als dies bislang getan wurde. Trotz eines erhöhten Bewusstseins für die Notwendigkeit von Evaluationen ist in Deutschland durchaus noch ein Mangel an qualifizierten Wirksamkeitsprüfungen zu konstatieren (Düsseldorfer Gutachten 2002, Steffen 2007).

Auch Scheithauer et al. (2007) benennen in ihrer für das Deutsche Forum für Kriminalprävention erstellten Expertise eine wesentliche Bedingung für die erfolgreiche Präventionsarbeit: Grundlage der Gestaltung von Maßnahmen zur Vorbeugung interpersonaler Gewalt ist deren theoretische Einbettung und empirische Begründung. In dieselbe Richtung zielen Preiser und Wagner (2003) mit ihrer „Checkliste“ für Qualitätsstandards von Präventionsmaßnahmen. Sie

betonen eine klare Definition der Ziele (z.B. Gewaltreduktion) und der damit verbundenen Vorstellungen über die Mechanismen der Erhöhung und Reduktion von Gewalt, an denen eine Präventionsmaßnahme ansetzen soll. Scheithauer et al. (2007) ergänzen zudem, dass zu berücksichtigen ist, dass die Maßnahmen auf die psychosoziale Entwicklung des Kindes bzw. des Jugendlichen zugeschnitten sein müssen und dabei Bezug auf multiple Risikokomponenten (Individuum, Familie, Schule, soziales Umfeld) zu nehmen ist. In diesem Sinne ist ein multimodales und multimethodales Vorgehen in der Prävention angeraten, welches eine längerfristige Umsetzung und Implementation anstrebt (vgl. auch Schindler/Baier 2008).

Gewaltprävention gehört inzwischen zum Arbeitsbereich ganz verschiedener Personen und Institutionen. Häufig besteht Unsicherheit darüber, wie weit die einzelnen Zuständigkeiten reichen und wie die konkrete Zusammenarbeit aussehen kann. Im Zuge des Bemühens um eine Verbesserung dieser Situation wurde Ende der 1990er Jahre damit begonnen, in Kommunen und Landkreisen Präventionsgremien zu gründen, in denen sich die einzelnen Präventionsträger zusammenschließen (vgl. Schreiber 2007). Dieser Prozess dauert bis heute an und ist in den einzelnen Bundesländern unterschiedlich weit fortgeschritten. Es ist kaum zu bezweifeln, dass es ein sinnvoller Schritt ist, wenn sich die Polizei, das Jugendamt, verschiedene andere Ämter, Jugendsozialarbeiter usw. in einem solchen Gremium zusammenfinden und die Prävention eines Gebietes aufeinander abgestimmt organisieren. Häufig gehören zu diesen Gremien auch Vertreter der Schulen. Den Schulen kommt im Präventionsbereich sicherlich die wichtigste Rolle zu. Die Schule ist eine entscheidende Sozialisationsinstanz; sie trägt zur Ausbildung von Einstellungen und Verhaltensweisen bei. Nicht überraschen kann daher, dass ein Großteil der Präventionsmaßnahmen im Schulkontext durchgeführt wird (vgl. Brondies 2007). Der Vorteil der Schulen besteht darin, dass hier nahezu flächendeckend alle Kinder oder Jugendlichen einer Altersgruppe erreicht werden können. Maßnahmen, die in der Freizeit ansetzen, erreichen hingegen nur ausgewählte Personengruppen. Wir haben uns daher bei der Erfassung von Gewaltpräventionsmaßnahmen im Wesentlichen auf die Schulen konzentriert; die Befunde der entsprechenden Zusatzbefragung sollen in diesem Abschnitt vorgestellt werden. Dabei haben wir uns in Übereinstimmung mit Steffen (2007) auf jene Maßnahmen konzentriert, die zum expliziten Ziel hatten, Jugendgewalt zu verhindern bzw. zu reduzieren; darüber hinaus gehende Maßnahmen wurden nicht erfasst.

Anzumerken ist an dieser Stelle, dass neben den Schulen noch weitere Träger der Präventionsarbeit für standardisierte Befragungen ausgewählt worden sind. Angestrebt war dabei, in den 61 Landkreisen bzw. kreisfreien Städten jeweils die Polizeidienststellen, die Jugendämter sowie, vermittelt über die Bürgermeister bzw. Landräte, weitere kommunale Präventionsträger einzubeziehen. Diese Zusatzerhebung der gebietsbezogenen Gewaltprävention war aber in mehrfacher Hinsicht mit Problemen konfrontiert: Erstens war es unmöglich, eine flächendeckende Bestandsaufnahme der Präventionsmaßnahmen in Großstädten bzw. bevölkerungsreichen Landkreisen durchzuführen. Hier wären für jedes Gebiet separate Forschungsprojekte notwendig gewesen. Zweitens fiel die Kooperationsbereitschaft der verschiedenen Akteure in einigen Gebieten relativ gering aus, so dass die vorliegenden Informationen zu den Gebieten unsicher in ihrer Aussagekraft sind; auch wiederholte Anfragen führten zu Absagen. Diesem Problem wurde dadurch zu begegnen versucht, dass eine zusätzliche Internetrecherche über eventuelle Präventionsträger und –maßnahmen in den Gebieten erfolgte. Wurden über diesen Weg weitere Ansprechpartner identifiziert, dann wurden diese mit der Bitte um Beteiligung an der Befragung angeschrieben. Durch diese Zusatzrecherche kam es zu zeitlichen Verzöge-

rungen, so dass ein Abschluss der Datenerhebung erst 2009 möglich war. Die Erkenntnisse, die aus diesen Befragungen gewonnen werden konnten und die im Wesentlichen deskriptiven Charakter haben, sollen in einem eigenen Forschungsbericht vorgestellt werden. An dieser Stelle können aber bereits erste Ergebnisse festgehalten werden:

- Kommunale Gewaltpräventionsmaßnahmen werden von vielen verschiedenen Akteuren durchgeführt. Zwar gibt es vielen Gebieten der Schülerbefragung 2007/2008 einen kommunalen Präventionsrat. Dies führt aber nicht unbedingt dazu, dass die Gewaltprävention zentralisiert wird. Neben diesem Rat existieren zahlreiche Arbeitsgruppen, Runde Tische, Netzwerke oder ehrenamtlich tätige Organisationen/Vereine, durch die Gewaltpräventionsmaßnahmen erfolgen.
- Die kommunalen Präventionsräte setzen sich meist aus Vertretern der Polizei, des Jugendamts, der Stadt- und Kreisverwaltung und der Interventionsstellen zusammen. Als gemeinnützige Organisationen/Vereine treten vor allem Caritas, Weißer Ring, Kinderschutzbund und DRK in Erscheinung.
- Hinsichtlich der kommunalen Gewaltprävention findet sich ein ausgeprägtes Stadt-Land-Gefälle. In den Großstädten gibt es bspw. häufiger eine zentrale Fachstelle für Gewaltprävention.
- Bestimmte Maßnahmen werden gebietsübergreifend durchgeführt. Besonders häufig genannt werden dabei Antiaggressions-, Coolness-, Selbstbehauptungs- oder Selbstverteidigungstrainings. Die jeweilige Durchführungspraxis variiert dabei aber deutlich.

## 6.2. Stichprobe der Ergänzungsbefragung zur schulbezogenen Gewaltprävention

### 6.2.1. Rücklauf der Ergänzungsbefragung

Um schulbezogene Gewaltpräventionsmaßnahmen zu erheben, sollten alle Schulen, an denen im Rahmen der Schülerbefragung 2007/2008 Befragungen neunter Klassen stattgefunden haben, dazu befragt werden, was im Bereich der Gewaltprävention innerhalb der letzten sechs Jahre an der jeweiligen Schule durchgeführt wurde. Von Interesse waren dabei vor allem die konkreten Durchführungscharakteristika der Maßnahmen (z.B. spezifische Ziele und Mittel, Dauer, Zielgruppe) und weniger die Bewertungen durch die Akteure.<sup>111</sup> Ziel war es, eine Bestandsaufnahme schulbezogener Gewaltprävention zu leisten.

Im Zeitraum zwischen dem 2. Juni 2008 und dem 6. November 2008 wurden 1.207 Schulen<sup>112</sup> der Schülerbefragung 2007/2008 mit der Bitte um Teilnahme an der Ergänzungsbefragung zum Thema Gewaltprävention angeschrieben. Die Briefe enthielten ein Anschreiben, das die Untersuchung erläuterte und Hinweise zum Ausfüllen der beigelegten Fragebögen gab. Insgesamt wurden zwei verschiedene Fragebogenversionen übersandt: Ein vierseitiger Schulfragebogen sollte allgemeine Daten zur Schule erheben. Daneben sollten über einen fünfseitigen Projektfragebogen Informationen zu Gewaltpräventionsmaßnahmen ermittelt werden. Für

---

<sup>111</sup> Vgl. zu einem anderen Vorgehen Pütz et al. 2009.

<sup>112</sup> Aufgrund ungenauer Rückmeldungen der lokalen Koordinatoren wurden 24 Schulen angeschrieben, die letztlich nicht an der Schülerbefragung teilgenommen haben. Diese Schulen werden bei der Rücklaufberechnung sowie den weiteren Auswertungen, sofern sie ausgefüllte Fragebögen zurückgeschickt haben, nicht berücksichtigt. Zudem wurden elf Schulen nicht angeschrieben, deren Teilnahme an der Schülerbefragung zum Zeitpunkt der Präventionserhebung noch nicht feststand, die letztlich aber doch teilgenommen haben. Diese Schulen werden in die Rücklaufberechnung als „nicht teilgenommen“ einbezogen.

jede innerhalb der Jahre 2002 bis Juli 2008 durchgeführte Maßnahme sollte dabei ein Projektfragebogen ausgefüllt werden, weshalb jedem Brief fünf Exemplare dieses Bogens beigelegt wurden. Bei Bedarf konnten weitere Projektfragebögen angefordert werden.

Die Schulen wurden gebeten, die Fragebögen innerhalb einer bestimmten Frist (zunächst zwei Wochen, später „sobald wie möglich“) an das KFN zurückzusenden.<sup>113</sup> Zunächst wurden die angeschriebenen Schulen nach etwa einem Monat telefonisch kontaktiert, um sich nach dem Verbleib der Fragebögen zu erkundigen. Diese Strategie war jedoch wenig erfolgreich, da vielfach niemand erreichbar war oder aber die zuständige Ansprechperson nicht ermittelt werden konnte. Im Zeitraum vom 12. September bis zum 27. November 2008 wurden daher die Schulen mit einer postalischen Erinnerung angeschrieben und etwa jeweils einen Monat später erneut per Email an das Zurücksenden der Fragebögen erinnert.

Von den 1.207 angeschriebenen Schulen haben 524 Schulen einen gültigen Schulfragebogen zurückgesandt, was einer guten Rücklaufquote von 43,4 % entspricht (Tabelle 6.1). Der überwiegende Teil der Schulen, die nicht teilgenommen haben, hat sich entweder gar nicht auf die Bitte um Beteiligung hin gemeldet oder aber ohne Angabe eines Grundes die Beteiligung verneint (N = 635). Die Rücklaufquote schwankt erheblich in Abhängigkeit von der Schulform. Während jede zweite Förderschule an der Ergänzungsbefragung teilgenommen hat, war es an den Gesamtschulen nur etwa jede dritte Schule.

**Tabelle 6.1: Rücklauf der Präventionsbefragung nach Schulform**

	Gesamt	Förder-schulen	Haupt-schulen	IHR <sup>1</sup>	Real-schulen	Ge-samt-schulen	Gym-nasien	freie Schulen
Bruttostichprobe: Schulen	1207	135	312	116	188	115	264	77
nicht teilgenommen	683	66	179	68	104	75	140	51
ohne Rückmeldung	606	57	161	60	96	63	120	49
ohne Angabe von Grund	29	3	9	2	4	3	6	2
keine Zeit	23	4	3	1	1	4	10	0
nicht angeschrieben	11	0	4	0	1	3	3	0
anderes	14	2	2	5	2	2	1	0
Nettostichprobe	524	69	133	48	84	40	124	26
Rücklaufquote (in %)	43,4	51,1	42,6	41,4	44,7	34,8	47,0	33,8
Anteil Stichprobe (in %)	100,0	13,2	25,4	9,2	16,0	7,6	23,7	5,0

<sup>1</sup>IHR = Integrierte Haupt- und Realschulen

Betrachten wir die Rücklaufquoten in Abhängigkeit von den in der Ziehung der Stichprobe berücksichtigten Gebietsklassen, so lässt sich feststellen, dass ebenfalls deutliche Unterschiede vorhanden sind (Tabelle 6.2). In den alten und neuen Bundesländern haben zwei Drittel der Schulen in den Städten unter 100.000 Einwohner an der Befragung teilgenommen. Die niedrigsten Rücklaufquoten finden sich in den alten Bundesländern in den Städten mit über 100.000 bzw. über 500.000 Einwohnern. In den neuen Bundesländern hingegen ist die Rücklaufquote in den Landkreisen am niedrigsten. Die Rücklaufquote der Schulen aus Berlin fällt mit 37,8 % etwas niedriger aus als die durchschnittliche Rücklaufquote.

<sup>113</sup> Beigelegt war ein adressierter, unfrankierter Rückumschlag.

**Tabelle 6.2: Rücklauf nach Gebietsklassen**

	alte Bundesländer		neue Bundesländer	
	Anzahl ange-schriebene Schulen	Anzahl teilge-nommene Schulen (in %)	Anzahl ange-schriebene Schulen	Anzahl teilge-nommene Schu-len (in %)
Stadt (> 500.000 EW)	159	61 (38,4)	-	-
Stadt (> 100.000 EW)	121	47 (38,8)	42	19 (45,2)
Stadt (< 100.000 EW)	37	25 (67,6)	9	6 (66,7)
Landkreis (> 100.000 EW)	660	295 (44,7)	62	22 (35,5)
Landkreis (< 100.000 EW)	42	21 (50,0)	30	11 (36,7)
gesamt	1019	449 (44,1)	143	58 (40,6)
<b>Berlin</b>	45	17 (37,8)	-	-

Tabelle 6.3. gibt zudem darüber Auskunft, inwieweit die realisierte Stichprobe ein Abbild der bundesdeutschen Schullandschaft darstellt. Um einen solchen Vergleich durchzuführen, wurden Daten des Statistischen Bundesamtes zur Anzahl an weiterführenden Schulen in Deutschland herangezogen.<sup>114</sup> Hinzuweisen ist darauf, dass diese Daten nur teilweise für einen Vergleich geeignet sind, da sie sich auf alle Schulen ab der fünften Jahrgangsstufe und nicht allein auf Schulen mit neunten Klassen beziehen. Zudem werden die verschiedenen Formen an Förderschulen in der öffentlichen Statistik zu einer Gruppe zusammengefasst. In die Schülerbefragung 2007/2008 wurden jedoch nur Schulen für lernbehinderte Kinder einbezogen, welche etwa die Hälfte aller Förderschulen stellen. Entsprechend wurden die Angaben des Statistischen Bundesamtes zu Förderschulen halbiert. Deutlich wird in Tabelle 6.3, dass der Anteil an Gesamtschulen in der realisierten Schulstichprobe deutlich höher ist als in der gesamten Bundesrepublik.<sup>115</sup> Demgegenüber sind Hauptschulen in etwas zu geringer Anzahl in der Stichprobe vertreten. Insgesamt zeigt sich, dass 3,6 % aller Schulen Deutschlands in unserer Schulstichprobe enthalten sind.

**Tabelle 6.3: Verteilung der Schulformen in Deutschland sowie in der Stichprobe**

	Ge-samt		Förder-schulen		Haupt-schulen		IHR		Real-schulen		Gesamt-schulen		Gym-nasien	
	N	in %	N	in %	N	in %	N	in %	N	in %	N	in %	N	in %
Deutschland gesamt	14752		1698	11,5	4812	32,6	1322	9,0	2939	19,9	692	4,7	3289	22,3
Angeschriebene Schulen	1207		135	11,2	314	26,0	120	9,9	208	17,2	121	10,0	309	25,6
Teilgenommene Schulen	524		69	13,2	134	25,6	50	9,5	90	17,2	42	8,0	139	26,5
Anteil teilgenommene Schulen an Deutschland gesamt	3,6 %		4,1 %		2,8 %		3,8 %		3,1 %		6,1 %		4,2 %	

### 6.2.2. Deskriptive Befunde zu den befragten Schulen

Im Folgenden sollen die Schulen, die an der Ergänzungsbefragung teilgenommen haben, etwas detaillierter hinsichtlich einiger deskriptiver Daten betrachtet werden. Festzuhalten ist

<sup>114</sup> <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/BildungForschung/Kultur/Schulen/Tabellen/Content75/AllgemeinbildendeSchulenSchularten.templateId=renderPrint.psml>

<sup>115</sup> Die Anzahl an Schulen je Schulform wie auch die Anteile der einzelnen Schulformen in der Stichprobe divergieren im Vergleich der Tabellen 6.1 und 6.3, weil in Tabelle 6.3 die freien Schulen der entsprechenden Schulform zugeordnet worden sind. Die wenigen Waldorfschulen, die an der Befragung teilgenommen haben, wurden den Gymnasien zugeordnet.

zunächst, dass 76,0 % der Schulfragebögen vom Schulleiter beantwortet wurden, 6,7 % von der stellvertretenden Schulleitung und 3,4 % vom Sekretariat (Mehrfachangaben waren möglich). Bei 28,6 % der Schulfragebögen wurde angegeben, dass ein Lehrer den Schulfragebogen ausgefüllt hat, 3,8 % der Schulen geben konkret einen Beratungslehrer an und 1,1 % eine mit Mediation beauftragte Person. Weiterhin wurden bei 9,4 % der Schulen Sozialarbeiter genannt, die den Schulfragebogen ausgefüllt haben.

Mit Blick auf die Schulgröße zeigt sich ein zu erwartendes Bild (Tabelle 6.4): Förder- und Hauptschulen werden von zahlenmäßig deutlich weniger Schülern besucht als Gesamtschulen oder Gymnasien. Während die Hälfte der Förderschulen Schülerzahlen bis 150, die andere Hälfte bis 300 Schüler aufweist, haben mehr als die Hälfte der Gesamtschulen und Gymnasien Schülerzahlen von über 750 Schülern. Durchschnittlich größere Klassen wie auch die an diesen beiden Schulformen vorhandene Oberstufe tragen sicherlich zu dieser überdurchschnittlich hohen Schüleranzahl bei.

**Tabelle 6.4: Anzahl Schüler, die an Schule unterrichtet werden, nach Schulform**

	Gesamt N	Förder- schulen		Haupt- schulen		Real- schulen/IHR		Gesamt- schulen		Gymnasien	
		N	in %	N	in %	N	in %	N	in %	N	in %
bis 150	44	35	50,7	4	3,0	5	3,6	0	0	0	0
151-300	119	30	43,5	64	47,8	22	15,7	1	2,4	2	1,4
301-450	89	0	0	46	34,3	35	25,0	4	9,5	3	2,2
451-600	60	0	0	15	11,2	29	20,7	5	11,9	11	7,9
601-750	63	0	0	3	2,2	25	17,7	8	19,0	27	19,4
751-900	40	0	0	0	0	12	8,6	4	9,5	24	17,3
über 900	92	0	0	1	0,7	11	7,9	16	38,1	64	46,0
keine Anga- ben	17	4	5,8	1	0,7	1	0,7	4	9,5	8	5,8
Gesamt	524	69		134		140		42		139	

Wirft man einen Blick auf die Anzahl der Lehrer getrennt nach Geschlecht und Schulform, fallen zwei Befunde auf (Tabelle 6.5): Einerseits zeigt sich entsprechend der höheren Anzahl an Schülern an Gesamtschulen und Gymnasien an diesen Schulformen ebenso eine höhere Anzahl an Lehrkräften. Andererseits ist zu erkennen, dass an allen Schulformen der Anteil der weiblichen Lehrkräfte größer ist. Dies fällt insbesondere bei den Realschulen/Integrierten Haupt- und Realschulen auf, bei denen die Hälfte der Schulen 21 bis 40 Lehrerinnen hat, während nur etwa 15 % dieser Schulen gleich viele männliche Lehrkräfte aufweist.

**Tabelle 6.5: Anzahl Lehrer, die an Schule unterrichten, nach Schulform und Geschlecht**

		Gesamt		Förder-schulen		Haupt-schulen		Real-schulen/IHR		Gesamt-schulen		Gymnasien	
		N		N	in %	N	in %	N	in %	N	in %	N	in %
Lehrer	bis 20	337		63	91,3	128	95,5	116	82,9	10	23,8	20	14,4
	21-40	121		0	0	3	2,2	19	13,6	20	47,6	79	56,8
	41-60	32		0	0	2	1,5	1	0,7	6	14,3	23	16,5
	61-80	3		0	0	0	0	0	0	2	4,8	1	0,7
	81-100	2		0	0	0	0	0	0	1	2,4	1	0,7
	über 100	1		0	0	0	0	0	0	0	0	1	0,7
	keine Angaben	28		6	8,7	1	0,7	4	2,9	3	7,1	14	10,1
	Gesamt	524		69		134		140		42		139	
Lehrerinnen	bis 20	218		43	62,3	98	73,1	59	42,1	1	2,4	16	11,5
	21-40	200		20	29,0	33	24,6	70	50,0	18	42,9	59	42,4
	41-60	61		1	0	1	0,7	5	3,6	12	28,6	43	30,9
	61-80	15		0	0	0	0	1	0,7	7	16,7	7	5,0
	81-100	1		0	0	0	0	1	0,7	0	0	0	0
	über 100	1		0	0	1	0,7	0	0	0	0	0	0
	keine Angaben	28		5	7,2	1	0,7	4	2,9	4	9,5	14	10,1
	Gesamt	524		69		134		140		42		139	

Die Schulen wurden hinsichtlich auf das Thema Gewalt gefragt, ob es im Schuljahr 2006/07 Fälle von Gewalt gab, die bei der Polizei zur Anzeige gebracht wurden und ob es ähnlich gelagerte Vorfälle gab, die nicht angezeigt wurden. Als Gewalttaten wurden dabei folgende Delikte definiert: Raub, Erpressung, sexuelle Gewalt, leichte und schwere Körperverletzung; d.h. es wurde ein enger, physische Übergriffe beinhaltender Gewaltbegriff zugrunde gelegt, wie er auch bspw. im Rahmen der Polizeiarbeit Anwendung findet.

Nach Schulformen aufgeschlüsselt (Tabelle 6.6), lässt sich feststellen, dass beinahe zwei Drittel der Gesamtschulen bestätigen, dass es an ihrer Schule mindestens einen Gewaltvorfall gab, der zur Anzeige gebracht wurde (64,3 %). Die Anzahl der Gewaltvorfälle variiert zwischen den Gesamtschulen zwischen einem und zwanzig Vorfällen. Von den Förderschulen melden mehr als die Hälfte, dass mindestens ein Gewaltvorfall angezeigt wurde (56,5 %), maximal waren es fünf Vorfälle. Bei den Gymnasien ist es nur jede fünfte Schule, die mindestens einen Gewaltvorfall zur Anzeige gebracht hat (maximal fünf Vorfälle).

**Tabelle 6.6: Anteil Schulen mit mindestens einem Gewaltvorfall, der angezeigt bzw. nicht angezeigt wurde (in %) und maximal angegebene Anzahl an Gewaltvorfällen nach Schulform**

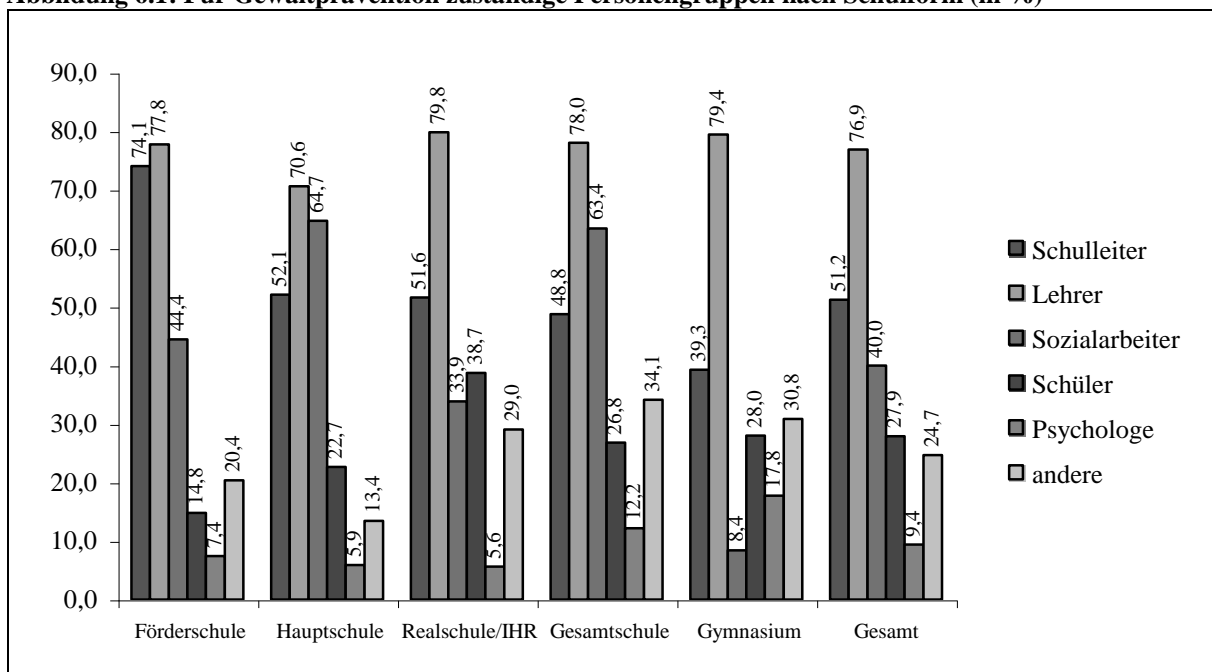
	Gesamt		Förder-schulen		Haupt-schulen		Real-schulen/IHR		Gesamt-schulen		Gymnasien	
	in %		in %	Max	in %	Max	in %	Max	in %	Max	in %	Max
Angezeigte Gewaltvorfälle 2006/07	37,6		56,5	5	41,8	10	32,9	10	64,3	20	20,1	5
Nicht angezeigte Gewaltvorfälle 2006/07	36,5		35,3	40	43,3	20	38,3	25	47,6	21	25,2	10



Bei den Gesamt- und Förderschulen fällt der Anteil der Schulen, an denen sich mindestens ein Gewaltvorfall ereignet hat, der nicht zur Anzeige gebracht wurde, deutlich gegenüber den angezeigten Vorfällen ab. An den anderen Schulformen ist der Anteil jeweils etwa gleich hoch, mit jeweils einem etwas höheren Anteil nicht angezeigter Fälle an Realschulen/Integrierten Haupt- und Realschulen und Gymnasien. Die Anzahl nicht angezeigter Fälle variiert dabei an den Gymnasien am geringsten (zwischen ein und zehn Vorfälle), ist im Durchschnitt aber höher als bei den angezeigten Vorfällen (Mittelwert 3,3). Die durchschnittliche Anzahl nicht angezeigter Fälle ist auch bei den anderen Schulformen deutlich erhöht und liegt zwischen 4,3 an den Realschulen/Integrierten Haupt- und Realschulen und 6,4 an den Förderschulen. Als Grund für die Nichtanzeige gaben jeweils rund drei Viertel der Schulen eine Einigung zwischen den Schülern an. Ein weiterer Grund bestand bei durchschnittlich zwei Drittel der Schulen in einer Einigung zwischen der Schule und den Schülern. Etwa zwei Fünftel der Schulen geben weitere Gründe für eine Nichtanzeige des Vorfalls an, darunter vor allem eine Einigung mit den Eltern, die Durchführung einer Streitschlichtung oder Wiedergutmachungsmaßnahmen.

Bezüglich des Themas Gewaltprävention wurde zusätzlich erhoben, ob es an der Schule Personen gibt, die speziell für Fragen der Gewaltprävention zuständig sind. Von den insgesamt befragten 524 Schulen gaben 445 an, dass es mindestens eine zuständige Person gibt. Über die verschiedenen Schulformen hinweg werden vor allem Lehrkräfte als zuständige Personen für Gewaltprävention genannt (Abbildung 6.1). Daneben spielen Sozialarbeiter besonders an Haupt- und Gesamtschulen eine größere Rolle. An Förderschulen wird neben den Lehrkräften auch die Schulleitung als zuständige Instanz genannt. Eine völlig untergeordnete Rolle spielen in allen Schulformen Psychologen bei der Gewaltprävention. Als „andere“ Zuständige werden zusätzlich Beratungslehrer, Schulseelsorger, Streitschlichter/Mediatoren, Sozial- und Heilpädagogen sowie die Polizei genannt.

**Abbildung 6.1: Für Gewaltprävention zuständige Personengruppen nach Schulform (in %)**



Wie die Auswertungen zum für Gewaltprävention zuständigen Personal zeigen, sind zumindest in einigen Schulformen regulär Psychologen und Sozialarbeiter beschäftigt bzw. es wird

die Zusammenarbeit mit diesen gesucht. Auf die konkrete Nachfrage nach dem Vorhandensein eines Schulpsychologen gibt beinahe die Hälfte der Schulen an (45,0 %), mit einem solchen zusammen zu arbeiten. Dieser Anteil variiert erneut mit der Schulform. Während zwei Drittel der Gymnasien (63,3 %) und drei Viertel der Gesamtschulen (73,8 %) mit einem Schulpsychologen zusammenarbeiten, sind es an Förderschulen (39,1 %), an Hauptschulen (41,0 %) und an Realschulen/Integrierten Haupt- und Realschulen (44,3 %) deutlich weniger. Gefragt danach, wie viel Zeit der Psychologe mit gewaltpräventiver Arbeit im Verhältnis zu seiner Gesamtarbeitszeit an der Schule verbringt, zeigt sich aber, dass über die Schulformen hinweg nur an etwa jeder 20. Schule der Psychologe „mittel“ bis „viel“ Zeit damit beschäftigt ist. Lediglich an Gesamtschulen ist der Anteil höher: Ein Fünftel gibt an, dass der Psychologe „mittel“ bis „viel“ Zeit mit Gewaltprävention verbringt. Fast zwei Drittel aller Schulen bestätigen, dass der Psychologe gar keine Zeit mit Gewaltprävention verbringt (Gesamtschulen: ein Drittel).

Sozialarbeiter finden sich an etwas mehr als jeder dritten Schule (37,6 %). Von den Haupt- und Gesamtschulen geben jeweils fast zwei Drittel an, dass an ihrer Schule ein Sozialarbeiter beschäftigt ist (62,7 bzw. 64,3 %). Daneben arbeiten an 44,9 % der Förderschulen und 31,4 % der Realschulen/Integrierten Haupt- und Realschulen Schulsozialarbeiter. Lediglich in Gymnasien liegt der Anteil mit 7,9 % deutlich niedriger. Über alle Schulen hinweg betrachtet, ist ein Zehntel der Sozialarbeiter mit bis zu zehn Stunden an den Schulen beschäftigt; ein Drittel der Sozialarbeiter ist mit elf bis 20 Stunden angestellt, ein Fünftel arbeitet mit 21 bis 30 Stunden an den Schulen. Immerhin zwei Fünftel der Sozialarbeiter sind mit 31 bis 41 Stunden angestellt.

Neben der Frage des Personals, welches mit Gewaltprävention beschäftigt ist, interessiert auch, inwieweit Lehrkräfte bei Gewaltvorkommnissen unterstützt werden bzw. sich über Fortbildung mit der Thematik befassen können. Die Hälfte aller Schulen gibt dabei an, dass es keine Fallbesprechungen oder Supervision gibt, wenn es zu Gewalt an der Schule kommt. Die Gesamtschulen weichen von diesem Durchschnittswert ab, insofern hier deutlich seltener (zu einem Drittel) auf Fallbesprechungen/Supervision verzichtet wird. Wenn diese Maßnahmen an einer Schule stattfinden, dann im Wesentlichen in Abhängigkeit vom Auftreten eines Gewaltvorfalles. Nur 5,9 % der Schulen führen regelmäßige Besprechungen durch; an Haupt- und Gesamtschulen ist dieser Anteil etwas höher (8,3 % und 12,2 %).

Der Stellenwert schulischer Gewaltprävention lässt sich schließlich anhand des Anteils der Stunden an Fortbildungsangeboten, der auf Gewaltprävention entfällt, ablesen. Auf die entsprechenden Fragen haben allerdings viele Schulen nicht geantwortet (Tabelle 6.7), weshalb die Auswertungen hierzu mit größeren Unsicherheiten behaftet sind. Betrachten wir die Angaben der Schulen, dann zeigt sich eine große Varianz des Anteils an Fortbildungsangeboten zum Thema Gewaltprävention. Erfragt wurde dieser Anteil jeweils für das Schuljahr 2006/07 und 2007/08, um eine verlässlichere Schätzung zu erhalten. An einigen Schulen wird gar keine Zeit für entsprechende Fortbildungsangebote aufgewandt, an einigen Förder-, Haupt- und Realschulen/Integrierten Haupt- und Realschulen sind es aber auch 100 %. An den Gesamtschulen wird maximal die Hälfte der Fortbildungsstunden mit Gewaltprävention verbracht, an Gymnasien nur maximal 30,0 %. Anhand des Medians lässt sich ablesen, dass mindestens bei der Hälfte der Förder- und Hauptschulen der Anteil der Fortbildungen zur Gewaltprävention bei mindestens 10,0 % liegt. An den Haupt- und Realschulen/Integrierten Haupt- und Real-

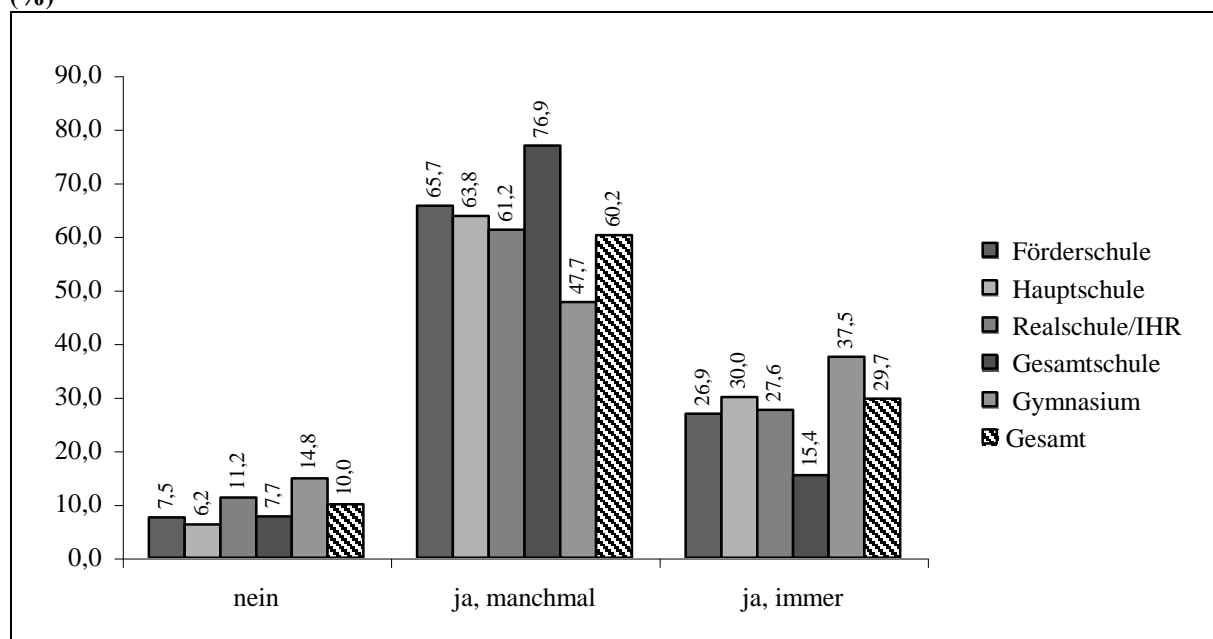
schulen ist der Anteil geringer. Hier verwenden die Hälfte der Schulen mindestens 5,0 % der Fortbildungsstunden für Gewaltprävention. An den Gymnasien ist der Anteil noch einmal deutlich niedriger. Hier hat die Hälfte der Schulen nur 2,0 % der Stunden mit Gewaltprävention verbracht.

**Tabelle 6.7: Anteile sich mit Gewaltprävention beschäftigender Fortbildungsmaßnahmen an allen Fortbildungsmaßnahmen nach Schulform und Schuljahr (in %)**

		Gesamt	Förder- schule	Haupt- schule	Realschu- le/ IHR	Gesamt- schule	Gymna- sium
Median	2006/07	5,0	10,0	5,0	5,0	10,0	2,0
	2007/08	5,0	10,0	5,5	5,0	10,0	2,0
Minimum	2006/07	0	0	0	0	0	0
	2007/08	0	0	0	0	0	0
Maximum	2006/07	100	90,0	40,0	100	50,0	30,0
	2007/08	100	100	100	100	50,0	30,0
Fehlende Werte (N)	2006/07	135	12	33	39	13	38
	2007/08	131	12	32	38	11	38

Wenn nur einige Lehrkräfte ein Fortbildungsangebot zum Thema Gewaltprävention wahrnehmen, stellt sich die Frage, inwieweit das Gelernte in das Kollegium weitergetragen wird. Die Antwortoptionen auf diese Frage waren dreifach gestuft von 'nein' über 'ja, manchmal' und 'ja, (fast) immer'. An den meisten Schulen wird manchmal das in einer Fort- und Weiterbildung Gelernte in systematischer Weise im Kollegium thematisiert (Abbildung 6.2). An den Gymnasien ist der Anteil der Schulen, welche regulär das Gelernte thematisieren, mit 37,5 % am größten. Am geringsten ist der Anteil bei den Gesamtschulen mit nur 15,4 %.

**Abbildung 6.2: Systematische Besprechung/Weitergabe des in Fortbildungen Gelernten nach Schulform (%)**



### 6.3. Schulbezogene Gewaltprävention – Empirische Befunde

#### 6.3.1. Welche Gewaltpräventionsmaßnahmen werden durchgeführt?

Wie bereits angesprochen, wurden allen Schulen neben dem allgemeinen Fragebogen auch jeweils fünf Fragebögen zugeschickt, in denen Informationen zu einzelnen Gewaltpräventionsmaßnahmen festgehalten werden sollten. Angestrebt wurde, die „gesamte Spannweite an Maßnahmen und Projekten, die sich mit der Vorbeugung und Eindämmung physischer Gewalt bei Kindern und Jugendlichen auseinandersetzen“ (Wortlaut aus dem Anschreiben), zu erfassen. Beispielhaft genannt wurden sowohl einmalige Vorträge von Gewaltexperten an der Schule als auch ausgearbeitete Schulprogramme; die Spannweite war also relativ groß. Physische Gewalt wurde erneut definiert als leichte bzw. schwere Körperverletzungen, Raubtaten, Erpressungen und sexuelle Übergriffe. Angegeben werden sollten alle Maßnahmen zur Gewaltprävention, die sich an 9- bis 17-Jährige richteten und im Zeitraum von Januar 2002 bis Juli 2008 durchgeführt worden sind.

Von den 524 Schulen haben 30,3 % keinen Projektfragebogen ausgefüllt.<sup>116</sup> Dementsprechend haben 365 Schulen mindestens einen Projektfragebogen zurückgesandt; insgesamt gingen 765 ausgefüllte Projektfragebögen ein. Im Durchschnitt wurden 1,5 ausgefüllte Projektfragebögen zurückgesandt, wobei das Maximum bei elf Fragebögen lag (Tabelle 6.8).

Betrachtet man den Rücklauf an Projektfragebögen getrennt nach Schulform, zeigt sich für die Gesamtschulen die höchste Quote an ausgefüllten Projektfragebögen (85,7 %). Die durchschnittliche Anzahl an Projektfragebögen je Schultyp variiert allerdings kaum. Die niedrigste Anzahl liegt mit 1,3 Projektfragebögen bei Gymnasien, die höchste mit 1,8 Projektfragebögen bei Gesamtschulen.

**Tabelle 6.8: Rücklauf der Projektfragebögen nach Schulform**

	Gesamt	Förder- schule	Haupt- schule	Real- schule/ IHR	Gesamt- schule	Gymna- sium
Durchschnittliche Anzahl zurückgeschickter Projektfragebögen	1,5	1,8	1,5	1,3	1,8	1,3
Minimum	0	0	0	0	0	0
Maximum	11	10	5	6	11	6
Anzahl Schulen mit mind. einem ausgefüllten Projektfragebogen (in % aller teilnehmenden Schulen)	365 (69,7)	47 (68,1)	95 (70,9)	101 (72,1)	36 (85,7)	86 (61,9)
Anzahl Schulen mit mind. einem Gewaltpräventionsfragebogen (in % aller teilnehmenden Schulen)	328 (62,6)	45 (66,2)	84 (62,7)	91 (64,5)	31 (73,8)	77 (55,4)

Die Schulen wurden zu dem jeweiligen Projekt gefragt, worauf sich die Prävention konkret richtete, da ein Projekt neben dem Ziel der Gewaltprävention auch bspw. der Prävention von Fremdenfeindlichkeiten oder Alkoholmissbrauch gewidmet sein konnte. Von den 765 ausgefüllten Projektfragebögen richteten sich 30,3 % ausschließlich auf die Prävention von Gewalt;

<sup>116</sup> 10,1 % der Schulen haben einen unausgefüllten Projektfragebogen zurückgeschickt, vielfach mit dem Vermerk, dass keine Projekte durchgeführt worden seien.

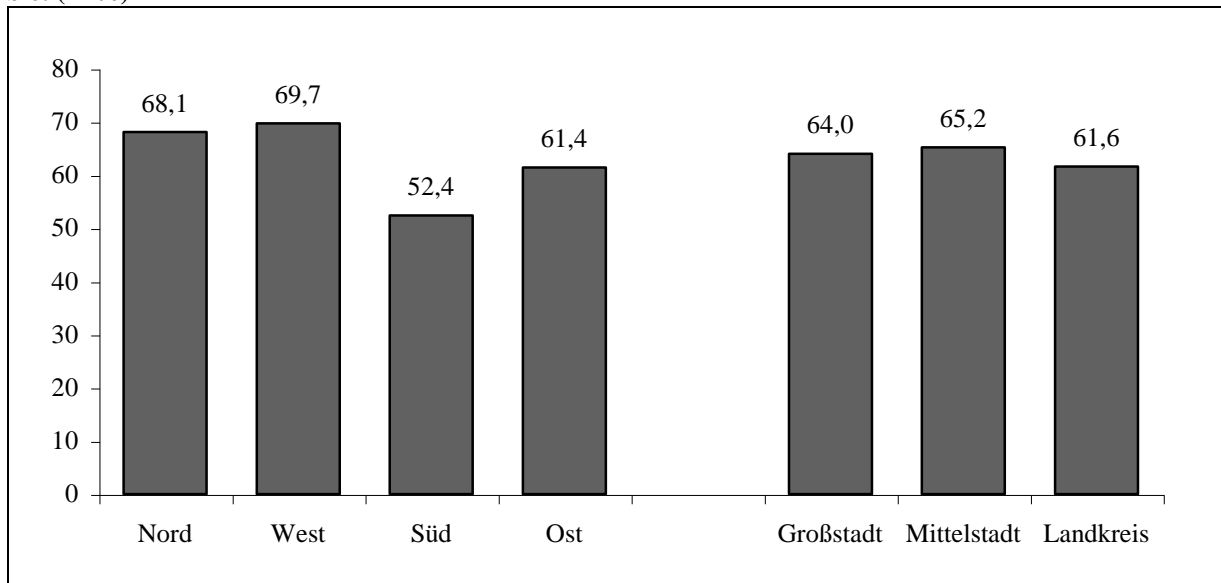
weitere 56,5 % bezogen sich auf gemischte Präventionsziele (z.B. Gewalt und Fremdenfeindlichkeit, Gewalt und Mobbing). Dies sind zusammen 664 Projekte, die u.a. die Gewaltprävention zum Ziel hatten. Unter diesen sind 82 Projekte, die von Streitschlichterprogrammen berichten. Da sich der Projektfragebogen nur bedingt für diese Art der Gewaltpräventionsmaßnahme eignete, Fragen nach der Streitschlichtung zugleich aber im allgemeinen Schulfragebogen gestellt worden sind, wird im Abschnitt 6.3.3. auf diese Form der Gewaltprävention eingegangen. Die Streitschlichterprogramme werden deshalb in den folgenden Auswertungen nicht berücksichtigt, so dass die Datenbasis von 582 Projekten gestellt wird.

Der Anteil an Schulen, welche mindestens einen solchen gültigen Gewaltpräventionsprojektfragebogen ausgefüllt haben, variiert in Abhängigkeit von der Schulform (Tabelle 6.8). Während an beinahe drei Viertel der teilnehmenden Gesamtschulen mindestens ein Gewaltpräventionsprojekt durchgeführt wurde (73,8 %), sind es bei den Gymnasien nur 55,4 %. Da die Gesamtrücklaufquote der Gesamtschulen am geringsten ist (vgl. Tabelle 6.1), lässt sich nicht ausschließen, dass bei diesem Schultyp insbesondere die Schulen an der Ergänzungsbefragung teilgenommen haben, die auch von einem Gewaltpräventionsprojekt berichten können. Sollte dies der Fall sein, was sich mit den vorhandenen Daten nicht prüfen lässt, dann würde dies die Verallgemeinerbarkeit der Befunde zur Verbreitung von Gewaltpräventionsmaßnahmen an Gesamtschulen natürlich einschränken.

Unter den Gewaltpräventionsprojekten befinden sich so bekannte Programme wie „Faustlos“ (N = 13), „Lion’s Quest – Erwachsen werden“ (N = 12), „Schule ohne Rassismus/Schule mit Courage“ (N = 10), „Coolnesstraining“ (N = 9) oder „Prävention im Team (PiT)“ (N = 13). Vielfach werden aber auch mit „Sozialem Lernen“ oder „Sozialem Kompetenztraining“ betitelte Programme berichtet. Von den 582 berichteten Projekten wird für eine Mehrheit angegeben, dass sie sich nicht an einem bereits bestehenden Projekt anlehnen (69,4 %) bzw. wird bei 5,8 % der Projekte keine Angabe gemacht.

Vergleicht man den Anteil an Schulen, an denen Gewaltpräventionsmaßnahmen berichtet wurden, dann fällt auf, dass im Süden Deutschlands etwas weniger Schulen mit Gewaltpräventionsprojekten zu finden sind als in Nord-, West- und Ostdeutschland (Abbildung 6.3), was u.a. damit in Zusammenhang stehen dürfte, dass es dort keine Gesamtschulen gibt, diese jedoch den größten Anteil an Projekten beisteuern. Ob sich die Schulen in Großstädten, Mittelstädten oder Landkreisen befinden, spielt hingegen keine Rolle dahingehend, ob Gewaltpräventionsprojekte an den Schulen durchgeführt werden oder nicht.

**Abbildung 6.3: Anteil an Schulen, an denen Gewaltpräventionsmaßnahmen berichtet wurden, nach Gebiet (in %)**



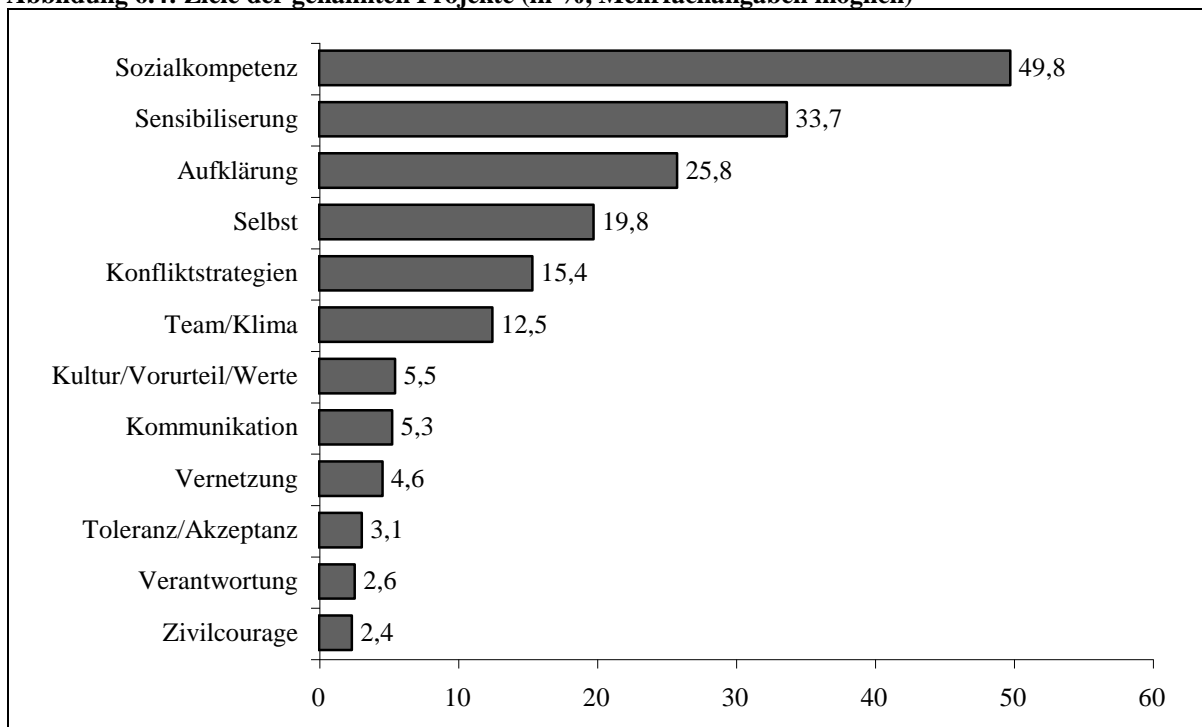
Die Schulen wurden sowohl nach Projekten und Maßnahmen gefragt, die sich unmittelbar an Kinder und Jugendliche als Teilnehmende richteten als auch nach Projekten, die nur mittelbar diese Gruppe als Zielgruppe hatten, indem sie sich z.B. an Lehrkräfte oder Eltern richteten, die im Umgang mit Gewalt weiter gebildet werden sollten. Wenn in diesem Abschnitt weitere Auswertungen zur inhaltlichen Ausrichtung der Projekte berichtet werden, dann werden nur die Projekte betrachtet, die Kinder und Jugendliche als Teilnehmende erreicht haben (N = 546).

In einer offenen Frage wurde bei diesen nach den zentralen Zielen des Projektes gefragt. Darüber sollte u.a. in Erfahrung gebracht werden, welche Annahmen über die Ursachen des Auftretens von Gewalt den Projekten zugrunde liegen und welche Mechanismen der Verhinderung/Verminde- rung/Verminde- rung dienen sollen. Vielfach wurde an dieser Stelle aber nur die „Gewaltprävention“ bzw. die „Vorbeugung von Gewalt“ als Ziel des Projektes genannt. Daraus lässt sich keine Information über die Annahme zum Verursachungsmechanismus bzw. den Interventionsansatz ableiten.

Bei etwa der Hälfte der Projekte wird das Thema „Verbesserung der sozialen Kompetenz“ genannt (Abbildung 6.4), ohne jedoch genauer zu explizieren, was dies inhaltlich bedeutet. Das mit einem Drittel am zweithäufigsten genannte Ziel ist die „Sensibilisierung“. Vielfach wird in diesem Zusammenhang die Schärfung der Wahrnehmung von Gewalt bzw. Mobbing angesprochen. Bei einem Viertel der Projekte wird die „Aufklärung“ als Ziel angegeben. Hierunter zählt u.a. die Informationsvermittlung über juristische Aspekte des Gewalthandelns; auch die Beschäftigung mit historischen Ereignissen wie der Judenverfolgung wird hier genannt. Themen rund um das „Selbst“, das bei jedem fünften Projekt als Ziel angegeben wird, beinhalten u.a. die Stärkung des Selbstvertrauens und Selbstbewusstseins. Das Erlernen von verbesserten „Konfliktlösestrategien“ haben 15,4 % der Gewaltpräventionsprojekte zum Ziel. Eine Verbesserung des „Teamgefühls/-klimas“ visieren 12,5 % der Gewaltpräventionsprojekte an. Unter zehn Prozent der Nennungen entfallen auf das „Kennenlernen anderer Kulturen bzw. den Abbau von Vorurteilen“, auf eine „Verbesserung der Kommunikationsfähigkeiten“,

auf die „Vernetzung“, auf den „Aufbau von Toleranz und Akzeptanz“, auf das „Lernen von Verantwortungsübernahme“ sowie auf die „Stärkung von Zivilcourage“.<sup>117</sup>

**Abbildung 6.4: Ziele der genannten Projekte (in %, Mehrfachangaben möglich)**



Bei einer Betrachtung der sechs am häufigsten genannten Projektziele nach Schulformen (Tabelle 6.9) lässt sich feststellen, dass die Differenzen relativ gering ausfallen. Die Verbesserung der sozialen Kompetenz spielt bei den Projekten der Förderschulen eine geringere Rolle (38,1 %) als an den übrigen Schulformen; an Gymnasien hat über die Hälfte der Projekte dieses Ziel (57,6 %). Ebenfalls deutlich höher fällt in dieser Schulform der Anteil an Projekten aus, die als Ziel die Sensibilisierung anstreben (44,9 %). An den anderen Schultypen spielt dies nur bei jedem dritten bis vierten Projekt eine Rolle. Nur im Hinblick auf diese beiden Projektziele existieren signifikante Unterschiede zwischen den Schulformen.

**Tabelle 6.9: Projektziele nach Schulform (in %)**

	Förder- schule	Haupt- schule	Realschule/ IHR	Gesamt- schule	Gymna- sium	Cramer-V
Sozialkompetenz	38,1	44,7	55,4	54,9	57,6	<b>.148</b>
Sensibilisierung	23,7	33,3	33,8	27,5	44,9	<b>.147</b>
Aufklärung	20,6	26,0	26,9	23,5	29,7	.068
Selbst	21,6	21,3	19,2	15,7	18,6	.045
Konfliktlösestrategien	17,5	15,3	13,1	23,5	12,7	.087
Team/Klima	11,3	16,0	9,2	9,8	13,6	.081

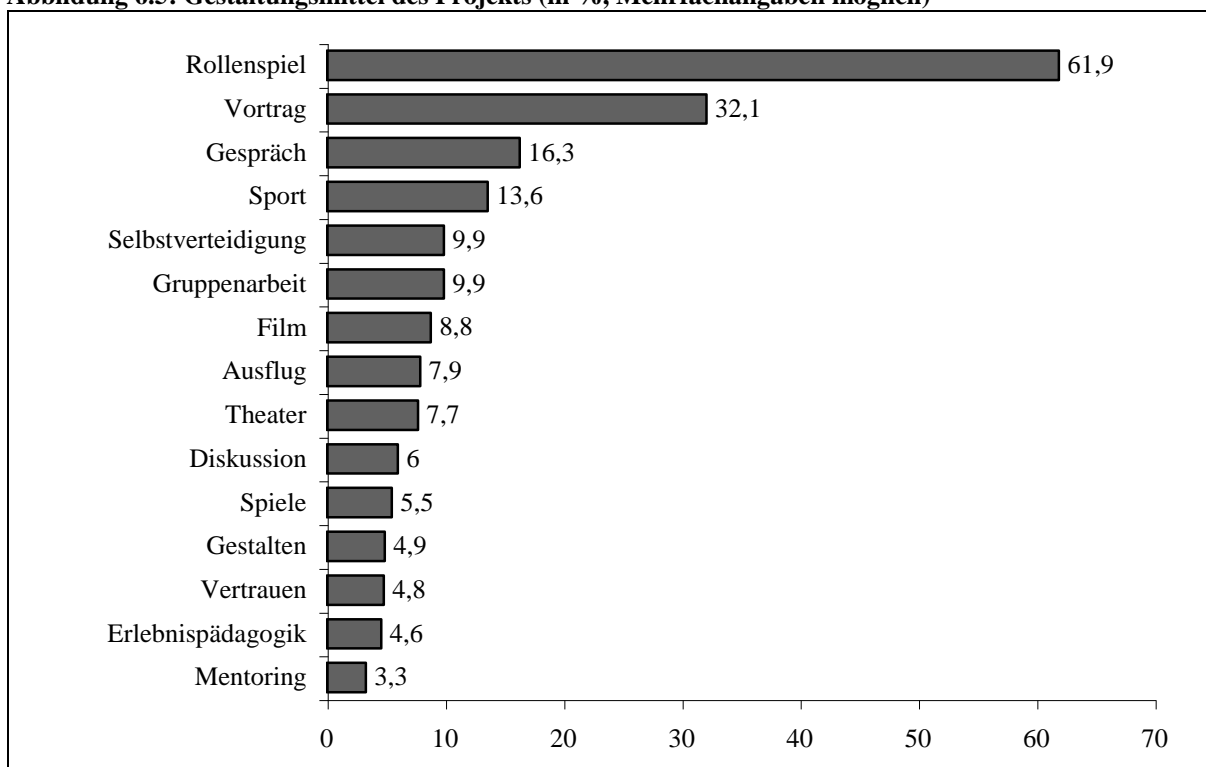
fett:  $p < .05$

Neben der Frage, welche Ziele die Präventionsprojekte verfolgen, interessierte auch die Frage, mit welchen Mitteln diese Ziele erreicht werden sollten. In einer offenen Frage wurde daher nach den wesentlichen Gestaltungsmitteln zur Umsetzung des Projektes gefragt.

<sup>117</sup> Weitere Ziele wurden vereinzelt genannt, auf deren Darstellung wird jedoch verzichtet.

Das am häufigsten verwendete Gestaltungsmittel ist das „Rollenspiel“ (Abbildung 6.5); fast zwei Drittel der Projekte greifen darauf zurück. Bei einem Drittel der Präventionsprojekte (32,1 %) wird mit „Vorträgen“ gearbeitet. Etwa ein Sechstel verwendet das „Gespräch“. An vierter Stelle kommen sportliche Betätigungen (z.B. Mitternachtsbasketball, Fußballturniere) zum Einsatz. Etwa jedes zehnte Gewaltpräventionsprojekt versucht, über „Selbstverteidigungstrainings“ der Gewalt vorzubeugen. Ebenfalls jedes zehnte Projekt nutzt „Gruppenarbeit“ als Gestaltungselement. „Filme“ werden bei 8,8 % der Projekte eingesetzt. „Ausflüge“ (z.B. Besuch von Ausstellungen oder Strafanstalten) werden im Rahmen von 7,9 % der Projekte unternommen. Fast genauso viele Projekte arbeiten mit einer „Theateraufführung“. „Diskussionsrunden“ werden bei 6,0 % der Projekte durchgeführt, 5,5 % der Projekte gehen mit „Spielen“ gegen Gewalt vor. Weniger als fünf Prozent der Projekte arbeiten gestalterisch (z.B. Posterpräsentation oder Zeichnungen herstellen, Musik produzieren), verwenden Vertrauensübungen oder weisen erlebnispädagogische Elemente (z.B. Kletterpark, Kanutour) auf. Mentoring wird von 3,3 % der Projekte genutzt.

**Abbildung 6.5: Gestaltungsmittel des Projekts (in %, Mehrfachangaben möglich)**



Betrachtet man die sechs häufigsten Gestaltungsmittel erneut nach der Schulform (Tabelle 6.10), so sind nur geringfügige Unterschiede auszumachen. Lediglich beim Einsatz von Rollenspielen und Vorträgen finden sich größere, allerdings nur bei den Vorträgen auch signifikante Differenzen. Bei Gewaltpräventionsprojekten an Förderschulen werden Rollenspiele und Vorträge seltener verwendet als bei Projekten an anderen Schulen.



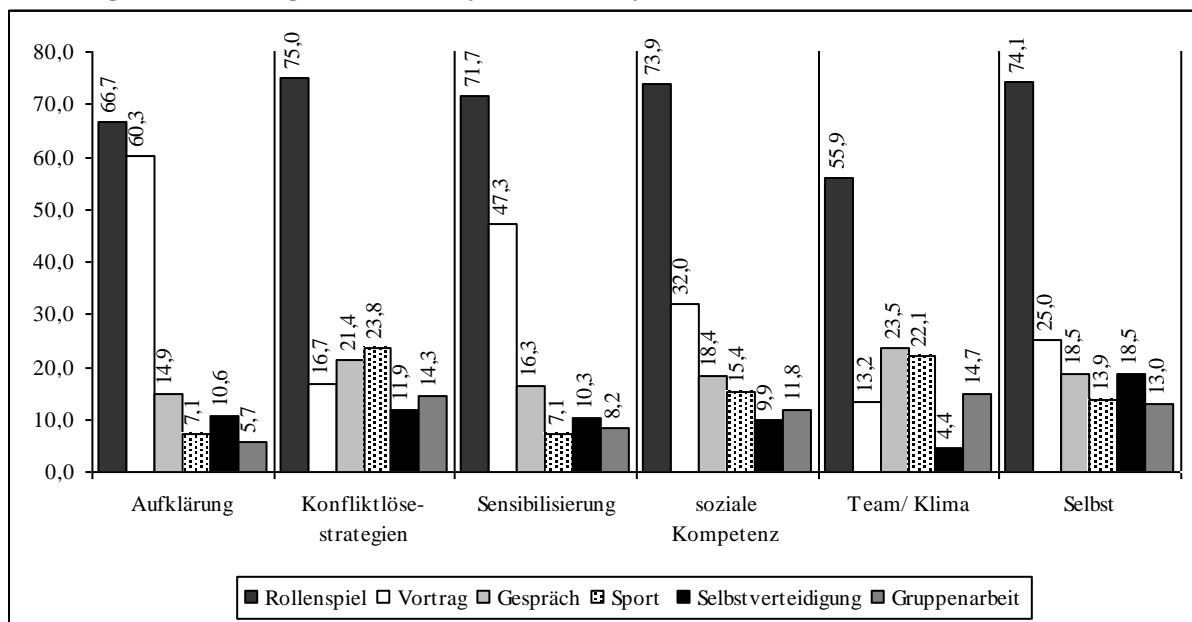
**Tabelle 6.10: Gestaltungsmittel nach Schulform (in %)**

	Förder- schule	Haupt- schule	Realschule/ IHR	Gesamt- schule	Gymnasium	Cramer-V
Rollenspiel	50,5	59,3	66,9	68,6	66,1	.128
Vortrag	18,6	30,0	39,2	25,5	40,7	<b>.174</b>
Gespräch	15,5	17,3	16,2	17,6	15,3	.025
Sport	14,4	16,7	15,4	9,8	8,5	.095
Selbstverteidigung	6,2	12,7	11,5	11,8	6,8	.092
Gruppenarbeit	4,1	13,3	12,3	7,8	8,5	.113

fett:  $p < .05$

Bei einer Auswertung der sechs am häufigsten verwendeten Mittel nach den sechs am häufigsten genannten Zielen fällt auf, dass Rollenspiele scheinbar nahezu jedem Ziel dienen (Abbildung 6.6). Etwas seltener kommen sie nur dann zum Einsatz, wenn es um die Verbesserung des Teamgefühls bzw. des Klimas geht. Vorträge sind demgegenüber vor allem bei den Zielen der Aufklärung und der Sensibilisierung ein beliebtes Instrument. Deutlich seltener kommen sie beim Erlernen neuer Konfliktlösestrategien und bei der Verbesserung des Teamgefühls zum Einsatz. Bei diesen Zielen wird vergleichsweise häufig auf das Gespräch sowie Sportveranstaltungen rekurriert, die bei den anderen Zielen seltener in Betracht gezogen werden. Das Mittel Selbstverteidigungstechniken wird bei den aufgeführten Zielen gleichermaßen häufig verwendet, scheint aber bei dem Ziel der Teamverbesserung keine Rolle zu spielen.

**Abbildung 6.6: Gestaltungsmittel des Projekts nach Projektziel (in %)**



### 6.3.2. Wie werden die Gewaltpräventionsmaßnahmen durchgeführt?

#### *Durchführungszeitraum*

In der Untersuchung wurde nur nach Projekten gefragt, die im Zeitraum zwischen Januar 2002 und Juli 2008 durchgeführt wurden.<sup>118</sup> Unter dem Durchführungszeitraum eines Projektes wurde definiert, wann das Projekt zum ersten Mal begann und wann (bei mehrmaliger

<sup>118</sup> Wenn ein Projekt bereits vor diesem Zeitraum begann, das Ende des Projekts aber in den Zeitraum fiel, sollte es ebenfalls angegeben werden.

Durchführung) die letzte Durchführung endete. Auf die Frage nach dem Durchführungszeitraum wurde bei lediglich zwei Drittel der Projektfragebögen (N = 362) bezüglich des Beginns eine gültige Antwort gegeben. Hinsichtlich des Enddatums eines Projektes liegen bei 451 Projektfragebögen gültige Angaben vor.

Da sich demzufolge die Analyse des Durchführungszeitraums nur auf etwa zwei Drittel der gesamten Projektfragebögen stützt, ist eine vorsichtige Interpretation der Daten angeraten. Es hat aber den Anschein, als ob über die Zeit hinweg ein stetiger Zuwachs an Präventionsaktivitäten existiert (Tabelle 6.11). Zu beachten ist, dass Projekte, die zu Beginn des interessierenden Zeitfensters stattfanden, möglicherweise nicht berichtet wurden, da hierüber keine gesicherten Informationen mehr vorlagen. Dennoch dürften derartige Effekte selektiver Erinnerung nicht die ganze Erklärung für den Anstieg an Präventionsaktivitäten sein.

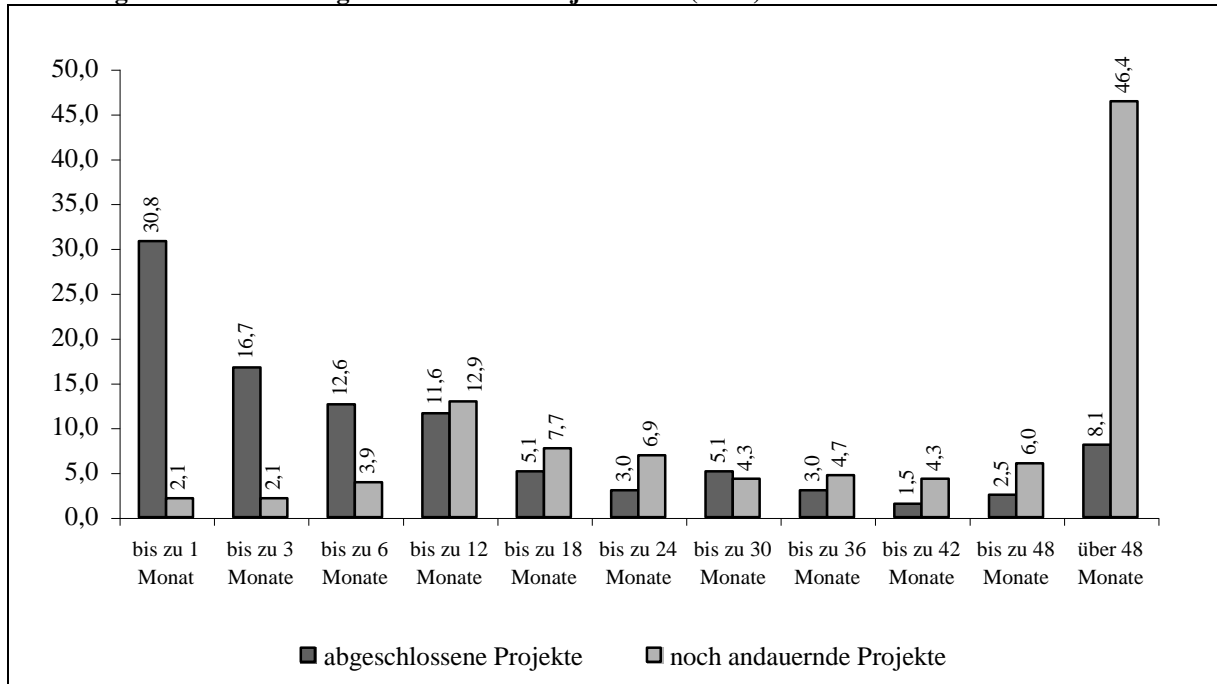
**Tabelle 6.11: Verteilung des Projektanfangs und -endes (in %)**

	vor 01/2002	01/2002- 07/2002	08/2002- 07/2003	08/2003- 07/2004	08/2004- 07/2005	08/2005- 07/2006	08/2006- 07/2007	08/2007- 07/2008	nach 07/2008
Anfang	8,0	3,6	7,2	8,4	10,5	10,8	17,1	32,0	2,5
Ende	0,2	0,7	2,0	2,9	3,1	4,2	10,0	26,5	50,5 <sup>1</sup>

<sup>1</sup> Das Enddatum wurde auf „nach 07/2008“ gesetzt (bei 45,6 % der Projekte), wenn angegeben wurde, dass das Projekt noch andauert.

Für die Darstellung der Gesamtdauer, in der das Projekt – möglicherweise mehrmals – durchgeführt wurde, liegen für 352 Projektfragebögen gültige Angaben bzgl. des Anfangs- und Enddatums vor; dies entspricht 64,5 % aller berichteten Gewaltpräventionsprojekte. Bei der Darstellung dieser Dauer (Abbildung 6.7) unterscheiden wir zwischen Projekten, die bereits abgeschlossen sind (N = 198) und Projekten, die noch andauern (N = 154), da bei einer zusammengefassten Betrachtung die Projektdauer unterschätzt werden würde. Bei den bereits abgeschlossenen Projekten liegt ein deutlicher Schwerpunkt auf Durchführungszeiträumen von bis zu einem Monat (30,8 %). Insgesamt 60,1 % aller bereits abgeschlossenen Projekte wurden über einen Zeitraum von bis zu sechs Monaten durchgeführt. Demgegenüber zeigt sich jedoch auch, dass immerhin 46,4 % der noch nicht abgeschlossenen Projekte bereits über einen Zeitraum von vier Jahren (z.T. wiederholt) durchgeführt werden. Das entspricht 20,3 % aller Projekte, deren Durchführungszeitraum bekannt ist.

**Abbildung 6.7: Durchführungszeitraum nach Projektstatus (in %)**



Neben der Frage, in welchem Durchführungszeitraum das Projekt stattfand, wurde ebenfalls erhoben, ob ein Projekt in diesem Zeitraum (mehrfach) wiederholt wurde. Die Frage nach einer Wiederholung des Projektes wurde in 336 von den insgesamt 546 Projektfragebögen bestätigt, bei 19 Projektfragebögen wurde die Frage nicht beantwortet. Dabei wurden 12,2 % der Projekte zweimal durchgeführt, ebenso viele dreimal (11,8 %). Knapp ein Drittel aller Präventionsmaßnahmen wurde vier- bis zehnmals durchgeführt. Weitere fünf Prozent der Projekte wurden mehr als zehnmals durchgeführt. Ein großer Teil der Präventionsmaßnahmen wurde jedoch nur einmal umgesetzt (39,4 %).

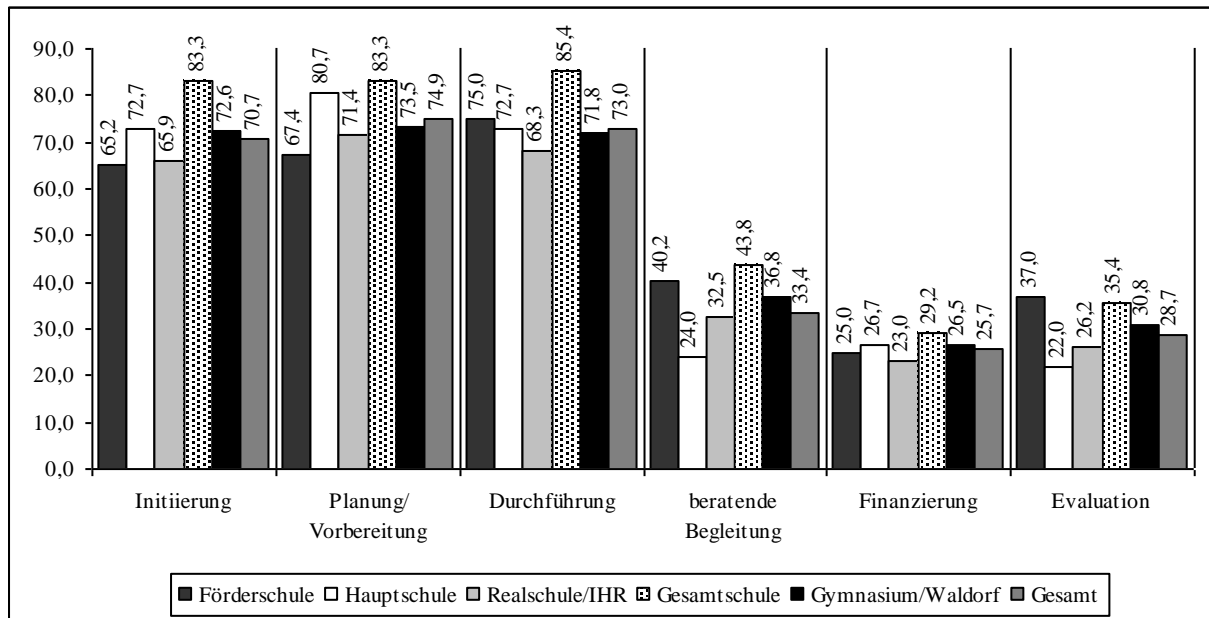
### *Beteiligte Akteure*

Bezüglich der an der Projektentwicklung und –durchführung beteiligten Akteure wurden zwei Aspekte in der Befragung untersucht: Erstens wollten wir wissen, welche Rolle die Schulen gespielt haben; zweitens sollten die Kooperationen, die die Schulen mit anderen Akteuren eingegangen sind, berichtet werden.

Was die Rolle der Schulen anbelangt, zeigen die Ergebnisse, dass Schulen insbesondere bei der Initiierung, Planung und Durchführung eines Projektes aktiv beteiligt sind, weniger jedoch bei der Finanzierung und Evaluation (Abbildung 6.8). Getrennt nach Schultypen ergeben sich zudem wichtige Unterschiede. Während an Gesamtschulen 83,3 % der Projekte auf eigene Initiative hin durchgeführt werden, sind es an Förderschulen und Realschulen/Integrierten Haupt- und Realschulen nur zwei Drittel der Projekte (65,2 % bzw. 65,9 %). Nichtsdestotrotz wird die Mehrheit der Projekte auf Initiative der Schule hin begonnen. Vergleichbare Befunde ergeben sich hinsichtlich der Planung bzw. Vorbereitung des Projektes. An der Durchführung der Projekte sind die Schulen ebenfalls mehrheitlich beteiligt. In der Funktion der beratenden Begleitung treten die Schulen in weniger als der Hälfte der Fälle in Erscheinung. Etwa ein Viertel der Schulen geben an, dass sie finanziell an der Durchführung eines Projektes beteiligt sind. An einer Evaluation ihres Projektes sind 28,7 % der Schulen beteiligt, wobei hier große

Differenzen zu bemerken sind. Während bei 37,0 % der Förderschul-Projekte die Schulen an der Evaluation beteiligt sind, sind es an Hauptschulen nur 22,0 %. Darauf, inwieweit an den Schulen die Projekte überhaupt evaluiert werden, wird in einem eigenen Abschnitt eingegangen (s.u.).

**Abbildung 6.8: Beteiligung der Schule am Projekt nach Schulform (in %)**

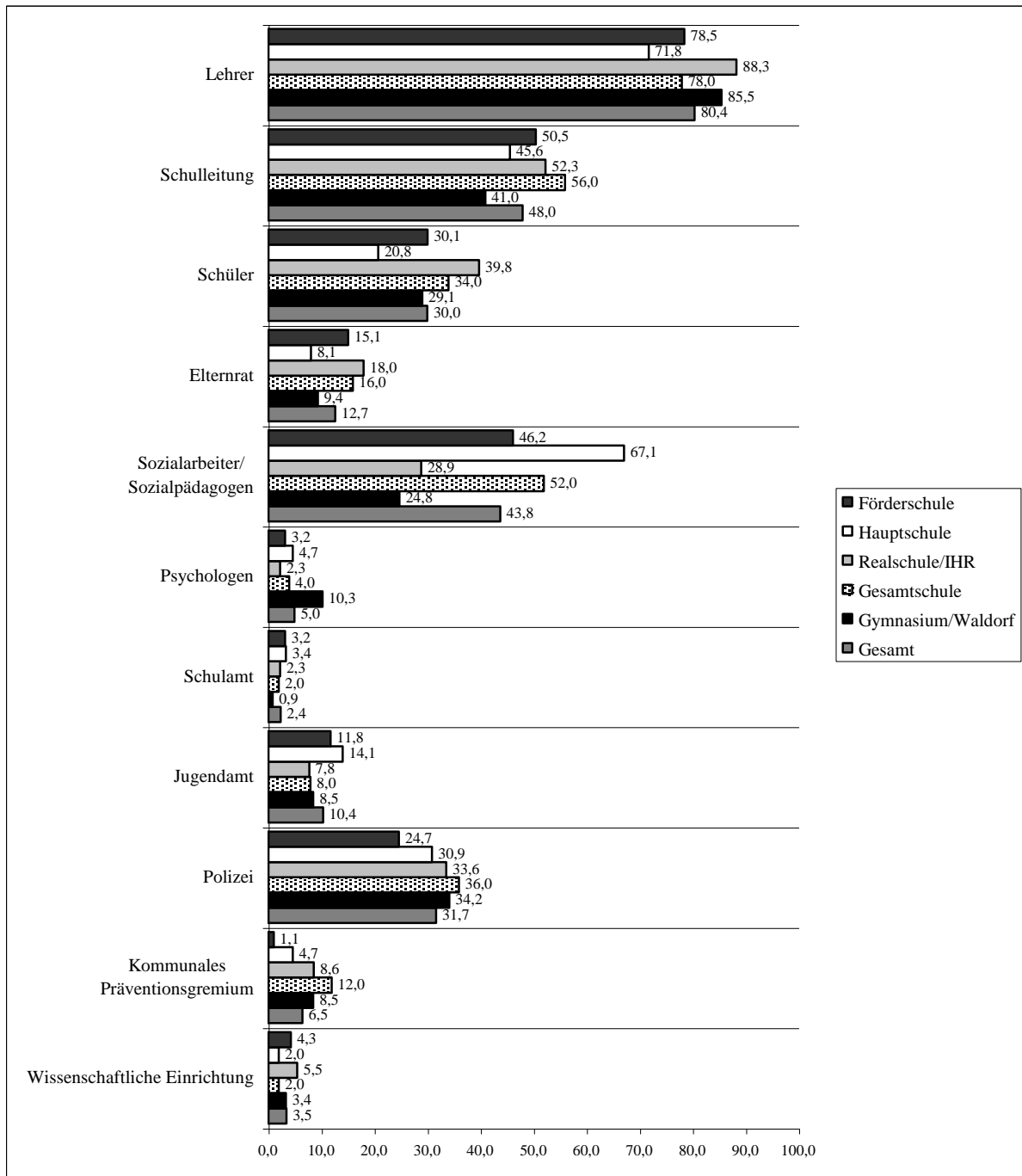


Hinsichtlich der eingegangenen Kooperationen sind die erzielten Ergebnisse in Abbildung 6.9 festgehalten. Die Schulen wurden danach gefragt, welche Akteure an der Planung des Projektes beteiligt waren. Die Auswertung hierzu zeigt, dass Lehrer bei 80,4 % der Projekte an der Planung beteiligt sind, was mit den Angaben darüber übereinstimmt, wie häufig die Schulen insgesamt an der Planung/Vorbereitung beteiligt sind. Die Schulleitung selbst ist bei etwa der Hälfte der Projekte direkt in die Planungen involviert. Auch Schüler werden dabei einbezogen, an Förder- und Hauptschulen allerdings etwas seltener als an den anderen Schulformen. Daneben ist ebenfalls der Elternrat bei einigen Projekten an der Planung beteiligt. Das Schulamt ist bei weniger als jedem zwanzigsten Projekt Teil der Vorbereitung und Planung.

Deutlich häufiger, bei immerhin etwa einem Drittel der Projekte, tritt ein außerschulischer Akteur, die Polizei, im Rahmen der Projektplanung in Erscheinung. Bei Förderschulen liegt dieser Anteil wieder etwas niedriger. Das Jugendamt ist hingegen deutlich seltener an der Planung schulischer Gewaltpräventionsmaßnahmen beteiligt. Ebenso selten werden kommunale Präventionsgremien einbezogen, wobei dies an Förder- und Hauptschulen noch seltener geschieht als an den anderen Schulformen. Gleichfalls eher gering fällt der Anteil an kooperierenden Psychologen aus, wobei sich hier die Gymnasien etwas abheben, da hier an 10,3 % der Projekte Psychologen beteiligt sind. Wie bereits festgestellt, sind es vor allem die Gymnasien, die mit Psychologen zusammenarbeiten. Eine andere Berufsgruppe, die relativ häufig mit Schulen zusammenarbeitet oder an diesen beschäftigt ist, sind Sozialarbeiter und Sozialpädagogen. Deren Beteiligung an der Projektplanung schwankt sehr stark in Abhängigkeit vom Schultyp: Während an Hauptschulen bei zwei Drittel der Projekte Vertreter dieser Berufsgruppe an der Planung mitwirken, werden an Gymnasien nur ein Viertel der Projekte mit ihnen zusammen geplant. Auch hierin spiegelt sich die bereits dargestellte unterschiedliche Vertretung dieser Berufsgruppe an den verschiedenen Schulformen wider. Sehr selten wird

schließlich mit wissenschaftlichen Einrichtungen hinsichtlich der Projektplanung kooperiert. Nur etwa 3,5 % aller Projekte werden durch diese bzw. mit diesen geplant.

**Abbildung 6.9: An der Planung beteiligte Akteure nach Schulform (in %)**



Die Durchführung eines Projektes kann in die Hände verschiedener Personen gelegt werden. Wenn Lehrkräfte im Unterricht oder in eigenen Arbeitsgemeinschaften die Durchführung übernehmen, dann tun sie das im Rahmen ihres Beschäftigungsverhältnisses. Für eine Durchführung kann aber auch externes Personal angestellt werden (z.B. Anti-Gewalt-Trainer, wissenschaftliche Experten). Des Weiteren ist eine ehrenamtliche Betätigung von Personen denkbar (z.B. Erwachsene, die unentgeltlich eine Mitternachtssportveranstaltung organisieren). Wir wollten deshalb wissen, wie viele Personen welchen Hintergrunds an der Durchführung des Projekts tatsächlich beteiligt waren.

Durchschnittlich waren insgesamt 7,7 Personen für die Durchführung eines Projektes verantwortlich.<sup>119</sup> Die Anzahl schwankt jedoch erheblich: Bei der Hälfte der Projekte sind nicht mehr als vier Personen beteiligt; die höchste Anzahl an beteiligten Personen beträgt 102, wobei hier nicht ausgeschlossen werden kann, dass auch die Projektteilnehmer als Durchführende gezählt wurden. Im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit haben durchschnittlich fünf Personen ein Projekt durchgeführt. Die Hälfte der Projekte wird aber nur mit bis zu zwei Personen in diesem Rahmen durchgeführt. Bei der Hälfte der Projekte wird eine weitere Person außerhalb ihrer eigentlichen Tätigkeit im Projekt beschäftigt; in 13,8 % der Projekte sind Personen ehrenamtlich tätig.

In der Mehrheit der 546 in die Analysen einbezogenen Projekte sind Lehrkräfte diejenigen Personen, die die Projekte allein oder gemeinsam mit anderen Personen durchführen (Tabelle 6.12). Beinahe die Hälfte der Projekte wird unter Beteiligung von Sozialarbeitern oder Sozialpädagogen durchgeführt. Knapp ein Drittel der Projekte wird von der Polizei durchgeführt. Zu beachten ist, dass verschiedene Berufsgruppen gleichzeitig an der Durchführung eines Projekts beteiligt sein können. An über der Hälfte der Projekte war auch mehr als eine Berufsgruppe mit der Durchführung betraut. Psychologen und Erzieher sind nur bei wenigen Projekten an der Durchführung beteiligt. In einer offenen Frage nach dem beruflichen Hintergrund weiterer Projektdurchführender wurden u.a. Theaterpädagogen und Schauspieler, Schulseelsorger und Trainer genannt.

**Tabelle 6.12: Beruflicher Hintergrund der Projektdurchführenden und deren Vorbereitung (Häufigkeit der Nennung; Mehrfachangaben möglich)**

Beruflicher Hintergrund <sup>1</sup>	Durchführung	durch Experten vorbereitet	eigenständige Vorbereitung	keine spezielle Vorbereitung
Lehrer	359	151	225	25
Sozialarbeiter/Sozialpädagoge	247	75	148	12
Polizist	162	74	63	10
Erzieher	23	10	12	-
Psychologe	21	10	13	-

<sup>1</sup> Die Frage nach dem beruflichen Hintergrund wurde bei 20 von 546 Projekten nicht beantwortet. Die Frage nach der Vorbereitung wurde nicht bei allen Projekten beantwortet.

Die Frage nach der Vorbereitung auf die Aufgabe der Projektdurchführung lässt sich für die verschiedenen Berufsgruppen nur annäherungsweise beantworten, da den Beantwortenden des Projektfragebogens evtl. die Art der Vorbereitung nicht bekannt war. Für die Polizisten zeigt sich, dass sie etwa gleich häufig durch Experten vorbereitet wurden bzw. sich eigenständig vorbereitet haben. Ein vergleichbares Bild findet sich bei den Psychologen und Erziehern. Lehrkräfte bereiten sich zu einem größeren Anteil eigenständig vor, wobei auch die Vorbereitung durch Experten nicht selten stattfindet. Sozialarbeiter und Sozialpädagogen werden in etwa einem Drittel der Fälle durch Experten vorbereitet. Zu Inhalt und Dauer der Vorbereitung können leider keine Aussagen getroffen werden, da die zugehörigen Fragen für einen Großteil der Projekte nicht beantwortet wurden.

<sup>119</sup> Bei 66 von 546 Projekten liegen keine Angaben zu den durchführenden Personen vor.

## Projektdauer und -rhythmus

Im Folgenden soll der Blick darauf gerichtet werden, wie viele Stunden ein Projekt umfasste und in welchem Rhythmus es durchgeführt wurde. Gut ein Viertel der Projekte mit Angaben zur Durchführungsdauer<sup>120</sup> geben an, dass das Projekt bis zu maximal sechs Stunden dauerte. Betrachtet man die Dauer eines Projektes in Abhängigkeit von der Schulform, lässt sich feststellen, dass an Gymnasien, Realschulen/Integrierten Haupt- und Realschulen und Hauptschulen etwa die Hälfte der Projekte nicht länger als zwölf Zeitstunden in Anspruch nahmen (Tabelle 6.13). Am Median der Projektdauer lässt sich erkennen, dass Projekte an Förderschulen und Gesamtschulen demgegenüber eine längere Dauer aufweisen. Dabei verweist jedoch die hohe Standardabweichung bei allen Schultypen darauf, dass die Projektdauer stark variiert.

**Tabelle 6.13: Dauer und Rhythmus der Durchführung der Projekte nach Schulform (in %)**

	Förder- schule	Haupt- schule	Realschule/ IHR	Gesamt- schule	Gymnasium	Gesamt
bis 3 h	5,0	10,4	5,3	7,3	10,3	8,0
4h – 6h	11,3	17,2	30,1	12,2	24,3	20,4
7h – 12h	21,2	17,9	15,1	9,7	18,7	17,2
13h - 18h	8,7	9,0	11,5	17,1	10,3	10,6
19h – 24 h	13,7	11,2	8,9	9,7	15,9	11,9
25h – 30h	7,5	12,7	4,4	14,7	14,0	10,3
31h – 40h	11,3	13,5	12,4	7,3	5,6	10,6
über 40h	21,2	8,2	12,4	21,9	0,9	10,9
Minimum	2 h	2 h	2 h	2 h	2 h	2 h
Maximum	360 h	500 h	176 h	240 h	264 h	500 h
Median	20 h	16 h	12 h	20 h	12 h	16 h
im Block	35,2	45,8	49,2	40,4	60,2	47,4
über Wochen verteilt	61,5	50,0	47,5	55,3	35,4	48,7

In Tabelle 6.13 ist zusätzlich angegeben, in welchem Rhythmus das Projekt durchgeführt wurde. Im Fragebogen konnte auf die entsprechende Frage mit „im Block“, „über mehrere Wochen verteilt“ oder „anderes“ geantwortet werden. Wenn das Projekt an mehreren Tagen hintereinander (bis maximal eine Woche) durchgeführt wurde, dann wurde dies als Block gewertet.

Eine allgemeine Betrachtung zeigt, dass die Projekte etwa zur Hälfte im Block und zur Hälfte über mehrere Wochen verteilt durchgeführt werden. An Gymnasien werden die Projekte allerdings zu einem größeren Teil im Block durchgeführt. An Förder- und Gesamtschulen geschieht dies hingegen seltener. Bei den übrigen beiden Schulformen kommen die blockweise Durchführung und die über Wochen verteilte Durchführung in etwa gleich häufig vor. Dieses Ergebnis überrascht nicht angesichts des Zusammenhangs zwischen der Dauer eines Projekts (s.o.) und dem Rhythmus der Durchführung. Insgesamt legen die Befunde nahe, dass Förder- und Gesamtschulen eher länger andauernde, über mehrere Wochen angelegte Projekte durchführen, während vor allem Gymnasien eher kürzer währende, im Block absolvierbare Projekte durchführen.

<sup>120</sup> Die Grundlage der Auswertungen bilden Angaben zu 546 Gewaltpräventionsprojekten.

Wenn angegeben worden ist, dass ein Projekt über Wochen verteilt durchgeführt wurde konnte zusätzlich in den Fragebogen eingetragen werden, auf wie viele Wochen es angelegt war.<sup>121</sup> Über alle Schulen hinweg zeigt sich dabei, dass etwa ein Drittel der über mehrere Wochen dauernden Projekte (34,2 %) innerhalb eines Zeitraums von vier Wochen absolviert wurde. Weniger als die Hälfte der Projekte (45,2 %) dauerte länger als ein halbes Jahr an. Bei einem Drittel der Projekte (31,6 %) reichte die Durchführung über das gesamte Schuljahr hinweg. Sehr selten war ein Projekt auf eine längere Dauer als ein Jahr angelegt. Das Maximum lag hierbei bei 120 Wochen.<sup>122</sup>

### Zielgruppe

Wie bereits in der Einleitung zu diesem Kapitel angesprochen, können die Präventionsmaßnahmen danach unterschieden werden, ob sie sich an eine unspezifische Gruppe richten (universelle Prävention), an eine spezielle Gruppe mit „Risikofaktoren“ (selektive Prävention) oder an eine Gruppe an Personen, bei denen sich bereits erste Symptome des vorzubeugenden Verhaltens manifestiert haben (indizierte Prävention). Im Fragebogen wurde deshalb auch nach der Zielgruppe gefragt, wobei zusätzlich danach unterschieden wurde, ob sich ein Projekt vorrangig auf die Vorbeugung der Täterschaft oder die Vorbeugung der Opferwerdung richtete.

Eine deutliche Mehrheit der Projekte zielt auf alle Personen und ist dementsprechend der universellen Prävention zuzuordnen (Tabelle 6.14). Nur sehr wenige Projekte dienen der Vorbeugung von Täterschaft oder richten sich an potentielle Täter mit Risikofaktoren bzw. an Schüler, die bereits auffällig geworden sind. Etwas häufiger zielen Projekte dabei auf die Vorbeugung einer Opferwerdung ab. Kein Projekt richtet sich an Personen, die bereits Opfer waren. Insgesamt spiegelt sich hierin wider, was die Schule als Präventionsträger besonders attraktiv macht: Sie verfügt über die Möglichkeit, einen große Anzahl an Schülern zu erreichen, was z.B. im Freizeitbereich in der Weise nicht möglich wäre.

**Tabelle 6.14: Zielgruppe des Projektes nach Schulform (in %)**

	Förder- schule	Haupt- schule	Real- schule/ IHR	Gesamt- schule	Gymna- sium	Gesamt
für alle <sup>1</sup>	89,1	90,5	95,9	87,8	96,4	92,5
für potent. Täter	3,3	1,4	0,0	4,1	0,0	1,3
für potent. Täter mit Risikofaktoren	2,2	1,4	0,0	2,0	0,0	1,0
für Täter	0,0	1,4	0,8	0,0	0,9	0,8
für potent. Opfer	5,4	5,4	3,3	6,1	2,7	4,4
für Opfer	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0

<sup>1</sup> Wenn bei einem Projekt sowohl 'für potentielle Täter' als auch 'für potentielle Opfer' angekreuzt wurde, wurde das Projekt auf 'für alle' gesetzt.

Wenn auch die Zielgruppe eines Projektes in der Regel umfassend definiert ist, so lassen sich dennoch einige Spezifikationen festhalten. Wichtig erscheint hier zunächst das Alter. Von den 546 Projekten, die sich an Kinder und Jugendliche richten, sind 138 nicht auf eine bestimmte Klassenstufe ausgerichtet. Bei 397 Projekten liegt eine klassenstufenspezifische Orientierung

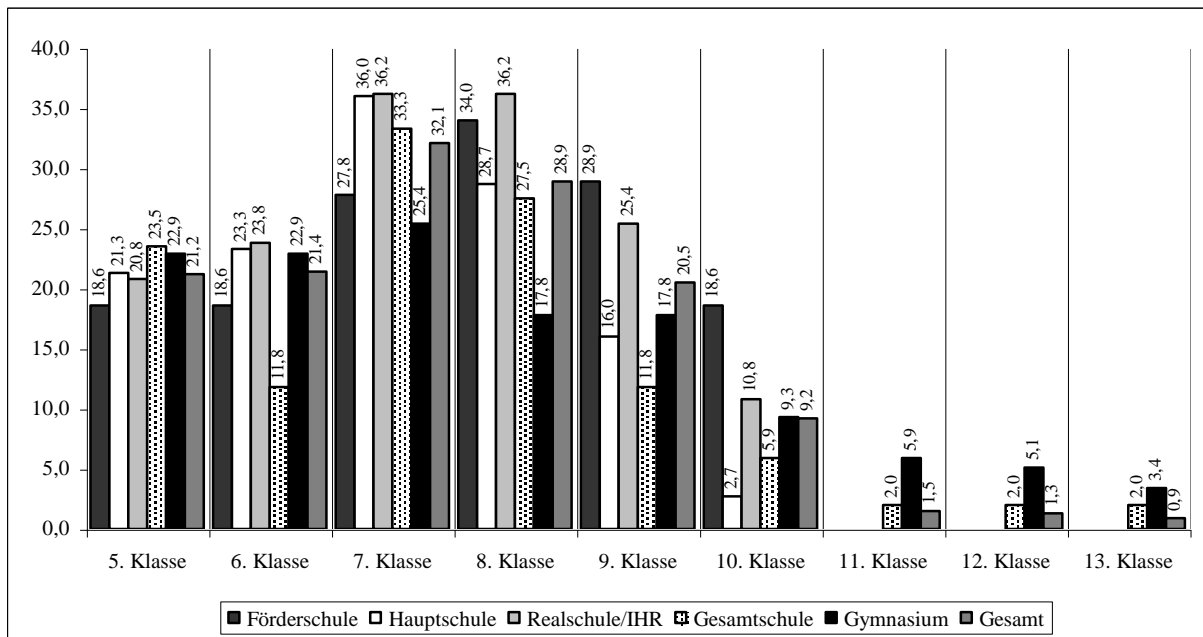
<sup>121</sup> Wenn angegeben wurde, dass sich das Projekt über das ganze Schuljahr erstreckte, aber die Wochenzahl nicht spezifiziert wurde, wurde diese auf „40 Wochen“ gesetzt.

<sup>122</sup> Da die Anzahl an Projekten, die über mehrere Wochen durchgeführt wurden, mit N = 228 relativ gering ist, wird auf eine nach Schulformen differenzierte Auswertung verzichtet.



vor, wobei sich ein Projekt nichtsdestoweniger an mehrere Klassenstufen gleichzeitig richten konnte. Betrachtet man Abbildung 6.10, so zeigt sich eine deutliche Fokussierung der Projekte auf Schüler der siebten und achten Klassenstufe. Etwa ein Fünftel der Projekte richtet sich an Schüler der fünften und sechsten Klasse. In den oberen Klassenstufen werden hingegen kaum mehr Präventionsmaßnahmen durchgeführt.

**Abbildung 6.10: Klassenstufe, an die sich Projekt richtete, nach Schulform (in %, Mehrfachangaben möglich)**



Neben dem Alter lässt sich ein Projekt auch geschlechterspezifisch ausrichten. Von den 546 Schulprojekten sind allerdings nur 43 (entspricht einem Anteil von 8,5 %) ausschließlich für weibliche oder männliche Schüler konzipiert worden (Tabelle 6.15). Über alle Schulformen hinweg richtet sich etwa die Hälfte der geschlechtsspezifisch angelegten Projekte an Jungen (46,3 %). Der Anteil an Projekten, die sich an männliche Teilnehmer richtet, variiert dabei mit der Schulform, wobei die entsprechenden Auswertungen auf sehr kleinen Fallzahlen beruhen. An Gymnasien und Förderschulen, sind die Projekte, die sich explizit an männliche Schüler richten, seltener als an den anderen Schulformen.

**Tabelle 6.15: Zielgruppe der Projekte nach Schulform (in %; Projekte ohne Angaben unberücksichtigt)**

	Förder-schule	Haupt-schule	Real-schule/IHR	Gesamt-schule	Gymna-sium	Gesamt
Unterteilung Geschlecht	8,1	11,1	3,4	6,4	12,1	8,5
davon: Anteil männlich	28,6	56,3	75,0	100	25,0	46,3
Unterteilung Migration	3,5	3,5	1,7	10,6	1,0	3,2
Weitere Kriterien	19,1	15,1	16,1	23,4	7,9	15,2
davon: auffälliges Verhalten	17,6	50,0	20,0	45,5	11,1	30,4
davon: positives Sozialverhalten	5,9	13,6	15,0	9,1	0,0	10,1

Bei der Durchführung von Präventionsprojekten kann sich ebenfalls auf bestimmte ethnische Gruppen konzentriert werden, da bekannt ist, dass nichtdeutsche Jugendliche häufiger Gewalttaten begehen als deutsche Jugendliche (vgl. Baier et al. 2009, S. 69f). Bei 16 Projekten wurde angegeben, dass sie sich spezifisch an Personen mit Migrationshintergrund richteten.

Genannt wurden dabei Personen mit türkischem und/oder arabischem Hintergrund, Aussiedler, Migranten aus Russland und allgemein osteuropäische Migranten.

Im Fragebogen bestand zudem die Möglichkeit, weitere Spezifikationskriterien zu nennen. Bei 79 Projekten wurde angegeben, dass es weitere Kriterien gab. Bei den Haupt- und Gesamtschulen wurde bei der Hälfte dieser Projekte angegeben, dass ein bereits gezeigtes auffälliges Verhalten (z.B. Stören des Unterrichts, häufiges Schwänzen oder aggressives Verhalten) ein Auswahlkriterium darstellten. Ein anderes, vergleichsweise häufig angegebenes Merkmal war das „positive Sozialverhalten“ (z.B. hohes Verantwortungsbewusstsein/Zuverlässigkeit, hohe Sozialkompetenz). Das bedeutet, dass nur Personen an der Gewaltpräventionsmaßnahme teilgenommen haben, die durch ein positives Sozialverhalten in Erscheinung getreten waren.

### 6.3.3. Streitschlichtung als Gewaltpräventionsmaßnahme

Eine schulbezogene Maßnahme bzgl. des Umgangs mit Konflikten in gewaltpräventiver Absicht stellt die Streitschlichtung dar. Allgemein geht es bei dieser Maßnahme darum, dass eine dritte, unparteiische Person zwischen zwei Streitparteien vermittelt. Hierbei setzt sie verschiedene Methoden ein, um die gegensätzlichen Positionen herauszuarbeiten und miteinander zu versöhnen. Die Streitschlichtung im Schulkontext ist auch unter anderen Bezeichnungen wie Konfliktlotsenprogramm, Schüler-Streit-Vermittlung oder Peer-Mediation bekannt. Im Folgenden werden diese Begriffe synonym verwendet. In den Schulen kann ein Streitschlichtungskonzept unterschiedlich umgesetzt werden. So können Lehrkräfte als Streitschlichter ausgebildet sein und diese dann auch durchführen. Vielfach übernehmen jedoch Schüler die Aufgabe der Streitschlichtung.

In der Ergänzungsbefragung zur schulbezogenen Gewaltprävention ist dieser Maßnahme ein eigener Abschnitt innerhalb des Schulfragebogens gewidmet worden. Im Präventionsfragebogen sollte sie nicht aufgeführt werden, weil sich Streitschlichtung an ganz verschiedene Zielgruppen richtet. So könnte die Ausbildung zum Streitschlichter gewaltpräventiv bei den Schülern wirken, die darin ausgebildet werden. Es könnte aber auch sein, dass die Etablierung eines Streitschlichtungskonzeptes generalpräventiv an der Schule wirkt oder zumindest präventiv bei denjenigen Schülern, die als Streitpartei an einer solchen Maßnahme teilgenommen haben. Bei jeder diesen Gruppen wäre jedoch bspw. die Durchführungsdauer jeweils verschieden und auch die angewendeten Mittel würden sich unterscheiden.

Von den 524 Schulen, welche an der Ergänzungsbefragung teilgenommen haben, geben insgesamt 336 Schulen an, dass an ihrer Schule ein Streitschlichtungskonzept eingeführt wurde (Tabelle 6.16).<sup>123</sup> Eine Auswertung der Etablierung einer solchen Maßnahme nach Schulform zeigt dabei, dass an drei Viertel der Gesamtschulen Streitschlichtungskonzepte bestehen (75,6 %); an Förderschulen gibt es sie hingegen nur zu 48,4 %. Stadt-Land-Unterschiede finden sich nicht in unseren Daten (ohne Abbildung). Eine Betrachtung nach Regionen belegt jedoch, dass vor allem in Westdeutschland (Nordrhein-Westfalen, Hessen, Rheinland-Pfalz, Saarland) Streitschlichtungskonzepte in den Schulen Anwendung finden (75,2 %). In Ost-

---

<sup>123</sup> Einberechnet wurden hier zusätzlich drei Schulen, bei denen aus den Projektfragebögen hervorging, dass an der Schule ein Streitschlichtungsprogramm umgesetzt wurde. Zwei dieser Schulen hatten im Schulfragebogen angegeben, dass es kein entsprechendes Konzept an ihrer Schule gibt; eine Schule hatte die Frage zur Streitschlichtung unbeantwortet gelassen.

deutschland bestehen solche Konzepte nur an etwa der Hälfte der befragten Schulen (53,7 %). Norddeutsche und süddeutsche Schulen positionieren sich dazwischen (61,2 % bzw. 60,4 %).

Neben der Frage, ob allgemein Streitschlichtungskonzepte an der Schule eingeführt wurden, interessiert auch, ob Schüler als Konfliktlotsen bzw. Streitschlichter fungieren. Dies ist insgesamt nur an etwa der Hälfte (51,3 %) aller befragten Schulen der Fall (Tabelle 6.16). Hier fallen vor allem die Förderschulen auf, bei welchen weniger als ein Viertel der Schulen Konfliktlotsen ausbilden (22,1 %). Bei den Hauptschulen und Gymnasien sind es etwa die Hälfte aller befragten Schulen, an denen Schüler als Konfliktlotsen arbeiten. An Real- und Gesamtschulen sind es etwa drei Fünftel der Schulen. Insofern zeigt sich, dass bei jenen Schulformen, die durch hohe Anteile an Schulen mit Streitschlichtungskonzept gekennzeichnet sind, auch hohe Anteile an Schulen mit Konfliktlotsen beobachtet werden können (und umgekehrt).

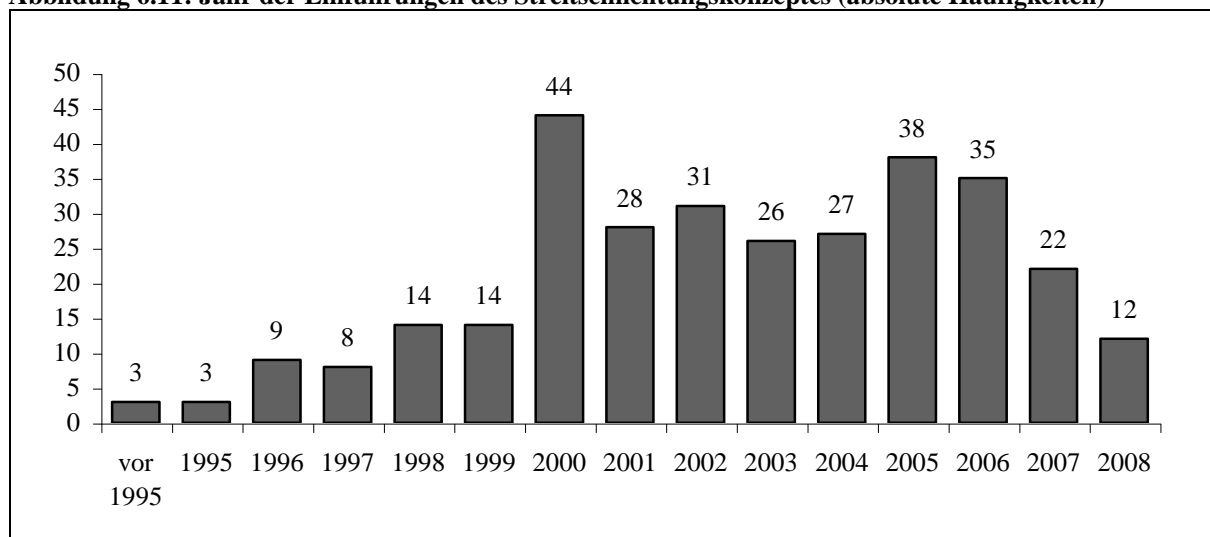
**Tabelle 6.16: Existenz von Streitschlichtung nach Schulform (in %, gültige Angaben)**

	Förder- schule	Haupt- schule	Realschule/ IHR	Gesamt- schule	Gymna- sium	Gesamt
Streitschlichtungskonzept	48,4	62,9	72,3	75,6	68,1	66,0
davon: bestimmter Raum	83,3	90,4	94,9	77,4	73,9	85,5
Konfliktlotsen	22,1	50,7	61,7	61,9	52,5	51,3

Als Voraussetzungen für eine erfolgreiche Durchführung einer Streitschlichtung werden u.a. das Vorhandensein eines geeigneten Raumes sowie ausreichend Zeit zur Durchführung genannt (vgl. Kaeding 2004). An 85,5 % aller Schulen, in denen ein Streitschlichtungskonzept existiert, ist auch ein bestimmter Raum für die Durchführung der Streitschlichtung vorgesehen (Tabelle 6.16). Dies variiert in Abhängigkeit vom Schultyp. Während an fast allen Realschulen/Integrierten Haupt- und Realschulen ein solcher Raum zur Verfügung steht (94,9 %), gilt dies nur für etwa drei Viertel der Gesamtschulen und Gymnasien. Ob ausreichend Zeit für die Schlichtung zur Verfügung steht, wurde nicht erhoben.

Erfragt wurde daneben aber, in welchem Jahr die Einführung des Streitschlichtungskonzepts erfolgte. Die Auswertung hierzu zeigt, dass seit Mitte der 1990er Jahre solche Konzepte Einzug an den Schulen halten (Abbildung 6.11). Seit dem Jahr 2000 lässt sich jedoch noch einmal ein deutlicher Anstieg der Schulen feststellen, die ein entsprechendes Konzept eingeführt haben. Vergleicht man diese Ergebnisse mit der Einführung von anderen Präventionsmaßnahmen (s.o.), zeigt sich, dass Streitschlichtungskonzepte im Durchschnitt etwas früher an den Schulen eingeführt wurden.

**Abbildung 6.11: Jahr der Einführungen des Streitschlichtungskonzeptes (absolute Häufigkeiten)**



Wenn eine Schule ein Streitschlichtungskonzept implementiert hat, dann wurden im Durchschnitt 14,4 Personen als Konfliktlotsen ausgebildet (Tabelle 6.17); die höchste Anzahl an Konfliktlotsen beträgt dabei an einer Schule 70 Schüler. An Gesamtschulen sind durchschnittlich die meisten Konfliktlotsen tätig (17,3), an Förderschulen die wenigsten (11,4), wobei dies natürlich in Relation zur Schulgröße zu interpretieren ist. Im Durchschnitt sind mehr Mädchen als Konfliktlotsen tätig als Jungen (8,9 vs. 5,5). Lediglich an Förderschulen zeigt sich ein umgekehrtes Bild. Hier gibt es etwas mehr Jungen als Mädchen als Konfliktlotsen, wobei an diesen Schulen in der Regel auch insgesamt mehr Jungen als Mädchen beschult werden.

**Tabelle 6.17: Durchschnittliche Anzahl an Schülerstreitschlichtern nach Schulform und Schulgröße anhand der Schülerzahl (MW<sub>w</sub> = Mittelwert für Schülerinnen)**

Schülerzahl	Gesamt		Förderschule		Hauptschule		Realschule/IHR		Gesamtschule		Gymnasium	
	MW	MW <sub>w</sub>	MW	MW <sub>w</sub>	MW	MW <sub>w</sub>	MW	MW <sub>w</sub>	MW	MW <sub>w</sub>	MW	MW <sub>w</sub>
bis 300	12,5	6,7	11,4	4,9	11,6	6,4	21,3	11,8	9,0 <sup>1</sup>	6,0	7,5	6,0
301-600	13,1	7,7	-	-	12,6	7,1	12,7	8,0	22,3	11,3	8,6	5,4
601-900	16,7	10,6	-	-	17,3	12,0	17,0	10,9	13,7	10,0	17,0	10,4
über 900	15,4	10,9	-	-	-	-	16,1	9,8	16,9	13,4	14,9	10,5
Gesamt	14,4	8,9	11,4	4,9	12,5	7,1	15,0	9,4	17,3	11,2	15,1	9,9

<sup>1</sup>Angabe beruht nur auf einer Schule.

Im Hinblick auf das Alter der Konfliktlotsen zeigt sich, dass meist Schüler der achten bis zehnten Klasse als Konfliktlotsen ausgebildet werden. Jüngere und ältere Konfliktlotsen sind vergleichsweise selten.

Im Fragebogen wurden allerdings nicht nur Informationen zur Existenz bzw. zur Zusammensetzung von Streitschlichtungen erhoben. Wir wollten auch wissen, durch wen die Durchführung einer Streitschlichtung veranlasst wird. Dabei zeigt sich, dass der überwiegende Anteil von Lehrkräften veranlasst wird (Tabelle 6.18). Ebenfalls recht häufig geht die Streitschlichtung auf den Wunsch von Schülern zurück. In einem Fünftel aller Fälle werden die Konfliktlotsen selbst aktiv. Noch seltener kommt es vor, dass schulexterne Personen eine Streitschlichtung initiieren.

Die Durchführung der Streitschlichtung selbst wird zum einen von den Lehrkräften getragen, zum anderen von Konfliktlotsen und Schülern. Über die Hälfte der Schulen mit Streitschlichtungskonzept nennen andere Schüler als Durchführende einer Streitschlichtung. Auffällig ist, dass die Schülerstreitschlichter nur zu einem Drittel als Durchführende einer Streitschlichtung genannt werden. Von 269 Schulen, die angeben, dass an ihrer Schule Schülerstreitschlichter aktiv sind, berichten nur 126, dass diese auch die Streitschlichtung durchführen. Obgleich in der Einleitung zum zugehörigen Fragekomplex erläutert wurde, was unter „Streitschlichtung“ zu verstehen ist und bei der Frage nach der Ausbildung und Betreuung die Begriffe Konfliktlotse und Streitschlichter verwendet wurden, könnte es sein, dass diese Gruppe als Durchführende deshalb nicht angekreuzt wurde, weil bei dieser Frage nicht auch die Streitschlichter direkt benannt wurden.

Die Ausbildung der Konfliktlotsen erfolgt zu einem großen Teil durch die Lehrkräfte (82,9 %). Immerhin ein Fünftel der Schulen mit einem Streitschlichtungskonzept geben auch externe Personen als Ausbilder der Konfliktlotsen an. Ein eher kleiner Teil der Ausbildung wird von den bereits ausgebildeten Konfliktlotsen selbst getragen (6,3 %). Die Betreuung der Konfliktlotsen wird ebenfalls zu einem sehr großen Teil von den Lehrkräften geleistet (87,7 %). Externe und Konfliktlotsen werden jeweils zu 3,0 % genannt.

**Tabelle 6.18: Organisation der Streitschlichtung (absolute Häufigkeit; in Klammern: in %)**

	Lehrer	Externe	Konfliktlotsen	andere Schüler
Veranlassung der Durchführung (N = 335)	289 (86,7)	10 (3,0)	69 (20,6)	201 (69,6)
Durchführung (N = 335)	112 (33,4)	8 (2,4)	126 (37,6)	183 (54,6)
Ausbildung der Konfliktlotsen (N = 269)	223 (82,9)	55 (20,4)	17 (6,3)	13 (4,8)
Betreuung der Konfliktlotsen (N = 269)	236 (87,7)	8 (3,0)	8 (3,0)	5 (1,9)

#### 6.3.4. Werden die Gewaltpräventionsmaßnahmen evaluiert?

Gemäß Steffen (2007) und Scheithauer et al. (2008) besteht nicht das Problem darin, dass es in Deutschland zu wenige Präventionsmaßnahmen gibt, sondern dass „zurzeit [...] kaum empirisch gesichertes Wissen über Wirksamkeiten, über förderliche und hinderliche Bedingungen der gewaltpräventiven Strategien“ (Steffen 2007, S. 219) vorliegt und Programme bzw. Maßnahmen nur selten entsprechend wissenschaftlich fundierter Evaluationsstrategien einer Prüfung unterzogen werden. Dieses Problem ist inzwischen erkannt; die Evaluation von Präventionsprogrammen wird mittlerweile auch finanziell gefördert. So hat bspw. das Deutsche Forum für Kriminalprävention im Jahr 2009 Fördergelder für externe Evaluationen ausgeschrieben.<sup>124</sup>

In methodischer Hinsicht zählen Evaluationsstudien zu den anspruchsvolleren sozialwissenschaftlichen Forschungsdesigns. Typischerweise gehört zu einer solchen Studie eine Experimentalgruppe, die an einer Maßnahme teilnimmt, und eine Kontrollgruppe, die unbehandelt bleibt. Welche Personen zu welcher Gruppe gehören, sollte bestenfalls per Zufall entschieden werden, um Unterschiede in den Ausgangsbedingungen zwischen Experimental- und Kontrollgruppe zu vermeiden. Um eine Veränderung auf der Grundlage der durchgeführten Maß-

<sup>124</sup> [http://www.kriminalpraevention.de/index.php?option=com\\_content&task=view&id=198&Itemid=115](http://www.kriminalpraevention.de/index.php?option=com_content&task=view&id=198&Itemid=115)

nahme prüfen zu können, muss vorher klar sein, was für eine Veränderung herbeigeführt werden soll (z.B. Minderung des Gewaltverhaltens) und wie diese zu erfassen ist (z.B. über Befragung, Beobachtung). Zur Prüfung der Wirksamkeit ist es zuletzt wichtig, eine Vorher-Nachher-Messung zur Verfügung zu haben; d.h. das Gewaltverhalten muss sowohl bei der Experimental- als auch bei der Kontrollgruppe vor und nach Durchführung der Maßnahme gemessen werden.

Gerade im Schullalltag ist es schwierig, ein solch anspruchsvolles Forschungsdesign umzusetzen. So gestaltet es sich bereits als Problem, eine Vergleichsgruppe mit aussagekräftiger Stichprobengröße zu finden und die Personen zufällig entweder der Experimental- oder der Kontrollgruppe zuzuweisen. Hinzu kommt, dass durch die Durchführung einer Gewaltpräventionsmaßnahme Wahrnehmungen verändert werden. Dies kann sich darin niederschlagen, dass bei der Nachhermessung höhere Gewaltraten zu Tage treten, einfach deshalb, weil die Schüler mittlerweile anders über das Thema Gewalt denken und andere Übergriffe einbeziehen. Zugleich fällt es innerhalb einer Schule oftmals schwer, die Kontrollgruppe unbehandelt zu lassen. Lehrer tauschen sich über ihren Stoff aus, ebenso wie Schüler; möglicherweise haben ein und dieselben Lehrer sowohl in der Experimental- als auch der Kontrollgruppe Unterricht. Gleichwohl sind diese Schwierigkeiten bei sorgfältiger Planung und wissenschaftlicher Begleitung annäherungsweise überwindbar, wie einige Studien belegen können (vgl. PiT-Hessen: Lemmer et al. 2005; PFAD: Eisner/Ribeaud 2005).

Um nun zu erheben, wie weit die Evaluation von Gewaltpräventionsmaßnahmen Einzug in die schulbezogene Präventionspraxis gehalten hat, wurde in Bezug auf die berichteten Projekte gefragt, ob eine Evaluation durchgeführt wurde und wenn ja, auf welche Weise dies geschehen ist. Bei 36,6 % der Projekte wurde die Frage nach der Evaluation bejaht (Tabelle 6.19).<sup>125</sup> Eine Betrachtung nach Schulformen offenbart dabei nur einen geringen Unterschied in der Evaluationspraxis. An Hauptschulen wird tendenziell seltener ein Projekt evaluiert (28,5 %) als an anderen Schulformen; an Realschulen/Integrierten Haupt- und Realschulen ist mit 41,7 % der höchste Anteil evaluierte Maßnahmen zu verzeichnen.

**Tabelle 6.19: Evaluationspraxis nach Schulform (absolute Anzahl; in Klammern: in % bezogen auf gültige Angaben)**

	Förder- schule	Haupt- schule	Realschule/ IHR	Gesamt- schule	Gym- nasium	Gesamt
Evaluation	36 (40,0)	41 (28,5)	50 (41,7)	17 (36,2)	45 (39,1)	189 (36,6)
Vergleichsgruppe	1	4	6	1	0	12
Erfassung der Gewalt in Präventionsgruppe	16	22	19	7	17	81
Erfassung der Gewalt in Präventionsgruppe (Mehrfachantworten möglich)						
davon: Befragung der teilnehmenden Personen						67 (82,7)
davon: Beobachtung						66 (81,5)
davon: Analyse von Statistiken						16 (19,8)
davon: vor der Projektdurchführung						42 (51,9)
davon: nach der Projektdurchführung						47 (58,0)
Anteil Angaben vor <u>und</u> nach der Projektdurchführung						29 (35,8)

<sup>125</sup> Bei 30 von 546 Projekten fehlte die Antwort auf diese Frage.

In den seltensten Fällen handelt es sich bei den durchgeführten Evaluationen aber um wissenschaftlichen Standards entsprechende Evaluationen. So gab es insgesamt nur zwölf von 546 Projekten, bei denen eine Vergleichsgruppe herangezogen wurde. Nur bei wenigen Projekten, insgesamt bei 81 der 546 Projekte, wurde überhaupt versucht, das Gewaltausmaß (und dessen Reduktion) zu erfassen. Hierbei kamen in erster Linie drei Verfahren zum Einsatz (unterer Teil der Tabelle 6.19): Bei 82,7 % der 81 Projekte wurden Befragungen der teilnehmenden Personen durchgeführt; fast genauso häufig basierten die Informationen auf Beobachtungen. Bei einem Fünftel der Projekte wurden Statistiken verwendet. Bei der Hälfte der Projekte (51,9 %) wurde das Gewaltausmaß vor der Durchführung erhoben, bei 58,0 % nach der Durchführung. Bei weiteren 17 Projekten (21,0 %) wurde im offenen Feld angegeben, dass die Erhebung während der Durchführung stattfand. Kombiniert man die Angaben zur Erfassung vor und nach der Durchführung, zeigt sich, dass lediglich bei 29 Projekten sowohl vor als auch nach der Projektdurchführung das Ausmaß an Gewalt erfasst wurde. Bei 13 Projekten (16,0 %) gibt es keine Angaben, zu welchem Zeitpunkt das Gewaltausmaß erfasst wurde. Insgesamt wird bei lediglich 4 der 546 Projekte angegeben, dass es eine Vergleichsgruppe gab und dass das Gewaltausmaß vor und nach der Durchführung des Projektes erfasst wurde. Die Schüler oder Klassen wurden bei keinem dieser Projekte zufällig der Durchführungs- bzw. Vergleichsgruppe zugeordnet.

Neben der Frage nach der Erfassung des Gewaltausmaßes konnte angegeben werden, ob andere Maße der Wirksamkeit erhoben wurden und ob das Projekt auf eine andere als die angegebene Art und Weise evaluiert wurde. Als Maße der Wirksamkeitsprüfung wurden bspw. der Wissenszuwachs (N = 5) und die Verbesserung der sozialen Kompetenzen (N = 9) genannt. Die Frage, ob das Projekt auf eine andere Weise evaluiert wurde, wurde bei 175 Projekten beantwortet, bei 138 Projekten wurde die Frage bejaht. Diese Antworten lassen sich im Wesentlichen zusammenfassen als Gesprächs- bzw. Feedbackrunden.

#### 6.4. Schulbezogene Gewaltprävention und jugendliches Gewaltverhalten

Nachdem in den vorangegangenen Abschnitten verschiedene deskriptive Befunde zur Verbreitung und Struktur schulbezogener Gewaltprävention vorgestellt wurden, soll es im Folgenden darum gehen, einzuschätzen, inwieweit die Gewaltpräventionsmaßnahmen mit dem von Jugendlichen gezeigten Gewaltverhalten in Beziehung stehen. Dies darf nicht als Evaluation der schulischen Gewaltpräventionsmaßnahmen missverstanden werden, da dies mit den vorhandenen Daten nicht geleistet werden kann. Erstens haben wir keine Informationen über das Gewaltausmaß vor der Durchführung einer Maßnahme, so dass kein Vorher-Nachher-Vergleich vorgenommen werden kann. Zweitens liegen keine Erkenntnisse darüber vor, ob die Schüler zufällig den Präventionsmaßnahmen zugewiesen wurden oder nicht. Überhaupt gibt es in unserem Datensatz keine wirkliche Experimental- oder Kontrollgruppe. Wir können nur zwischen Schülern unterscheiden, die höchstwahrscheinlich an einer Maßnahme teilgenommen haben und Schülern, für die dies nicht zutrifft.

Zu beachten ist zudem Folgendes: Gewaltpräventionsmaßnahmen werden an Schulen i.d.R. dann durchgeführt, wenn Gewaltprobleme auftreten, wenn es also bspw. Gewaltvorfälle unter den Schülern gegeben hat. Eine erhöhte Gewaltbereitschaft zieht die Durchführung von Präventionsmaßnahmen nach sich. Da wir diese Vorher-Nachher-Struktur mit unseren Daten

nicht sichtbar machen können, ist zu erwarten, dass individuelles Gewaltverhalten und schulische Gewaltprävention Hand in Hand gehen. In einer Querschnittsbefragung wie der unseren würde sich dies statistisch dadurch zeigen, dass die Durchführung von Gewaltpräventionsmaßnahmen positiv mit dem Gewaltverhalten der Schüler korreliert, was nicht darauf zurückzuführen ist, dass die Maßnahmen kontraproduktiv sind, sondern darauf, dass sie am richtigen Ort mit den richtigen Schülern durchgeführt werden.

Um die Angaben zu den Gewaltpräventionsmaßnahmen mit den Angaben der Schüler zusammen zu bringen<sup>126</sup>, wurden den Schülern die Informationen aus der Schulbefragung im Datensatz zugespielt. Als Resultat liegt eine Datei mit 524 Schulen und 19.009 Schülern vor. Mittels verschiedener Angaben zu den Maßnahmen konnte dann berechnet werden, ob ein Schüler potenziell an einer Maßnahme teilgenommen hat oder nicht. Die Zuordnung zur Gruppe der teilnehmenden Jugendlichen basiert mithin darauf, dass es anhand der von den Schulen zu den Projekten gemachten Angaben wahrscheinlich ist, dass ein bestimmter Schüler teilgenommen hat. Nicht ausgeschlossen werden kann, dass der Schüler zum Zeitpunkt des Projektes z.B. aufgrund von Krankheit nicht anwesend war und daher nicht teilnehmen konnte. Als Zuordnungskriterien für eine wahrscheinliche Teilnahme wurden der Durchführungszeitraum des Projektes bzw. dessen Wiederholung und die Zielgruppenspezifikation verwendet. Wie bereits ausgeführt, liegen von einigen Projekten keine Informationen hierzu vor, so dass keine Zuordnung vorgenommen werden konnte. Diese Projekte werden als „unsicher“ behandelt (Tabelle 6.20).<sup>127</sup> Schüler an Schulen, die an unserer Zusatzerhebung teilgenommen haben, aber keine Präventionsfragebogen ausfüllten, werden als „nicht teilgenommen“ deklariert.

Entsprechend dieser Zuordnungslogik ergibt sich, dass fast ein Fünftel der 19.009 Schüler mit hoher Wahrscheinlichkeit an mindestens einem Gewaltpräventionsprojekt teilgenommen hat (17,2 %); 7.147 Schüler haben an keiner Maßnahme teilgenommen. Bei einem recht großen Anteil an Schülern ist leider unsicher, ob sie an einem Gewaltpräventionsprojekt teilgenommen haben oder nicht (Tabelle 6.20).

**Tabelle 6.20: Zuordnung bzgl. der Teilnahme an Gewaltpräventionsmaßnahmen**

Gruppe	Anzahl Befragte bzw. Anteil
an keiner Maßnahme teilgenommen	7147 (37,6%)
unsichere Teilnahme	8589 (45,2%)
an mindestens einer Maßnahme teilgenommen	3273 (17,2%)

In Abbildung 6.12 werden die Gewalttäterquoten der Schüler mit und ohne Teilnahme an einer Präventionsmaßnahme gegenüber gestellt. Aus der Abbildung wird in Übereinstimmung mit unserer Erwartung ersichtlich, dass der Anteil an Schülern, die in den letzten zwölf Monaten eine Gewalttat begangen haben, in der Gruppe der Projektteilnehmer bei allen erfassten Gewaltdelikten größer ausfällt als der Anteil derer, die nicht an einer Präventionsmaßnahme teilgenommen haben. Dieser Unterschied ist insbesondere bei der leichten Körperverletzung

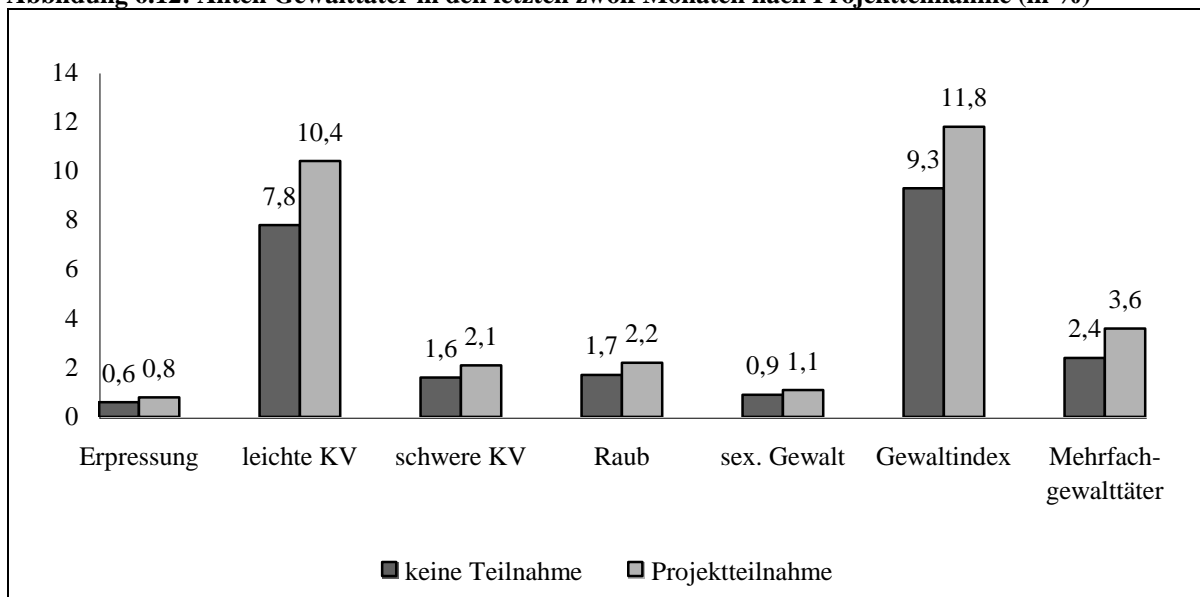
<sup>126</sup> Es sei an dieser Stelle noch einmal darauf hingewiesen, dass die Schüler nicht selbst zu einer Teilnahme an einer Maßnahme befragt wurden. Es wurden die Schulen gebeten, einen Fragebogen zu den Gewaltpräventionsmaßnahmen zu beantworten.

<sup>127</sup> In die Gruppe der Schüler mit „unsicherer Teilnahme“ fallen zusätzlich jene Schüler, die mindestens einmal eine Klasse wiederholt haben oder die nach dem zehnten Lebensjahr mindestens einmal umgezogen sind.



zu beobachten. Während 7,8 % der Schüler, die in keinem Präventionsprojekt Teilnehmer waren, in den letzten zwölf Monaten mindestens eine leichte Körperverletzung begangen haben, waren es in der Gruppe der Projektteilnehmer 10,4 %. Auch bei der zusammengefassten Gewaltvariablen ergibt sich ein deutlicher Unterschied: 11,8 % der Schüler, welche an einem Gewaltpräventionsprojekt teilgenommen haben, wurden in den letzten zwölf Monaten mit einer Gewalttat auffällig. Demgegenüber waren es nur 9,3 % in der Gruppe der Nichtteilnehmer (Mehrfachgewalttäter: 3,6 zu 2,4 %).

**Abbildung 6.12: Anteil Gewalttäter in den letzten zwölf Monaten nach Projektteilnahme (in %)**



Diese Unterschiede in der Gewalttäterschaft bleiben erhalten, wenn unterschiedliche Ausgangsbedingungen in einer multivariaten Analyse kontrolliert werden (Tabelle 6.21). Dabei wurde erneut auf das bereits im Abschnitt 5.4 vorgestellte Verfahren der binär logistischen Mehrebenenanalyse zurückgegriffen.<sup>128</sup> Neben dem Befund der erhöhten Gewaltprävalenz unter Schülern, die an Präventionsmaßnahmen teilgenommen haben, finden sich im Modell folgende signifikante Befunde:

- Mädchen sind seltener Gewalttäter als Jungen;
- Schüler, die elterliche Gewalt erlebt haben, treten häufiger als Gewalttäter in Erscheinung;
- schlechte schulische Leistungen, Gewaltmedienkonsum und eine Orientierung an Männlichkeitsnormen erhöhen die Gewaltbereitschaft;
- Schüler, die Kontakte mit delinquenten Freunden haben, begehen häufiger Gewalttaten;
- Frühauffällige Jugendliche (bereits vor dem 14. Lebensjahr Gewalttat ausgeführt) weisen ein erhöhtes Risiko auf, in den letzten zwölf Monaten mindestens eine Gewalttat begangen zu haben;
- Im Vergleich zu den Gymnasiasten haben Schüler aus Förder-, Haupt- und Realschulen häufiger Gewaltverhalten gezeigt;

<sup>128</sup> Der Intra-Klassen-Korrelation für die Variable Gewalt weist bei einem Modell mit 8.691 Befragten in 366 Schulen einen signifikanten Wert von .118 auf, d.h., dass 11,8 % der Varianz der abhängigen Variablen auf die Schulebene zurückzuführen sind; der Einsatz von Mehrebenenanalysen erscheint also gerechtfertigt.

- Schulen mit einer Schülerzahl über 300 Schülern haben gegenüber kleineren Schulen seltener gewalttätige Schüler.

**Tabelle 6.21: Einflussfaktoren der Gewalttäterschaft (binäre logistische Mehrebenenanalyse; abgebildet: Exp(B); 8691 Befragte in 366 Schulen; grau unterlegt: Schulvariablen)**

	<b>Modell IV</b>
Konstante	-4.307***
<b>Projektteilnahme</b>	<b>1.335*</b>
abhängig von staatl. Transferleist.	1.009
mind. ein Elternteil Akademiker	1.192
nichtdeutsche Herkunft	1.003
Geschlecht: weiblich	0.746*
Elterliche Gewalt: keine	Ref.
selten leichte	1.378**
häufiger leichte/schwere	1.487**
Durchschnittsnote (z)	1.243***
Gewaltmedienkonsum (z)	1.260***
Delinquente Freunde: keine	Ref.
1 bis 5	3.143***
über 5	9.445***
Männlichkeitsnormen (z)	1.701***
Frühe Delinquenz: ja	11.817***
Schulprävention	0.894
Streitschlichtung	1.044
Zuständiger für Gewalt	1.032
Angezeigte Gewaltvorfälle	1.154
Nichtangezeigte Gewaltvorfälle	1.072
bis 300 Schüler	Ref.
301 – 600 Schüler	0.742*
601 – 900 Schüler	0.607**
über 900 Schüler	0.941
Gymnasium	Ref.
Förderschule	2.584**
Gesamtschule	1.302
Hauptschule	1.894**
Realschule/IHR	1.587**
$\sigma_{u0j}$ (Konstante)	0.337***
Extra-Dispersion	0.693
Erklärte Varianz	50,9

\*\*\*p < .001, \*\*p < .01, \*p < .05; z – Variablen wurden am grand-mean zentriert,

Die vorgestellten Analysen belegen also einen positiven Zusammenhang zwischen der Durchführung von Präventionsmaßnahmen und dem Gewaltverhalten: Schüler mit Gewaltbelastung nehmen, so die naheliegende Interpretation, häufiger an entsprechenden Maßnahmen teil. In den Analysen wurde dabei aber nur untersucht, inwieweit die Teilnahme an irgendeiner Gewaltpräventionsmaßnahme mit dem Gewaltverhalten in Beziehung steht. In einem zweiten Auswertungsschritt wollen wir uns deshalb noch der Frage zuwenden, ob dies für alle Maßnahmen gleichermaßen gilt oder ob die Zusammenhänge mit der Art der durchgeführten Maßnahme variieren.

Hierfür wurden die Präventionsmaßnahmen danach unterschieden, welche Projektziele sie verfolgten und welche Mittel zur Zielerreichung verwendet wurden. Da aus der Unterteilung der Projekte entlang dieser verschiedenen Aspekte teilweise relativ kleine Teilnehmerzahlen resultieren, kann an dieser Stelle nur eine deskriptive Auswertung erfolgen. Einbezogen wer-

den zudem nur jene Schüler, die an einem einzigen Projekt (wahrscheinlich) teilgenommen haben (N = 1.567) sowie jene Schüler, die an keiner Maßnahme teilgenommen haben.

Die Schulen wurden zu jedem Projekt gefragt, welche zentralen Ziele sie mit der Maßnahme zur Prävention von Gewalt verfolgten. Die Abfrage nach den zentralen Zielen erfolgte in einem offenen Format. Die Antworten wurden im Nachhinein kodiert und dabei verschiedenen Kategorien zugeordnet (s.o.). Von Interesse ist nun, inwieweit sich der Anteil an Gewalttätern in der Gruppe der Schüler ohne Teilnahme gegenüber der Gruppe mit Teilnahme an einem Projekt mit einem bzw. mehreren bestimmten Zielen unterscheidet (Abbildung 6.13).

**Abbildung 6.13: Anteil Gewalttäter in den letzten zwölf Monaten nach Projektteilnahme, getrennt nach Projektziel (in %; Anzahl der Teilnehmer in Klammern)<sup>129</sup>**



Von den Schülern, die nicht an einem Projekt teilgenommen haben, geben 9,3 % an, dass sie in den letzten zwölf Monaten vor der Befragung mindestens eine Gewalttat begangen haben. Betrachtet man den Anteil an Gewalttätern bei den Projekten mit einem einzelnen Projektziel, liegen Projekte, die auf die Sensibilisierung abzielen, mit 22,7 % deutlich über diesem Anteil. Projekte, bei denen es um Aufklärung (11,1 %) und Selbstwerterhöhung (14,3 %) geht, liegen nur geringfügig über diesem Anteil. Demgegenüber weisen Projekte mit dem Ziel der Erhöhung der sozialen Kompetenz (8,8 %) und der Verbesserung der Konfliktlösestrategien (5,9 %) einen niedrigeren Anteil an Gewalttätern auf.

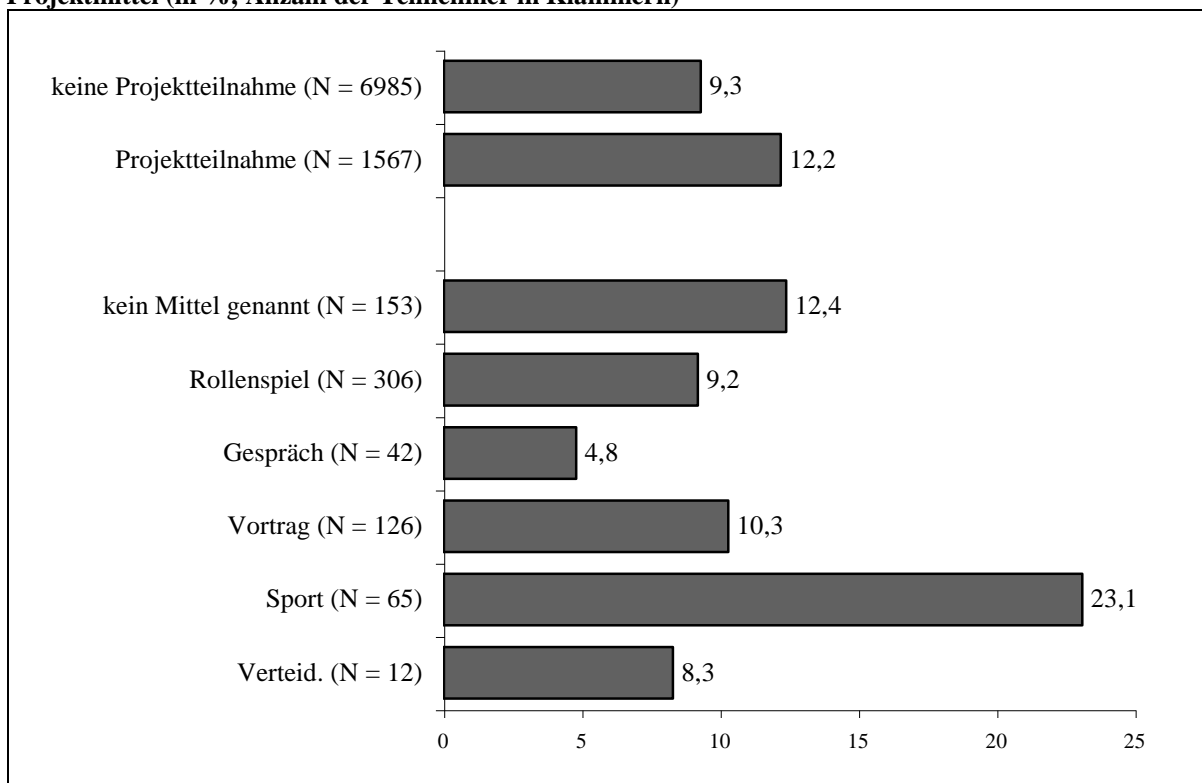
Tendenziell lässt sich also feststellen, dass Projekte, in denen (unter anderem) die Sensibilisierung und Aufklärung als Projektziel angegeben werden, mit höheren Gewalttäteranteilen einhergehen. Zu beachten ist dabei allerdings, dass Schüler nach einer erfolgten Projektteil-

<sup>129</sup> SozKomp = Soziale Kompetenz; Sens. = Sensibilisierung; Selbst = Selbstwert; Konflikt = Konfliktlösestrategien

nahme ihr Verhalten möglicherweise anders bewerten, d.h. tatsächlich sensibler für Fragen der Gewalt sind. Zudem ist darauf hinzuweisen, dass eventuell auch Schüler mit höherem Gewaltisiko verstärkt an diesen als an anderen Maßnahmen teilnehmen. Kompetenz- und Konfliktlösetrainings gehen demgegenüber mit niedrigeren Gewalttäteranteilen einher.

Neben den zentralen Zielen des Projektes wurden ebenfalls die verwendeten Mittel der Projektdurchführung in offener Weise erfragt und anschließend kategorisiert. In Abbildung 6.14 werden die am häufigsten genannten Projektmittel und der Zusammenhang mit der Gewaltbereitschaft der Schüler, die an entsprechenden Projekten teilgenommen haben, dargestellt.

**Abbildung 6.14: Anteil Gewalttäter in den letzten zwölf Monaten nach Projektteilnahme, getrennt nach Projektmittel (in %; Anzahl der Teilnehmer in Klammern)<sup>130</sup>**



Während Projekte, bei denen Rollenspiele, Vorträge oder Selbstverteidigungstrainings angegeben wurden, einen etwa gleich großen Anteil an Gewalttätern aufweisen wie die Gruppe der Nichtteilnehmer, zeigt sich bei Sportprojekten ein relativ hoher Gewalttäteranteil (23,1 %). Projekte, die mit Gesprächen arbeiten, weisen demgegenüber unterdurchschnittliche Gewalttäteranteile auf. Der deutliche Effekt der Teilnahme an Sportveranstaltungen könnte wiederum damit in Zusammenhang stehen, dass an diesen Maßnahmen verstärkt diejenigen Schüler teilnehmen, die ein erhöhtes Gewaltisiko aufweisen und möglicherweise über andere Wege nicht mehr erreicht werden können.

<sup>130</sup> Rsp = Rollenspiel; Verteid. = Selbstverteidigungstechniken.

## 6.5. Zusammenfassung

Erstmals im Rahmen einer KFN-Schülerbefragung wurden bei unserer deutschlandweiten Repräsentativbefragung nicht nur Kinder und Jugendliche befragt, sondern auch die Schulen, in denen die Schüler unterrichtet werden. Hauptanliegen war, Informationen zum Thema „schulische Gewaltprävention“ zu erheben. Die zusätzliche Datenerhebung zu Gewaltpräventionsmaßnahmen wurde dabei auf die Schulen beschränkt, an denen neunte Klassen befragt worden sind; in den Grundschulen verzichteten wir darauf. Insgesamt wurden 1.207 Schulen mit einem zweigeteilten Fragebogen angeschrieben. Im ersten Fragebogenteil ging es um allgemeine Informationen zur Schule, im zweiten um ganz konkrete Präventionsmaßnahmen. Von den angeschriebenen Schulen haben 524 an der Befragung teilgenommen, was einer guten Rücklaufquote von 43,4 % entspricht. Nicht ausgeschlossen ist, dass insbesondere jene Schulen teilgenommen haben, die auch Präventionsmaßnahmen zu berichten hatten. Dies hätte zur Folge, dass zumindest die Daten zur Verbreitung der Gewaltprävention eine Überschätzung der tatsächlichen Verhältnisse darstellen würden. Für die anderen, hier untersuchten Fragestellungen wäre ein solch selektiver Rücklauf aber weitestgehend unproblematisch.

Auf Basis der Antworten der Schulen kann geschätzt werden, dass an fast zwei Drittel aller weiterführenden Schulen in Deutschland Gewaltpräventionsmaßnahmen für 9- bis 17-jährige Schüler im Zeitraum Januar 2002 bis Juli 2008 durchgeführt worden sind (62,6 %). An Gesamtschulen scheinen dabei derartige Maßnahmen häufiger zu erfolgen als an Gymnasien (73,8 zu 55,4 %). Auffällig ist zudem, dass im Süden Deutschlands seltener von der Durchführung von Gewaltpräventionsprojekten berichtet wird als im Norden und Westen.

Über die letzten Jahre hinweg ist ein Anstieg von Präventionsaktivitäten zu verzeichnen. Dies zeigt sich einerseits für die Einführung von Streitschlichtungsprogrammen, die sich mittlerweile an zwei von drei Schulen finden: Vor dem Jahr 2000 gab es nur an sehr wenigen Schulen derartige Programme, nach 2000 wurden sie an vielen Schulen eingeführt. Andererseits fangen im Zeitraum Januar 2002 bis Juli 2008 jährlich mehr Gewaltpräventionsprojekte an als im Jahr davor. Einschränkend ist im Hinblick auf diese Befunde darauf hinzuweisen, dass auch Erinnerungsdefizite dafür verantwortlich sein können, dass weiter in der Vergangenheit durchgeführte Maßnahmen seltener berichtet werden. Bei Expertenbefragungen – und Schulleiter bzw. anderes Schulpersonal müssen zu Experten im Schulbereich gerechnet werden – sollten Erinnerungsdefizite aber eine geringere Rolle spielen als bei der Befragung der Allgemeinbevölkerung.

Wesentliche Ziele der durchgeführten Projekte bestehen darin, die Sozialkompetenz zu erhöhen oder für das Thema Gewalt zu sensibilisieren bzw. über das Thema aufzuklären. In den meisten Fällen sollen diese Ziele mittels Rollenspielen und Vorträgen erreicht werden. Zwischen den Schulformen gibt es, was die Ziele und Mittel angeht, erstaunlich geringe Differenzen.

Die Schulen sind, so verdeutlichen weitere Auswertungen, die treibende Kraft wenn es um die Initiierung und Planung von Gewaltpräventionsmaßnahmen geht. Bei fast einem Drittel der Projekte wird aber bereits mit der Polizei zusammengearbeitet. Dies verdeutlicht, dass die Schulen mittlerweile recht häufig auf externe Kompetenzen zurückgreifen, vormals vorhan-

dene Berührungängste also langsam abgebaut werden. Mit Jugendämtern oder kommunalen Präventionsgremien wird dennoch relativ selten die Kooperation gesucht.

Ein zu erwartender Befund zeigt sich mit Blick auf die Zielgruppen der Projekte: Die Maßnahmen beschränken sich nicht auf spezifische Problemgruppen, sondern in über 90 % der Fälle richten sie sich an alle Schüler. An Schulen wird also primär universelle, weniger selektive Prävention durchgeführt. Dabei stehen in erster Linie die siebten und achten Klassen im Fokus der Maßnahmen. Gleichwohl setzen einige Projekte bereits früher, in der fünften und sechsten Jahrgangsstufe an. Dass sich Projekte nur auf Jungen oder Mädchen oder nur auf Deutsche oder Migranten konzentrieren, ist die Ausnahme.

Die Analysen haben auch einige, als problematisch zu wertende Ergebnisse zu Tage gefördert. Drei Ergebnisse erscheinen besonders erwähnenswert:

- Ein Großteil der in Schulen durchgeführten Maßnahmen (69,4 %) lehnt sich nicht an bereits existierende Programme an. Stattdessen werden mehr oder weniger eigene Konzepte entwickelt. Mittlerweile gibt es aber Programme, die sich als wirksam hinsichtlich des Ziels der Reduktion des Gewaltverhaltens erwiesen haben; auf derartige Programme sollte zukünftig häufiger zurückgegriffen werden. Hinweise auf solche Programme werden u.a. vom Deutschen Forum Kriminalprävention gegeben ([www.kriminalpraevention.de](http://www.kriminalpraevention.de)).
- Auf die Evaluation der durchgeführten Maßnahmen wird weitestgehend verzichtet. Nur etwa ein Drittel der Projekte wird evaluiert. Dabei deckt sich das Verständnis von Evaluation nicht mit dem wissenschaftlichen Verständnis: Im Wesentlichen handelt es sich um Gesprächs- oder Feedbackrunden, nicht aber um eine systematische Erfassung des im Zentrum der Maßnahme stehenden Präventionsziels. Nur bei insgesamt vier von 546 Projekten gab es sowohl eine Interventions- als auch eine Vergleichsgruppe sowie eine Vorher- und eine Nachhermessung. Dies ist möglicherweise auch der Tatsache geschuldet, dass eine Zusammenarbeit mit wissenschaftlichen Experten nur äußerst selten gesucht wird. Psychologen, die eine entsprechende methodische Ausbildung besitzen und die an fast jeder zweiten Schule zu finden sind (bzw. in irgendeiner Art mit der Schule zusammen arbeiten), werden kaum als für Gewaltprävention zuständige Personen betrachtet. Lehrer und (soweit vorhanden) Sozialarbeiter gelten weit häufiger als Ansprechpersonen für Gewaltfragen. Dass bislang weitestgehend auf Evaluationen und Kooperationen mit der Wissenschaft verzichtet wird, bedeutet nicht, dass dies zukünftig flächendeckend geschehen soll. Wenn bspw. auf etablierte Programme zurückgegriffen würde, wäre dies nicht zwingend erforderlich. Die Vorteile von Evaluationen und Kooperationen liegen aber auf der Hand: Die Maßnahmen richten sich an den vorhandenen Erkenntnissen bzgl. der Ursachen aus; die Durchführung geschieht in standardisierter Weise; der Erfolg wird überprüft; aus den Erkenntnissen werden Hinweise für die Verbesserung der Maßnahme abgeleitet usw.
- Bislang werden durchschnittlich nur fünf Prozent der Zeit für Fortbildungsmaßnahmen mit Fortbildungen aus dem Bereich der Gewaltprävention verbracht, an Gymnasien sind es sogar nur zwei Prozent. Zudem zeigt sich, dass Lehrer und Sozialarbeiter, die am häufigsten die Präventionsmaßnahmen durchführen, mehrheitlich nicht durch Experten vorbereitet werden; die Vorbereitung erfolgt vielmehr eigenständig. Insofern besteht hinsichtlich der Aus- und Weiterbildung durchaus Handlungsbedarf. Dies bestätigen auch Gottfredson und Gottfredson (2002) in einer us-amerikanischen Studie:

Die Autoren fordern, dass Prävention nur von dafür ausgebildetem Personal durchgeführt werden sollte, dass für dieses Personal Supervision und anderweitige Unterstützung zur Verfügung gestellt wird, dass die Maßnahmen gut in den Schulalltag und die lokalen Gegebenheiten integriert werden müssen und dass die Maßnahmen zugleich in standardisierter Weise durchgeführt werden.

In einem letzten Schwerpunkt der präsentierten Auswertungen wurde der Frage des Zusammenhangs zwischen der Teilnahme an Gewaltpräventionsmaßnahmen und dem eigenen Gewaltverhalten nachgegangen. Hierzu wurden die Angaben zur schulischen Gewaltprävention in Beziehung gesetzt zu den unabhängig davon gewonnenen Auskünften der Schüler über ihr eigenes Gewaltverhalten. Wie erwartet zeigt sich dabei, dass Schüler an Schulen, an denen Präventionsmaßnahmen durchgeführt werden, häufiger Gewaltverhalten zeigen, was dahingehend zu interpretieren ist, dass dort, wo es nötig ist, Prävention erfolgt. Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass mit den vorhandenen Daten die Ursache-Wirkungs-Struktur nicht offengelegt werden kann. Nicht ganz auszuschließen ist deshalb, dass es auch Maßnahmen gibt, die das Ziel der Gewaltreduktion verfehlen. Diesem Risiko würde dadurch vorgebeugt, dass zukünftig verstärkt auf solche Maßnahmen zurückgegriffen wird, die nachweislich der Gewaltprävention dienen.

Nach Projektzielen und -mitteln differenzierte Auswertungen konnten zeigen, dass Kompetenz- und Konfliktrainings sowie Projekte, die mit Gesprächen arbeiten, mit unterdurchschnittlichen Gewalttraten einher gehen. Dies kann bedeuten, dass diese Maßnahmen eine besonders starke Reduktion der Gewaltverhaltens zur Folge haben. Möglicherweise werden diese Maßnahmen aber auch gerade bei jenen Schülern eingesetzt, die ein grundsätzlich geringeres Täterisiko besitzen.

Insgesamt kann aus den Ergebnissen gefolgert werden, dass es auch zukünftig unverzichtbar ist, an Schulen Gewaltpräventionsmaßnahmen durchzuführen. Bezüglich der konkreten Ausgestaltung der Maßnahmen besteht jedoch noch Optimierungsbedarf.





## 7. Kinderdelinquenz

### 7.1. Einführende Überlegungen

Die Untersuchung delinquenten Verhaltens beschränkt sich bislang weitestgehend auf das Jugendalter. Dies ist vor dem Hintergrund des Verlaufs der Alters-Kriminalitäts-Kurve durchaus plausibel, da diese für das Jugendalter die höchste Delinquenzbereitschaft ausweist. Die Konzentration auf diese Altersgruppe ist aber aus mindestens zwei Gründen unzureichend: Erstens weisen verschiedene Studien darauf hin, dass zumindest für einen Teil der jugendlichen Täter gilt, dass sie bereits im Kindesalter Verhaltensauffälligkeiten gezeigt haben. Moffitt (1993) unterscheidet deshalb zwei Personengruppen: Einerseits jene Personen, die über den gesamten Lebenslauf hinweg („life-course-persistent“) immer wieder normabweichend sind. Dieser kleineren Gruppe gegenüber steht andererseits eine größere Gruppe, die sich im Wesentlichen nur im Jugendalter delinquent verhält („adolescent-limited“). Die Konzentration auf die Delinquenz von Jugendlichen hat zweitens den Nachteil, dass Entwicklungsprozessen, die erst in späteren Lebensphasen stattfinden, wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Der Ausstieg aus der Kriminalität (sog. „Desistance“) spielt sich bspw. nicht selten erst im Heranwachsenden- oder Erwachsenenalter ab. Insofern erscheint es wichtig, altersgruppenübergreifende, den Lebenslauf fokussierende Untersuchungen durchzuführen (vgl. u.a. Sampson/Laub 2005).

Entsprechende Studien sind jedoch sehr aufwendig, da sie bestenfalls dieselben Personen über viele Jahre hinweg in ihrer Entwicklung begleiten. Im Rahmen der Schülerbefragung 2007/2008 war es uns nicht möglich, einen entsprechenden Schwerpunkt zu setzen. Dennoch haben wir uns entschieden, zumindest das Spektrum der zu untersuchenden Altersgruppen zu erweitern. Bereits in der Schülerbefragung 2005 (vgl. Baier et al. 2006) haben wir erstmalig systematisch Schüler vierter Klassen einbezogen. Hierfür war es notwendig, das Befragungsinstrument sowie die Befragungsdurchführung an die jüngere Altersgruppe anzupassen. Im Zentrum der damaligen Befragung stand die Erhebung von Medienumgangsweisen sowie möglichen Folgen (vgl. Mößle et al. 2007); nur ein kleiner Teil beschäftigte sich mit delinquenten Verhaltensweisen im Schulkontext (vgl. Baier/Windzio 2006). Letztgenannten Teil haben wir für die Schülerbefragung 2007/2008 weiter ausgebaut. Nachfolgend sollen diesbezüglich die Ergebnisse der parallel zur Jugendbefragung stattgefundenen Befragung unter 7.844 Kindern berichtet werden.

Das delinquente Verhalten der Kinder wurde dabei ähnlich wie im Fragebogen der Jugendlichen sowohl aus Opfer- als auch aus Täterperspektive erfasst. Viktimisierungserfahrungen wurden dabei in Bezug auf drei Bereiche erhoben: Die Kinder wurden zum einen gebeten, über Gewalterfahrungen in der Familie Auskunft zu geben. Dabei wurde nach der Häufigkeit von fünf verschiedenen Formen elterlicher Gewalt innerhalb der letzten vier Wochen gefragt. Das Spektrum reichte dabei von der Ohrfeige bis zum Verprügeln. Darüber hinaus wurden Gewalterfahrungen im Kontext der Schule erhoben, wobei sowohl Formen physischer als auch psychischer/verbaler Gewalt einbezogen wurden. Drittens wurden die Kinder explizit nach Erfahrungen mit Diebstahl und Gewalt gefragt, wobei nicht danach unterschieden wurde, ob sie diese innerhalb der Familie, in der Schule oder außerhalb dieser beiden Kontexte erlebt haben. Hinsichtlich der Täterschaft wurde nach der Begehung unterschiedlicher Delikte

(unabhängig von Ort und Kontext) sowie speziell nach verschiedenen Formen von Gewalt und Mobbing in der Schule gefragt.

Im Folgenden soll zunächst die Stichprobe beschrieben werden. Daran schließt sich die deskriptive Darstellung von Opfer- und Tätererfahrungen an, wobei wir in diesem Teil der Ergebnisvorstellung die schulische Gewalt ausklammern; hierfür ist ein eigener Abschnitt reserviert. Neben der deskriptiven Darstellung wird es in den Abschnitten zur Täterschaft (innerhalb und außerhalb der Schule) auch darum gehen, Modelle zur Erklärung delinquenten Verhaltens im Kindesalter zu prüfen. Dabei werden Bedingungsfaktoren untersucht, die sich in Jugendstichproben immer wieder als wichtige Ursachen delinquenten Verhaltens erwiesen haben.

## 7.2. Stichprobenziehung und Stichprobenbeschreibung

Ausgangspunkt der Ziehung der Stichprobe der vierten Klassen war die Stichprobe der 61 Landkreise bzw. kreisfreien Städte der Neuntklässlerbefragung. Die Neuntklässlerbefragung beansprucht Repräsentativität für die gesamte Bundesrepublik. Die Repräsentativität wurde über eine geschichtete Zufallsauswahl sicher gestellt. Geschichtet wurde dabei nach Ost/West, kreisfreie Stadt/Landkreis und Einwohnergröße; zudem wurde auf eine ausgewogene Nord-Süd-Verteilung geachtet (vgl. Baier et al. 2009, S. 27ff). Für die Viertklässlerbefragung haben wir darauf verzichtet, den gesamten Ziehungsprozess zu wiederholen; d.h. es wurden nicht noch einmal für alle 440 bundesdeutschen Landkreise/kreisfreien Städte Zahlen zur Stärke der unterrichteten Viertklässler von den statistischen Landesämtern angefordert. Der Verzicht, diesen Aufwand ein weiteres Mal zu betreiben, kann damit begründet werden, dass sich innerhalb eines Fünf-Jahres-Zeitraums (neunte vs. vierte Jahrgangsstufe) keine systematisch mit der regionalen Zugehörigkeit verbundenen Verschiebungen in der demographischen Struktur ereignen<sup>131</sup>; d.h. die relative Verteilung der Schüler über die Landkreise/kreisfreien Städte hinweg müsste sowohl bei der vierten als auch bei der neunten Jahrgangsstufe in etwa gleich sein. Oder anders ausgedrückt: Wenn in einem Gebiet im Jahr 2006 ca. ein Prozent aller Neuntklässler unterrichtet wurden, dann ist davon auszugehen, dass im selben Jahr dort auch ca. ein Prozent aller Viertklässler unterrichtet wurden.

Um die Gebiete, in denen Viertklässlerbefragungen stattfinden sollten, zu bestimmen, wurde entschieden, jedes zweite Gebiet, in dem eine Neuntklässlerbefragung stattfand, auszuwählen. Dabei erfolgte die Zufallsauswahl nur unter 60 Gebieten, da Berlin nicht berücksichtigt wurde. Dies war deshalb der Fall, weil zum selben Zeitpunkt im Rahmen eines weiteren KFN-Projekts an Berliner Grundschulen Befragungen zum Thema Mediennutzung, Schulleistungen und schulisches Gewaltverhalten durchgeführt wurden (vgl. Kleimann/Möble 2008).

Die Auswahl der anderen Gebiete erfolgte schichtspezifisch; d.h. in der Schicht „westdeutsche Landkreise über 100.000 Einwohner“ befanden sich 26 Gebiete, in denen Neuntklässler-

---

<sup>131</sup> Eine Ausnahme stellen singuläre Ereignisse wie die deutsch-deutsche Wiedervereinigung dar, in deren Folge sich schlagartig in einer Region (hier: Ostdeutschland) das generative Verhalten verändert. Im Fall der Wiedervereinigung schlägt sich dieser regional begrenzte, deutliche Geburtenrückgang aber bereits in den Zahlen der Neuntklässler nieder, die um das Jahr 1992 herum geboren worden sind. Aus diesem Grund führt die Entscheidung, die Neuntklässler-Stichprobe zur Grundlage der Viertklässler-Stichprobenziehung zu machen, nicht zu einer systematischen Verzerrung.

befragungen stattfinden sollten – von diesen wurden 13 per Zufall für Viertklässlerbefragungen ausgewählt usw. In der nachfolgenden Tabelle 7.1 ist aufgeführt, welche Gebiete letztlich in die Stichprobe einbezogen worden sind. Angestrebt war, insgesamt 10.000 Kinder der vierten Jahrgangsstufe zu befragen. Dies bedeutete, etwa jeden sechsten Schüler in die Befragung aufzunehmen. In Hamburg wurde aufgrund der großen Anzahl an Viertklässlern entschieden, nur jeden zwölften Schüler einzubeziehen. Da aufgrund des Vorgehens jeden sechsten bzw. zwölften Schüler zu befragen, mehr als 10.000 Kinder in die Stichprobe aufgenommen worden wären, wurde die angestrebte Anzahl zu befragender Schüler noch einmal anteilig gesenkt (siehe entsprechende Spalte in Tabelle 7.1). Aufgrund eines schwierigen Feldzugangs wurden insgesamt nur 7.844 Schüler tatsächlich befragt (siehe Spalte „erreichte Anzahl Befragte“). Je nach Gebiet variiert das Verhältnis von angestrebten zu erreichten Schülern deutlich.

**Tabelle 7.1: Gebiete der Viertklässlerbefragung**

Nr.	Landkreis/kreisfreie Stadt	Bundesland	Gebietskategorie	erwartete Anzahl Viertklässler	angestrebte Anzahl Befragte	erreichte Anzahl Befragte	Befragungsjahr
1	Kiel, Stadt	SH	Stadt: 10000 bis 500000 Ew	1966	305	303	2008
2	Hamburg, Stadt	HAM	Stadt: über 500000 Ew	15086	1278	454	2008
3	Vechta	NS	Landkreis: über 100000 Ew	1843	286	310	2007
4	Rhein-Sieg-Kreis	NRW	Landkreis: über 100000 Ew	7110	1105	544	2007/2008 <sup>1</sup>
5	Herne, Stadt	NRW	Stadt: 100000 bis 500000 Ew	1675	260	203	2007/2008
6	Märkischer Kreis	NRW	Landkreis: über 100000 Ew	5126	796	725	2007/2008
7	Gießen	HES	Landkreis: über 100000 Ew	2680	416	238	2007/2008
8	Hersfeld-Rotenburg	HES	Landkreis: über 100000 Ew	1252	195	345	2007/2008
9	Frankfurt a.M.	HES	Stadt: über 500000 Ew	5410	840	419	2007/2008
10	Rhein-Hunsrück-Kreis	RP	Landkreis: über 100000 Ew	1166	181	181	2007
11	Landkreis Hohenlohe	BW	Landkreis: über 100000 Ew	1263	196	189	2007
12	Landkreis Neckar-Odenwald	BW	Landkreis: über 100000 Ew	1707	265	228	2007
13	Landkreis Rhein-Neckar	BW	Landkreis: über 100000 Ew	5560	864	716	2007
14	Landkreis Freudenstadt	BW	Landkreis: über 100000 Ew	1435	223	165	2007
15	Landkreis Alb-Donau	BW	Landkreis: über 100000 Ew	2371	368	233	2007
16	Eichstätt	BAY	Landkreis: über 100000 Ew	1576	245	253	2008
17	Landshut, Stadt	BAY	Stadt: unter 100000 Ew	560	87	154	2008
18	Bamberg, Stadt	BAY	Stadt: unter 100000 Ew	667	104	157	2008
19	Kronach	BAY	Landkreis: unter 100000 Ew	762	118	153	2008
20	Nürnberg, Stadt	BAY	Stadt: über 500000 Ew	4428	688	525	2008
21	Fürth	BAY	Landkreis: über 100000 Ew	1265	197	85	2008
22	St. Wendel	SL	Landkreis: unter 100000 Ew	881	137	162	2007
23	Elbe-Elster	BB	Landkreis: über 100000 Ew	840	130	142	2007
24	Oder-Spree	BB	Landkreis: über 100000 Ew	1343	209	211	2007/2008
25	Prignitz	BB	Landkreis: unter 100000 Ew	545	85	121	2007
26	Chemnitz, Stadt	SAC	Stadt: 100000 bis 500000 Ew	1334	207	131	2008
27	Leipzig, Stadt	SAC	Stadt: 100000 bis 500000 Ew	2858	444	237	2008
28	Eisenach, Stadt	TH	Stadt: unter 100000 Ew	273	42	77	2007
29	Ilm-Kreis	TH	Landkreis: über 100000 Ew	750	117	107	2007
30	Saale-Holzland-Kreis	TH	Landkreis: unter 100000 Ew	678	105	76	2007
<b>Gesamt</b>				<b>74410</b>	<b>10493</b>	<b>7844</b>	<b>-</b>

<sup>1</sup> Aufgrund einer niedrigen Teilnahmebereitschaft der Schulen zum ersten Erhebungszeitpunkt (Frühjahr/Sommer 2007) wurde entschieden, in einigen Gebieten ein Jahr später in der neuen vierten Jahrgangsstufe Befragungen nachzuholen (Frühjahr/Sommer 2008). In Gebieten, in denen erst 2008 die Befragungen stattfanden, konnte eine zweite Befragungswelle nicht mehr durchgeführt werden.

Bei der Durchführung der Befragungen der vierten Klassen kam dasselbe Vorgehen zum Einsatz wie in den neunten Klassen (vgl. Baier et al. 2009, S. 29ff). Der Fragebogen umfasste 15 Seiten und enthielt weitestgehend bereits in der Schülerbefragung 2005 (vgl. Baier et al. 2006) zum Einsatz gekommene Frage-Komplexe. Während der Befragung, die in Gegenwart eines geschulten Interviewers und i.d.R. auch des Klassenlehrers stattfand, wurde der gesamte Fragebogen per Overhead an die Wand projiziert und komplett vorgelesen. Damit konnte si-

chergestellt werden, dass jedes Kind der Befragung folgt. Im Durchschnitt dauerten die Befragungen zwei Schulstunden. Am Ende der Befragung wurden die Fragebögen eingesammelt und in einem Briefumschlag verschlossen und versiegelt. Erst am KFN wurden die Fragebögen aus den versiegelten Briefumschlägen genommen, paginiert und in Datenbanken erfasst.

Die zu befragenden Klassen wurden in jedem der 30 ausgewählten Gebiete über eine nach Schulform geschichtete Zufallsauswahl bestimmt. Anhand einer sog. Urliste, d.h. einer Liste, auf der alle Schulklassen der vierten Jahrgangsstufe eines Erhebungsgebiets nacheinander sortiert sind, wurde die Ziehung vorgenommen. Dabei wurden im Höchstfall drei Schul-Schichten unterschieden: öffentliche Grundschulen, Grundschulen in freier Trägerschaft, Förderschulen mit dem Schwerpunkt Lernen.

Insgesamt wurden 681 Klassen der vierten Jahrgangsstufe für die Durchführung der Befragung bestimmt (Tabelle 7.2). Nicht alle Direktoren oder Lehrkräfte erklärten sich aber zur Teilnahme bereit; auch Überzeugungsgespräche konnten hieran oftmals nichts ändern. Insgesamt standen 208 Klassen nicht für eine Befragung zur Verfügung (sog. Totalausfälle); dies bedeutet, dass in 473 Klassen Befragungen durchgeführt werden konnten.

**Tabelle 7.2: Rücklauf der Viertklässlerbefragung**

	Gesamt	Spannweite Gebiete
Bruttostichprobe: Klassen	681	
Totalausfälle: Klassen	208	
<b>Nettostichprobe: Klassen</b>	<b>473</b>	
Bruttostichprobe: Schüler	14552	
Bruttostichprobe: Schüler (ohne Totalausfälle)	10221	
<b>Nettostichprobe: Schüler</b>	<b>7844</b>	
nicht teilgenommen	2377	
Elternverbot	1622	
eigene Verweigerung	138	
andere Gründe	610	
nicht verwertbar	7	
<b>Rücklaufquote: Klassen</b>	<b>69,5</b>	<b>33,3 – 100,0</b>
<b>Rücklaufquote: Schüler</b>	<b>53,9</b>	<b>32,6 – 90,9</b>
<b>Rücklaufquote: Schüler (ohne Totalausfälle)</b>	<b>76,7</b>	<b>63,4 – 90,9</b>

In den ursprünglich bestimmten 681 Klassen wurden 14.552 Schüler unterrichtet. Abzüglich der Schüler, die in Klassen unterrichtet wurden, deren Direktoren bzw. Klassenlehrer sich gegen die Befragung entschieden hatten, waren 10.221 Schüler potenziell am Befragungstag erreichbar. Hiervon haben 2.377 nicht an der Befragung teilgenommen, im Wesentlichen aufgrund eines Elternverbots. Am zweithäufigsten sprachen „andere Gründe“ gegen die Teilnahme. Diese Gründe umfassen die Abwesenheit von Kindern am Befragungstag aufgrund von Krankheiten, anderen Verpflichtungen (z.B. Schüleraustausch, Vorbereitung von Schulaufführungen) oder auch Schulschwänzen. Neben den fehlenden Schülern haben 138 Schüler nicht teilgenommen, weil sie sich selbst gegen eine Teilnahme entschieden haben. Zudem mussten sieben Fragebögen aus dem Datensatz entfernt werden, weil sie augenscheinlich nicht ernst zu nehmende Angaben enthielten, bzw. kaum ausgefüllt gewesen sind („nicht verwertbar“). Damit stehen letztlich Fragebögen von 7.844 Kindern für Auswertungen zur Verfügung.

Bezogen auf die 10.221 Schüler, deren Teilnahme die Direktoren bzw. Klassenlehrer genehmigt haben, ergibt sich damit eine Rücklaufquote von 76,7 %. Sie schwankt in den Gebieten zwischen 63,4 und 90,9 % und liegt damit erheblich über dem Niveau, das bei anderen methodischen Vorgehensweisen erreicht wird (z.B. telefonische oder postalische Befragung).

Da in den vierten Klassen die Differenziertheit der Schulformen noch gering ist, d.h. eine Dominanz des öffentlichen Grundschulzweigs besteht, wird an dieser Stelle darauf verzichtet, den Rücklauf noch einmal nach den Schichten „öffentliche Grundschule“, „freie Grundschule“ und „Förderschule“ zu berichten. Es wird ebenfalls darauf verzichtet, einen Gewichtungsfaktor zu berechnen, der die Stichprobenverteilungen an die Verteilungen (nach Schulform) in der Grundgesamtheit anpasst, u.a. deshalb, weil in einigen Gebieten, in denen bspw. keine freie Grundschule oder Förderschule existiert bzw. befragt wurde, nicht gewichtet werden kann. Wir verzichten zudem auch darauf, einen Gewichtungsfaktor zu berechnen, der die Verteilung an die ursprünglichen Ziehungsschichten anpasst. Dies ist damit zu begründen, dass wir erstens keine genauen Prozentangaben über die Verteilung in der Grundgesamtheit besitzen (s.o.).<sup>132</sup> Zweitens wurde Berlin in der Stichprobenziehung nicht berücksichtigt. Alle im Folgenden vorgestellten Auswertungen beziehen sich mithin auf ungewichtete Daten. Die Stichprobe hat deshalb nicht den Anspruch, deutschlandweit repräsentative Ergebnisse zu erzielen.

Von den 7.844 befragten Kindern kommen 14,0 % aus den neuen Bundesländern, entsprechend 86,0 % aus den alten Bundesländern. Letztgenannte lassen sich noch einmal in die Regionstypen Nord, Süd und West untergliedern. Als „Nord“ werden dabei die Länder Schleswig-Holstein, Hamburg und Niedersachsen zusammengefasst (13,6 % der Befragten), als „West“ die Länder Hessen, Nordrhein-Westfalen, Saarland und Rheinland-Pfalz (35,9 %), als „Süd“ die Länder Bayern und Baden-Württemberg (36,4 %). Aus Großstädten (Hamburg, Frankfurt/Main, Nürnberg, Leipzig) kommen 20,8 % der Befragten, aus Mittelstädten (Kiel, Herne, Bamberg, Landshut, Chemnitz, Eisenach) 13,1 %; die restlichen Kinder leben in Landkreisen.

In Tabelle 7.3 sind zentrale Maße für die Beschreibung der Stichprobe abgebildet. Etwa die Hälfte der befragten Kinder ist männlich (49,8 %), die andere Hälfte weiblich – dies gilt für alle ausgewiesenen Gebietskategorien. Die befragten Kinder sind im Durchschnitt 10,0 Jahre alt, wobei drei Viertel aller Befragten (75,5 %) zum Befragungszeitpunkt genau zehn Jahre alt waren. Auch hinsichtlich des Alters ergeben sich keine starken Gebietsunterschiede.

Der Migrantenanteil variiert hingegen deutlich zwischen den Gebieten. Zur Bestimmung des Migrationshintergrunds wurden die Kinder gefragt, aus welchem Land der leibliche Vater/die leibliche Mutter stammt bzw. in welchem Land sie selbst geboren worden sind. Kinder, die bei mindestens einer dieser Fragen eine nichtdeutsche Herkunft berichteten, werden der entsprechenden Migrantengruppe zugeteilt. Bei widersprechenden Angaben entscheidet die Herkunft der Mutter über die Zuordnung. Insgesamt weisen 27,6 % der befragten Schüler einen Migrationshintergrund auf. Dies entspricht dem Wert der Neuntklässlerbefragung, in der

---

<sup>132</sup> Ein Vergleich mit den öffentlichen Bevölkerungsstatistiken, die nicht nach Jahrgangsstufen sondern nach Lebensalter differenzieren (zum Vergleich wurden die 9- bis 11jährigen herangezogen), zeigt, dass sich in der Stichprobe tendenziell zu viele Kinder aus Großstädten befinden.

27,4 % eine nichtdeutsche Herkunft hatten.<sup>133</sup> Zu den Gebietseinteilungen zeigt sich, dass Kinder mit Migrationshintergrund in westdeutschen Gebieten deutlich häufiger als in ostdeutschen Gebieten, in Großstädten häufiger als auf dem Land anzutreffen sind. Dies deckt sich mit öffentlichen Statistiken und unterstreicht die Verlässlichkeit der Angaben der Kinder im Fragebogen.

**Tabelle 7.3: Stichprobenbeschreibung nach Gebiet (in % bzw. Mittelwert)**

	Anteil männlich	Durchschnittsalter	Anteil Migranten	Vater/ Mutter arbeitslos	Öff. Grundschule	Förderschule	Freie Grundschule
Gesamt	49,8	10,0	27,6	12,5	93,7	2,9	3,4
Nord	49,1	10,0	30,6	12,4	91,9	2,5	5,5
West	50,5	10,0	32,6	13,9	96,8	2,3	0,9
Süd	49,0	10,0	28,3	9,3	92,0	2,7	5,3
Ost	50,8	10,1	10,1	17,8	92,1	4,9	3,0
Cramers V /F-Wert	.015	2.514	.163***	.088***		.088***	
Großstadt	49,1	10,0	44,6	13,5	89,6	2,9	7,5
Mittelstadt	52,7	10,1	29,5	17,5	90,6	3,9	5,5
Landkreis	49,6	10,0	21,9	11,3	95,6	2,7	1,7
Cramers V /F-Wert	.022	8.588***	.203***	.064***		.097***	

\*\*\* p < .001

Regionale Divergenzen ergeben sich ferner zur Quote der Kinder, die in von Arbeitslosigkeit betroffenen Haushalten aufwachsen. Die Kinder sollten hier getrennt für Vater und Mutter angeben, ob sie zurzeit zur Arbeit gehen, arbeitslos sind oder aus anderem Grund nicht arbeiten. Wenn mindestens ein Elternteil arbeitslos ist, wird von einer Betroffenheit von Arbeitslosigkeit gesprochen. Insgesamt trifft dies auf 12,5 % der Kinder zu; im Osten liegt diese Quote doppelt so hoch wie im Süden.

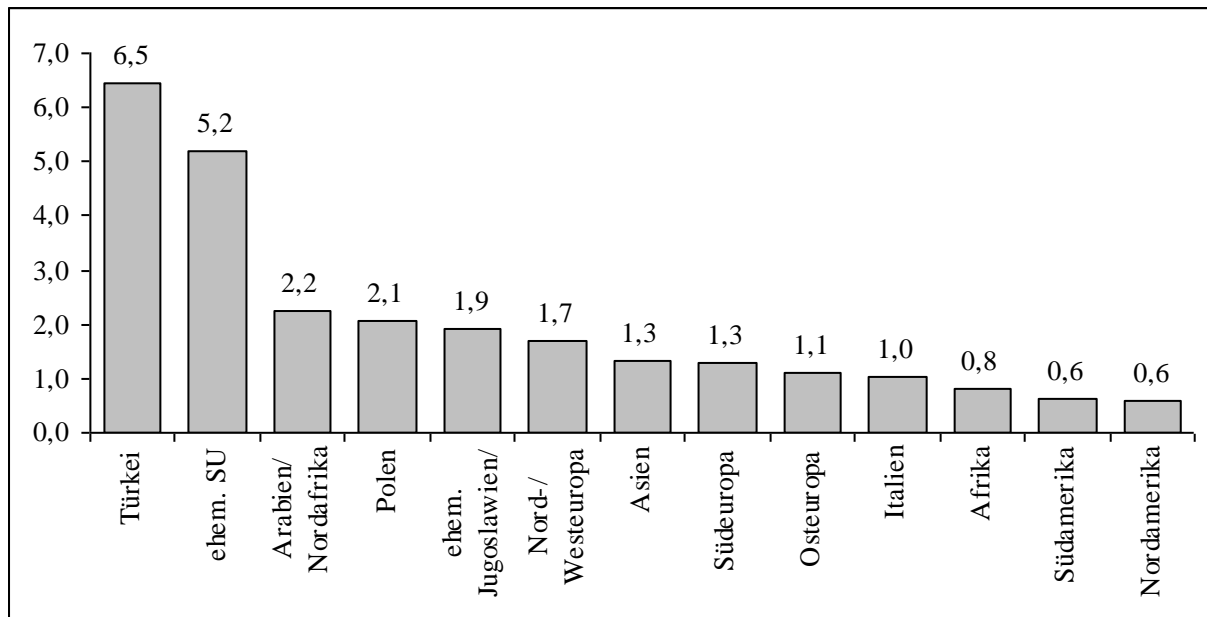
Wie bereits angesprochen, besucht die deutliche Mehrheit der befragten Schüler eine öffentliche Grundschule: Dies trifft auf 93,7 % zu; 2,9 % besuchen eine Förderschule mit dem Schwerpunkt Lernen, 3,4 % eine freie Grundschule. Letztere umfasst bspw. Waldorfschulen oder Schulen in konfessioneller Trägerschaft. In Großstädten werden mehr Schüler in freien Grundschulen unterrichtet als in ländlichen Gebieten.

Mehr als ein Viertel der befragten Kinder hat, wie erwähnt, einen Migrationshintergrund. Dabei liegen zu allen Befragten Informationen zur Herkunft vor. Bei 1,1 % der Kinder liegen allerdings keine detaillierten nichtdeutschen Herkunftsangaben vor, weil es uns aus Datenschutzgründen untersagt wurde, einzelne Nationen differenziert abzufragen. In Abbildung 7.1 ist die Häufigkeit des Vorkommens verschiedener Herkunftsnationen bzw. Herkunftsregionen dargestellt. Die größte nichtdeutsche Gruppe wird mit 6,5 % von den türkischen Kindern gestellt; dies entspricht einer Anzahl von mehr als 500 Schülern in der Stichprobe. Die zweitgrößte Gruppe sind Schüler aus der ehemaligen SU (5,2 %). Hierunter wurden Personen aus allen Nachfolgerepubliken der ehemaligen SU zusammengefasst (Russland, Kasachstan, Ukraine usw.). Eine Unterteilung einzelner Gruppen ist hier nicht möglich, weil nicht alle Kinder Angaben zur konkreten Herkunft gemacht haben. Neben diesen größten Gruppen existiert

<sup>133</sup> Der Begriff „nichtdeutsch“ wird als Äquivalent zu „Migrant“ verwendet (vgl. Fußnote 3 des Berichts).

noch eine Vielzahl an weiteren Herkunftsgruppen, die wir z.T. entsprechend der Kategorisierung der Neuntklässlerbefragung zusammengefasst haben.

**Abbildung 7.1: Herkunft der nichtdeutschen Kinder (in %)**



Die Gruppe der Migrantenkinder ist nicht nur im Hinblick auf die regionale Herkunft eine sehr heterogene Gruppe. Auch verschiedene demografische und familiäre Faktoren variieren mit der Zugehörigkeit zu den einzelnen Gruppen, wie die nachfolgende Tabelle 7.4 belegt. Dabei zeigt sich, dass die Mehrheit der Kinder je Gruppe in Deutschland geboren wurde: Geringere Quoten weisen die südamerikanischen Kinder sowie die Kinder aus der ehemaligen SU auf. Gerade bei den letztgenannten Kindern liegt die Quote der hier Geborenen aber deutlich über jener, die in der Neuntklässlerbefragung ermittelt wurde (67,1 vs. 28,1 %). Dies spiegelt die rückläufige Entwicklung im Bereich der Zuzüge von Aussiedlern wider: Während 1993 noch etwas über 200.000 Aussiedler (u.a. mit Kindern) aus der ehemaligen SU nach Deutschland einwanderten, waren es fünf Jahre später nur noch halb so viele (vgl. Haug/Sauer 2007, S. 20).

Im Durchschnittsalter unterscheiden sich die Gruppen ebenfalls voneinander: Türkische und italienische Viertklässler sind im Mittel etwas älter als Kinder einer anderen Herkunft. Dies könnte auf eine etwas spätere Einschulung zurückzuführen sein. Anhand unserer Daten ergeben sich aber insgesamt nur geringe Unterschiede im Einschulungsalter, wobei nichtdeutsche Kinder geringfügig später als deutsche Kinder eingeschult werden. Empirisch belegen lässt sich demgegenüber, dass die beiden genannten Gruppen zusammen mit den arabisch/nordafrikanischen und den südamerikanischen Kindern häufiger bereits einmal eine Klasse wiederholen mussten – auch dies ist eine Erklärung für ihr überdurchschnittliches Alter. Immerhin jedes fünfte türkische Kind musste bereits einmal eine Klasse wiederholen (21,1 %), bei den deutschen Kindern sind es nur 6,4 %.

Die soziale Lage der türkischen und arabischen/nordafrikanischen Kinder ist insgesamt als eher schlecht einzustufen: Sie verfügen seltener als Kinder einer anderen Herkunft über ein eigenes Zimmer; zudem sind die Eltern häufiger von Arbeitslosigkeit betroffen. Mehr als je-

des vierte Kind dieser Herkunft berichtet von einer Arbeitslosigkeit im Elternhaus, bei den deutschen Kindern ist es nur jedes zehnte Kind. Noch seltener scheinen nordamerikanische und osteuropäische Haushalte von Arbeitslosigkeit betroffen zu sein. Dies widerspricht den Befunden der Neuntklässlerbefragung, bei der die deutschen Jugendlichen am seltensten von der Abhängigkeit von staatlichen Leistungen berichteten. Möglicherweise sind diese Verschiebungen auf die geringeren Fallzahlen der Kinderbefragung zurückzuführen: So finden sich insgesamt nur 45 nordamerikanische Befragte im Kinderdatensatz; das ist die niedrigste Zahl von allen Gruppen.

Zuletzt zeigt sich, dass türkische Kinder am seltensten von einer Trennung oder Scheidung der Eltern berichten: Nur 13,3 % haben eine entsprechende Erfahrung gemacht. Demgegenüber gaben deutlich mehr afrikanische und südamerikanische Kinder an, eine Trennung/Scheidung erlebt zu haben. Deutsche Kinder befinden sich im Mittelfeld. In der kriminologischen Forschung wird das Erleben von Trennung oder Scheidung oft als Stressor betrachtet; d.h. es handelt sich um ein Ereignis, das bei Kindern emotionalen Stress auslösen kann, der wiederum über verschiedene Handlungen abgebaut bzw. kompensiert wird. Derartige Stresserleben kann dabei Auslöser delinquenten Verhaltens sein. In der Folge einer Trennung oder Scheidung sinkt meist auch die elterliche Kontrolle, da die Erziehung nur mehr durch ein Elternteil erfolgt. Dies kann sich ebenfalls auf die Bereitschaft zum Begehen von delinquenten Taten auswirken. Hinzuweisen ist aber auch darauf, dass erhöhte Trennungsraten nicht per se negativ gedeutet werden müssen: So können dadurch auch innerfamiliäre Probleme (z.B. elterliche Gewalt) gelöst werden, was ermöglicht, dass sich Kinder positiv entwickeln können.

**Tabelle 7.4: Migrationsstatus, familiäre und soziale Faktoren nach Migrantengruppe (in % bzw. Mittelwert)**

	in Dt. geboren	Durchschnittsalter	Klasse wiederholt	kein eigenes Zimmer	Vater/ Mutter arbeitslos	Trennung/Scheidung der Eltern erlebt
Deutschland	<b>100,0</b>	10,0	6,4	11,7	10,0	21,7
Türkei	93,5	<b>10,2</b>	<b>21,1</b>	<b>60,4</b>	27,8	<u>13,3</u>
ehem. SU	67,1	10,1	9,5	31,0	16,6	17,5
ehem. Jugosl./Alban.	89,4	10,1	11,4	49,3	20,5	15,6
Polen	85,3	10,1	8,1	22,2	13,6	22,6
Italien	93,9	<b>10,2</b>	16,3	36,6	14,8	24,4
Nord-/Westeuropa	81,7	10,0	12,3	18,9	11,5	25,8
Arabien/Nordafrika	83,4	10,1	15,8	49,7	<b>28,4</b>	17,9
Südeuropa	90,0	10,0	8,0	35,0	11,0	21,4
Asien	83,7	10,0	8,7	37,5	11,7	25,0
Osteuropa	81,4	10,1	<u>5,8</u>	23,3	8,0	31,8
Nordamerika	75,6	<u>9,9</u>	13,3	<u>9,1</u>	<u>4,4</u>	32,6
Afrika	84,4	10,0	7,9	46,0	13,1	<b>46,8</b>
Südamerika	<u>66,0</u>	10,0	15,2	29,8	20,8	40,0

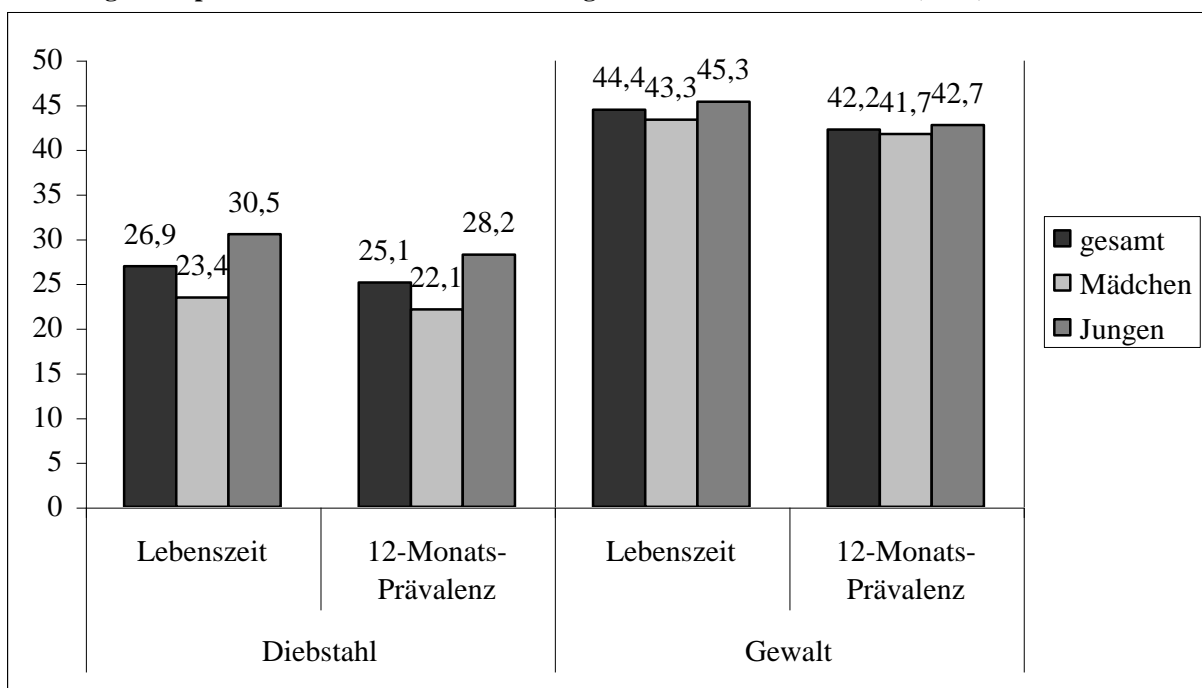
unterstrichen = niedrigster Wert, **fett** = höchster Wert



### 7.3. Kinder als Opfer von Diebstahl und Gewalt

Betrachten wir zunächst, in welchem Ausmaß Viertklässler Opfer zweier Übergriffsformen geworden sind. Der Fragetext hierzu lautete: „Ist dir schon jemals etwas Wertvolles gestohlen worden?“ bzw. „Hat dir schon mal jemand absichtlich so sehr wehgetan, dass du weinen musstest oder verletzt wurdest?“ Das erste Delikte beschreibt den Diebstahl, das zweite physische Gewalt. Antworteten die Kinder mit ja, wurden sie zusätzlich danach gefragt, wie häufig dies in den letzten zwölf Monaten passiert ist. Abbildung 7.2 zeigt, dass bereits ein substantieller Teil der Kinder Erfahrungen mit Diebstahl und Gewalt gemacht hat: 26,9 % geben an, bereits mindestens einmal im Leben bestohlen worden zu sein, noch einmal deutlich mehr (44,4 %) sind schon einmal absichtlich verletzt worden. Die Zwölf-Monats-Prävalenzraten, also die Anteile derer, die angeben, eine Tat in den letzten zwölf Monaten erlebt zu haben, liegen mit 25,1 % und 42,2 % jeweils nur geringfügig unter der Lebenszeitprävalenz. Während sich hinsichtlich der Gewalterfahrungen keine signifikanten Geschlechterunterschiede zeigen, ist der Geschlechtereffekt hinsichtlich der Diebstahlerfahrungen deutlich: 30,5 % der Jungen geben an, ihnen sei schon einmal etwas Wertvolles entwendet worden, aber nur 23,4 % der Mädchen. Ähnlich verhält es sich bei den Angaben zu den letzten zwölf Monaten: Hier geben 28,2 % der Jungen an, Opfer eines Diebstahls geworden zu sein, aber nur 22,1 % der Mädchen. Häufige Erlebnisse beider Kategorien berichten Jungen mehr als Mädchen (ohne Abbildung): Fünf und mehr Diebstähle haben Jungen zu 2,8 %, Mädchen zu 1,7 % erlebt. Von fünf und mehr erlebten Gewaltübergriffen berichten Jungen zu 11,2 %, Mädchen zu 9,2 %.

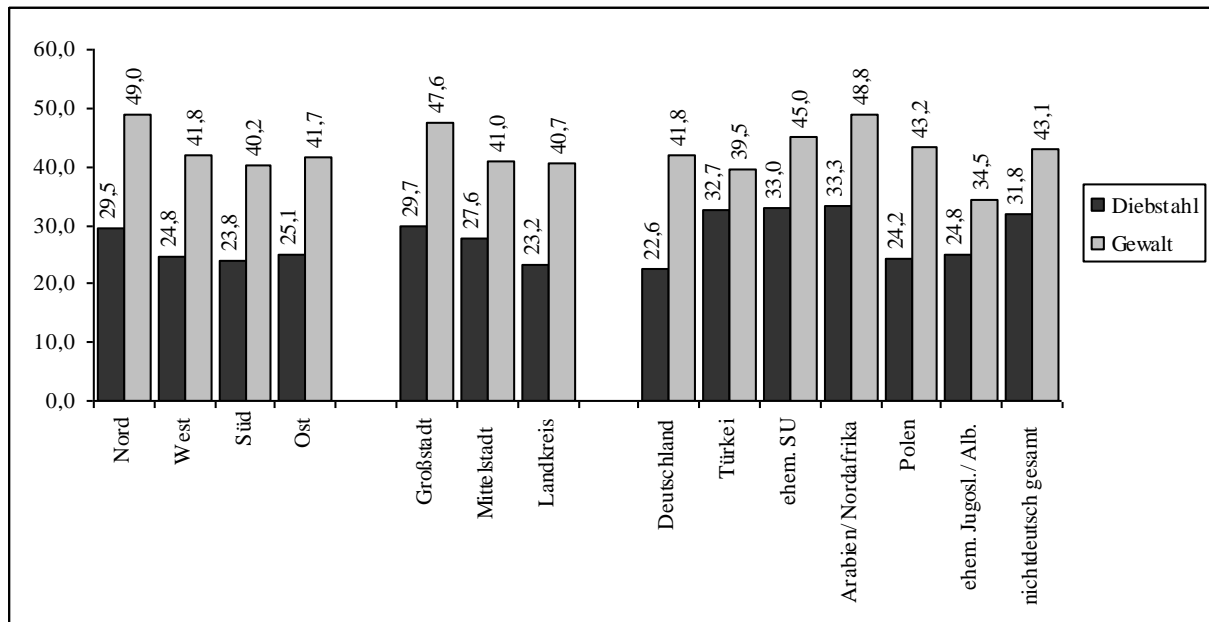
**Abbildung 7.2: Opfer von Diebstahl und Gewalt insgesamt und nach Geschlecht (in %)**



Betrachtet wir die Opferraten der letzten zwölf Monate nach Regionen (Abbildung 7.3), so zeigt sich, dass Kinder in Norddeutschland am häufigsten angeben, Opfer eines Diebstahls bzw. einer Gewalttat geworden zu sein. Am zweithäufigsten berichten Kinder aus Ostdeutschland über Opfererfahrungen, gefolgt von den Kindern aus westdeutschen Befragungsgebieten.

Die geringsten Opferraten sind sowohl beim Diebstahl als auch bei der Gewalt bei den Kindern aus dem süddeutschen Raum zu finden. Darüber hinaus zeigt sich, dass Kinder in Großstädten deutlich häufiger Opfer von Diebstahl und Gewalt werden als Kinder in Mittelstädten und Landkreisen.

**Abbildung 7.3: Opfer von Diebstahl und Gewalt in den letzten 12 Monaten nach Gebietskategorien und Migrationshintergrund (in %)**



Hinsichtlich des Migrationshintergrundes der Kinder lassen sich ebenfalls starke Differenzen berichten. In Abbildung 7.3 werden dabei nur jene Migrantengruppen dargestellt, für die mindestens 150 Befragte vorliegen. Berichtet wird zusätzlich jeweils der Gesamtwert für alle nichtdeutschen Kinder. Beim Diebstahl weisen die deutschen Kinder eine Viktimisierungsquote von 22,6 % auf; bei nichtdeutschen Kindern liegt der Wert um das 1,4fache darüber (31,8 %). Türkische und arabisch/nordafrikanische Kinder sowie Kinder aus der ehemaligen SU berichten am häufigsten von Diebstahlerfahrungen in den letzten zwölf Monaten. Vor allem die beiden letztgenannten Gruppen erleben auch am häufigsten physische Gewaltübergriffe. Die deutschen Kinder weisen hier eine mit allen nichtdeutschen Kindern vergleichbare Opferquote auf.

Eine besondere Form der Viktimisierung stellen innerfamiliäre Gewalterfahrungen dar. Zahlreiche Studien können belegen, dass Kinder und Jugendliche, die Gewalt von Seiten ihrer Eltern erfahren, ein deutlich höheres Risiko haben, später selbst Gewalt auszuüben (vgl. u.a. Lansford et al. 2007, Pfeiffer et al. 1999, Rabold/Baier 2007). Gewaltanwendungen in der Erziehung beeinflussen daneben in negativer Weise die Herausbildung verschiedener Persönlichkeitsfaktoren wie die Konfliktlösekompetenz und die Empathiefähigkeit (Wilmers et al. 2002). Darüber hinaus kann nach Teicher (2002) wiederholte Gewaltanwendung in der Kindheit zu Beeinträchtigungen der Entwicklung bestimmter Hirnregionen und daraus folgend zu Schädigungen der sozio-emotionalen Entwicklung führen.

Ähnlich wie bei der Neuntklässlerbefragung wurde daher auch im Viertklässlerfragebogen die durch die Eltern erfahrene Gewalt erfasst. Dabei wurde nach insgesamt fünf verschiedenen Formen von Gewalt gefragt (vgl. Abbildung 7.4); Gewaltausübungen des Vaters und der Mut-

ter wurden getrennt erhoben. Anhand der verschiedenen Übergriffsformen wurden folgende Kategorien gebildet: Ein Kind hat selten leichte Formen elterliche Gewalt erlebt, wenn es angab, dass es in den letzten vier Wochen ein- oder zweimal von mindestens einem Elternteil eine runtergehauen bekam, hart angepackt oder gestoßen wurde oder mit einem Gegenstand beworfen wurde. Wenn dieses mindestens dreimal innerhalb der letzten vier Wochen erlebt wurde, wird von häufigen Erfahrungen leichter Gewalt gesprochen. Von schweren Formen elterlicher Gewalt wird dann ausgegangen, wenn ein Kind mit der Faust geschlagen oder getreten wurde oder es geprügelt oder zusammengeschlagen wurde. Die Zuordnung wurde dabei immer hinsichtlich der schwersten Gewaltform vorgenommen, d.h. wenn ein Kind sowohl leichte Gewalt als auch schwere Gewalt erlebt hat, wird es im Folgenden zur Gruppe der schweren Gewalt zugeordnet.

**Abbildung 7.4: Erfassung erlebter elterlicher Gewalt in der Viertklässlerbefragung (bezogen auf die letzten vier Wochen)**

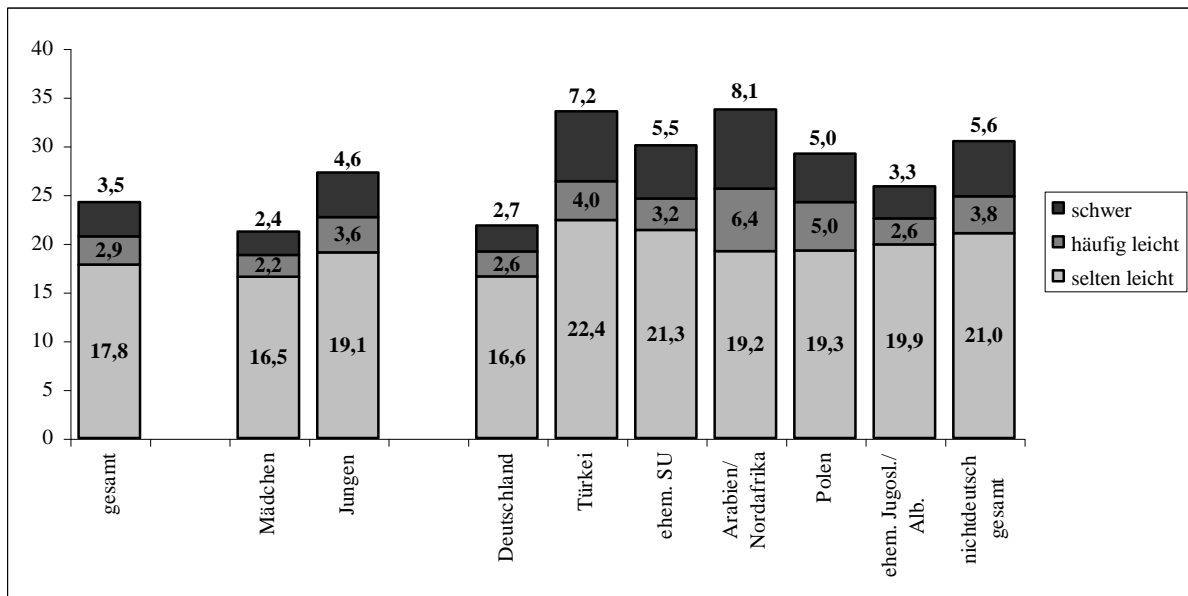
		nie	1- oder 2-mal	3- bis 6-mal	noch häufiger
leichte Gewalt	eine runtergehauen				
	hart angepackt oder gestoßen				
	mit einem Gegenstand geworfen				
schwere Gewalt	mit der Faust geschlagen/ getreten				
	geprügelt, zusammengeschlagen				

Gut drei Viertel (75,8 %) der Kinder haben in den letzten vier Wochen keine Erfahrungen mit elterlicher Gewalt machen müssen (Abbildung 7.5). Von den übrigen Kindern haben die meisten (insgesamt 17,8 %) selten leichte Gewalt seitens ihrer Eltern erlebt; 2,9 % erlebten häufig leichte, 3,5 % schwere elterliche Gewalt. Dabei sind Jungen signifikant häufiger von elterlicher Gewalt betroffen als Mädchen. Insgesamt geben 27,3 % der Jungen an, in den letzten vier Wochen Gewalt durch ihre Eltern erfahren zu haben, bei den Mädchen sind dies nur 21,1 %.

Keine signifikanten Unterschiede im Bereich elterlicher Gewalterfahrungen lassen sich zwischen Nord-, Süd-, Ost- und Westdeutschland feststellen. Auch zwischen Großstädten, Mittelstädten und Landkreisen differiert das Ausmaß der elterlichen Gewalt nicht (ohne Abbildung).

Markante Unterschiede finden wir dagegen in Bezug auf die Migrantengruppen (ebenfalls Abbildung 7.5). Nichtdeutsche Kinder berichten insgesamt häufiger davon, elterliche Gewalt erfahren zu haben: Während deutsche Kinder zu 21,8 % irgendeine Form der elterlichen Gewalt erlebt haben, sind es bei den nichtdeutschen Kindern 30,5 %. Insbesondere von der schweren Gewalt berichten nichtdeutsche Kinder mehr als doppelt so häufig wie deutsche Kinder (2,7 zu 5,6 %). Türkische und arabische/nordafrikanische Kinder gaben dabei am häufigsten an, von ihren Eltern Gewalt zu erfahren. Die Quote der Kinder, die schwere Übergriffe erlebt haben, liegt ca. dreimal so hoch wie bei den deutschen Kindern.

**Abbildung 7.5: Erlebte elterliche Gewalt in den letzten vier Wochen insgesamt, nach Geschlecht und Migrationshintergrund (in %)**

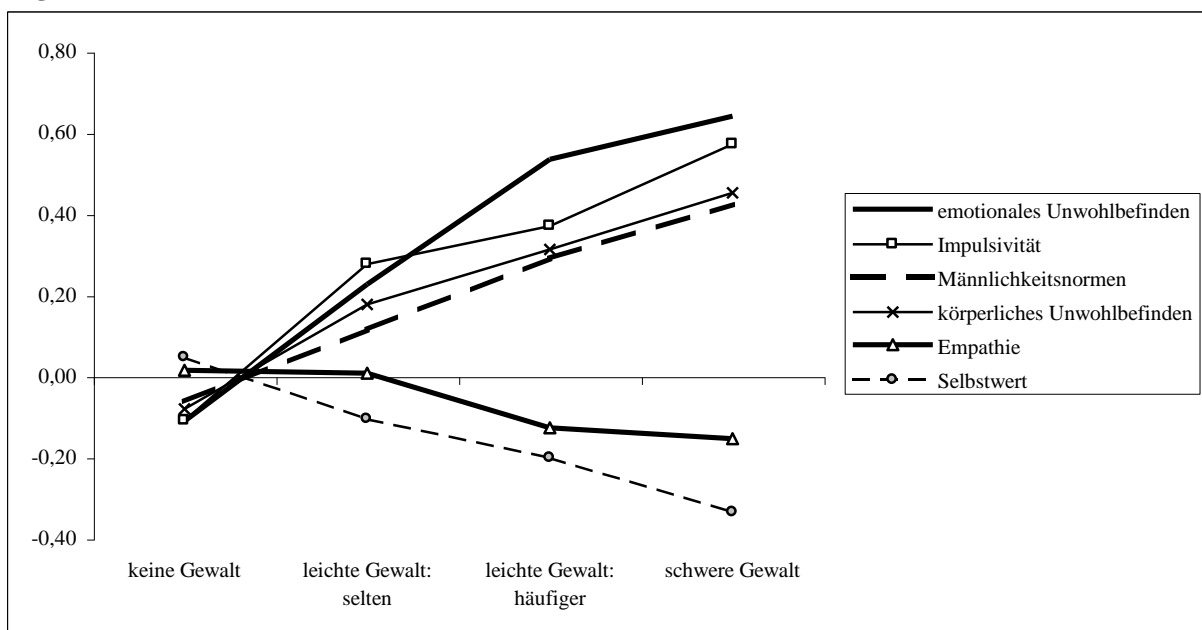


Einen Risikofaktor für elterliches Gewalthandeln stellt daneben eine armutsnahe Lebenslage dar. Kinder, deren Eltern von Arbeitslosigkeit betroffen sind, sind deutlich häufiger elterlicher Gewalt ausgesetzt als Kinder von nicht arbeitslosen Eltern. Bei letzteren liegt der Anteil derer, die in den letzten vier Wochen elterliche Gewalt erleben mussten, bei insgesamt 23,1 %, bei Kindern mit mindestens einem arbeitslosen Elternteil dagegen bei 31,9 %. Dabei sind sowohl die Raten leichter als auch die Raten schwerer Gewalt in von Arbeitslosigkeit betroffenen Haushalten erhöht. Vergleichbare Befunde konnten wir auch bereits in der Neuntklässlerbefragung erzielen (vgl. Baier et al. 2009, S. 55). Allerdings haben wir auch da bereits darauf hingewiesen, dass eine Aussage zur Ursache-Wirkungs-Beziehung auf Basis unserer Daten nicht getroffen werden kann. Es ist also nicht klar, ob die materielle Knappheit und die psychisch belastende Situation der Arbeitslosigkeit zu einer insgesamt angespannten Familiensituation führen, die sich dann in einer stärker gewaltförmigen Erziehung niederschlägt, oder aber ob bestimmte Eigenschaften der Eltern zur Folge haben, dass diese sowohl häufiger arbeitslos werden als auch häufiger zu einer gewaltförmigen Kindererziehung neigen.

Das Erleben elterlicher Gewalt ist in verschiedener Hinsicht folgenreich. In den nächsten Abschnitten steht dabei nur die Beziehung zwischen der innerfamiliären Opferschaft und der Gewalttäterschaft (innerhalb und außerhalb der Schule) im Fokus der Betrachtung, weshalb wir an dieser Stelle auch auf andere mögliche Folgen hinweisen möchten. In der nachfolgenden Abbildung 7.6 ist dargestellt, inwieweit verschiedene, die Persönlichkeit eines Kindes betreffende Eigenschaften durch das Erleben elterlicher Gewalt beeinflusst werden. Zunächst ist dabei die psychische Befindlichkeit zu nennen: Wie in der Neuntklässlerbefragung haben wir auch in der Viertklässlerbefragung zur Erfassung der Befindlichkeit auf drei Subdimensionen der KINDL-Skala zurück gegriffen (vgl. Ravens-Sieberer et al. 2007). Berücksichtigt wurden das „körperliche Unwohlbefinden“, das „emotionale Unwohlbefinden“ und der „Selbstwert“; alle Dimensionen sollten hinsichtlich der Befindlichkeit in den letzten vier Wochen beantwortet werden. Hohe Werte stehen für ein schlechteres Wohlbefinden bzw. eine höhere Selbstwerteinschätzung. Für die Messung des körperlichen Unwohlbefindens wurden drei Aussagen wie „Ich habe mich krank gefühlt“ oder „Ich hatte Kopf- oder Bauchschmer-

zen“ (Cronbachs Alpha = . 62) genutzt, für die Messung des emotionalen Unwohlbefindens vier Aussagen wie „Ich habe mich allein gefühlt“ oder „Ich habe Angst gehabt“ (Cronbachs Alpha = . 53), für die Messung des Selbstwerts drei Aussagen wie „Ich fand mich gut“ oder „Ich war stolz auf mich“ (Cronbachs Alpha = . 65). Sehr deutlich zu erkennen ist in Abbildung 7.6, dass unter zunehmenden innerfamiliären Gewalterfahrungen insbesondere das emotionale Wohlbefinden leidet: Kinder mit schweren Gewalterfahrungen weisen einen signifikant höheren Wert beim emotionalen Unwohlbefinden auf als Kinder mit seltenen oder keinen Gewalterfahrungen. Für das körperliche Unwohlbefinden zeigt sich ein gleichartiger, signifikanter Zusammenhang. Auch für den Selbstwert ist festzustellen, dass dieser umso mehr abnimmt, je häufiger ein Kind mit Gewalt konfrontiert wird.

**Abbildung 7.6: Indikatoren der psychischen Befindlichkeit nach Erleben elterlicher Gewalt (Mittelwerte der z-standardisierten Variablen; unter Kontrolle von Geschlecht, nichtdeutscher Herkunft und Arbeitslosigkeit)**

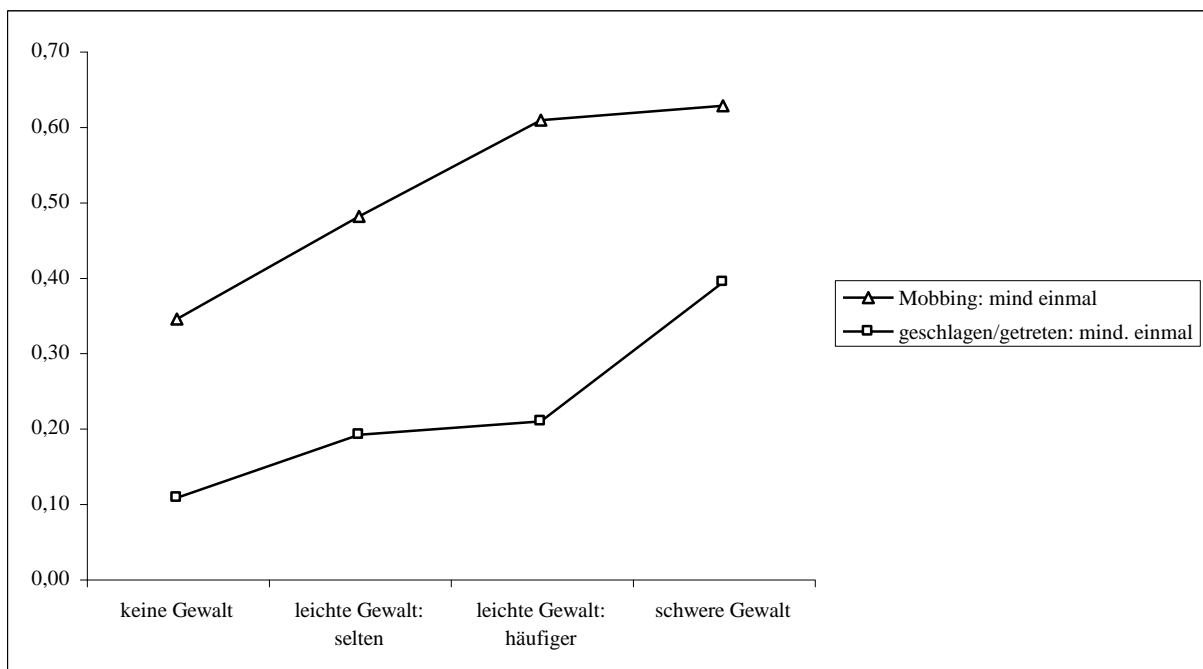


In Abbildung 7.6 sind noch drei weitere Variablen aufgenommen worden: Die genaue Erfassung der Impulsivität, der Männlichkeitsnormen und der Empathie wird in Abschnitt 7.4.2. vorgestellt. Die Ergebnisse entsprechen den Ergebnissen, die zum Wohlbefinden erzielt worden sind. Kindern, die häufiger elterlicher Gewalt ausgesetzt sind, wird verstärkt ein impulsives Temperament anezogen, die Ausbildung von Empathie wird häufiger verhindert. Beide Eigenschaften stehen aber, wie noch zu zeigen ist, mit der Gewalttäterschaft in Verbindung, insofern impulsive und unempathische Kinder häufiger zu Tätern werden. Die Auswertungen geben damit Hinweise darauf, in welcher Weise der Einfluss der Elterngewalt auf das Gewaltverhalten vermittelt wird. Das gleiche gilt mit Blick auf die Männlichkeitsnormen. Die Bilder darüber, wie sich ein „richtiger Mann“ (bzw. Junge) zu verhalten hat, werden von innerfamiliären Erfahrungen geprägt: Häufig geschlagene Kinder neigen dazu, Gewalt betonende Männlichkeitsbilder aufrecht zu erhalten. Diese können wiederum Auslöser für entsprechendes Verhalten sein.

Opfer innerfamiliärer Gewalt werden aber nicht nur häufiger Täter von Gewalt, indem die Opfererfahrungen u.a. die Ausbildung Gewalt verhindernder Persönlichkeitsfaktoren hemmen. Opfer innerfamiliärer Gewalt werden auch häufiger Opfer. Die Opferrolle, die die Kin-

der in der Familie erlernen, setzt sich in anderen Lebensbereichen fort. In Abbildung 7.7 haben wir dargestellt, wie sich die Häufigkeit von schulischen Opfererfahrungen mit innerfamiliären Opfererfahrungen verändert. Dabei wird einerseits das Mobbing, andererseits die physische Gewalt (geschlagen/getreten) betrachtet (vgl. Abschnitt 7.5.), wobei die Prävalenzraten in den letzten vier Wochen kontrolliert um das Geschlecht, die ethnische Herkunft und die Arbeitslosigkeit im Elternhaus präsentiert werden. Zudem haben wir die Auswertungen nur auf jene Schüler beschränkt, die in den letzten vier Wochen selbst keine Täter waren, um auszuschließen, dass die Zusammenhänge zwischen innerfamiliärer Opfer- und schulischer Opferschaft durch eine mögliche Täterschaft beeinflusst sind (Täter werden häufiger Ziel von Angriffen und damit auch häufiger Opfer). Für diese Gruppe ergibt sich ein sehr enger, signifikanter Zusammenhang: Kinder, die zu Hause schwere Gewalt erleben, sind etwa doppelt so häufig in der Schule Mobbingangriffen ausgesetzt wie gewaltlos erzogene Kinder. Zudem sind Kinder mit schweren Gewalterfahrungen dreimal häufiger als Kinder ohne Gewalterfahrungen Opfer von physischen Angriffen in der Schule. Die Auswertungen belegen damit zusammen genommen die negativen Implikationen, die mit einer gewalthaltigen Erziehung einher gehen und die in ganz verschiedener Hinsicht zu beobachten sind. Sie unterstreichen die Notwendigkeit, der Gewalt in der Erziehung weiterhin in präventiver Absicht zu begegnen.

**Abbildung 7.7: Schulische Opfererfahrungen nach Erleben elterlicher Gewalt (Mittelwerte; unter Kontrolle von Geschlecht, nichtdeutscher Herkunft und Arbeitslosigkeit; nur Kinder, die nicht Täter im Schulkontext gewesen sind)**

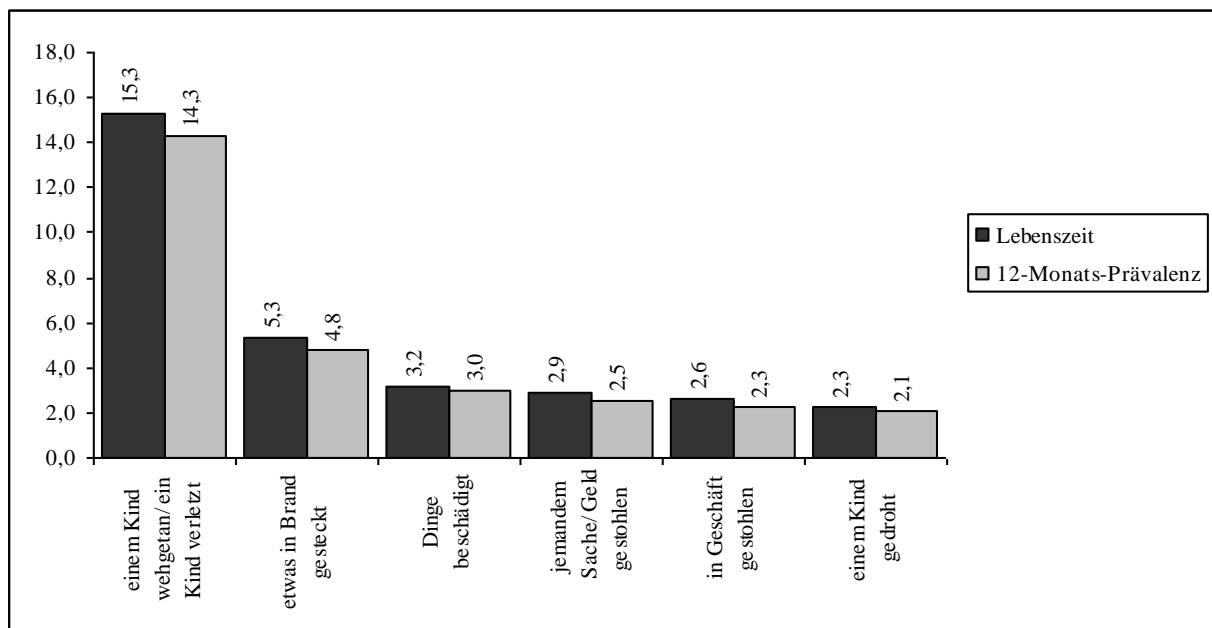


## 7.4. Kinder als Täter von Eigentums- und Gewaltdelikten

### 7.4.1. Zur Verbreitung der Kinderdelinquenz

Um das Ausmaß des delinquenten Verhaltens in der Kindheit aus der Täterperspektive zu untersuchen, wurde den Viertklässlern eine Liste mit verschiedenen Verhaltensweisen vorgelegt. Die Kinder wurden aufgefordert anzugeben, ob sie schon einmal eine solche Tat begangen haben und wie oft sie dies in den letzten zwölf Monaten getan haben. Abbildung 7.8 zeigt die Anteile derjenigen, die angegeben haben, a) einem anderen Kind absichtlich so sehr wehgetan zu haben, dass es geweint hat oder verletzt war, b) einem anderen Kind gedroht zu haben, damit es ihnen etwas gibt, c) in einem Kaufhaus oder Geschäft etwas gestohlen zu haben, d) absichtlich Fenster, Telefonzellen, Straßenlampen oder ähnliche Dinge beschädigt zu haben, e) jemandem eine Sache oder Geld gestohlen zu haben oder f) gezündelt oder etwas in Brand gesteckt zu haben. Darüber hinaus sind die Anteile derjenigen angegeben, die entsprechendes auch in den letzten zwölf Monaten getan haben.

**Abbildung 7.8: Delinquentes Verhalten von Kindern – Lebenszeitprävalenz und 12-Monats-Prävalenz (in %)**

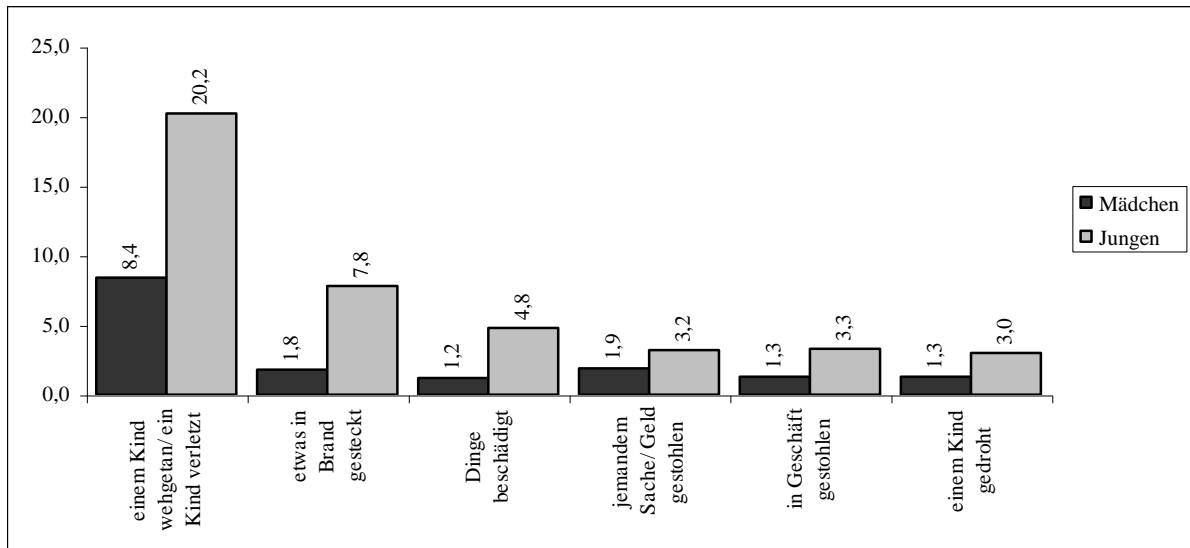


Deutlich am häufigsten haben Kinder schon einmal einem anderen Kind absichtlich wehgetan: 15,3 % gaben an, dies bereits im bisherigen Leben getan zu haben; etwas weniger haben dies auch in den letzten zwölf Monaten getan (14,3 %). Die anderen Formen delinquenten Verhaltens kommen deutlich seltener vor: Die Lebenszeitprävalenzen reichen hier von 2,3 % (einem anderen Kind gedroht) bis 5,3 % (gezündelt oder etwas in Brand gesteckt), die 12-Monatsprävalenzen liegen jeweils nur geringfügig darunter.

In Abbildung 7.9 sind die Zwölf-Monats-Prävalenzen getrennt für Jungen und Mädchen dargestellt. Es ist ein vielfach repliziertes Ergebnis, dass Jungen häufiger delinquente Verhaltensweisen zeigen als Mädchen. Dies trifft bereits auf das Verhalten im Kindesalter zu. Während lediglich 8,4 % der Mädchen angeben, in den letzten zwölf Monaten einem anderen Kind wehgetan zu haben, sind dies bei den Jungen mehr als doppelt so viele (20,2 %). Besonders deutlich ist der Unterschied hinsichtlich des Anteils an Kindern, die im letzten Jahr gezündelt

oder etwas in Brand gesteckt haben: Hier ist der Anteil bei den Jungen mit 7,8 % 4,3-mal so hoch wie bei den Mädchen (1,8 %). Aber auch Sachbeschädigungen haben Jungen viermal häufiger ausgeführt als Mädchen.

**Abbildung 7.9: Delinquentes Verhalten in den letzten zwölf Monaten nach Geschlecht (in %)**



Betrachtet man die Verbreitung delinquenten Verhaltens nach Gebietskategorien, so zeigen sich insbesondere hinsichtlich der Bundesland-Kategorien signifikante Unterschiede. Kinder aus den nördlichen Befragungsgebieten geben dabei häufiger an, einem anderen Kind wehgetan, etwas beschädigt oder gezündelt zu haben. Die niedrigsten Raten lassen sich hinsichtlich der ersten beiden Verhaltensweisen in Süddeutschland, hinsichtlich des Zündelns in Ostdeutschland finden. Die ostdeutschen Kinder geben zugleich aber am häufigsten an, einen Ladendiebstahl in den letzten zwölf Monaten ausgeführt zu haben; die norddeutschen Kinder weisen hier die zweithöchste Quote auf. Weit seltener berichten Kinder aus West- und Süddeutschland das Begehen eines Ladendiebstahls. Hinsichtlich der Stadt-Land-Kategorien ergeben sich lediglich beim Schlagen stärkere Diskrepanzen: Kinder aus Großstädten haben in den letzten zwölf Monaten am häufigsten einem anderen Kind wehgetan, etwas seltener ist dies bei Kindern aus Mittelstädten der Fall und noch seltener bei Kindern aus Landkreisen. Kinder aus Landkreisen führen auch alle anderen Delikte seltener aus; die Unterschiede sind hier aber nicht signifikant.

**Tabelle 7.5: Delinquentes Verhalten in den letzten zwölf Monaten nach Gebietskategorien (in %)**

	einem Kind wehgetan/ ein Kind verletzt	etwas in Brand gesteckt	Dinge beschädigt	jemandem Sache/ Geld gestohlen	in Geschäft gestohlen	einem Kind gedroht
Nord	17,2	7,4	4,7	2,8	3,1	2,3
West	14,0	4,2	3,2	2,2	1,9	1,6
Süd	12,8	4,9	1,9	2,5	2,0	2,3
Ost	16,0	3,6	3,6	3,2	3,4	3,0
Cramers V	.045**	.052***	.057***	.022	.040**	.032
Großstadt	16,9	5,6	3,2	3,0	2,3	2,3
Mittelstadt	16,0	4,6	3,5	3,1	3,3	2,4
Landkreis	13,1	4,5	2,8	2,3	2,1	2,1
Cramers V	.047***	.020	.015	.023	.026	.009

\* p < .05, \*\* p < .01, \*\*\* p < .001



Im Rahmen der Neuntklässlerbefragung hat sich gezeigt, dass nichtdeutsche Jugendliche in höherem Ausmaß zu Gewalt neigen als deutsche Jugendliche; für andere delinquente Verhaltensweisen konnte eine Höherbelastung der Nichtdeutschen hingegen nicht durchgängig bestätigt werden (vgl. Baier et al. 2009, S. 70). Die höhere Gewaltbereitschaft der jugendlichen Migranten kann mit verschiedenen Faktoren begründet werden: die stärkere Internalisierung von Gewalt legitimierender Männlichkeitsnormen insbesondere bei türkischen und russischen Jugendlichen (vgl. Enzmann et al. 2004, Baier/Pfeiffer 2007), die defizitäre Bildungsintegration (vgl. Baier/Pfeiffer 2007), die stärkere Betroffenheit von Armut sowie das häufigere Vorkommen elterlicher Gewalt in Migrantenfamilien (Pfeiffer/Wetzels 2000, Wetzels et al. 2001; Wilmers et al. 2002).

Zu fragen ist, ob auch bereits im Kindesalter vergleichbare Unterschiede zwischen den Migrantengruppen existieren und ob diese Unterschiede in ähnlicher Weise erklärt werden können. Tabelle 7.6 belegt, dass tatsächlich im Bereich des Gewaltverhaltens nichtdeutsche Kinder häufiger als deutsche Kinder als Täter in Erscheinung treten: Während nur 13,5 % der deutschen Kinder angaben, einem anderen Kind wehgetan bzw. es verletzt zu haben, sind es bei den nichtdeutschen Kindern 16,3 %; dieser Unterschied ist signifikant. Allerdings sind nicht alle Migrantengruppen gleichermaßen auffällig: Besonders hohe Quoten sind bei den arabischen/nordafrikanischen und bei den türkischen Kindern festzustellen; polnische Kinder sind etwas seltener gewalttätig als deutsche Kinder. Bei den anderen Delikten fallen die Unterschiede eher gering aus. Nur bei der Sachbeschädigung sind dabei die Unterschiede zwischen deutschen und nichtdeutschen Kindern signifikant. Demnach begehen nichtdeutsche Kinder (und hier vor allem wieder türkische und arabische/nordafrikanische Kinder) häufiger eine Sachbeschädigung als deutsche Kinder. Hinsichtlich des Stehlens zeigt sich aber, dass türkische Kinder besonders selten als Täter in Erscheinung treten. Beim Zündeln liegen die deutschen Kinder sogar über den Gesamtwert der nichtdeutschen Kinder. Alles in allem ergibt sich damit ein Hinweis darauf, dass bereits im Kindesalter Verhaltensunterschiede in erster Linie im Bereich des Gewaltverhaltens existieren.

**Tabelle 7.6: Delinquentes Verhalten in den letzten zwölf Monaten nach Migrationshintergrund (Angaben in %)**

	einem Kind wehgetan/ ein Kind verletzt	etwas in Brand gesteckt	Dinge beschädigt	jemandem Sache/ Geld gestohlen	in Geschäft gestohlen	einem Kind gedroht
Deutschland	13,5	4,9	2,7	2,4	2,2	2,1
Türkei	17,9	<b>5,5</b>	<b>4,9</b>	<u>0,8</u>	0,8	2,9
ehem. SU	14,0	4,0	3,8	<b>3,3</b>	3,3	<u>1,3</u>
Arabien/ Nordafrika	<b>19,1</b>	4,8	4,3	3,0	<b>3,6</b>	<b>4,9</b>
Polen	<u>12,9</u>	4,5	<u>2,5</u>	2,6	<u>0,0</u>	1,3
ehem. Jugosl./ Alb.	13,8	<u>1,4</u>	2,7	2,7	2,0	1,4
nichtdeutsch gesamt	16,3	4,4	3,7	2,9	2,6	2,2
Cramers V (deutsch vs. nichtdeutsch)	.036**	.012	.027*	.012	.013	.004

unterstrichen: niedrigster Wert, **fett**: höchster Wert; \* p < .05, \*\* p < .01

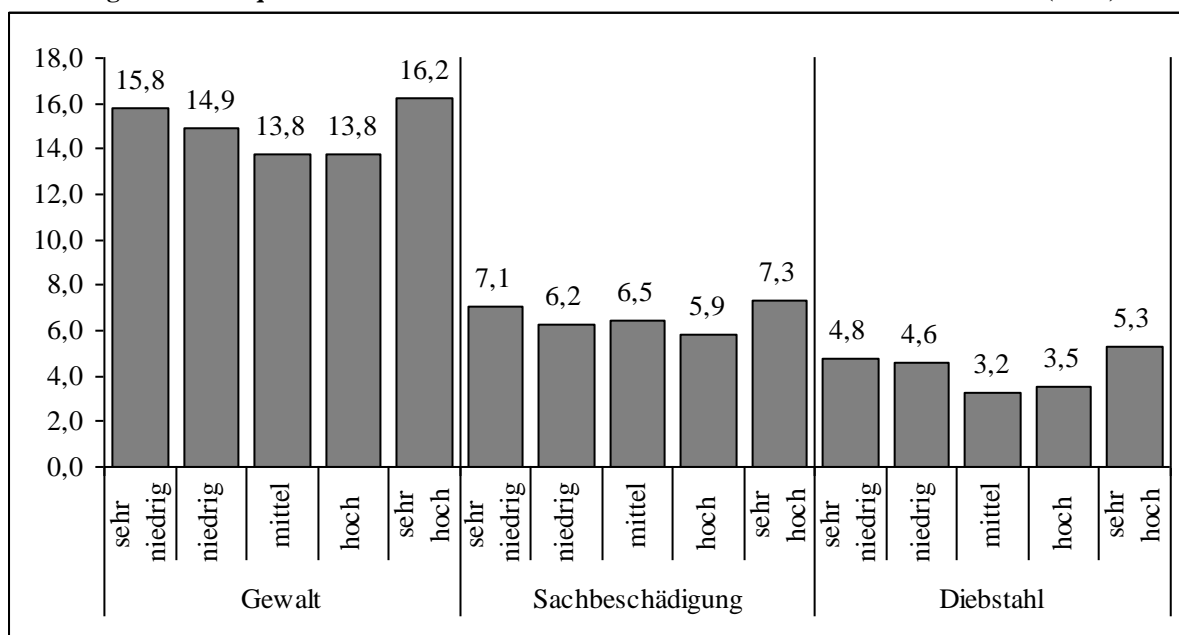
#### 7.4.2. Bedingungsfaktoren der Kinderdelinquenz

In der Literatur werden zahlreiche Bedingungsfaktoren gewalttätigen und anderen delinquenten Verhaltens diskutiert (vgl. u.a. Baier 2008a, Eisner/Ribeaud 2003). Im Rahmen der Kin-

derbefragung konnte nur ein Teil davon erhoben werden. Wir wollen uns nachfolgend daher auf Merkmale der Familie, der Persönlichkeit, des Medienkonsums, der Schule und der Freundesgruppe beschränken.

Aus dem familiären Bereich wird als ein möglicher Bedingungsfaktor für delinquentes Verhalten die soziale Benachteiligung diskutiert. Wir haben die soziale Benachteiligung über fünf Variablen erfasst: Arbeitslosigkeit im Elternhaus (trifft auf 12,5 % aller Befragten zu), kein eigenes Zimmer (19,4 %), Anzahl Bücher zu Hause (7,6 % haben bis zehn Bücher, 12,9 % über 500), Anzahl Urlaubsreisen in letzten zwölf Monaten (18,2 % hatten keine Urlaubsreise, 29,2 % mindestens drei), Anzahl Autos in Familie (in 6,0 % der Familien gibt es kein Auto, in 12,9 % mindestens drei Autos).<sup>134</sup> Die Variablen wurden z-standardisiert und danach über eine Mittelwertbildung zusammengefasst; danach wurden die Kinder zu fünf gleich großen Statusgruppen zusammengefasst. Abbildung 7.10 zeigt, dass es tendenziell einen Zusammenhang zwischen dem Status und der Delinquenzbereitschaft gibt. Zur besseren Übersicht berichten wir nicht mehr alle sechs erfassten Delikte, sondern drei Indizes: Gewalt (Kind wehgetan/verletzt bzw. Kind gedroht), Sachbeschädigung (etwas in Brand gesteckt bzw. Dinge beschädigt), Diebstahl (jemandem Sache/ Geld gestohlen bzw. in Geschäft gestohlen).<sup>135</sup> Mit einem höheren Status geht die Bereitschaft, delinquente Taten zu Begehen, leicht zurück. Eine Ausnahme bilden die Kinder der Statusgruppe „sehr hoch“: Diese weisen bei allen drei betrachteten Delikten die höchsten Prävalenzraten auf.

**Abbildung 7.10: Delinquentes Verhalten in den letzten zwölf Monaten nach sozialem Status (in %)**



Für andere, die Familie betreffende Faktoren ergeben sich hingegen sehr klare Befunde, wie die nachfolgende Abbildung 7.11 zeigt. Im rechten Teil der Abbildung wird der Zusammen-

<sup>134</sup> Die Auswahl der Status-Variablen orientiert sich am Vorschlag von Klocke und Becker (2003, S. 202); der „Computerbesitz“ wurde allerdings durch die „Betroffenheit von Arbeitslosigkeit“ ersetzt, da es im Datensatz nur noch sehr wenige Kinder gibt, die zu Hause keinen Computer haben (4,9 %).

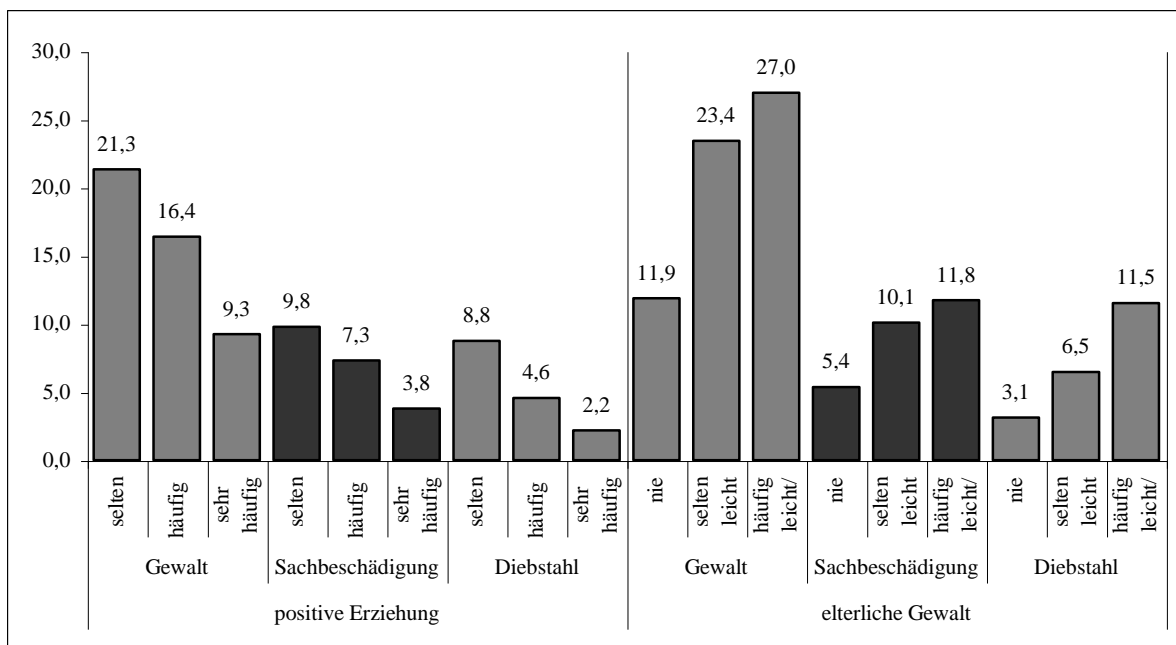
<sup>135</sup> Von einer entsprechenden Gewalttat in den letzten zwölf Monaten berichten 14,9 % der Kinder, von einer Sachbeschädigung 6,6 % und von einem Diebstahl 4,3 %.

hang zwischen dem Erleben elterlicher Gewalt (siehe Abschnitt 7.3.) und der Delinquenz dargestellt. Für alle drei Deliktformen ergeben sich dabei hochsignifikante Beziehungen. Besonders eng ist der Zusammenhang mit dem Gewaltverhalten: Kinder, die in den vergangenen vier Wochen keine elterliche Gewalt erlebt haben, haben zu 11,9 % ein anderes Kind geschlagen bzw. ihm gedroht, von den Kindern mit häufigen leichten bzw. schweren Gewalterfahrungen sind es 27,0 %. Delinquenzmindernd wirkt sich dagegen ein positiver Erziehungsstil aus, wie der linke Teil der Abbildung 7.11 belegt. Die positive Erziehung wurde über sechs elterliche Verhaltensweisen erfasst: Mutter/Vater

- weiß, was ich in Freizeit mache;
- ist jemand, mit der/dem ich über alles reden kann;
- unternimmt etwas mit mir;
- nimmt mich in den Arm;
- tröstet mich, wenn ich traurig bin;
- lobt mich, wenn ich etwas gut gemacht habe.

Diese Verhaltensweisen wurden getrennt für Mutter und Vater abgefragt; die Kinder konnten das Verhalten zwischen „1 – nie“ und „5 – immer“ einschätzen. Aus den insgesamt zwölf Items wurde eine Mittelwertskala gebildet.<sup>136</sup> Kinder, die Werte bis 3 (manchmal) aufweisen, erleben selten positive Erziehungsweisen der Eltern; Kinder, die Werte bis 4,5 aufweisen, tun dies häufig, der Rest der Kinder sehr häufig. Erkennbar ist, dass die Bereitschaft der Kinder, verschiedene Delikte auszuüben, zwei- bis viermal höher in der Gruppe der selten positiv Erzogenen ausfällt als in der Gruppe derjenigen, die sehr häufig ein entsprechendes Verhalten der Eltern erleben.

**Abbildung 7.11: Delinquentes Verhalten in den letzten zwölf Monaten nach elterlicher Erziehung (in %)**



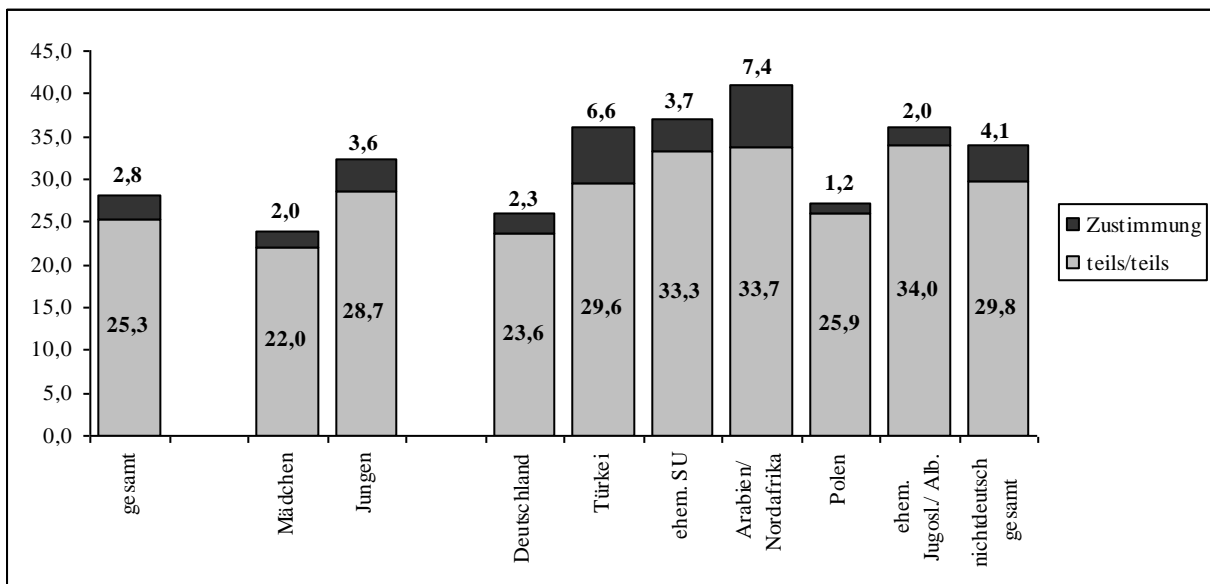
Ein weiteres Resultat elterlicher Erziehungsstile sind Persönlichkeitsmerkmale. Aus den Neuntklässlerbefragungen ist bekannt, dass vor allem die Zustimmung zu Gewalt legitimierenden Männlichkeitsnormen mit einer erhöhten Gewaltbereitschaft in Beziehung steht. Diese Normen stellen zudem eine Erklärung für die höheren Gewalttaten der nichtdeutschen Jugendlichen dar (vgl. Baier et al. 2009, S. 71ff). Im Vergleich zur Befragung der Neuntklässler

<sup>136</sup> Die Skala ist sowohl für die Mutter als auch für den Vater hoch reliabel (Cronbachs Alpha = .74 bzw. .81).

kam in der Befragung der Viertklässler allerdings nur eine reduzierte Version der Skala „Gewalt legitimierende Männlichkeitsnormen“ zum Einsatz. Dabei wurden die Kinder gebeten, ihre Zustimmung zu folgenden Aussagen zu äußern: „Ein Junge muss sich gegen Beleidigungen zur Wehr setzen, sonst ist er ein Schwächling“, „Der Vater soll der Chef der Familie sein und darf sich, wenn es sein muss, auch mit Gewalt durchsetzen“ sowie „Ein richtiger Mann ist stark und beschützt seine Familie“.<sup>137</sup> Aus den Antworten zu den drei Items wurde eine Mittelwertskala gebildet, auf deren Grundlage dann in einem weiteren Schritt drei Gruppen unterschieden wurden: die Gruppe derjenigen, die den zugrunde liegenden Werten ablehnend gegenüberstehen (Mittelwert 1,0 bis 2,0), diejenigen, die ihnen teilweise zustimmend, teilweise ablehnend gegenüberstehen (Mittelwert >2 bis 3,0) und jene, die ihnen zustimmen (Mittelwert > 3,0).<sup>138</sup>

Abbildung 7.12 zeigt, dass die Zustimmungsrate zu den Gewalt legitimierenden Männlichkeitsnormen bei den Kindern sehr niedrig ist. Lediglich 2,8 % der Befragten äußern sich zustimmend, 25,3 % sind unentschieden; entsprechend stehen 71,9 % der Kinder den Aussagen ablehnend gegenüber. Dabei lassen sich einerseits Unterschiede zwischen den Geschlechtern und andererseits zwischen den Migrantengruppen beobachten. Mädchen stimmten demnach den Gewaltnormen seltener zu als Jungen. Hinsichtlich der Migrantengruppen zeigt sich, dass die höchste Zustimmungquote bei den arabischen/nordafrikanischen sowie bei den türkischen Kindern zu finden ist. Niedrige Zustimmungsraten lassen sich bei den deutschen und polnischen Kindern feststellen. Aber auch bei den Kindern aus dem ehemaligen Jugoslawien ist der Anteil derjenigen, die den Männlichkeitsnormen uneingeschränkt zustimmen, mit 2,0 % relativ gering.

**Abbildung 7.12: Zustimmung zu Gewalt legitimierenden Männlichkeitsnormen nach Geschlecht und Migrationshintergrund (in %)**



<sup>137</sup> Die Zustimmung konnte zwischen „1 - stimmt nicht“ und „4 - stimmt genau“ abgestuft werden.

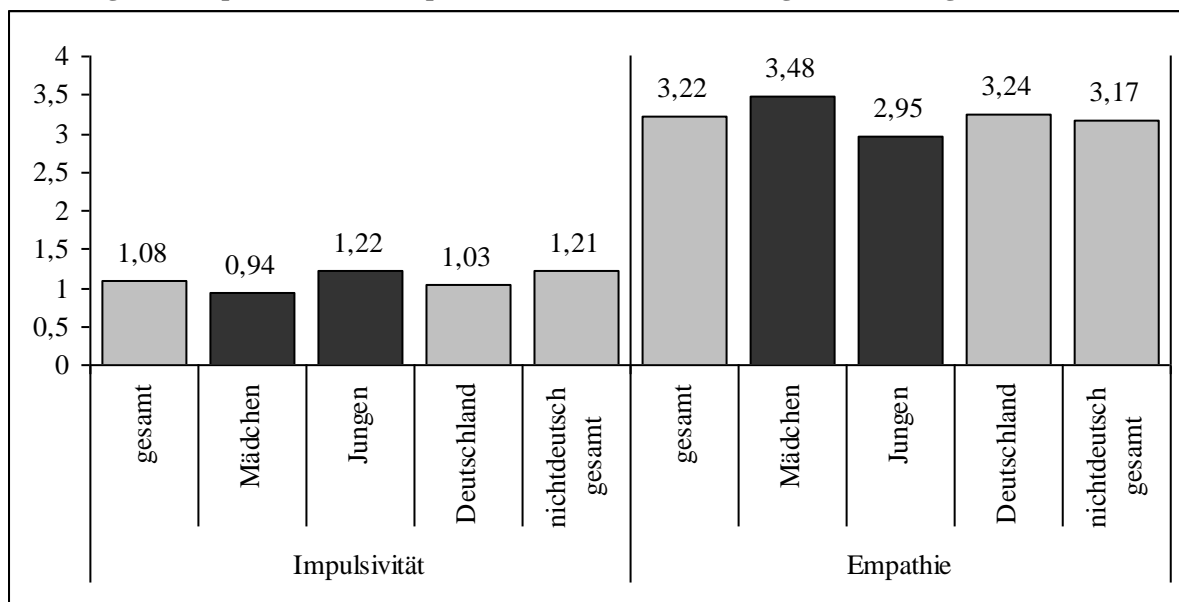
<sup>138</sup> Die interne Konsistenz der Skala ist mit Cronbachs Alpha = .38 relativ gering. Eine explorative Faktorenanalyse zeigt jedoch, dass alle drei Items auf einem Faktor mit Faktorladungen von jeweils über .65 laden.

Dass die Aufrechterhaltung der Normen auch ein Resultat innerfamiliärer Erziehung ist, belegt folgende Auswertung: Von den Kindern, die in den letzten vier Wochen keine elterliche Gewalt erfahren haben, stimmen nur 2,3 % den Normen explizit, weitere 22,7 % teilweise zu. Kinder, die häufiger leichte oder schwere elterliche Gewalt erleben, stimmen den Normen zu 7,1 % explizit und zu 37,9 % teilweise zu. In der letztgenannten Gruppe äußert sich damit fast die Hälfte (45,0 %) als zumindest teilweise zustimmend.

Die Beziehungen zwischen den Normen und dem abweichenden Verhalten sind ebenfalls recht stark ausgeprägt. Während diejenigen, die den Männlichkeitsnormen gegenüber ablehnend eingestellt sind, zu 13,0 % angeben, einem anderen Kind in den letzten zwölf Monaten Gewalt angetan zu haben, sind es bei den teilweisen Befürwortern schon 19,5 %, bei denjenigen, die den Normen gänzlich positiv gegenüberstehen, sogar 24,6 %.

Aus dem Bereich der Persönlichkeitsfaktoren wurden zudem die Impulsivität und die Empathie erfasst, zwei Eigenschaften, die in je unterschiedlicher Weise mit Delinquenz in Beziehung stehen sollten. Herangezogen wurden zur Messung jeder dieser Eigenschaften eine Skala mit vier Items, die mit „ja“ oder „nein“ beantwortet werden konnten.<sup>139</sup> Die Werte der Gesamtskala, die über eine Summierung berechnet wurden, können zwischen 0 (keine Impulsivität bzw. Empathie) und 4 (hohe Impulsivität bzw. Empathie) variieren. Die in Abbildung 7.13 berichteten Mittelwerte zeigen an, dass sich nur ein kleiner Teil der Befragten als impulsiv einschätzt, Mädchen und deutsche Befragte seltener als Jungen und nichtdeutsche Befragte. Eine hohe Empathie konstatiert sich demgegenüber die Mehrheit der Kinder, Mädchen dabei häufiger als Jungen.

**Abbildung 7.13: Impulsivität und Empathie nach Geschlecht und Migrationshintergrund (Mittelwerte)**

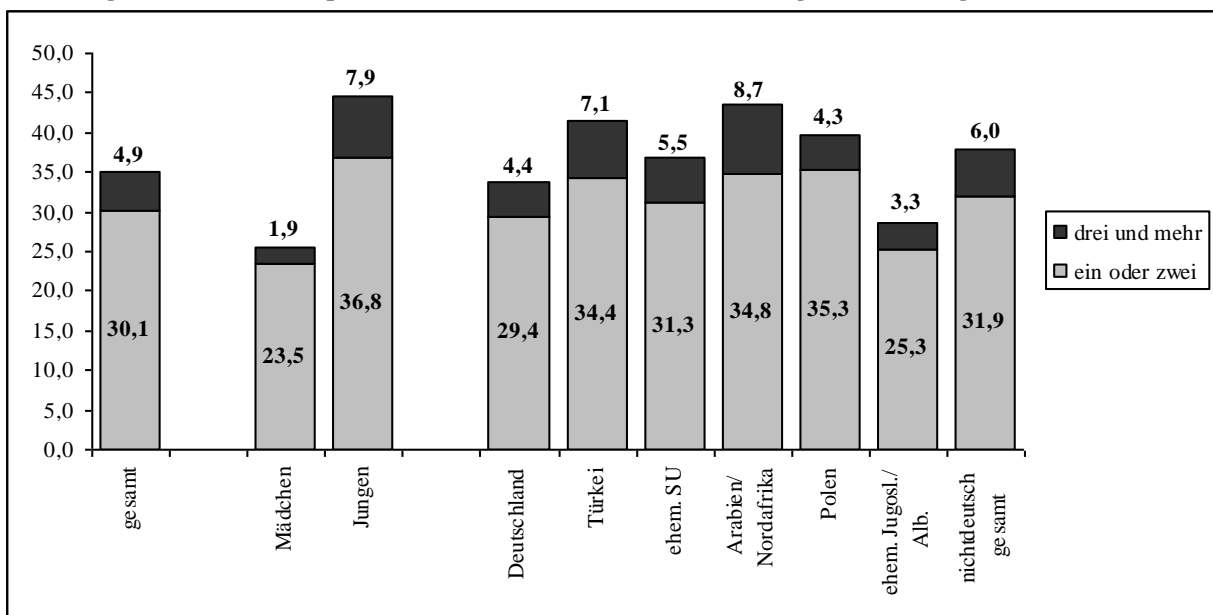


<sup>139</sup> Beispielaussagen für die Messung von Impulsivität sind „Ich tue und sage oft etwas, ohne darüber nachgedacht zu haben“ oder „Ich gerate oft in Schwierigkeiten, weil ich etwas tue, ohne zu überlegen“. Die interne Konsistenz der Skala ist als sehr gut zu bezeichnen (Cronbachs Alpha = .75). Gleiches gilt für die Empathieskala (Cronbachs Alpha = .78), die mit Aussagen wie „Es bedrückt mich, wenn ich sehe, dass jemand ausgelacht wird“ oder „Ich spüre oft Mitgefühl für Leute, denen es schlechter geht als mir“. Die Skalen basieren auf einem Messinstrument von Stadler et al. (2004).

Vor allem für die Impulsivität lassen sich enge Beziehungen mit delinquenten Verhaltensweisen feststellen. Die Rangkorrelationen (Spearman's Rho) weisen Werte zwischen .17 (Diebstahl) und .27 (Gewalt) auf<sup>140</sup>, d.h. je impulsiver ein Schüler ist, umso eher begeht er delinquente Taten. Für die Empathie zeigen sich hingegen negative Zusammenhänge, die zudem niedriger ausfallen: Beim Stehlen beträgt Spearman's Rho -.07, beim Gewaltverhalten immerhin -.12. Grundsätzlich bestätigen die Analysen aber, dass Persönlichkeitseigenschaften auch im Kindesalter ein wichtiger Bedingungsfaktor delinquenten Verhaltens sind.

Für die Entwicklung von Einstellungen und Verhaltensweisen ist neben dem Elternhaus der Kontakt mit Gleichaltrigen entscheidend. In der Neuntklässlerbefragung hat sich dabei ein sehr starker Einfluss der Peer-Gruppenzugehörigkeit gezeigt (siehe Abschnitt 5.2): Der Kontakt mit delinquenten Freunden ist einer der wichtigsten Prädiktoren der Täterschaft. Dies ist nicht überraschend, da gerade das Jugendalter eine Zeit der Ablösung vom Elternhaus und der Neuorientierung ist. In dieser Phase kommt der Freundesgruppe ein besonderer Stellenwert zu. Um zu prüfen, ob die gleichen Beziehungen auch bereits im Kindesalter zu beobachten sind, wurden die Viertklässler danach gefragt, wie viele ihrer Freunde schon einmal „in einem Kaufhaus oder Geschäft etwas gestohlen haben“, „einem anderen Kind absichtlich so sehr weh getan haben, dass es geweint hat/ verletzt war“ oder „gezündelt oder etwas in Brand gesteckt“ haben. Da nicht ausgeschlossen werden kann, dass ein und derselbe Freund von einem Kind mehrfach genannt wird, wurde der Maximalwert aus den Angaben zu den einzelnen Freunden gebildet. Die Verteilung ist in Abbildung 7.14 dargestellt.

**Abbildung 7.14: Anteil delinquenter Freunde nach Geschlecht und Migrationshintergrund (in %)**



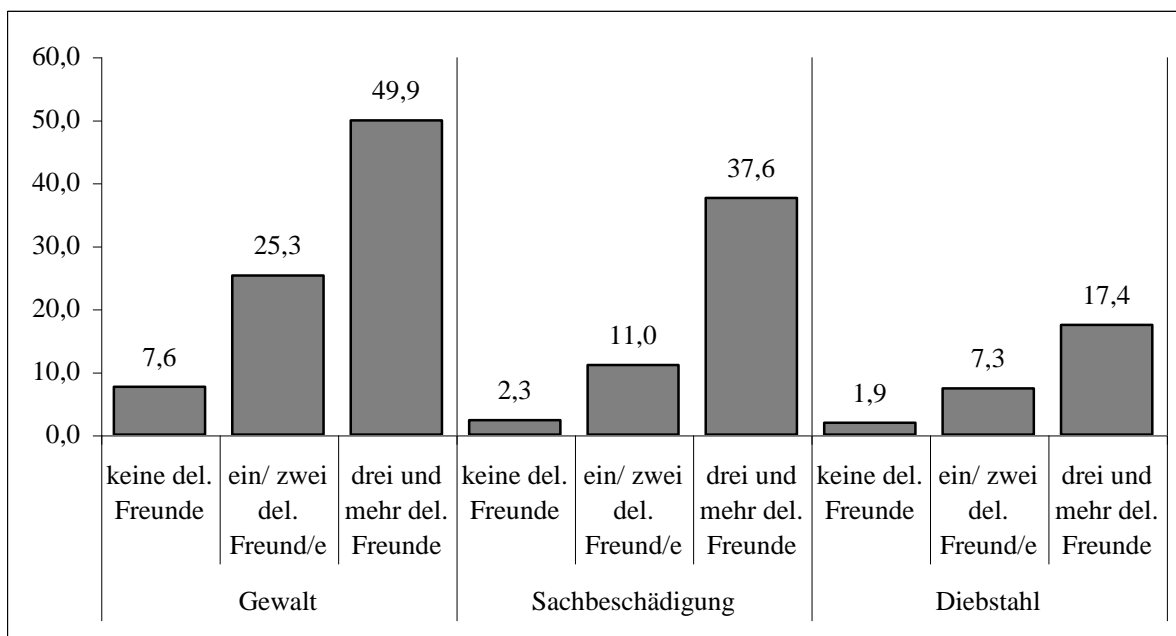
Nahezu zwei Drittel der Kinder (65,0 %) haben nach eigener Aussage keinen Freund, der schon einmal eine der genannten Verhaltensweisen gezeigt hat; 30,1 % haben einen oder zwei, 4,9 % sogar mehr als zwei solcher Freunde. Erneut ergeben sich deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern und den Migrantengruppen: Jungen haben fast doppelt so häufig wie Mädchen mindestens einen delinquenten Freund. Arabische/nordafrikanische und

<sup>140</sup> Dieser Koeffizient kann Werte zwischen 0 und 1 (bzw. -1) annehmen. Hohe positive Werte stehen für einen stärkeren positiven Zusammenhang, hohe negative Werte für einen stärkeren negativen Zusammenhang.

türkische Kinder sind in delinquentere Peer-Netzwerke eingebunden als deutsche Kinder. Am seltensten berichten aber Schüler aus dem ehemaligen Jugoslawien von entsprechenden Kontakten.

Abbildung 7.15 zeigt den Zusammenhang zwischen der Anzahl der delinquenten Freunde und dem eigenen delinquenten Verhalten. Kinder, die mehr als zwei delinquente Freunde haben, weisen mit 49,9 % ein um das 6,6fache erhöhtes Risiko auf, in den letzten zwölf Monaten einem anderen Kind Gewalt angetan zu haben als Kinder, die angeben, keinen solchen Freund zu haben (7,6 %). Ebenfalls deutliche Unterschiede zeigen sich bei den anderen Formen der Delinquenz: Das Risiko für einen Diebstahl liegt bei Kindern mit mindestens drei delinquenten Freunden um das 9,2fache über dem von Kindern ohne delinquente Freunde. Das Risiko für eine Sachbeschädigung ist um das 16,3fache erhöht, wenn Kinder Kontakt zu mehr als zwei delinquenten Freunden haben. Die Befunde aus Jugendbefragungen werden damit gestützt.

**Abbildung 7.15: Delinquentes Verhalten in den letzten zwölf Monaten nach Anzahl delinquenter Freunde (in %)**

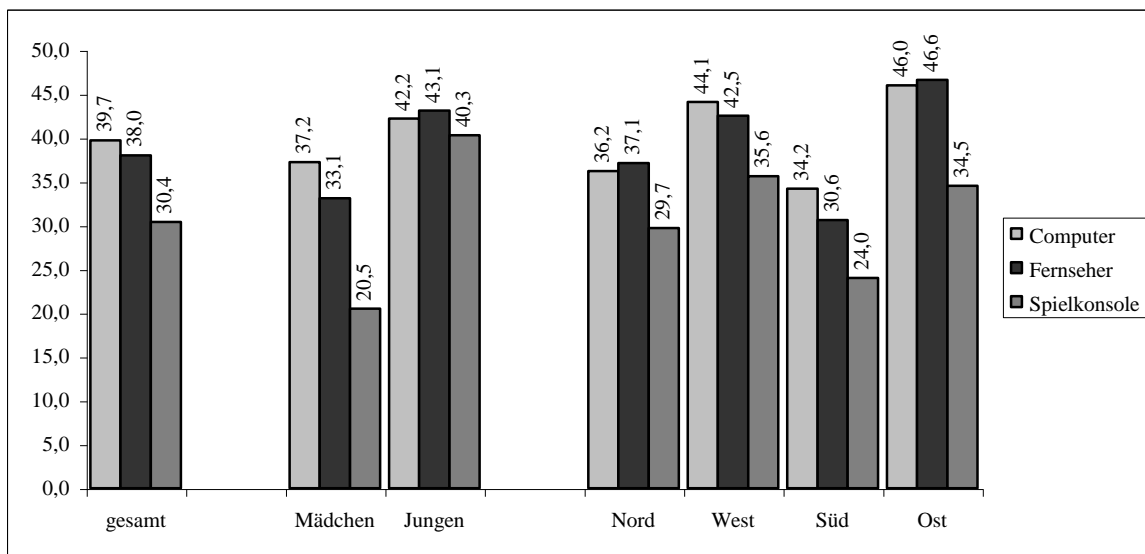


Neben den bislang genannten Faktoren haben wir uns in der Kinderbefragung auch dem Medienkonsum gewidmet. Verschiedene Studien können belegen, dass der Medienkonsum, insbesondere der Konsum von gewalttätigen Inhalten, einen Einfluss auf die Gewaltbereitschaft von Jugendlichen hat. Dies lässt sich damit begründen, dass ein häufiger Konsum von Gewaltinhalten mit einem Empathieverlust und einer Desensibilisierung gegenüber realer Gewalt einher geht (vgl. z.B. Kunczik/Zipfel 2004, Möller 2006, Mößle et al. 2007). Vergleichbar mit der Neuntklässlerbefragung (vgl. Abschnitt 2) haben wir bei den Kindern den Gerätebesitz, die Nutzungszeiten sowie die genutzten Inhalte erfragt. In Abbildung 7.16 ist zunächst abgebildet, wie häufig die Kinder im eigenen Zimmer über verschiedene Geräte verfügen und welche Geschlechts- bzw. regionale Unterschiede diesbezüglich existieren.

Einen Computer haben demnach 39,7 % aller Kinder im Zimmer stehen, einen Fernseher 38,0 %, eine Spielkonsole 30,4 %. Neben diesen Geräten haben wir auch weitere Geräte er-

fragt, die im Folgenden nicht weiter betrachtet werden sollen. So berichteten 70,1 % der Kinder, dass sie eine tragbare Spielkonsole zu Hause haben; 52,3 % verfügen über ein eigenes Handy, 28,8 % über einen DVD-Player bzw. einen Videorekorder im eigenen Zimmer, 20,2 % sogar über einen eigenen Internetanschluss. Hinsichtlich der Ausstattungsquoten zeigen sich deutliche Geschlechterunterschiede, insbesondere was den Besitz einer Spielkonsole anbelangt (Mädchen: 20,5 %, Jungen: 40,3 %). Aber auch der Fernseher oder der Computer findet sich seltener in Mädchenzimmern. Hinsichtlich der Regionengruppen finden sich ebenfalls starke Differenzen: Im Osten und Westen ist der Besitz von Mediengeräten demnach weiter verbreitet als im Süden, der bei allen Geräten die geringsten Ausstattungsquoten aufweist.

**Abbildung 7.16: Geräte im Zimmer nach Geschlecht und Gebietskategorie (in %)**



Neben der Medienausstattung wurden auch die Mediennutzungszeiten erfasst. Hierfür sollten die Kinder in einen Stundenplan eintragen, von wann bis wann sie am Tag vor der Befragung acht verschiedenen Tätigkeiten nachgegangen sind. Dabei haben sich vier Tätigkeiten auf Medienaktivitäten bezogen (Abbildung 7.17). Aus der folgenden Analyse wurden dabei jene Schüler ausgeschlossen, die an einem Montag befragt wurden, damit die Beschäftigungszeiten nicht durch Einbezug eines Wochenendtags überschätzt werden. Insgesamt wurden 6.189 Schüler an einem Dienstag, Mittwoch, Donnerstag oder Freitag befragt; deren Angaben liegen den Auswertungen zugrunde.<sup>141</sup>

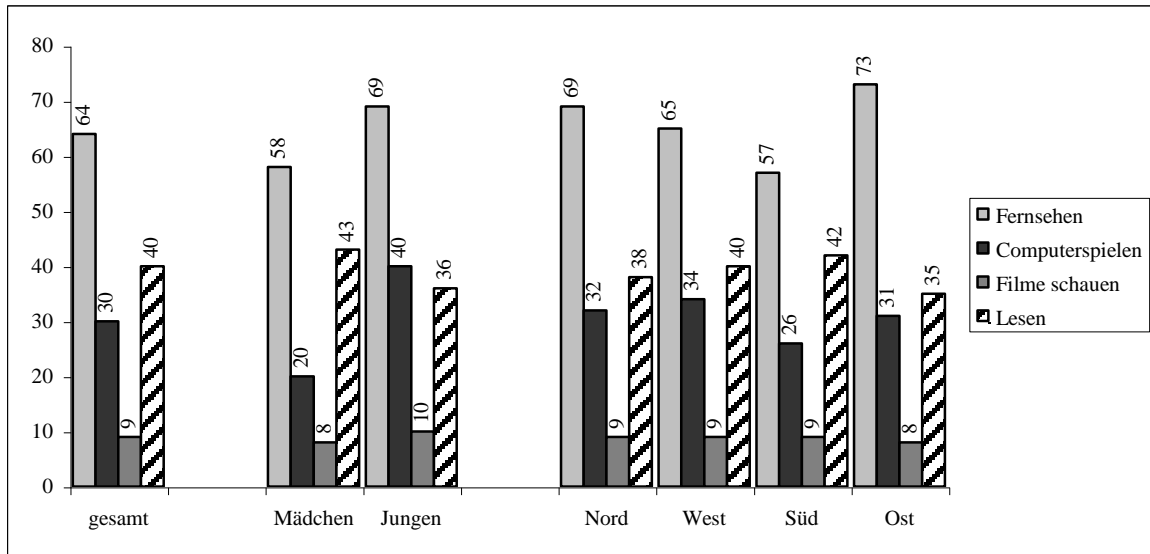
Wie Abbildung 7.17 zeigt, sehen Kinder an Wochentagen täglich durchschnittlich 64 Minuten fern. Dabei gaben immerhin 28,2 % der Kinder an, am Tag vor der Befragung kein fern gesehen zu haben. Am zweitlängsten werden täglich mit 30 Minuten Computer gespielt; hier fällt der Anteil an Kindern, die dieser Aktivität gar nicht nachgehen, mit 58,2 % noch höher aus. Mit dem Sehen von Filmen auf Video oder DVD verbringen die Kinder durchschnittlich 9 Minuten. Zum Vergleich haben wir auch das Lesen von Büchern aufgenommen: Hier gaben 42,2 % an, dies am Tag vor der Befragung nicht getan zu haben; im Mittel wendet ein Schüler immerhin 40 Minuten für das Lesen auf. Dabei handelt es sich zugleich um die einzige Akti-

<sup>141</sup> Grundsätzlich stellen die präsentierten Konsumzeiten konservative Schätzungen dar, weil jene Schüler, die im Stundenplan keine Eintragung vorgenommen haben, mit null Minuten in die Analysen eingehen.



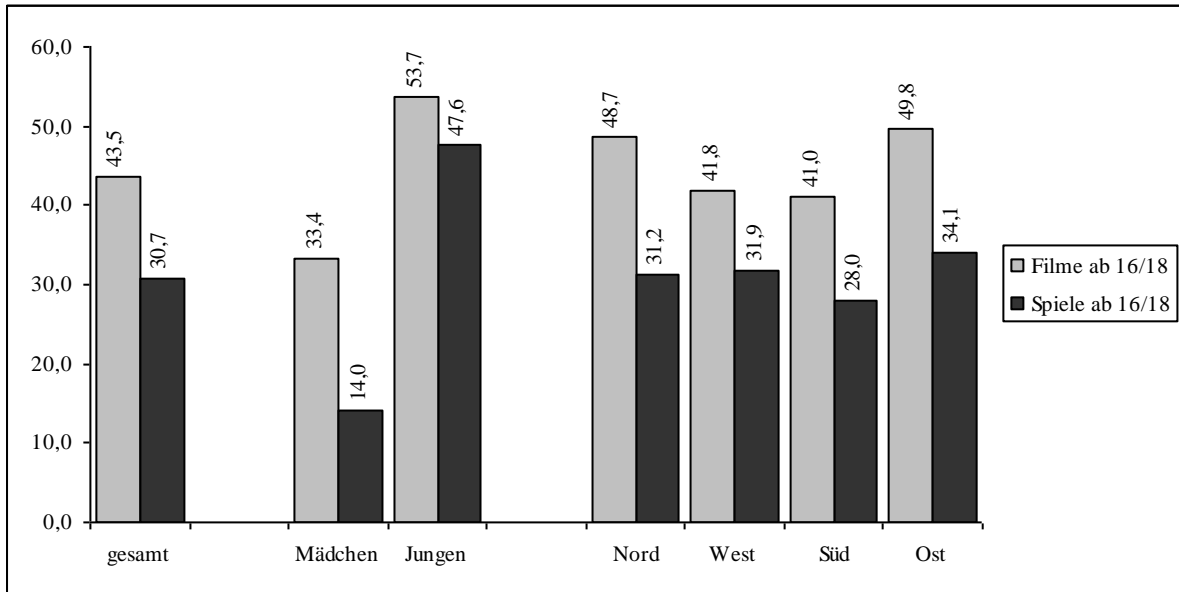
vität, der Mädchen länger als Jungen nach gehen: Mädchen lesen durchschnittlich 43 Minuten, Jungen nur 36 Minuten. Mit den anderen Aktivitäten beschäftigen sich die Jungen zeitlich intensiver; vor allem dem Computerspielen gehen die Jungen deutlich länger nach als die Mädchen. Hinsichtlich der Gebietskategorien zeigt sich, dass im Süden am seltensten ferngesehen und Computer gespielt wird. Im Osten wird demgegenüber besonders lang ferngesehen. Beim Lesen kehrt sich dieses Bild um: Im Süden lesen die Schüler im Durchschnitt an Wochentagen 42 Minuten, im Osten nur 35 Minuten.

**Abbildung 7.17: Mediennutzungszeiten an Wochentag nach Geschlecht und Gebietskategorie (in Minuten)**



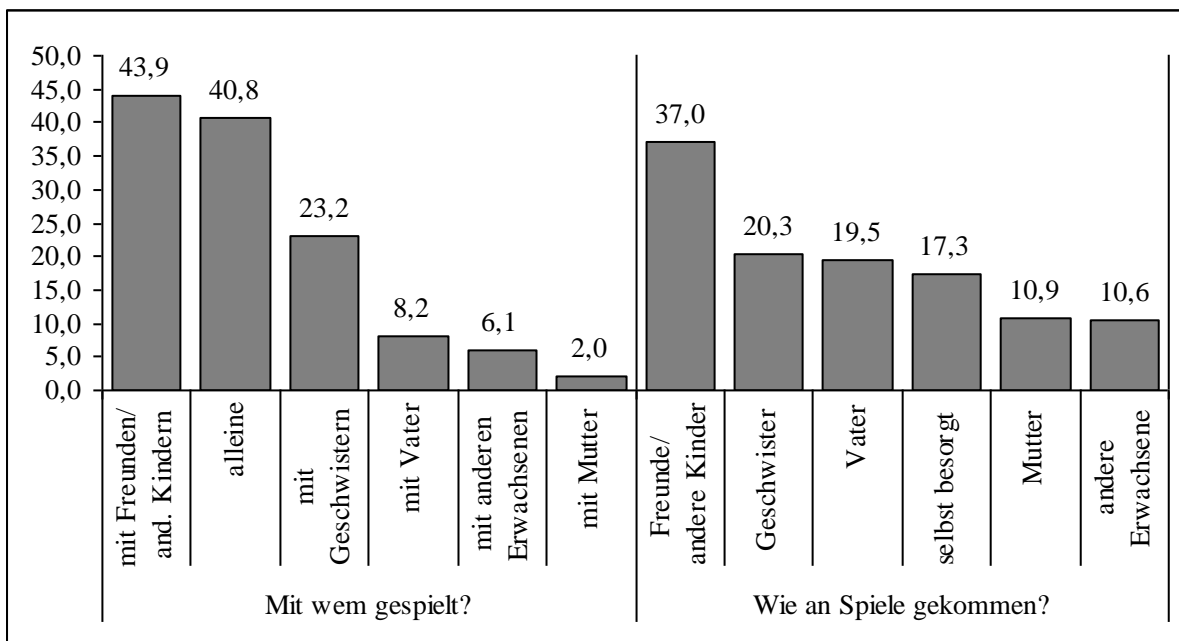
Den Konsum altersgefährdender Medieninhalte haben wir darüber zu erfassen versucht, dass wir die Schüler gebeten haben, uns mitzuteilen, ob sie schon einmal Filme ab 16 oder 18 Jahren gesehen bzw. Spiele ab 16 oder 18 Jahren gespielt haben. Dabei gehen wir davon aus, dass die Kinder recht genau über die Altersbeschränkungen bei Filmen und Spielen informiert sind und entsprechend verlässliche Angaben machen. Von allen befragten Kindern gaben 43,5 % an, bereits einmal einen Film ab 16 oder 18 Jahren gesehen zu haben (Abbildung 7.18); 30,7 % berichten davon, dass sie ein nicht für das Alter freigegebenes Spiel gespielt haben. Die Ergebnisse zu den Geschlechtern und Regionen bestätigen dabei einmal mehr die bisherigen Befunde: Jungen haben häufiger Zugang zu altersgefährdenden Medien, insbesondere zu entsprechenden Computerspielen. Im Süden kommen die Kinder hingegen seltener in Kontakt mit derartigem Material. Im Osten Deutschlands sind die höchsten Quoten an Kindern zu beobachten, die altersgefährdende Medien konsumieren. Kinder, die Filme ab 16/18 sehen, sind auch häufiger in Kontakt mit Spielen ab 16/18 gekommen und umgekehrt: Von den Kindern, die angaben, Filme ab 16/18 gesehen zu haben, haben 57,2 % auch Spiele ab 16/18 gespielt; bei den Kindern ohne Filmkonsum sind es nur 10,4 %, die Spiele ab 16/18 gespielt haben.

**Abbildung 7.18: Konsum altersgefährdender Medieninhalte nach Geschlecht und Gebietskategorie (in %)**



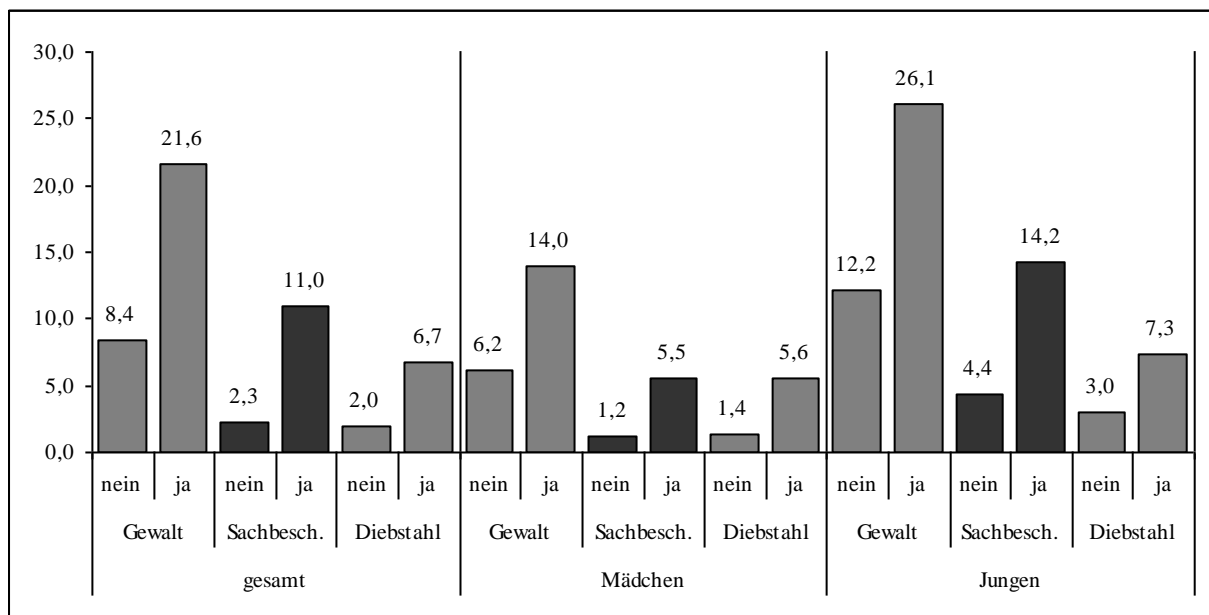
Kinder, die angegeben haben, Spiele ab 16/18 Jahren zu spielen, wurden zudem danach gefragt, mit wem sie diese Spiele spielen und woher sie diese haben. Die Schüler konnten dabei Mehrfachantworten geben, weshalb sich die in Abbildung 7.19 präsentierten Anteile nicht zu 100 % addieren. Deutlich wird, dass Kinder am meisten allein oder zusammen mit Gleichaltrigen (auch Geschwistern) die altersgefährdenden Spiele spielen; etwa jedes zehnte Kind tut dies aber mit Erwachsenen, meist mit dem Vater. Die Erwachsenen sind auch wichtig, wenn es darum geht, die Spiele zu besorgen. Jedes fünfte Kind hat das Spiel bzw. die Spiele vom Vater erhalten. Zugleich gilt auch hier: Die Gleichaltrigen sind die wichtigste Quelle, um an altersgefährdende Spiele heran zu kommen.

**Abbildung 7.19: Spielpartner und Bezugsquellen von altersgefährdenden Spielen (in %; nur Kinder, die Spiele ab 16/18 spielen)**



Dass der Konsum altersgefährdender Medien mit einer höheren Bereitschaft einher geht, sich delinquent zu verhalten, belegen die Ergebnisse in Abbildung 7.20. Wir unterscheiden hier nurmehr die Gruppe an Kindern, die keinen Kontakt mit altersgefährdenden Medien hatten von Kindern, die solchen Kontakt hatten; Spiele und Filme werden dabei zusammen betrachtet. Kinder mit Kontakt haben zu 21,6 % eine Gewalttat ausgeführt, Kinder ohne Kontakt nur zu 8,4 %. Bei Sachbeschädigungen und Diebstählen zeigt sich ebenfalls, dass das Sehen bzw. Spielen altersgefährdender Medien mit höheren Delinquenzraten einher geht. Wichtig ist an dieser Stelle zudem, dass sich diese Beziehungen für männliche wie weibliche Befragte zeigen. Zwar ergibt sich für männliche Befragte ein insgesamt höheres Niveau; die Zusammenhänge gelten aber für beide Geschlechter.

**Abbildung 7.20: Delinquentes Verhalten in den letzten zwölf Monaten nach Konsum altersgefährdender Medien und Geschlecht (in %)**

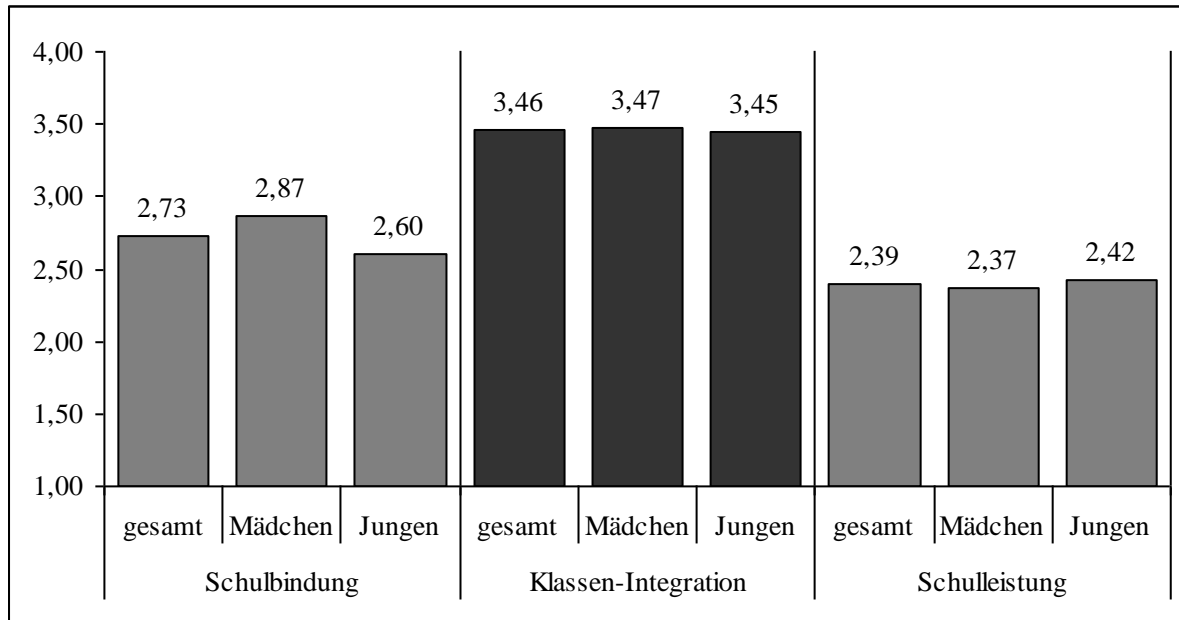


Als einen letzten Einflussfaktor auf die Delinquenzbereitschaft sollen schulische Erfahrungen untersucht werden. Wir haben hier folgende drei Faktoren erfasst:

- die Schulbindung; hier konnten die Schüler folgende Aussagen auf einer Skala von „1 – stimmt nicht“ bis „4 – stimmt genau“ bewerten: „Schule macht Spaß“, „Morgens freue ich mich auf die Schule“ und „Ich gehe gern zur Schule“. Die Skala lehnt sich an das Messinstrument von Rauer und Schuck (2003) an; die interne Konsistenz ist als sehr gut zu bezeichnen (Cronbachs Alpha = .90).
- die Integration in die Klasse; die Messung wurde ebenfalls in Anlehnung an Rauer und Schuck (2003) vorgenommen, wobei folgende Aussagen bewertet werden sollten: „Meine Mitschüler sind nett zu mir“, „Ich komme mit den Kindern in meiner Klasse gut aus“ und „Ich habe wenig Freunde in meiner Klasse“; die letzte Aussage stellt ein Umkehritem dar. Auch bei dieser Messung handelt es sich um ein sehr reliables Instrument (Cronbachs Alpha = .72).
- die Schulleistung; diese wurde über den Mittelwert der Schulnoten im letzten Zeugnis (von eins bis sechs) in den Fächern Deutsch, Mathematik und Sachkunde abgebildet.

Die Mittelwerte in Abbildung 7.21 belegen, dass sich die Mehrheit der Kinder an die Schule gebunden fühlt und in die Klasse integriert ist. In der Wahrnehmung der Integration in die Klasse unterscheiden sich Jungen und Mädchen nicht voneinander. Mädchen fühlen sich allerdings signifikant stärker an die Schule gebunden; zudem erzielen sie signifikant bessere Noten.

**Abbildung 7.21: Schulbezogene Einstellungen und Schulleistungen nach Geschlecht (Mittelwerte)**



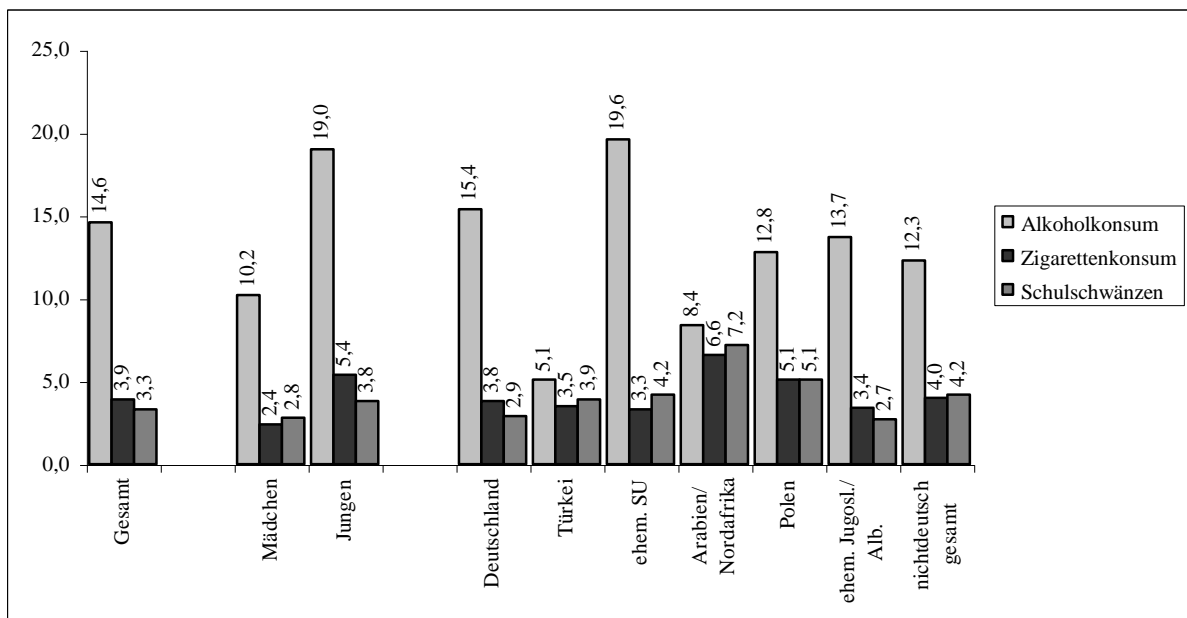
Bivariate Rang-Korrelationen (ohne Abbildung) zeigen, dass alle drei schulbezogenen Variablen mit der Ausübung delinquenten Verhaltens in Beziehung stehen. Eine höhere Schulbindung, eine bessere (wahrgenommene) Integration in die Klasse wie auch bessere Schulleistungen senken sowohl die Bereitschaft zum Begehen von Gewalt- als auch die Bereitschaft zum Begehen von Eigentumsdelikten. Allerdings sind die Beziehungen nur als mittelmäßig zu bewerten: Spearmans-Rho weist Werte zwischen .05 und .11 auf.

Delinquentes Verhalten steht häufig auch im Zusammenhang mit anderen abweichenden Verhaltensweisen. Bei der Analyse der Bedingungsfaktoren delinquenten Verhaltens in der Neuntklässlerstichprobe konnten wir bspw. feststellen, dass das Schulschwänzen wie auch der Drogenkonsum mit erhöhten Raten delinquenten Verhaltens in Beziehung stehen. Dementsprechend haben wir auch in den vierten Klassen diese Verhaltensweisen in einer für das Alter angemessenen Art und Weise abgefragt. Grundsätzlich besteht in Querschnittsbefragungen immer ein Kausalitätsproblem, da nicht mit Sicherheit gesagt werden kann, ob der Drogenkonsum oder das Schulschwänzen tatsächlich Ursachen delinquenten Verhaltens sind oder lediglich Bestandteile eines Abweichungssyndroms. Dennoch dürfte auch der Nachweis von korrelativen Beziehungen ein Hinweis darauf sein, dass diesen Verhaltensweisen verstärkt Aufmerksamkeit auch bereits im Kindesalter entgegengebracht werden sollte.

Insgesamt haben 14,6 % der befragten Viertklässler angegeben, in den letzten zwölf Monaten „mehr als einen Schluck Alkohol getrunken“ zu haben (vgl. Abbildung 7.22). Jungen haben etwa doppelt so häufig Alkohol getrunken wie Mädchen. Hinsichtlich der Migrationsgruppen zeigt sich, wie bereits in der Neuntklässlerbefragung, dass Kinder mit islamischen Hinter-

grund sehr viel seltener mit Alkohol in Kontakt kommen als deutsche Kinder; die höchste Rate an Kindern, die mehr als einen Schluck Alkohol getrunken haben, ergibt sich allerdings für die Schüler aus der ehemaligen SU (19,6 %). „Eine Zigarette geraucht“ (Beschreibung im Fragebogen) haben 3,9 % der Kinder, Jungen erneut häufiger als Mädchen (5,4 zu 2,4 %). Polnische und arabische/nordafrikanische Kinder berichten am häufigsten vom Rauchen in den letzten zwölf Monaten. Das Schulschwänzen kommt von allen drei betrachteten Verhaltensweisen am seltensten vor: 3,3 % der Kinder meinten, dass sie die Schule geschwänzt haben. Die Geschlechterunterschiede sind dabei eher gering ausgebildet. Erneut sind es die arabischen/nordafrikanischen Kinder, die eine besonders hohe Prävalenzrate aufweisen. Das Schwänzverhalten wurde in zweierlei Weise abgefragt: Einmal sollten die Schüler berichten, ob sie einen ganzen Tag geschwänzt haben, ein weiteres Mal, ob sie einzelne Stunden geschwänzt haben. Ersteres gaben 1,6 % der Kinder zu, letzteres 2,2 %. Für die Darstellung wurde ein zusammenfassender Index gebildet. Kinder, die mindestens eine der beiden Schwänzformen gezeigt haben, gelten als Schulschwänzer.

**Abbildung 7.22: Abweichendes Verhalten in den letzten 12 Monaten nach Geschlecht und Migrationshintergrund (in %)**

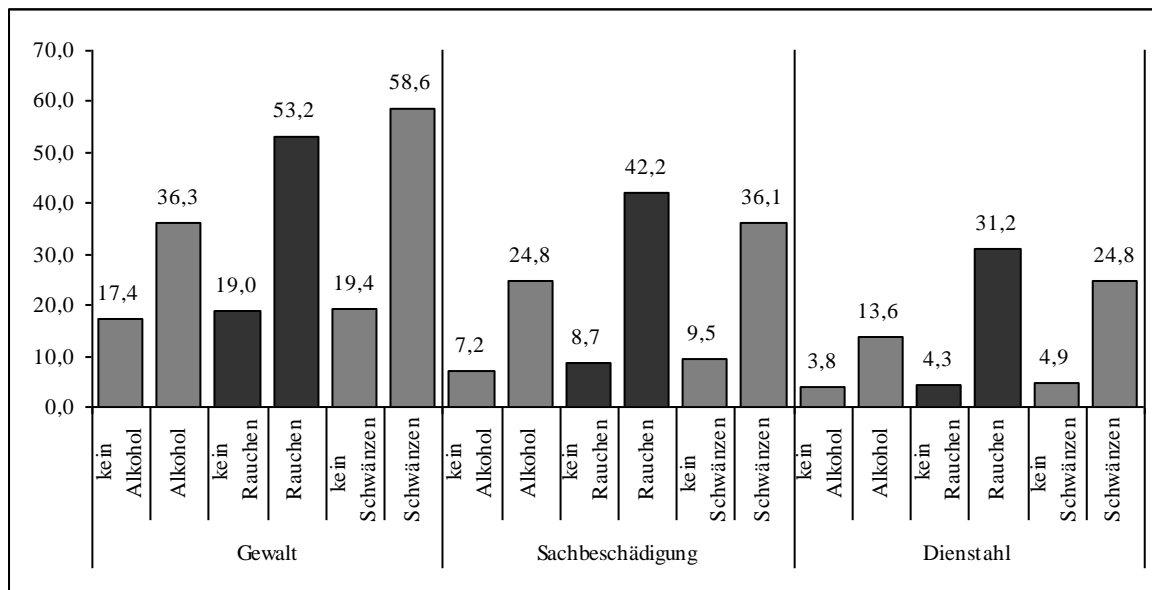


Signifikante Stadt-Land-Unterschiede gibt es bei diesen Verhaltensweisen in Bezug auf den Alkoholkonsum und das Schwänzen. Alkohol wird häufiger in mittelstädtischen Gebieten und Landkreisen getrunken als in Großstädten; in Großstädten wird hingegen häufiger die Schule geschwänzt. Diese Unterschiede zeigen sich auch, wenn nur die deutschen Kinder betrachtet werden, d.h. es handelt sich nicht allein um einen Effekt der unterschiedlichen Migrantenzusammensetzung der Gebiete. Für den Alkohol- und Zigarettenkonsum ergibt sich darüber hinaus ein Ost-West-Unterschied: Während nur 14,0 % der Kinder aus den westdeutschen Befragungsgebieten Alkohol konsumiert bzw. 3,7 % eine Zigaretten geraucht haben, liegen die Anteile in Ostdeutschland bei 17,9 bzw. 5,1 %.

Abbildung 7.23 zeigt, dass Jungen, die in den letzten zwölf Monaten Alkohol getrunken haben, deutlich häufiger delinquentes Verhalten verüben als andere Kinder. Bei Alkohol konsumierenden Kindern liegt der Anteil derer, die einem anderen Kind Gewalt angetan haben,

bei 36,3 % und damit um das 2,1fache über dem Anteil der Kinder, die keinen Alkohol getrunken haben (17,4 %). Noch engere Zusammenhänge bestehen zwischen dem Alkoholkonsum und der Sachbeschädigung bzw. dem Diebstahl. Zugleich erweisen sich aber auch das Rauchen und das Schwänzen als Risikofaktoren der Delinquenz. Kinder, die in den letzten zwölf Monaten geraucht haben, haben bspw. 7,3mal häufiger einen Diebstahl ausgeführt als Kinder, die nicht geraucht haben (31,2 zu 4,3 %). Schwänzende Schüler sind 5,1mal häufiger als Diebe in Erscheinung getreten als nicht schwänzende Schüler (4,9 zu 24,8 %). Insofern bestätigen sich erneut die Zusammenhänge, die sich auch bereits in der Neuntklässlerbefragung gezeigt haben.

**Abbildung 7.23: Delinquentes Verhalten in den letzten zwölf Monaten nach abweichendem Verhalten (in %, nur männliche Befragte)**



Bislang wurden die Bedingungsfaktoren delinquenten Verhaltens isoliert betrachtet. Dies hat zur Folge, dass der Einfluss eines Faktors tendenziell überschätzt wird, weil es z.T. Überschneidungen zwischen den vorgestellten Variablen gibt. Persönlichkeitseigenschaften sind bspw. durch das Erziehungsverhalten geprägt, der eigene Medienkonsum ist nicht unabhängig von den Eigenschaften der Freunde usw. Wir wollen daher abschließend die Ergebnisse eines multivariaten Erklärungsmodells vorstellen. Erklärt werden soll, warum ein Schüler in den letzten zwölf Monaten mindestens einmal eine Gewalttat (Kind wehgetan/verletzt bzw. Kind gedroht) begangen hat. Da es sich um eine binäre Variable handelt (nicht getan vs. getan), greifen wir auf das Verfahren der logistischen Regressionsanalyse zurück (vgl. Backhaus et al. 2003, S. 417ff). In Tabelle 7.7 sind die Ergebnisse der Analyse aufgeführt. Werte über 1 bedeuten, dass das Risiko der Gewalttäterschaft bei Vorliegen bestimmter Faktoren steigt, Werte unter 1 bedeuten, dass dieses Risiko sinkt.

Berechnet wurden verschiedene Erklärungsmodelle. Im ersten Modell befinden sich nur demographische Faktoren. Die Ergebnisse zeigen, das Mädchen signifikant seltener, nichtdeutsche Befragte signifikant häufiger zu Gewalt greifen. Im Westen und Süden wird seltener Gewalt angewandt als im Norden. Das zweite Modell berücksichtigt zusätzlich die Erziehung und Persönlichkeitsvariablen. Interessant ist dabei zunächst, dass der Einfluss des Migrationshintergrunds verschwindet; d.h. weil nichtdeutsche Kinder häufiger elterliche Gewalt erfah-

ren, u.a. deshalb häufiger impulsiv sind und häufiger Männlichkeitsnormen zustimmen, werden sie auch häufiger gewalttätig. Elterliche Gewalterfahrungen steigern das Risiko, selbst zum Täter zu werden, erheblich; dabei ist auch das Erleben seltener, leichter elterlicher Gewalt bereits folgenreich. Positive Erziehungserfahrungen senken, Männlichkeitsnormen erhöhen die Gewaltbereitschaft – die Koeffizienten werden aber als nicht signifikant ausgewiesen. Anders hingegen die anderen Persönlichkeitseigenschaften: Impulsive Kinder sowie Kinder mit geringen Empathiewerten sind deutlich häufiger Gewalttäter.

Die Befunde zum Einfluss der elterlichen Gewalt und der Impulsivität bzw. Empathie bleiben weitestgehend erhalten, wenn weitere Bedingungsfaktoren im Modell berücksichtigt werden (Modell III). Entsprechend der weiter vorn präsentierten Analysen zeigt sich auch im Modell, dass der Konsum altersgefährdender Medien die Gewaltbereitschaft erhöht. In die gleiche Richtung wirkt der Kontakt mit delinquenten Freunden. Der Kontakt zu drei und mehr Freunden erhöht das Gewaltisiko um das 6,1fache. Schulische Faktoren stehen in keinem direkten Bezug zur Gewaltbereitschaft. Schüler, die sich an die Schule gebunden fühlen und die gut in die Klasse integriert sind, werden seltener Gewalttäter; dieser Effekt ist aber nicht signifikant.

**Tabelle 7.7: Einflussfaktoren gewalttätigen Verhaltens (binär logistische Regression; abgebildet: Exp(B))**

	Modell I	Modell II	Modell III	Modell IV
Geschlecht: weiblich	0.375***	0.467***	0.607***	0.552***
nichtdeutsche Herkunft	1.240**	1.072	1.049	1.067
Nord	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz
West	0.752**	0.807*	0.909	0.896
Süd	0.708**	0.759*	0.867	0.880
Ost	0.973	0.943	0.968	0.997
positive Erziehung		0.907	1.041	1.010
elterliche Gewalt: nie		Referenz	Referenz	Referenz
elterliche Gewalt: selten leicht		1.723***	1.550***	1.420***
elterliche Gewalt: häufig leicht/ schwer		1.584***	1.307*	1.107
Männlichkeitsnormen		1.081	0.957	0.951
Impulsivität		1.603***	1.490***	1.417***
Empathie		0.861***	0.902**	0.871***
Konsum altersgefährdender Medien			1.478***	1.297**
Schulbindung			0.928	0.948
Integration in Klasse			0.899	0.967
Schulleistungen (Noten)			0.982	0.997
delinquente Freunde: keine			Referenz	Referenz
delinquente Freunde: ein/ zwei			2.955***	2.523***
delinquente Freunde: drei und mehr			6.102***	4.826***
Alkoholkonsum				1.319**
Zigarettenkonsum				1.557**
Schulschwänzen				2.129***
Gewaltopfer				2.794***
<b>N</b>	<b>7672</b>	<b>7546</b>	<b>7132</b>	<b>6964</b>
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.055</b>	<b>.181</b>	<b>.254</b>	<b>.304</b>

\* p < .05, \*\* p < .01, \*\*\* p < .001

Im letzten Modell IV werden Variablen einbezogen, die auf weitere Auffälligkeiten hinweisen. Sehr deutlich zeigt sich, dass Schüler, die selbst in den letzten zwölf Monaten zum Weinen gebracht bzw. verletzt wurden, auch selbst häufiger zum Täter einer entsprechenden

Tat geworden sind. Schwänzende Schüler treten ebenfalls 2,1mal häufiger als nicht schwänzende Schüler als Gewalttäter in Erscheinung. Ebenso steht das Trinken von Alkohol und das Rauchen einer Zigarette mit der Täterschaft in Beziehung. Die Koeffizienten fallen bzgl. dieser beiden Variablen aber etwas geringer aus.

Mit dem letzten Modell können 30,4 % der Varianz der Täterschaft aufgeklärt werden. Insofern wurden tatsächlich sehr wichtige Faktoren berücksichtigt. Dennoch verweist dieses Ergebnis darauf, dass weitere Bedingungsfaktoren für die Gewaltnstehung im Kindesalter von Relevanz sind. Zudem ist anzumerken, dass in den präsentierten Erklärungsmodellen nur direkte Beziehungen untersucht werden können. Eine Aufgabe weiterer Forschung muss es daher sein, die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Faktoren zu untersuchen, mit dem Ziel, Pfadmodelle, wie sie anhand von Jugendstichproben berechnet worden sind (vgl. Baier et al. 2009, S. 84ff; Baier 2005), auch an Kinderstichproben zu überprüfen.

### 7.5. Gewalt und Mobbing in der Schule

In einem gesonderten Abschnitt wollen wir uns einem weiteren Thema der Kinderbefragung widmen: den Gewaltvorkommnissen in der Schule. Die Forschungsarbeiten zu diesem Thema haben in den letzten Jahren stark zugenommen, wie verschiedene Veröffentlichungen belegen (z.B. Fuchs et al. 2005, Meier 2003, Melzer 2006). Im Rahmen der Viertklässlerbefragung wurde Gewalt in der Schule sowohl aus Opfer- als auch aus Täterperspektive erhoben. Dabei wurden sowohl physische als auch psychische Aggressionsformen erfasst. Tabelle 7.8 gibt zunächst einen Überblick über die Opfererfahrungen der Kinder. Insgesamt 21,7 % (100 % - 78,3 %) der Kinder geben an, in den letzten vier Wochen von anderen Schülern geschlagen oder getreten worden zu sein; 17,4 % haben dies ein- oder zweimal erlebt, 2,6 % drei- bis sechsmal und 1,8 % der Kinder sogar noch häufiger. Formen des Mobbings kommen z.T. noch häufiger vor: Gehänselt wurden 32,3 % der Schüler, in der Pause vom Spielen ausgeschlossen 23,1 %; Gerüchte wurden über 23,0 % der Schüler verbreitet, 16,6 % wurden wie Luft behandelt und nicht mehr beachtet. Vergleichsweise selten berichten die Kinder darüber, dass sie von anderen Kindern gezwungen wurden, etwas zu tun, was sie nicht wollten (7,5 %) oder dass ihre Sachen von anderen Schülern absichtlich kaputt gemacht wurden (7,1 %).

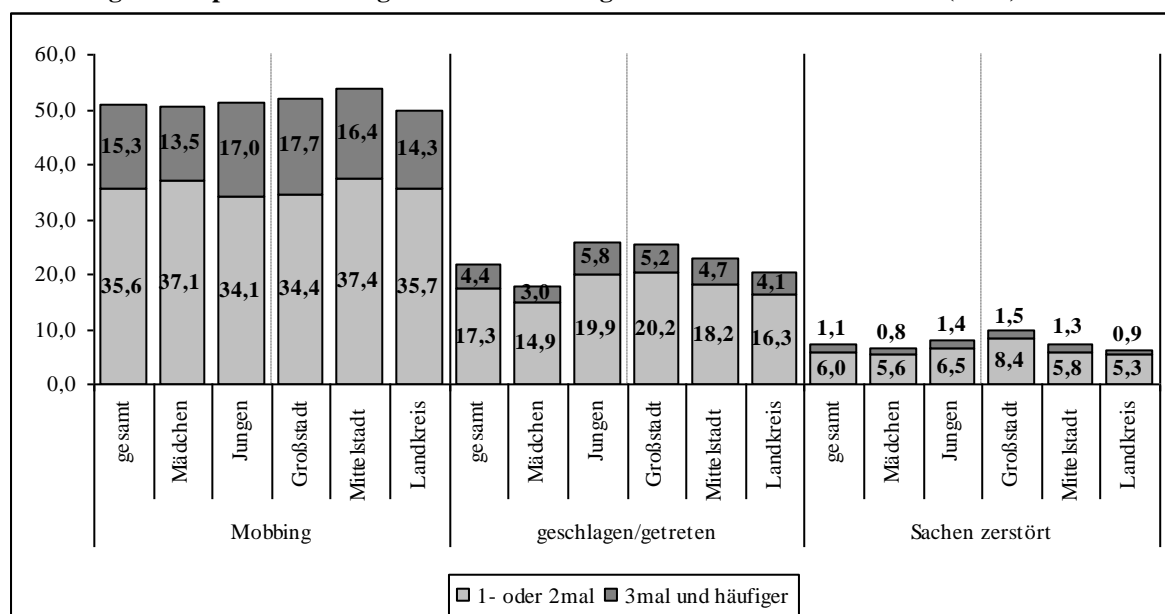


**Tabelle 7.8: Viktimisierung durch Schulgewalt und Mobbing in den letzten vier Wochen (in %)**

	nie	1- oder 2-mal	3- bis 6-mal	häufiger	gültige N
Ich wurde von anderen Schülern geschlagen oder getreten.	78,3	17,4	2,6	1,8	7707
Schüler haben mich gezwungen, etwas zu tun, was ich nicht wollte.	92,5	5,7	1,0	0,9	7698
Schüler haben mit Absicht meine Sachen kaputt gemacht.	92,9	6,0	0,6	0,5	7698
Schüler haben mich gehänselt oder hässliche Dinge über mich gesagt.	67,7	23,4	5,2	3,7	7700
Ich durfte in der Pause nicht bei anderen Kindern mit-spielen.	76,9	17,2	2,9	3,1	7688
Andere Schüler haben mich wie Luft behandelt und absichtlich nicht mehr beachtet.	83,4	12,8	2,3	1,5	7692
Andere Schüler haben Gerüchte über mich verbreitet, die nicht wahr gewesen sind.	77,0	17,9	2,8	2,4	7688

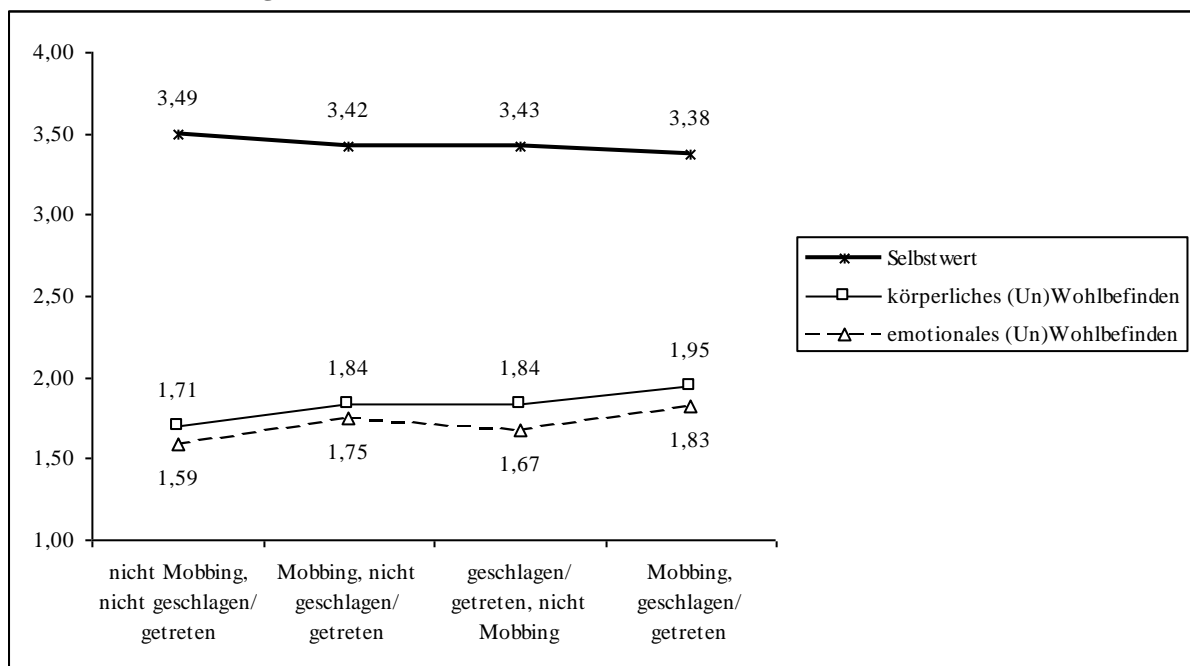
Hinsichtlich der Opfererfahrungen von Schulgewalt zeigen sich signifikante Unterschiede zwischen den Geschlechtern (Abbildung 7.24). Wir betrachten dabei nicht mehr alle sieben Übergriffe detailliert; stattdessen haben wir aus den vier Mobbingformen einen Index gebildet, in dem die häufigste Erfahrung eines als Mobbing kategorisierten Übergriffs eingeht. Immerhin 50,9 % aller Schüler gaben an, mindestens ein- oder zweimal in den letzten vier Wochen gemobbt worden zu sein. Neben dem Mobbing werden weiterhin das Schlagen/Treten und die Sachbeschädigung (jeweils Einzelitems) berücksichtigt. Jungen erfahren alle drei Aggressionsformen häufiger als Mädchen. Bei der Sachbeschädigung und dem Mobbing sind die Unterschiede aber eher gering, wenn die Gesamtprävalenz betrachtet wird. Jungen berichten allerdings häufiger, dreimal und mehr gemobbt worden zu sein. Geschlagen bzw. getreten wurden Jungen 1,4mal häufiger als Mädchen. Bei allen drei Verhaltensweisen zeigt sich, dass Kinder in Landkreisen seltener Opfererfahrungen berichten als Kinder in Mittel- und Großstädten. Besonders klar sind diese Beziehungen beim Gewaltverhalten und bei der Sachbeschädigung.

**Abbildung 7.24: Opfer von Schulgewalt und Mobbing nach Geschlecht und Gebiet (in %)**



Das Erleben innerschulischen Mobbings bzw. innerschulischer Gewalt steht in engem Verhältnis mit der eigenen Befindlichkeit. Weiter vorn konnten entsprechende Beziehungen für das Erleben innerfamiliärer Gewalt aufgezeigt werden. In Abbildung 7.25 ist dargestellt, wie sich drei Indikatoren der Befindlichkeit mit der Opfererfahrung verändern. Die Erfassung der Befindlichkeit wurde bereits vorgestellt; die Kinder konnten die einzelnen Aussagen zwischen „1 – nie“ und „5 – immer“ einschätzen. Hohe Werte stehen dabei für ein niedriges körperliches und emotionales Wohlbefinden bzw. für einen hohen Selbstwert. Kinder, die in den letzten vier Wochen weder gemobbt noch geschlagen/getreten wurden, berichten den höchsten Selbstwert sowie die beste Befindlichkeit. Bereits die Erfahrung von Mobbing führt zu einer Verringerung des Selbstwerts und der Befindlichkeit. Erstaunlicher Weise macht es keinen Unterschied, ob ein Kind psychische Gewalt (Mobbing) oder physische Gewalt (geschlagen/getreten) erlebt hat – die Werte sind fast identisch. Besonders niedrige Werte sind allerdings dann zu beobachten, wenn sowohl Mobbing als auch physische Gewalt erlebt wird; d.h. die Gruppe der in verschiedener Weise viktimisierten Kinder fühlt sich körperlich und emotional am schlechtesten wie sie auch den niedrigsten Selbstwert berichtet.

**Abbildung 7.25: Indikatoren der psychischen Befindlichkeit nach Schulopfererfahrungen (Mittelwerte; unter Kontrolle von Geschlecht, nichtdeutscher Herkunft und Arbeitslosigkeit; nur Kinder, die nicht Täter im Schulkontext gewesen sind)**



In identischer Weise wie aus Opfer- wurde die Schulgewalt auch aus Täterperspektive erfragt. Tabelle 7.9 gibt einen Überblick über das Ausmaß von Gewalt und Mobbing in der Grundschule. Insgesamt 12,7 % (100 % - 87,3 %) der Schüler geben an, in den letzten vier Wochen einen anderen Schüler geschlagen oder getreten zu haben; 10,8 % haben dies ein- oder zweimal getan, 1,9 % mehr als zweimal. Die häufigste Form des Mobbings ist den Ergebnissen zufolge das Ausschließen von anderen Schülern: 20,7 % der Kinder geben an, dass sie dagegen waren, dass ein anderes Kind mit ihm und seinen Freunden in der Pause spielt. Etwas seltener sind Hänseleien und das Ignorieren anderer Schüler (jeweils 16,5 %). Deutlich seltener werden unwahre Gerüchte über andere verbreitet (6,2 %); Sachbeschädigungen (1,7 %) und Bedrohungen (2,1 %) sind am seltensten.

**Tabelle 7.9: Schulgewalt und Mobbing in den letzten vier Wochen (in %)**

	nie	1- oder 2-mal	3- bis 6-mal	häufiger	gültige N
Ich habe einen Schüler geschlagen oder getreten, und zwar nicht aus Spaß.	87,3	10,8	1,1	0,8	7686
Ich habe ein anderes Kind gezwungen, etwas zu tun, was es nicht wollte.	97,9	1,6	0,2	0,3	7675
Ich habe Sachen von einem Schüler mit Absicht kaputt gemacht.	98,3	1,4	0,1	0,2	7680
Ich habe einen Schüler gehänselt oder hässliche Dinge über ihn gesagt.	83,5	15,6	1,3	0,6	7684
Ich war dagegen, dass ein anderes Kind mit mir und meinen Freunden zusammen in der Pause spielt.	79,3	18,1	1,4	1,1	7667
Ich habe einen anderen Schüler wie Luft behandelt und absichtlich nicht mehr beachtet.	83,5	15,5	1,1	0,9	7682
Ich habe Gerüchte über einen anderen Schüler verbreitet, die nicht wahr gewesen sind.	93,8	5,4	0,4	0,4	7674

Aus Täterperspektive werden die Befunde zur Opferschaft repliziert, was die Geschlechts- und Gebietsunterschiede angeht (Abbildung 7.26). Jungen treten insbesondere häufiger als Täter von Gewalttaten in der Schule in Erscheinung: Immerhin 18,5 % der Jungen haben in den letzten vier Wochen einen anderen Schüler geschlagen oder getreten; bei den Mädchen beträgt die Quote nur 7,0 %. Das seltene Mobbing wird von den Mädchen genauso häufig praktiziert wie von den Jungen; der Anteil an Kindern, die dreimal und häufiger gemobbt haben, ist unter den Jungen aber mehr als doppelt so hoch wie unter den Mädchen (6,9 zu 3,3 %). In eher ländlichen Gebieten wird von den Kindern in den Schulen etwas seltener aggressives Verhalten gezeigt als in den städtischen Gebieten. Während bspw. nur 12,0 % der Kinder aus Landkreisen ein anderes Kind geschlagen oder getreten haben, sind es in Großstädten 15,1 %. Dieser Stadt-Land-Unterschied ist im Wesentlichen auf die ethnische Zusammensetzung zurückzuführen: Da in städtischen Gebieten mehr Migrantenkinder leben und diese eine höhere Schulgewaltquote aufweisen (s.u.), ergibt sich für Städte eine höhere Gewaltquote.

**Abbildung 7.26: Schulgewalt und Mobbing nach Geschlecht und Gebietskategorie (in %)**

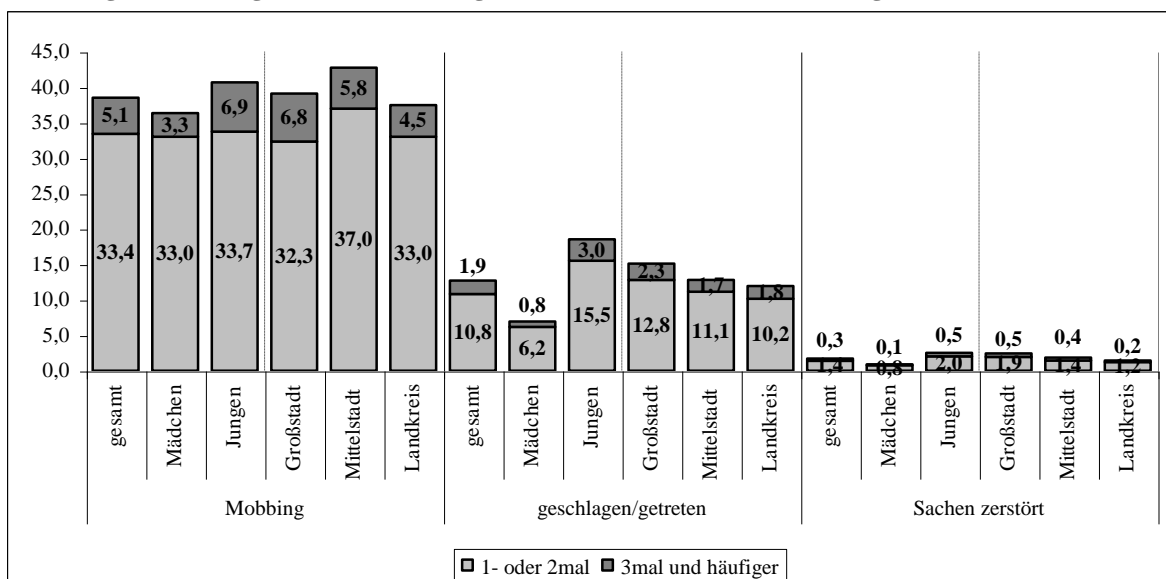
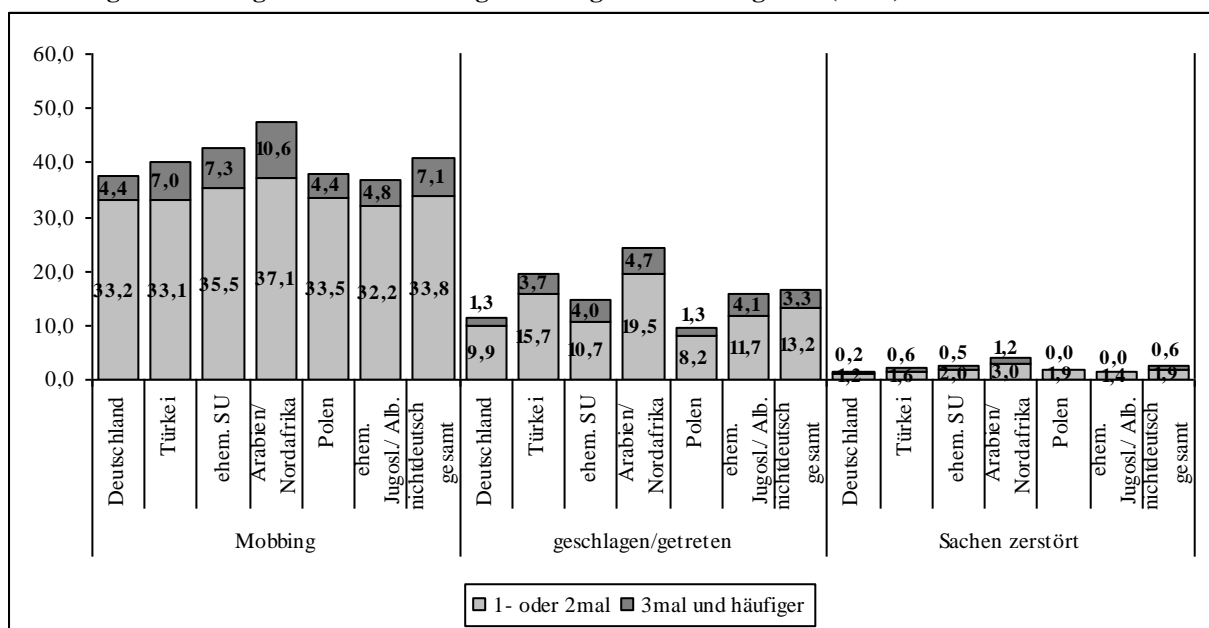


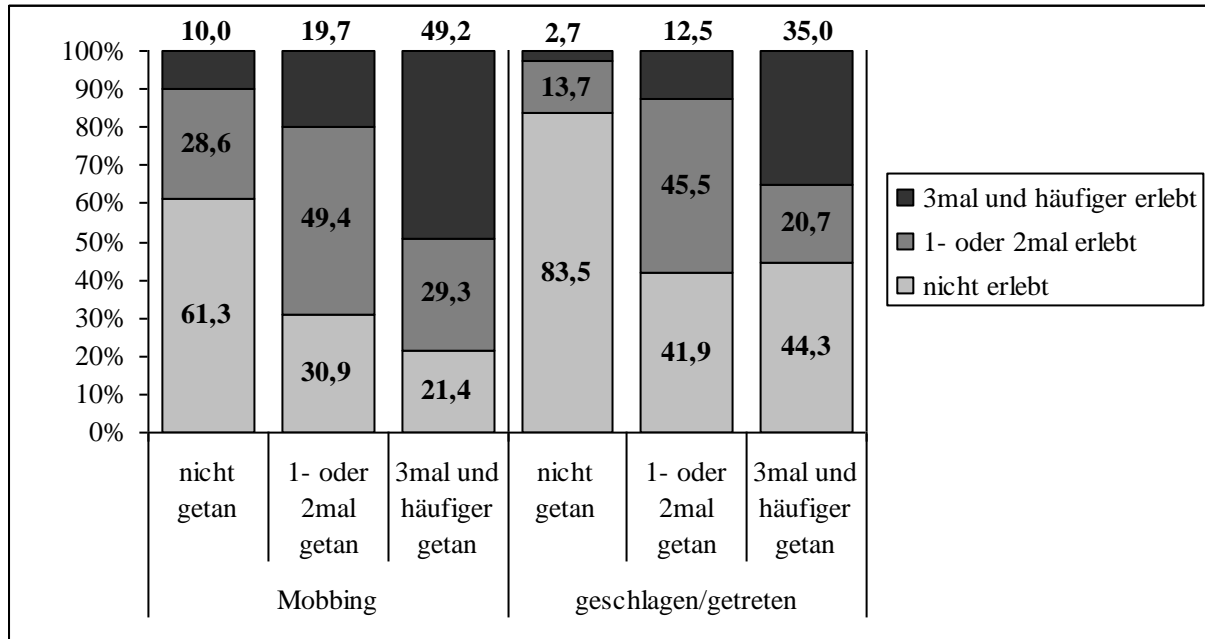
Abbildung 7.27 belegt, dass Migrantenkinder vor allem im Bereich des Gewaltverhaltens höhere Belastungen aufweisen. Während deutsche Kinder nur zu 11,2 % ein anderes Kind geschlagen oder getreten haben, sind es bei den nichtdeutschen Kindern 16,5 %. Besonders hohe Quoten weisen arabische/nordafrikanische und türkische Kinder auf. Erstgenannte haben zu 24,2 % eine Gewalttat ausgeführt, d.h. mehr als doppelt so oft wie deutsche Kinder. Polnische Kinder sind etwas seltener als deutsche Kinder gewalttätig. Beim Mobbing und bei den Sachbeschädigungen sind Migranten insgesamt etwas höher belastet, die Abstände zu den deutschen Kindern sind aber geringer. Erneut sind es aber vor allem die arabischen/nordafrikanischen Kinder, die eine besonders hohe Bereitschaft innerschulischer Aggression aufweisen.

**Abbildung 7.27: Schulgewalt und Mobbing nach Migrationshintergrund (in %)**



Dass sich innerschulische Gewalt häufig unter denselben Schülern ereignet, Täter also auch Opfer waren und Opfer zu Täter werden, belegt die nachfolgende Abbildung 7.28. Schüler, die kein Mobbing ausgeübt haben, waren zu insgesamt 38,6 % Opfer desselben; Schüler, die Mobbing dreimal oder noch häufiger ausgeführt haben, waren hingegen zu 78,6 % auch selbst schon Ziel vergleichbarer Attacken. Insbesondere der Anteil häufig gemobbter Schüler ist in dieser Tätergruppe mit 49,2 % sehr hoch. Ganz ähnlich stellen sich die Zusammenhänge für das Schlagen/Treten dar: Schüler, die in den letzten vier Wochen keinen anderen Schüler geschlagen oder getreten haben, waren nur zu 2,7 % Opfer häufiger Gewaltangriffe; in der Gruppe der häufigen Täter sind dies mit 35,0 % 13mal so viele.

**Abbildung 7.28: Zusammenhang von Täter- und Opferschaft (in %)**



Abschließend sollen zwei multivariate logistische Regressionsmodelle zur Erklärung von sozialem Mobbing und Gewalt in der Schule vorgestellt werden (Tabelle 7.10). Betrachtet wird jeweils nur, ob ein Schüler eine entsprechende Tat ausgeführt hat oder nicht. Die erklärenden Variablen wurden sämtlich bereits im vorangegangenen Abschnitt vorgestellt.

Das Modell zur Erklärung des schulischen Gewaltverhaltens bestätigt weitestgehend die Befunde, die bei der Erklärung des allgemeinen Gewaltverhaltens erzielt wurden. Zwei Besonderheiten sind allerdings zu beachten. Erstens zeigt sich, dass Migrantenkinder in der Schule auch nach Kontrolle verschiedener Faktoren noch immer ein höheres Gewaltisiko aufweisen als deutsche Kinder. Dies bedeutet, dass sich entweder deutsche Grundschüler in Schulen besonders zurückhaltend verhalten oder aber dass Migrantenkinder im Schulkontext besonders gewalttätig agieren. Zweitens gehen im Unterschied zum weiter vorn präsentierten Modell nun auch Wirkungen von den Schulvariablen aus: Kinder, die sich an die Schule gebunden fühlen, sind ebenso seltener gewalttätig wie Kinder, die sich gut in ihre Klasse integriert fühlen. Schlechte Schulleistungen gehen aber erneut nicht mit einer erhöhten Gewaltbereitschaft einher.

Mobbing ist, so die Ergebnisse des in Tabelle 7.10 präsentierten Modells, ebenfalls mit „klassischen“ Faktoren erklärbar: das Erleben elterlicher Gewalt, hohe Impulsivität, niedrige Empathie, altersgefährdender Medienkonsum wie auch der Kontakt mit delinquenten Freunden erhöhen die Bereitschaft, andere Kinder zu ausschließen, zu hänseln usw. Nichtdeutsche Kinder tun dies jedoch nicht häufiger als deutsche Kinder. Interessanter Weise zeigt sich nach Kontrolle der verschiedenen Faktoren, dass Mädchen letztlich doch häufiger zum Mobbing greifen als Jungen. Unerwartet ist zudem der Befund zu den Schulleistungen: Schüler mit durchschnittlich schlechteren Noten greifen seltener zum Mobbing. Hierin äußert sich möglicherweise, dass es sich bei bestimmten Formen des Mobbing um verdeckte Aggressionen handelt, die auch eine gewisse Intelligenz voraussetzen. Ebenfalls zeigt sich beim Mobbing, dass Schüler, die zu Hause eine positive Erziehung erfahren, seltener sozial aggressiv sind.

Der Erziehungsstil steht damit zwar nicht direkt mit dem Gewaltverhalten in Beziehung; für andere Verhaltensweisen scheint er aber sehr wohl eine wichtige Rolle zu spielen.

**Tabelle 7.10: Einflussfaktoren von Schulgewalt und Mobbing (binär logistische Regression; abgebildet: Exp(B))**

	<b>Modell: geschlagen/ getreten</b>	<b>Modell: Mobbing</b>
Geschlecht: weiblich	0.526***	1.293***
nichtdeutsche Herkunft	1.281**	1.030
positive Erziehung	1.119	0.852***
elterliche Gewalt: nie	Referenz	Referenz
elterliche Gewalt: selten leicht	1.526***	1.374***
elterliche Gewalt: häufig leicht/ schwer	1.526**	1.589***
Männlichkeitsnormen	1.100	1.102*
Impulsivität	1.483***	1.391***
Empathie	0.859***	0.955*
Konsum altersgefährdender Medien	1.551***	1.424***
Schulbindung	0.881**	0.916**
Integration in Klasse	0.648***	0.806***
Schulleistungen (Noten)	1.103	0.858***
delinquente Freunde: keine	Referenz	Referenz
delinquente Freunde: ein/ zwei	2.382***	1.991***
delinquente Freunde: drei und mehr	4.435***	2.647***
<b>N</b>	<b>7115</b>	<b>7121</b>
<b>Nagelkerkes R<sup>2</sup></b>	<b>.276</b>	<b>.180</b>

\* p < .05, \*\* p < .01, \*\*\* p < .001

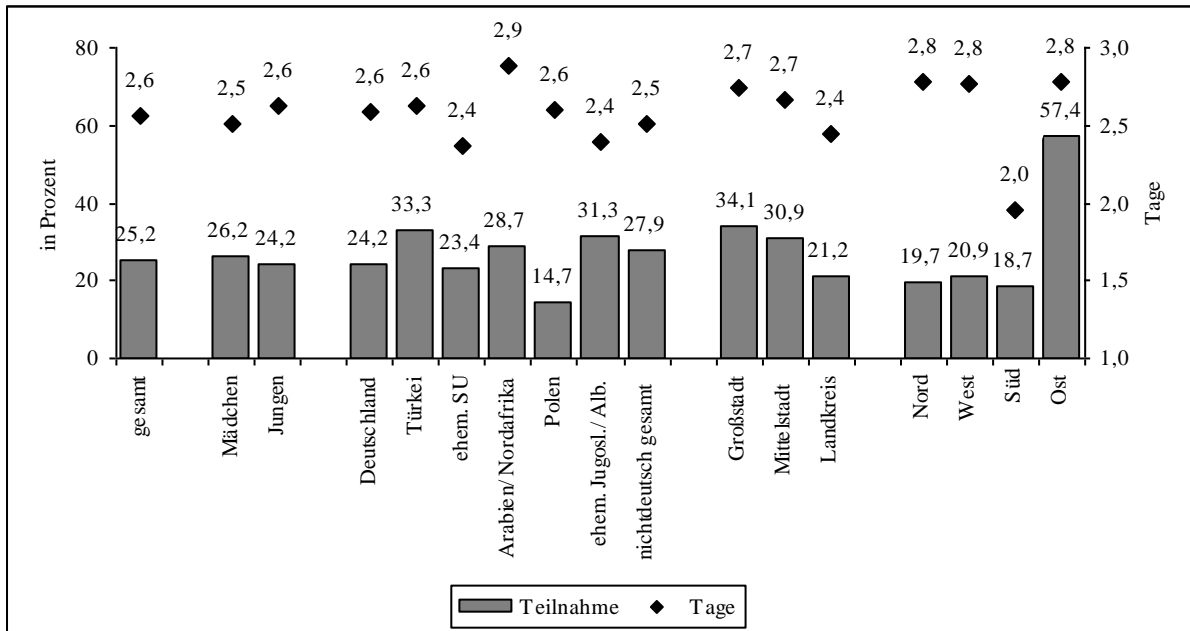
Neben den bisher betrachteten Erklärungsfaktoren von Gewaltverhalten wird verschiedentlich diskutiert, ob bestimmte, die schulische Organisation betreffende Faktoren eine Gewalt reduzierende Wirkung besitzen. Besondere Aufmerksamkeit wird dabei der Ganztagschule entgegen gebracht. Pfeiffer et al. (2006) betrachten die Ganztagschule zumindest als wichtigen Schritt, um einem exzessivem Medienkonsum vorzubeugen. Insofern mit der Senkung der Medienkonsumzeiten auch eine Reduktion des Konsums altersgefährdender Inhalte einher geht<sup>142</sup>, müsste ein solches Schulkonzept indirekt der Gewaltentstehung vorbeugen. In der Befragung der Viertklässler haben wir uns erstmalig dieser Fragestellung gewidmet.

Die Kinder wurden gefragt, ob sie an einer Ganztagsbetreuung ihrer Schule teilnehmen und wenn ja, an welchen Tagen sie dies tun bzw. welche Angebote sie nutzen. Entsprechend der in Abbildung 7.29 dargestellten Befunde nimmt etwa ein Viertel aller Grundschüler an einer Ganztagsbetreuung teil (25,2 %), im Mittel 2,6 Tage pro Woche. Jungen und Mädchen unterschieden sich diesbezüglich nur unwesentlich voneinander. Für die einzelnen Migrantengruppen ergeben sich aber substantielle Unterschiede: Türkische, ehem. jugoslawische und arabische/nordafrikanische Kinder gaben am häufigsten an, an einer Ganztagsbetreuung teilzunehmen, polnische Kinder am seltensten. Durchschnittlich nehmen dabei arabische/nordafrikanische Kinder mit 2,9 Tagen besonders häufig in der Woche daran teil. Deutliche Unterschiede existieren zudem zwischen den einzelnen Gebietskategorien: In Großstädten ist die Teilnahme an einer ganztägigen Betreuung weit häufiger der Fall als in eher ländlichen Gebieten. Im Osten Deutschlands nimmt mehr als die Hälfte der Kinder an entsprechenden An-

<sup>142</sup> Vgl. zum Zusammenhang von Medienkonsumzeit und konsumierten Inhalten u.a. Mößle et al. (2007).

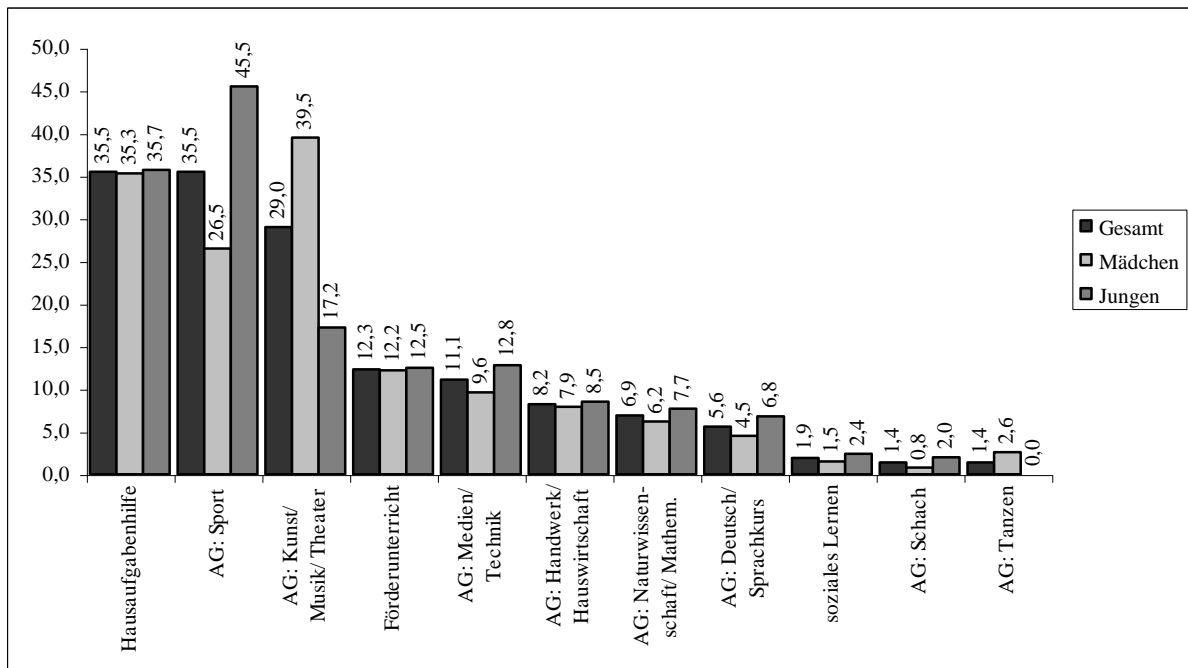
geboten teil (57,4 %), in den westdeutschen Ländern sind es nur etwa ein Fünftel der Kinder. Im süddeutschen Raum wird nicht nur am seltensten an einer Ganztagsbetreuung teilgenommen, dies geschieht auch am kürzesten, insofern im Durchschnitt nur an zwei Tagen Ganztagsangebote genutzt werden, in den restlichen Gebieten ist dies an 2,8 Tagen der Fall.

**Abbildung 7.29: Teilnahme an Ganztagsbetreuung und durchschnittliche Anzahl an Tagen der Teilnahme nach verschiedenen Gruppen (in % bzw. Mittelwerte)**



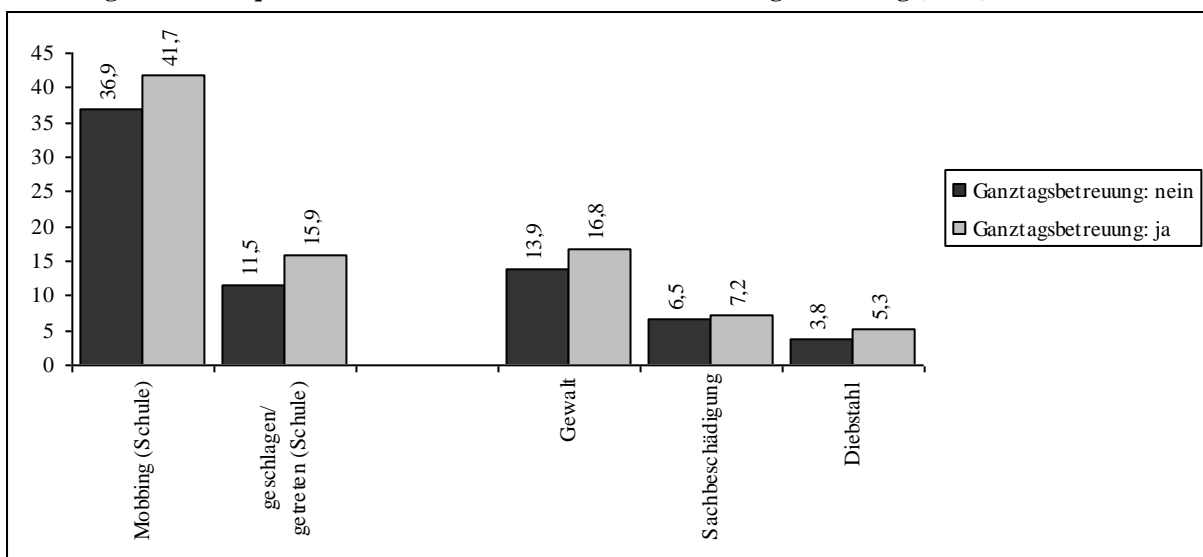
Die häufigsten Angebote, an denen Schüler, die die Ganztagsbetreuung nutzen, teilnehmen, sind die Hausaufgabenhilfe und sportliche Arbeitsgemeinschaften (Abbildung 7.30). Immerhin jeder dritte Schüler nimmt an einer der beiden Beschäftigungsarten teil. Jungen nutzen dabei sehr viel häufiger die sportlichen Angebote, bei der Hausaufgabenhilfe sind hingegen keine Geschlechtsunterschiede festzustellen. Ebenfalls recht häufig werden kunstbezogene Arbeitsgemeinschaften genutzt, von Mädchen doppelt so häufig wie von Jungen. Daneben findet sich eine Reihe an Angeboten, die von einem kleinen oder sehr kleinen Teil der Schüler angenommen werden. Mit der Ausnahme von Tanz-Arbeitsgemeinschaften nutzen diese Angebote Jungen gleich häufig oder häufiger als Mädchen. Zusätzliche Auswertungen haben gezeigt, dass Schüler in Ostdeutschland etwas seltener am Förderunterricht teilnehmen als Schüler aus den westlichen Bundesländern; dafür nutzen sie häufiger Naturwissenschaft-, Sport-, Handwerk-, Medien- und Tanz-Arbeitsgemeinschaften.

**Abbildung 7.30: Nutzung verschiedener Angebote nach Geschlecht (in %; nur Befragte, die an Ganztagsbetreuung teilnehmen)**



Die Teilnahme an einer Ganztagsbetreuung steht nicht mit einer niedrigen Delinquenzbelastung in Beziehung, wie Abbildung 7.31 verdeutlicht. Schüler, die an einer solchen Betreuung teilnehmen, haben zu 41,7 % in den letzten vier Wochen innerhalb der Schule mindestens einmal ein anderes Kind gemobbt bzw. zu 15,9 % mindestens einmal ein anderes Kind geschlagen oder getreten. Bei den Kindern ohne Teilnahme betragen die Anteile nur 36,9 bzw. 11,5 %. Diese Unterschiede sind signifikant ebenso wie die Unterschiede beim allgemeinen Gewaltverhalten und beim Diebstahl.

**Abbildung 7.31: Delinquentes Verhalten nach Teilnahme an Ganztagsbetreuung (in %)**

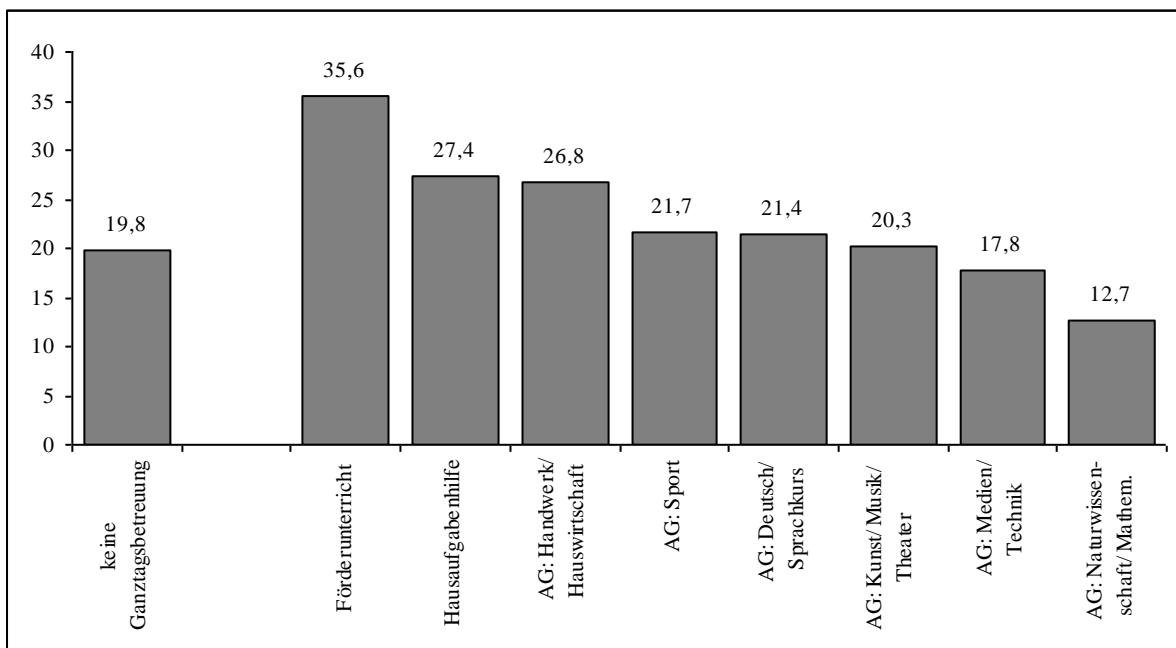


Die Teilnahme an der Ganztagsbetreuung erhöht entsprechend dieser Ergebnisse die Gewaltbereitschaft von Kindern. Differenzierungen erscheinen dabei aber unbedingt notwendig. Dieser Effekt könnte dadurch bedingt sein, dass einige, besonders häufig genutzte Angebote der



Ganztagsbetreuung vor allem von jenen Schülern wahrgenommen werden, die bereits Belastungen aufweisen. Eine Hausaufgabenbetreuung wie einen Förder- oder Sprachunterricht werden sicherlich vor allem jene Schüler benötigen, die Leistungsschwächen aufweisen. In Abbildung 7.32 haben wir daher die Gewalttäterraten nach der Teilnahme an bestimmten Angeboten aufgeführt, wobei sich auf männliche Befragte beschränkt wird.<sup>143</sup> Männliche Kinder, die nicht an einer Ganztagsbetreuung teilnehmen, haben zu 19,8 % im zurückliegenden Jahr mindestens eine Gewalttat ausgeführt. Bei Schülern, die den Förderunterricht besuchen, liegt diese Quote doppelt so hoch. Dies bestätigt die Annahme, dass der gewalterhöhende Effekt der Ganztagsbetreuung z.T. dadurch zustande kommt, dass mit einigen Angeboten eher Problemschüler erreicht werden. Zugleich zeigt sich, dass die Teilnahme an anderen Angeboten (Medien/Technik-AG, Naturwissenschaften/ Mathematik-AG) mit einer niedrigeren Gewaltbereitschaft einher geht. Gleichzeitig gilt natürlich auch, dass bestimmte Angebote von weniger gewaltauffälligen Schülern angenommen werden. Die Ursache-Folge-Beziehung kann mit den Querschnittsdaten also nicht geklärt werden; grundsätzlich dürfte aber von einem starken Selektionseffekt ausgegangen werden, der besagt, dass Schüler ihren Bedürfnissen entsprechende Angebote auswählen.

**Abbildung 7.32: Gewalttätiges Verhalten nach Teilnahme an Ganztagsbetreuung (in %; nur männliche Befragte)**



Die These, dass Ganztagschulen einen Gewalt reduzierenden Effekt haben, müsste daher an Schulen überprüft werden, in denen alle Schüler an der Betreuung teilnehmen und in der für alle Schüler vergleichbare Angebote existieren. Ein solches Ganztagsschulmodell ist aber bislang in Deutschland die Ausnahme. In der begleitenden Lehrerbefragung, an der sich immerhin 430 von 473 anwesenden Lehrkräften beteiligt haben, gaben nur 3,8 % an, dass ihre Schule eine teil- oder vollgebundene Ganztagschule, d.h. für alle Schüler verpflichtend ist. Etwa ein Drittel der Schulen (32,0 %) sind offene Ganztagschulen. Der Rest (64,2 %) bietet keine Ganztagsbetreuung an. Unter diesen Rahmenbedingungen kann sich ein möglicher positiver Einfluss der Ganztagschule nicht zeigen. Die These einer Gewalt reduzierenden Wir-

<sup>143</sup> Angebote, an denen weniger als 20 männliche Befragte teilgenommen haben, werden nicht dargestellt.

kung von Ganztagschulen, die nicht nur Hausaufgabenhilfe und Förderunterricht anbietet, sondern die „Lust auf Leben weckt“ durch ein „breites Angebot von sportlichen, musischen und sozialen Aktivitäten“ (Pfeiffer et al. 2006, S. 284), lässt sich mit den vorhandenen Daten deshalb nicht abschließend prüfen.<sup>144</sup>

## 7.6. Soziale Integration und Gewaltverhalten

Die in Abschnitt 3.6. präsentierten Auswertungen konnten belegen, dass besser integrierte Migranten seltener zu Gewalt greifen als weniger gut integrierte Migranten. Dieser Zusammenhang ist in der kriminologischen Literatur bislang selten untersucht worden. Bereits in der Schülerbefragung 2005 hatte sich anhand eines Befundes aber gezeigt, dass die Integration, und dabei insbesondere die soziale Vernetzung, ein wichtiger, gewaltpräventiver Faktor ist. In der Befragung von Schülern der vierten Klasse konnte festgestellt werden, dass bspw. im Befragungsgebiet Oldenburg 90,0 % der türkischen Kinder von deutschen Kindern zum Geburtstag eingeladen worden sind, in Dortmund waren es nur 28,9 % (vgl. Baier et al. 2006, S. 98ff; Abschnitt 4.2). Gleichzeitig hat sich für türkische Kinder in Oldenburg eine durchschnittliche innerschulische Gewaltbereitschaft ergeben, für Dortmunder Kinder mit türkischer Herkunft hingegen die höchste. Ein Zusammenhang zwischen der sozialen Vernetzung und der Gewaltbereitschaft war dabei nicht nur auf der Ebene der zehn Befragungsgebiete zu identifizieren, sondern auch auf der Ebene der Individuen selbst: Eine stärkere Einbindung in soziale Netzwerke deutscher Kinder hatte zur Folge, dass seltener im Schulkontext geschlagen oder geprügelt worden ist. Ein entsprechender Einfluss der Zusammensetzung der Freundesgruppe konnte auch anhand einer Befragung unter Hannoveraner Jugendlichen bestätigt werden (vgl. Rabold/Baier 2008).

In der Kinderbefragung der Schülerbefragung 2007/2008 haben wir uns erneut dem Einfluss der Freundesnetzwerke gewidmet. Hierfür wurden die Kinder zu ihren vier besten Freunden gefragt, aus welchem Land diese stammen und welches Geschlecht sie haben. Abbildung 7.33 zeigt, dass im Durchschnitt 16,3 % der Freunde eine nichtdeutsche Herkunft haben und 49,8 % männlichen Geschlechts sind. Letztgenannter Befund ist erwartbar, da in der Stichprobe (und damit auch in der Grundgesamtheit) etwa die Hälfte aller Kinder männlich sind. Etwas überraschend ist der niedrige Migrantenanteil, insofern in der Stichprobe insgesamt 27,6 % der Befragten nichtdeutsch sind. Mindestens zwei Erklärungen könnten die Abweichung begründen: Möglich ist erstens, dass sich die Kinder bei der Nennung der Herkunft nicht nach dem Migrationshintergrund richten und damit Freunde, deren Eltern Migranten sind, die Freunde aber in Deutschland geboren sind, als „deutsch“ einstufen. Zweitens ist denkbar, dass Migranten generell weniger Freundschaften aufrecht erhalten als Deutsche und damit auch seltener in den Freundschaftsnennungen auftauchen.

---

<sup>144</sup> Werden multivariate Erklärungsmodelle berechnet, in die die Teilnahme an der Ganztagsbetreuung neben weiteren Faktoren (Erfahrung elterlicher Gewalt, Impulsivität, Empathievermögen, Konsum altersgefährdender Medien, Kontakt mit delinquenten Freunden) einbezogen wird, dann zeigen sich in drei von vier Delinquenzvariablen, dass der Delinquenz erhöhende Einfluss der Ganztagsbetreuung vollständig erklärt wird, was für die Selektionsthese spricht. In keinem dieser Fälle verkehrt sich der Einfluss der Teilnahme ins Gegenteil. Nur im Modell zur Erklärung schulischen Gewaltverhaltens (geschlagen/getreten) bleibt ein signifikant positiver Effekt der Teilnahme an der Ganztagsbetreuung bestehen.

**Abbildung 7.33: Anteil Freunde mit nichtdeutscher Herkunft bzw. männlichem Geschlecht (in %)**

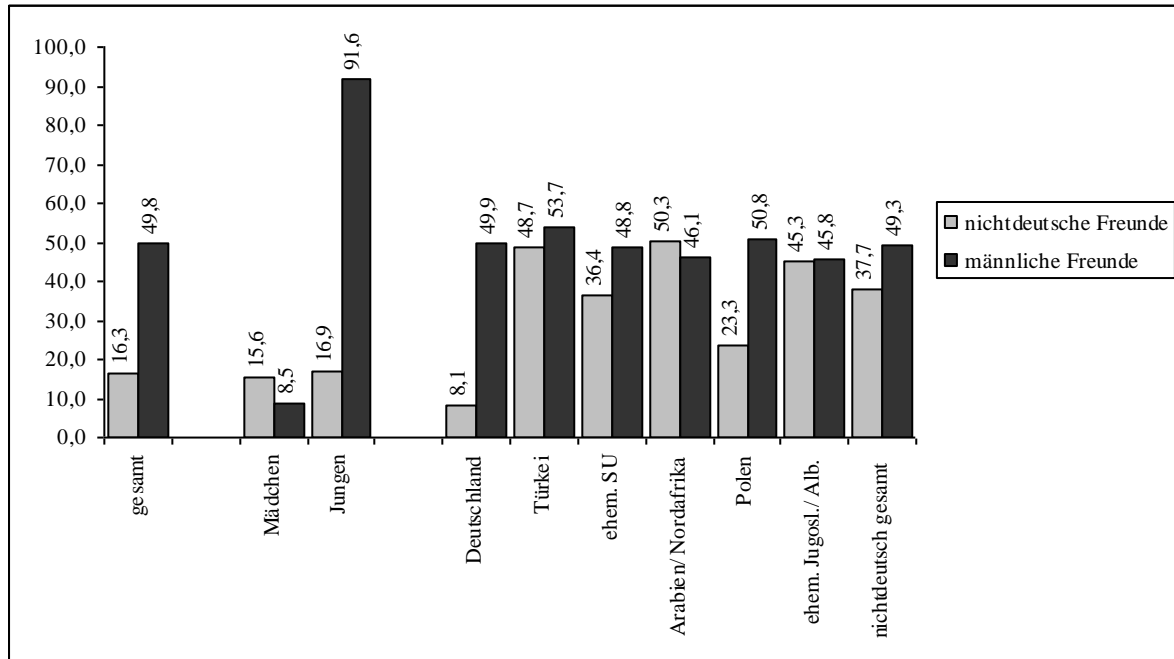


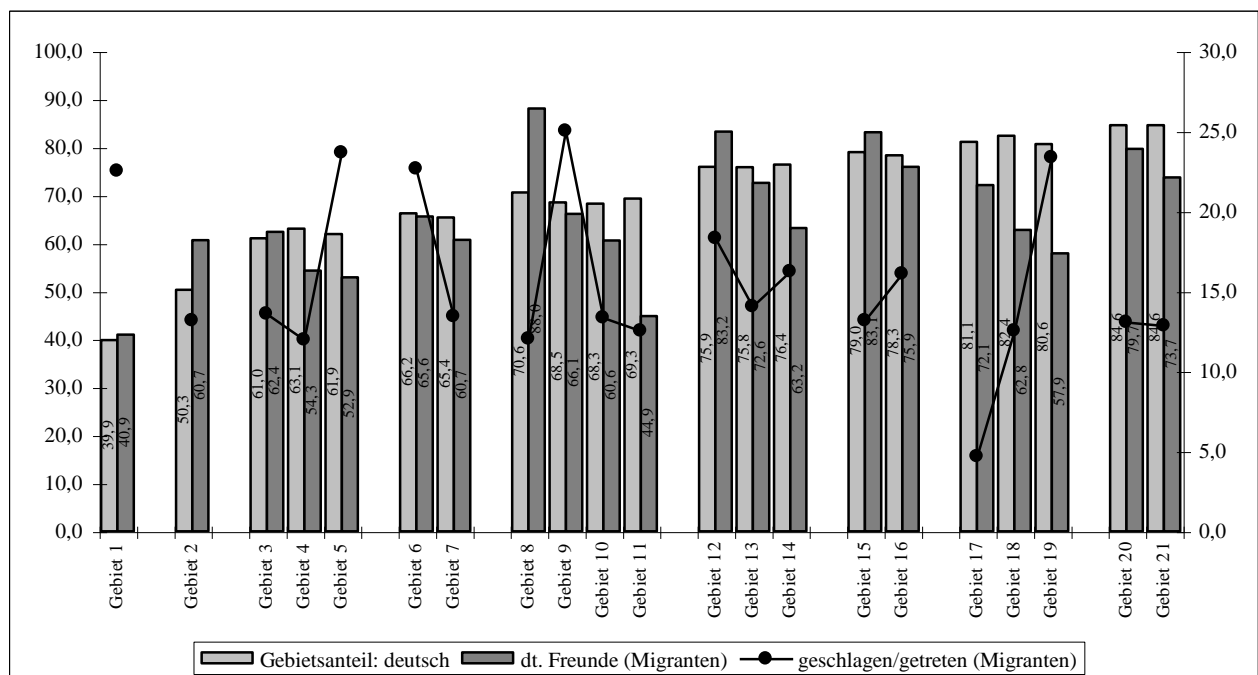
Abbildung 7.33 macht zudem darauf aufmerksam, dass die Freundschaftsbeziehungen von Kindern bereits in hohem Maße geschlechtsspezifisch sind: Nur 8,5 % der Freunde von Mädchen sind männlich, nur 8,4 % der Freunde von Jungen sind weiblich. Für die verschiedenen Migrantengruppen sind dabei kaum Unterschiede in der Geschlechterzusammensetzung der Freundesgruppen feststellbar: Türkische Kinder haben scheinbar etwas mehr Kontakt mit Jungen, ehem. jugoslawische Kinder etwas mehr Kontakt mit Mädchen. Sehr viel bedeutsamer sind die Unterschiede im Hinblick auf die ethnische Zusammensetzung. Demnach sind die Freunde von deutschen Kindern nur zu 8,1 % Migranten; bei polnischen Kindern beträgt der Anteil 23,3 %, bei türkischen und arabischen/nordafrikanischen Kindern 48,7 bzw. 50,3 %. Deutsche Verhaltensvorbilder sind in den Netzwerken dieser beiden Gruppen, aber auch bei den ehem. jugoslawischen Kindern, damit besonders selten präsent. Die Unterschiede zwischen den Gruppen bleiben erhalten, wenn die Auswertungen nur auf westdeutsche Befragte bzw. auf Befragte aus Großstädten oder Landkreisen beschränkt werden.

Werden die verschiedenen Migranten zu einer Gruppe zusammengefasst, so zeigt sich, dass insgesamt 37,7 % der Freunde von Migranten eine nichtdeutsche Herkunft besitzen, entsprechend 62,3 % eine deutsche Herkunft. Über die 21 westdeutschen Befragungsgebiete mit ausreichend Befragten mit Migrationshintergrund ( $N > 20$ ) ergibt sich dabei eine deutliche Varianz<sup>145</sup>: Im Gebiet mit der stärksten sozialen Integration sind 88,0 % der Freunde von Migranten deutscher Herkunft, im Gebiet mit der geringsten Integration hingegen nur 40,9 %. Dabei ist zu beachten, dass strukturelle Bedingungen die Wahrscheinlichkeit interkultureller Kontakte beeinflussen; d.h. in Gebieten mit großem Migrantenanteil ist es tendenziell schwieriger, Freundschaften zu einheimischen Deutschen aufzubauen als in Gebieten mit niedrigem Migrantenanteil. Aus diesem Grund haben wir versucht, die 21 Gebiete in Gruppen mit vergleichbarem Anteil deutscher Kinder einzuteilen. Aus Abbildung 7.34 ist zu entnehmen, dass wir sieben solche Gruppen gebildet haben; zwei Gebiete mit einem weit unterdurchschnittlichen

<sup>145</sup> Befragungen wurden in 22 west- und acht ostdeutschen Gebieten durchgeführt. In einem westdeutschen Gebiet wurden weniger als 20 Kinder mit Migrationshintergrund befragt.

Anteil deutscher Kinder wurden keiner Gruppe zugeteilt. Trotz der Tatsache, dass in den einzelnen Gebietsgruppen die Anteile deutscher Kinder kaum variieren, zeigt sich für die soziale Integration der Migranten z.T. eine starke Varianz. So gibt es zwei Gebiete, in denen 84,6 % der befragten Kinder eine deutsche Herkunft haben. In dem einen Gebiet sind aber 79,7 % der Freunde von Migranten deutscher Herkunft, in dem anderen Gebiet nur 73,7 %. Die soziale Integration der Migranten ist im ersten Gebiet also weiter voran geschritten als im zweiten Gebiet. Die These ist nun, dass sich dies auch in den Gewalttätterraten niederschlägt. Um dies zu prüfen, findet sich in Abbildung 7.34 zusätzlich der Anteil an Migranten, die in der Schule in den letzten vier Wochen ein anderes Kind mindestens einmal geschlagen oder getreten haben. Im Beispiel der beiden genannten Gebiete gleichen sich die Anteile an Gewalttätern (13,0 bzw. 12,8 %), d.h. hier wird dieser Zusammenhang nicht bestätigt. Bei anderen Gruppen ergeben sich aber durchaus Hinweise für solch eine Beziehung (z.B. Gebiete 15 und 16, Gebiete 17 bis 19), bei anderen Gruppen aber auch nicht (z.B. Gebiete 6 und 7). Über alle 21 Gebiete hinweg beträgt die Aggregatkorrelation zwischen dem Anteil an deutschen Freunden und der Gewalttätterschaft bei Migranten aber  $r = -.30$ ; d.h. grundsätzlich geht eine bessere soziale Vernetzung mit einer geringeren Gewalttäterquote einher, womit die Befunde der Schülerbefragung 2005 repliziert werden.

**Abbildung 7.34: Anteil deutsche Kinder, Anteil Freunde mit nichtdeutscher Herkunft und Anteil Schulgewalttäter nach Gebiet (in %; nur westdeutsche Befragte)**



Dass sich auf Gebietsebene Zusammenhänge zwischen der sozialen Integration und der Gewaltbereitschaft ergeben, muss jedoch nicht heißen, dass dies auch für die Ebene der Kinder gilt. Um dies zu prüfen, müssen weitere, in Tabelle 7.11 vorgestellte Analysen durchgeführt werden. Dabei wurde erneut auf das Verfahren der logistischen Mehrebenenanalyse zurückgegriffen (vgl. Abschnitt 5.4). Dies erscheint deshalb sinnvoll, da dadurch nicht allein die Zusammensetzung der Freundesgruppen, sondern gleichzeitig auch die Zusammensetzung der Klassen und der Gebiete berücksichtigt werden kann. Die in Tabelle 7.11 präsentierten Koeffizienten sind so zu lesen, dass Koeffizienten über 1 bei Vorliegen eines bestimmten Faktors auf eine Erhöhung des Gewalttrisikos hindeuten, Koeffizienten unter 1 auf eine Verringerung

des Risikos. Erklärt werden soll die Gewalttäterschaft innerhalb der Schule (Abschnitt 7.5) sowie die Gewalttäterschaft allgemein (Abschnitt 7.4.1.). Die Differenzierung der Modelle nach Geschlecht und Migrationshintergrund macht zusätzlich deutlich, inwieweit verschiedene Faktoren übergreifend gültig sind bzw. nur für eine bestimmte Gruppe Wirkung entfalten.

Als Erklärungsfaktoren wurden Variablen eingeführt, die bereits aus den Modellen in den vorangegangenen Abschnitten bekannt sind. Zusätzlich finden sich auf Individualebene der Anteil an Jungen sowie der Anteil an deutschen Freunden im Netzwerk in den Modellen. Die Anteile an Jungen bzw. Migranten in den Klassen bzw. Gebieten wurden aus den Individualangaben aggregiert. Hinsichtlich der bereits aus den vorangegangenen Abschnitten bekannten Variablen bestätigen sich die bisherigen Befunde:

- Migrantenkinder sind nach Kontrolle verschiedener Faktoren nicht gewaltbereiter als einheimische Deutsche. Dies gilt auch für das Modell „geschlagen/getreten“; in Tabelle 7.10 gab es noch einen Einfluss der nichtdeutschen Herkunft, so dass zu folgern ist, dass dieser vollständig über die Freundesgruppenszusammensetzung vermittelt wird.
- Jungen begehen häufiger Gewalttaten als Mädchen, wobei sich dieser Geschlechterunterschied in erster Linie bei den Migranten zeigt.
- Elterliche Gewalt steht in allen Gruppen mit der eigenen Gewaltbereitschaft in Beziehung; für Mädchen fällt dieser Zusammenhang etwas schwächer aus (z.T. auch nicht signifikant).
- Persönlichkeitsfaktoren wie eine hohe Impulsivität und eine niedrige Empathie erhöhen das Risiko, zum Täter zu werden, in nahezu allen Gruppen.
- Gleiches gilt für den Konsum altersgefährdender Medien, der nur einmal im Modell „Gewalt: Mädchen“ als nicht signifikant ausgewiesen wird.
- Eine niedrige Schulbindung wie eine niedrige Schulintegration stehen vor allem mit der Bereitschaft, im Schulkontext Gewalttaten zu begehen in Beziehung; für das (außerschulische) Gewaltverhalten sind diese Faktoren gegenstandslos.
- Der Kontakt mit delinquenten Freunden erhöht die Gewaltbereitschaft in starkem Maße bei allen Gruppen; Mädchen scheinen hiervon sogar etwas stärker beeinflusst zu werden als Jungen.

Besondere Beachtung verdienen die Ergebnisse zum Einfluss der deutschen Freunde: In allen Modellen ergibt sich eine Gewalt reduzierende Wirkung des Kontakts mit deutschen Freunden. Für die schulische Gewalt ist diese Wirkung etwas stärker als für die allgemeine Gewalt. Hinsichtlich der schulischen Gewalt zeigen sich für deutsche wie für nichtdeutsche, für männliche wie für weibliche Kinder signifikante Effekte. Bei der allgemeinen Gewalt ergibt sich demgegenüber nur ein Effekt bei den Migranten und bei den Jungen. Der differenzielle Befund für die Gruppe der deutschen und nichtdeutschen Kinder im Modell „Gewalt“ besitzt hohe Relevanz, insofern er besagt, dass Migranten durch stärkeren Kontakt mit Deutschen positiv beeinflusst werden; gleichzeitig werden aber deutsche Kinder durch vermehrten Kontakt mit Migranten nicht negativ beeinflusst. Insofern erweist sich stärkere soziale Vernetzung nicht als Win-Lose-Situation.

**Tabelle 7.11: Einflussfaktoren gewalttätigen Verhaltens (binäre logistische Mehrebenenanalyse; abgebildet: Exp(B))**

	Schule: geschlagen/getreten					Gewalt				
	gesamt	deutsch	Migrant	Jungen	Mädchen	gesamt	deutsch	Migrant	Jungen	Mädchen
Herkunft: nichtdeutsch	1.096	-	-	1.245	0.846	0.901	-	-	0.950	0.826
Geschlecht: männlich	<b>1.726</b>	1.508	<b>2.609</b>	-	-	<b>1.459</b>	1.366	1.800	-	-
Elt. Gewalt: nie	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz
Elt. Gewalt: selten leicht	<b>1.611</b>	<b>1.631</b>	<b>1.579</b>	<b>1.751</b>	1.440	<b>1.555</b>	<b>1.508</b>	<b>1.692</b>	<b>1.510</b>	<b>1.740</b>
Elt. Gewalt: häufig leicht/schwer	<b>1.543</b>	<b>1.614</b>	1.354	<b>1.458</b>	1.891	<b>1.365</b>	<b>1.527</b>	1.148	<b>1.400</b>	1.264
Impulsivität (z)	<b>1.513</b>	<b>1.544</b>	<b>1.471</b>	<b>1.466</b>	<b>1.718</b>	<b>1.484</b>	<b>1.502</b>	<b>1.432</b>	<b>1.431</b>	<b>1.659</b>
Empathie (z)	<b>0.867</b>	<b>0.897</b>	<b>0.784</b>	<b>0.875</b>	<b>0.840</b>	<b>0.898</b>	<b>0.883</b>	0.926	<b>0.908</b>	<b>0.883</b>
Konsum altersgefährd. Medien	<b>1.550</b>	<b>1.544</b>	<b>1.634</b>	<b>1.417</b>	<b>1.658</b>	<b>1.484</b>	<b>1.323</b>	<b>2.030</b>	<b>1.625</b>	1.172
Schulbindung (z)	<b>0.869</b>	<b>0.838</b>	0.928	<b>0.854</b>	<b>0.839</b>	0.940	0.956	0.925	0.935	0.913
Integration in Klasse (z)	<b>0.688</b>	<b>0.653</b>	<b>0.750</b>	<b>0.685</b>	<b>0.704</b>	0.920	<b>0.878</b>	0.999	0.925	0.927
delinquente Freunde: keine	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz	Referenz
delinquente Freunde: ein/zwei	<b>2.268</b>	<b>2.385</b>	<b>2.282</b>	<b>2.002</b>	<b>3.080</b>	<b>2.856</b>	<b>3.064</b>	<b>2.482</b>	<b>2.680</b>	<b>3.192</b>
delinquente Freunde: drei/mehr	<b>4.176</b>	<b>3.676</b>	<b>5.451</b>	<b>3.641</b>	<b>8.959</b>	<b>5.711</b>	<b>5.778</b>	<b>5.487</b>	<b>5.399</b>	<b>6.685</b>
Anteil Jungen im Netzwerk (z)	1.186	1.291	0.866	0.931	1.818	1.206	1.206	1.133	0.921	1.602
Anteil Dt. in Netzwerk (z)	<b>0.569</b>	<b>0.534</b>	<b>0.629</b>	<b>0.533</b>	<b>0.618</b>	<b>0.662</b>	0.871	<b>0.585</b>	<b>0.580</b>	0.817
Anteil Jungen in Klasse (z)	1.467	2.029	0.641	1.413	2.023	0.888	0.839	0.722	0.691	1.829
Anteil Migranten in Klasse (z)	<b>1.541</b>	1.292	1.739	<b>1.766</b>	1.279	0.905	1.261	0.588	0.920	0.812
Anteil Jungen in Gebiet (z)	0.331	<b>0.078</b>	3.953	0.341	0.032	0.931	0.390	19.761	0.761	1.111
Anteil Migranten in Gebiet (z)	0.802	0.968	0.732	<b>0.303</b>	3.636	1.305	1.198	1.890	0.878	2.980
Ostdeutschland	<b>1.592</b>	<b>1.838</b>	0.885	<b>1.487</b>	1.781	1.185	1.268	0.867	1.000	<b>1.783</b>
<b>Varianz Klassen</b>	<b>0.454</b>	<b>0.710</b>	0.000	<b>0.436</b>	<b>2.047</b>	<b>0.334</b>	<b>0.412</b>	<b>0.096</b>	<b>0.328</b>	<b>1.157</b>
<b>Varianz Gebiete</b>	0.001	0.001	0.019	0.008	0.057	0.010	0.013	0.013	0.009	0.000
<b>Erklärte Varianz</b>	39,8	41,8	36,4	32,1	45,4	32,4	32,5	32,2	27,7	35,9
<b>N Schüler</b>	7400	5401	1999	3671	3729	7400	5401	1999	3671	3729
<b>N Klasse</b>	469	465	409	466	466	469	465	409	466	466
<b>N Gebiet</b>	30	30	30	30	30	30	30	30	30	30

Fett: signifikant bei  $p < .05$

Für den Anteil an Jungen im Freundesnetzwerk zeigen sich nirgends signifikante Effekte. Die Koeffizienten der Gesamt-Modelle deuten an, dass mit einem zunehmenden Anteil an männlichen Freunden die Gewaltbereitschaft steigt; dies wird aber nicht als signifikant ausgewiesen. Für Mädchen sind dabei etwas stärkere, wiederum nicht signifikante Effekte zu beobachten.

Die fünf Variablen, die die Klasse bzw. das Gebiet beschreiben, stehen in keiner systematischen Beziehung mit dem Gewaltverhalten. In Ostdeutschland ist eine etwas erhöhte Gewaltbereitschaft festzustellen als in Westdeutschland; dies gilt eher für deutsche Befragte und eher für Mädchen. Die Gründe dieser erhöhten Gewaltbereitschaft im Osten lassen sich bislang nicht identifizieren. Möglicherweise sind hierfür, wie dies für die Jugendlichen in Abschnitt 5.4 berichtet wurde, höhere Raten struktureller Benachteiligung verantwortlich. Strukturelle Benachteiligung kann entsprechend der Anomietheorie Auslöser gewalttätigen Verhaltens sein.

Auf Klassenebene sind einige wenige Zusammenhänge mit dem schulischen Gewaltverhalten auffindbar: Mit einem erhöhten Jungenanteil geht entsprechend der Befunde eine erhöhte Gewaltbereitschaft einher (nicht signifikant); ein erhöhter Migrantanteil steht mit höherer individueller Gewaltbereitschaft in Beziehung. Einen vergleichbaren Effekt berichten auch

Baier und Windzio (2006). Eine mögliche Interpretation ist, dass sich in Klassen mit hohem Migrantenanteil häufiger Gruppen der gleichen ethnischen Herkunft bilden können und dass zwischen diesen Gruppen schneller Konflikte entstehen, die dann gewaltförmig ausgetragen werden. Alle weiteren Befunde zu den Klassen- und Gebietsfaktoren sollten aufgrund der Inkonsistenzen zwischen den Modellen nicht weiter interpretiert werden.

Anzumerken ist zuletzt, dass in keinem der präsentierten Modelle nach Kontrolle der verschiedenen Faktoren signifikante Gebietsunterschiede bestehen. Insofern lässt sich bei den Kindern im Gegensatz zu den Jugendlichen nicht davon ausgehen, dass weitere als die hier berücksichtigten Faktoren für die Erklärung von Gebietsunterschieden im Gewaltverhalten relevant sind. Für die Ebene der Klassen gilt dies allerdings nicht. In neun der zehn Modelle variiert das durchschnittliche Klassen-Gewaltniveau weiterhin in signifikanter Weise. Allerdings muss es zusätzlichen Analysen vorbehalten bleiben, mögliche, die Klasse oder die Schule betreffende Faktoren zu identifizieren, die zur Erklärung dieser Unterschiede beitragen.

### 7.7. Zusammenfassung

Im Rahmen der Schülerbefragung 2007/2008 wurden nicht nur Neuntklässler, sondern auch 7.844 Schüler der vierten Jahrgangsstufe befragt. Hierfür wurden 30 der insgesamt 61 Befragungsgebiete ausgewählt. Die Rücklaufquote bezogen auf alle ursprünglich in die Stichprobe aufgenommenen Schüler beträgt 53,9 %. Aufgrund des Ziehungsprozesses wie auch der Entscheidung, Berlin nicht in die Stichprobe einzubeziehen, beansprucht die Stichprobe nicht, deutschlandweit repräsentative Ergebnisse zu berichten. Zugleich handelt es sich um eine der größten zum Thema delinquentes Verhalten je in Deutschland durchgeführten Kinderbefragungen, in der großstädtische ebenso wie mittelstädtische und ländliche Gebiete berücksichtigt worden sind. Die Ergebnisse können daher als eine gute Schätzung der tatsächlichen Verhältnisse betrachtet werden.

Die Auswertungen zur Opfer- und Täterschaft belegen, dass beides im Kindesalter keine Seltenheit darstellt, wobei anzumerken ist, dass die Kinder unter bestimmten Deliktskategorien sicherlich auch minderschwere Übergriffsformen subsumieren als Jugendliche, was die z.T. sehr hohen Prävalenzraten erklärt: 42,4 % der Viertklässler gaben bspw. an, dass ihnen im letzten Jahr mindestens einmal so sehr wehgetan wurde, dass sie weinen mussten oder verletzt waren; 14,3 % gaben an, dass sie dies im selben Zeitraum mindestens einmal selbst getan hätten. Fast ein Viertel der Kinder hat in den vier Wochen vor der Befragung Gewalt durch die eigenen Eltern erlebt. Meist handelt es sich dabei um eher leichte Gewalt (eine runtergehauen, hart angepackt), aber immerhin 3,5 % der Kinder gaben an, mit der Faust geschlagen/getreten oder geprügelt/zusammengeschlagen worden zu sein. Migrantenkinder berichten z.T. deutlich häufiger von schweren elterlichen Übergriffen.

Betrachten wir andere delinquente Verhaltensweisen, so gilt, dass nur ein kleiner Teil der Kinder ihre Ausübung berichtet: So haben nur 3,0 % eine Sachbeschädigung ausgeführt, 2,3 % haben einen Ladendiebstahl begangen. Diesbezüglich zeigt sich ebenso wie im Hinblick auf das Gewaltverhalten, dass Jungen häufiger zur Ausübung dieser Verhaltensweisen neigen als Mädchen. Ein Geschlechterunterschied existiert aber nicht durchgängig: Mobbing

(andere Schüler hänseln, ausschließen usw.) über Mädchen ebenfalls recht häufig aus; auch beim Schulschwänzen, das insgesamt nur von einem kleinen Anteil an Schülern ausgeführt wird (3,3 %), sind die Geschlechterunterschiede eher gering.

In Anlehnung an Untersuchungen zu den Ursachen delinquenten Verhaltens im Jugendalter haben wir eine große Anzahl möglicher Bedingungsfaktoren in der Viertklässlerbefragung erfasst. Dabei ergeben sich z.T. interessante Befunde hinsichtlich der Verteilung über verschiedene Befragtengruppen und Befragungsgebiete. Was die Beziehungen der Faktoren zum Gewaltverhalten anbelangt, zeigen sich in der Kinderstichprobe zu Jugendbefragungen vergleichbare Befunde: Im multivariaten Modell erweisen sich das Erleben elterlicher Gewalt, der Konsum altersgefährdender Medieninhalte, der Kontakt mit delinquenten Freunden sowie verschiedene Persönlichkeitseigenschaften (Impulsivität, Empathie) als zentrale Bedingungsfaktoren des Gewaltverhaltens. Zudem konnte belegt werden, dass Kinder, die einen altersunangemessenen Kontakt mit Alkohol oder Zigaretten haben bzw. die Schule schwänzen, eher zu Gewalt neigen.

Abschließend haben wir uns der Verbreitung von Gewalt und anderen aggressiven Verhaltensweisen im Schulkontext gewidmet. Delinquentes Verhalten in diesem spezifischen Kontext ist dabei weitestgehend durch die gleichen Faktoren bestimmt wie allgemein gewalttätiges Verhalten. Allerdings spielen Einstellungen zur Schule (Schulbindung) sowie das Gefühl, in die Klasse integriert zu sein, eine zusätzliche, gewaltmindernde Rolle. Der Vergleich verschiedener aggressiver Verhaltensweisen hat ergeben, dass relationale Aggressionsformen im Schulkontext besonders weit verbreitet sind. Innerhalb der letzten vier Wochen vor der Befragung haben 50,9 % Mobbing erlebt; demgegenüber gaben 21,7 % an, dass sie geschlagen oder getreten worden sind. Ausgeführt wurden diese Verhaltensweisen von einem kleineren Teil der Schüler, da nur 38,5 % angaben, gemobbt zu haben; 12,7 % haben ein anderes Kind geschlagen oder getreten. Insofern scheinen ein und dieselben Täter mehrere Opfer anzugreifen. Dennoch ist nicht zu vernachlässigen, dass es auch Täter-Opfer-Statuswechsel gibt: Viele Täter berichten Opfererfahrungen und umgekehrt.

In einer zusätzlichen Analyse haben wir uns dem Einfluss der sozialen Integration auf das Gewaltverhalten gewidmet. Vergleichbar mit den Befunden der Neuntklässlerbefragung, in der verschiedene Dimensionen der Integration untersucht worden sind, zeigt sich auch bei den Viertklässlern, dass für Migrantenkinder der Kontakt mit deutschen Freunden gewaltreduzierend wirkt. Soziale Vernetzung scheint damit ein wichtiger Weg der Prävention von Kinder- und Jugendgewalt zu sein.

Grundsätzlich entspricht ein Großteil der Befunde, insbesondere jene zu den Bedingungsfaktoren delinquenten Verhaltens, den Erwartungen, die auf Basis von Jugendbefragungen entwickelt werden können. Insofern besteht wenig Zweifel daran, dass Befragungen unter Viertklässlern valide Ergebnisse zum Ausmaß und zu den Ursachen delinquenten Verhaltens liefern können. Entsprechende Studien können damit als eine wichtige Ergänzung zu herkömmlichen Dunkelfeldbefragungen unter Jugendlichen betrachtet werden.



## Literaturverzeichnis

Agnew, R. (1991). The Interactive Effects of Peer Variables on Delinquency. *Criminology* 29, 47-72.

Ajzen, I., Madden, T.J. (1986). Prediction of Goal Directed Behavior: Attitudes, Intentions, and Perceived Behavioral Control. *Journal of Experimental Social Psychology* 22, 453-474.

Akers, R.L. (1998). *Social Learning and Social Structure. A General Theory of Crime and Deviance*. Boston: Northeastern University Press.

Anderson, E. (1999). *Code of the Street. Decency, Violence, and the Moral Life of the Inner City*. New York: Norton.

Backhaus, K., Erichson, B., Plinke, W., Weiber, R. (2003). *Multivariate Analysemethoden. Eine anwendungsorientierte Einführung* (10. Auflage). Berlin: Springer.

Baier, C.J., Bradley, B.R.E. (2001). "If you love me, keep my commands": A Meta-Analysis of the Effect of Religion on Crime. *Journal of Research in Crime and Delinquency* 38, 3-21.

Baier, D. (2005). Abweichendes Verhalten im Jugendalter. Ein empirischer Vergleich verschiedener Erklärungsansätze. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 25, 381-398

Baier, D. (2008). Entwicklung der Jugenddelinquenz und ausgewählter Bedingungsfaktoren seit 1998 in den Städten Hannover, München, Stuttgart und Schwäbisch Gmünd. KFN: Forschungsberichte Nr. 104.

Baier, D. (2008a). Delinquentes, dissoziales Verhalten, Waffen und Sachbeschädigung. In: Scheithauer, H., Hayer, T., Niebank, K. (Hrsg.), *Problemverhalten und Gewalt im Jugendalter. Erscheinungsformen, Entstehungsbedingungen, Prävention und Intervention*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 53-71.

Baier, D. (2009). Aktuelle Erkenntnisse einer Dunkelfeldstudie. In: Hochschule der Polizei Hamburg (Hrsg.), *Aktuelle Entwicklungen im Rechtsextremismus*. Frankfurt: Verlag für Polizeiwissenschaften, S. 14-41.

Baier, D., Nauck, B. (2006). Soziales Kapital. Konzeptionelle Überlegungen und Anwendungen in der Jugendforschung. In: Ittel, A., Merckens, H. (Hrsg.), *Interdisziplinäre Jugendforschung. Jugendliche zwischen Familie, Freunden und Feinden*. Wiesbaden: VS Verlag, 49-71.

Baier, D., Pfeiffer, C. (2007). Gewalttätigkeit bei deutschen und nichtdeutschen Jugendlichen - Befunde der Schülerbefragung 2005 und Folgerungen für die Prävention. KFN: Forschungsberichte Nr. 100.

Baier, D., Pfeiffer, C. (2008). Türkische Kinder und Jugendliche als Täter und Opfer. In: Brumlik, M. (Hrsg.), *Ab nach Sibirien? Wie gefährlich ist unsere Jugend?* Weinheim: Beltz, S. 62-104.

Baier, D., Pfeiffer, C. (2009). Jugendgewalt in Deutschland. Erkenntnisse einer repräsentativen Schülerbefragung. *Forum Kriminalprävention* 2/2009, 5-13.

- Baier, D., Pfeiffer, C., Rabold, S. (2009b). Jugendgewalt in Deutschland. Befunde aus Hell- und Dunkelfelduntersuchungen unter besonderer Berücksichtigung von Geschlechterunterschieden. *Kriminalistik* 63, 323-333.
- Baier, D., Pfeiffer, C., Simonson, J., Rabold, S. (2009). Jugendliche in Deutschland als Opfer und Täter von Gewalt. KFN: Forschungsbericht Nr. 107.
- Baier, D., Pfeiffer, C., Windzio, M., Rabold, S. (2006). Schülerbefragung 2005: Gewalterfahrungen, Schulabsentismus und Medienkonsum von Kindern und Jugendlichen. Abschlussbericht über eine repräsentative Befragung von Schülerinnen und Schülern der 4. und 9. Jahrgangsstufe. KFN: Forschungsbericht.
- Baier, D., Rabold, S. (2009). Drogenkonsum im Jugendalter – Verbreitung, Bedingungsfaktoren und Zusammenhang mit Gewaltverhalten. *Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe* 20, 292-306.
- Baier, D., Rabold, S., Kappes, C., Kudlacek, D. (2009a). Sicherheit und Kriminalität in Stadi. Ergebnisse einer Schüler- und Erwachsenenbefragung. KFN: Forschungsberichte Nr. 106.
- Baier, D., Rabold, S., Pfeiffer, C. (2010). Peers und delinquentes Verhalten. In: Harring, M., Böhm-Kasper, O., Rohlf, C., Palentien, C. (Hrsg.), *Freundschaften, Cliques und Jugendkulturen. Peers als Bildungs- und Sozialisationsinstanzen*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 309-338.
- Baier, D., Struck, V. (2010). Freund oder Feind? Einstellungen Jugendlicher gegenüber der Polizei. Manuskript im Druck.
- Baier, D., Wetzels, P. (2006). Freizeitverhalten, Cliquenzugehörigkeit und Gewaltkriminalität: Ergebnisse und Folgerungen aus Schülerbefragungen. In: Dessecker, A. (Hrsg.), *Jugendarbeitslosigkeit und Kriminalität*. Wiesbaden: Krimz, 69-98.
- Baier, D., Windzio, M. (2006). Gewalt unter Kindern im Kontext der Grundschule. *Praxis der Rechtspsychologie* 16, 53-81.
- Becker, B. (2006). Der Einfluss des Kindergartens als Kontext zum Erwerb der deutschen Sprache bei Migrantenkindern. *Zeitschrift für Soziologie* 35, 449-464.
- Beelmann, A. (2006). Wirksamkeit von Präventionsmaßnahmen bei Kindern und Jugendlichen. Ergebnisse und Implikationen der integrativen Erfolgswissenschaft. *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie* 35, 151-162.
- Bierhoff, H.-W. (2000). *Sozialpsychologie. Ein Lehrbuch*. 5. Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.
- Bortz, J. (1993). *Statistik für Sozialwissenschaftler* (4. Auflage). Berlin: Springer.
- Bortz, J., Döring, N. (2005). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler* (3. Auflage). Heidelberg: Springer.
- Brettfeld, K. (2009). Schuf Gott am 8. Tag Gewalt? Religion, Religiosität und deviante Einstellungen und Verhaltensmuster Jugendlicher. Berlin: Wissenschaftlicher Verlag Berlin.

Brettfeld, K., Enzmann, D., Trunk, D., Wetzels, P. (2005). Abschlussbericht zur Evaluation des Niedersächsischen Modellprojekts gegen Schulschwänzen (ProgeSs). Universität Hamburg: Unveröffentlichter Forschungsbericht.

Brondies, M. (2007). Schule als Sozialisations- und Präventionsraum. In: Boers, K., Reinecke, J. (Hrsg.), Delinquenz im Jugendalter. Erkenntnisse einer Münsteraner Längsschnittstudie. Münster: Waxmann, S. 299-334.

Bruhns, K., Wittmann, S. (2003). Mädchenkriminalität – Mädchengewalt. In: Raithel, J., Mansel, J. (Hrsg.), Kriminalität und Gewalt im Jugendalter. Weinheim: Juventa, S. 41-63.

Ceylan, R. (2010). Die Prediger des Islam. Imame – wer sie sind und was sie wirklich wollen. Freiburg, Basel, Wien: Herder Verlag.

Cohen, L., Felson, M. (1979). Social Change and Crime Rate Trends. A Routine Activity Approach. *American Sociological Review* 44, 588-608.

Coleman, J. S. (1988). Social Capital in the Creation of Human Capital. *American Journal of Sociology* 94, 95-120.

Crown, D., Marlowe, D. (1960). A New Scale of Social Desirability Independent of Psychopathology. *Journal of Consulting Psychology* 24, 349-354.

Damon, W. (2004). Die Moralentwicklung von Kindern. *Spektrum der Wissenschaft. Digest: Psyche und Verhalten*. Stuttgart: Hirzel, 48-56.

Deutsches Jugendinstitut (2007) (hrsg.). Strategien der Gewaltprävention im Kindes- und Jugendalter. Eine Zwischenbilanz in sechs Handlungsfeldern. München: DJI.

Diefenbach, H. (2005). Determinanten des Bildungserfolgs unter besonderer Berücksichtigung intergenerationaler Transmission. In: Haug, S., Diehl, C. (Hrsg.), Aspekte der Integration. Eingliederungsmuster und Lebenssituation italienisch- und türkischstämmiger junger Erwachsener in Deutschland. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 133-157.

Ditton, H. (1998). Mehrebenenanalyse. Grundlagen und Anwendungen des Hierarchisch Linearen Modells. Weinheim: Juventa.

Durkheim, E. (1995[1897]). *Der Selbstmord*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Durkheim, E. (1996[1893]). *Über soziale Arbeitsteilung. Studien über die Organisation höherer Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Düsseldorfer Gutachten (2002). Leitlinien wirkungsorientierter Kriminalprävention. Düsseldorf.

Eisner, M., Ribeaud, D. (2003). Erklärung von Jugendgewalt – Eine Übersicht über zentrale Forschungsbefunde. In: Raithel, J., Mansel, J. (Hrsg.), *Kriminalität und Gewalt im Jugendalter. Hell- und Dunkelfeldbefunde im Vergleich*. Weinheim: Juventa, S. 182-206.

Eisner, M., Ribeaud, D. (2005). A Randomised Field Experiment to Prevent Violence: The Zurich Intervention and Prevention Project at Schools, ZIPPS. *European Journal of Crime, Criminal Law and Criminal Justice* 13, 27–43.

Elliott, D.S., Menard, S. (1996). *Delinquent Friends and Delinquent Behavior: Temporal and Developmental Patterns*. In: Hawkins, J.D. (Hrsg.), *Delinquency and Crime: Current Theories*. New York: Cambridge University Press, 28-67.

Enzmann, D., Brettfeld, K., Wetzels, P. (2004). Männlichkeitsnormen und die Kultur der Ehre. In: Oberwittler, D., Karstedt, S. (Hrsg.), *Soziologie der Kriminalität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 240-263.

Esbensen, F.-A., Weerman, F.M. (2005). Youth Gangs and Troublesome Youth Groups in the United States and the Netherlands: A Cross-National Comparison. *European Journal of Criminology* 2, 5-37.

Esser, H. (1980). *Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse*. Darmstadt: Luchterhand.

Esser, H. (1986). Social Context and Inter-Ethnic Relations: The Case of Migrant Workers in West German Urban Areas. *European Sociological Review* 2, 30-51.

Esser, H. (1989). Die Eingliederung der zweiten Generation. Zur Erklärung "kultureller Differenzen". *Zeitschrift für Soziologie* 18, 426-443.

Esser, H. (1990). Interethnische Freundschaften. In: Esser, H., Friedrichs, J. (Hrsg.), *Generation und Identität. Theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 185-206.

Esser, H. (2000). *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 2: Die Konstruktion der Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Campus Verlag.

Esser, H. (2001). *Integration und ethnische Schichtung (Bd. 40)*. Mannheim: Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung.

Farwick, A. (2009). *Segregation und Eingliederung. Zum Einfluss der räumlichen Konzentration von Zuwanderern auf den Eingliederungsprozess*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Fischer, M., Fischer, U. (1990). Wohnortwechsel und Verlust der Ortsidentität als nicht-normative Lebenskrisen. In: Philipp, S.-H. (Hrsg.), *Kritische Lebensereignisse*. München: Psychologie Verlags Union, S. 139-153.

Fuchs, M., Lamnek, S., Luedtke, J., Baur, N. (2005). *Gewalt an Schulen. 1994-1999-2004*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Fuchs, M., Luedtke, J. (2008). Jugendbanden (Gangs) und gangbezogene Verhaltensweisen. In: Scheithauer, H., Hayer, T., Niebank, K. (Hrsg.), *Problemverhalten und Gewalt im Jugendalter*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 274-288.

Gesemann, F. (2003). „Ist egal ob man Ausländer ist oder so – jeder Mensch braucht die Polizei.“ Die Polizei in der Wahrnehmung junger Migranten. In: Groenmeyer, A., Mansel, J. (Hrsg.), Die Ethnisierung von Alltagskonflikten. Opladen: Leske + Budrich, S. 203 – 228.

Glueck, S., Glueck, E. (1950). *Unraveling Juvenile Delinquency*. Cambridge: Harvard University Press.

Goldberg, B.U. (2003). *Freizeit und Kriminalität bei Jugendlichen*. Baden-Baden: Nomos.

Gottfredson, D.C., Gottfredson, G.D. (2002). Quality of School-Based Prevention Programs: Results from a National Survey. *Journal of Research in Crime and Delinquency* 39, 3-35.

Gottfredson, M.R., Hirschi, T. (1990). *A General Theory of Crime*. Stanford: University Press.

Grasmick, H.G., Tittle, C.R., Bursik, J.R., Arneklev, B. (1993). Testing the Core Empirical Implications of Gottfredson and Hirschi's General Theory of Crime. *Journal of Research in Crime and Delinquency* 30, 5-29.

Grimm, P., Rhein, S., Clausen-Muradian, E. (2008). *Gewalt im Web 2.0. Der Umgang Jugendlicher mit gewalthaltigen Inhalten und Cyber-Mobbing sowie die rechtliche Einordnung der Problematik*. Berlin: VISTAS-Verlag.

Groll, K.H.G. (2002). Die Bevölkerung vertraut der Polizei! Empirische Befunde zur Entwicklung des Vertrauens in Westdeutschland und Problematisierung der Aussagekraft der Vertrauensfrage. In: Bornewasser, M. (Hrsg.). *Empirische Polizeiforschung 3*. Herbolzheim: Centaurus-Verlag, S. 75-88.

Haug, S. (2003). Interethnische Freundschaftsbeziehungen und soziale Integration. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 55, 716-736.

Haug, S., Müssing, S., Stichs, A. (2009). *Muslimisches Leben in Deutschland*. Im Auftrag der Deutschen Islam Konferenz. Forschungsbericht des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge, Band 6. Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge.

Haug, S., Sauer, L. (2007). *Zuwanderung und Integration von (Spät-)Aussiedlern. Ermittlung und Bewertung der Auswirkungen des Wohnortzuweisungsgesetzes*. Forschungsbericht des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge, Band 3. Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge.

Haynie, D.L. (2001). Delinquent Peers Revisited: Does Network Structure Matter? *American Journal of Sociology* 106, 1013-1057.

Haynie, D.L., Silver, E., Teasdale, B. (2006). Neighborhood Characteristics, Peer Networks, and Adolescent Violence. *Journal of Quantitative Criminology* 22, 147-169.

Heitmeyer, W. (1993). *Fremdenfeindlichkeit und Gewalt bei Jugendlichen*. In: Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.), *Fremdenfeindlichkeit und Gewalt. Ursachen und Handlungsperspektiven*. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung, S. 7-20.

Hill, K.G., Howell, J.C., Hawkins, J.D., Battin-Pearson, S.R. (1999). Childhood Risk Factors for Adolescent Gang Membership: Results from the Seattle Social Development Project. *Journal of Research in Crime and Delinquency* 36, 300-322.

Hirschi, T. (1969). *Causes of Delinquency*. California: Berkeley.

Hopf, W.H., Huber, G.L., Weiß, R.H. (2008). Media Violence and Youth Violence. A 2-year Longitudinal Study. *Journal of Media Psychology* 20, 79-96.

Hüpping, S., Reinecke, J. (2007). Abwärtsdriftende Regionen. Die Bedeutung sozioökonomischer Entwicklungen für Orientierungslosigkeit und Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. In: Heitmeyer, W. (Hrsg.), *Deutsche Zustände. Folge 5*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 52-76.

Hurrelmann, K., Albert, M. (2002). *Jugend 2002. 14. Shell Jugendstudie*. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag GmbH.

Jencks, C., Mayer, S. E. (1990). The Social Consequences of Growing Up in a Poor Neighborhood. In: Lynn, L., McGeary, M. (Hrsg.), *Inner-city Poverty in the United States*. Washington D.C.: National Academy of Sciences Press, S. 111-153.

Johnson, B.R. et al. (2000). A Systematic Review of the Religiosity and Delinquency Literature: A Research Note. *Journal of Contemporary Criminal Justice* 16, 32-52.

Johnson, B.R. et al. (2001). Does Adolescent Religious Commitment Matter? A Reexamination of the Effects of Religiosity and Delinquency. *Journal of Research in Crime and Delinquency* 38, 22-44.

Kaeding, P. (2004). *Impulse. Streitschlichtung an Schulen*. Hamburg: Beratungsstelle Gewaltprävention der Behörde für freie Bildung und Sport der Freien und Hansestadt Hamburg.

Kerner, H.-J. (2005). Religiosität als Kriminalitätsprophylaxe? In: Biesinger, A., Kerner, H.-J., Klosinski, G., Schwitzer, F. (Hrsg.), *Brauchen Kinder Religion? Neue Erkenntnisse – praktische Perspektiven*. Weinheim: Beltz Verlag, S. 36-65.

Kleimann, M., Mößle, T. (2008). The Logs of Eliza and Other Media Stories: Behavioral and Developmental Effects of a School Based Media Education Program – Berlin Longitudinal Study Media. *International Journal of Behavioral Development* 32, Supplement 2, 55-59.

Klein, M.W., Weerman, F.M., Thornberry, T.P. (2006). Street Gang Violence in Europe. *European Journal of Criminology* 3, 413-437.

Klocke, A., Becker, U. (2003). Die Lebenswelt Familie und ihre Auswirkungen auf die Gesundheit von Jugendlichen. In: Hurrelmann, K., Klocke, A., Melzer, W., Ravens-Sieberer, U. (Hrsg.), *Jugendgesundheitsurvey. Internationale Vergleichsstudie im Auftrag der Weltgesundheitsorganisation WHO*. Weinheim/München: Juventa, S. 183-241.

Knoester, C., Haynie, D.L., Stephens, C.M. (2006). Parenting Practices and Adolescents' Friendship Networks. *Journal of Marriage and Family* 68, 1247-1260.

- Köllisch, T., Oberwittler, D. (2004). Wie ehrlich berichten Jugendliche über ihr delinquentes Verhalten? Ergebnisse einer externen Validierung selbstberichteter Delinquenz auf Individual- und Aggregatdatenebene. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 56, 708-735.
- Krämer, K. (1992). *Delinquenz, Suchtmittelumgang und andere Formen abweichenden Verhaltens. Ein Geschlechtervergleich*. Freiburg: Lambertus.
- Kristen, C. (2002). Hauptschule, Realschule oder Gymnasium? Ethnische Unterschiede am ersten Bildungsübergang. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 54, 534-552.
- Kristen, C. (2003). Ethnische Unterschiede im deutschen Schulsystem. Aus *Politik und Zeitgeschichte* 21/22, 26-32.
- Kunczik, M., Zipfel, A. (2004). *Medien und Gewalt. Befunde der Forschung seit 1998*. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Lamnek, S. (1996). *Theorien abweichenden Verhaltens* (6. Auflage). München: Fink.
- Lamnek, S. (1998). Kriminalität. In: Schäfers, B., Zapf, W. (Hrsg.). *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*. Opladen: Leske und Budrich, S. 382-393.
- Lansford, J.E., Miller-Johnson, S., Berlin, L.J., Dodge, K.A., Bates, J.E., Pettit, G.S. (2007). Early Physical Abuse and Later Violent Delinquency: A Prospective Longitudinal Study. *Child Maltreatment* 12, 233-245.
- Ledermann, D., Loayza, N., Mendenez, A.M. (2002). Violent Crime: Does Social Capital Matter? *Economic Development and Cultural Change* 50, 509-539.
- Legge, S., Reinecke, J., Klein, A. (2009). Das Kreuz des Wählers. Die Auswirkungen von politischer Entfremdung und Fremdenfeindlichkeit auf das Wahlverhalten in abgehängten Regionen. In: Heitmeyer, W. (Hrsg.), *Deutsche Zustände. Folge 7*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 53-72.
- Lemmer, G., Neumann, C., Wagner U. (2005). Evaluation der ersten Trainingswelle des Gewaltpräventionsprojekts „PiT-Hessen (Prävention im Team)“. Unveröffentlichtes Manuskript, Philipps-Universität Marburg.
- Matsueda, R.L., Anderson, K. (1998). The Dynamics of Delinquent Peers and Delinquent Behavior. *Criminology* 36, 269-308.
- McGloin, J.M., O'Neill Shermer, L. (2009). Self-Control and Deviant Peer Network Structure. *Journal of Research in Crime and Delinquency* 46, 35-72.
- McPherson, M. J., Smith-Lovin, L., Cook, J. M. (2001). Birds of a Feather: Homophily in Social Networks. *Annual Review of Sociology* 27, 415-444.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (2008). *JIM-Studie 2008. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-jähriger*. Stuttgart.

- Meier, U. (2003). Aggressionen und Gewalt in der Schule. Zur Dialektik von Schülerpersönlichkeiten, Lernumwelten und schulischem Sozialklima. Münster: Lit-Verlag.
- Melzer, W. (Hrsg.) (2006). Gewalt an Schulen. Analyse und Prävention. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Merton, R.K. (1995[1957]). Soziologische Theorie und soziale Struktur. Berlin: de Gruyter.
- Messner, S.F., Baumer, E.P., Rosenfeld, R. (2004). Dimensions of Social Capital and Rates of Criminal Homicides. *American Sociological Review* 69, 882-903.
- Moffitt, T.E. (1993). Life-course-persistent and adolescent-limited antisocial behavior: A developmental taxonomy. *Psychological Review*, 100, 674-701.
- Möller, I. (2006). Mediengewalt und Aggression. Eine längsschnittliche Betrachtung des Zusammenhangs am Beispiel des Konsums gewalthaltiger Bildschirmspiele. Potsdam: Universität Potsdam.
- Möller, I., Krahe, B. (2009). Exposure to Violent Video Games and Aggression in German Adolescents. *Aggressive Behavior* 35, 75-89.
- Möble, T., Kleimann, M., Rehbein, F. (2007). Bildschirmmedien im Alltag von Kindern und Jugendlichen: Nomos: Baden-Baden.
- Mrazek P.J., Haggerty R.J. (1994) (Eds.). Reducing Risks for Mental Disorders: Frontiers for Preventive Intervention Research. Committee on Prevention of Mental Disorders, Institute of Medicine. Washington DC: National Academy Press.
- Nauck, B., Kohlmann, A., Diefenbach, H. (1997). Familiäre Netzwerke, intergenerative Transmission und Assimilationsprozesse bei türkischen Migrantenfamilien. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 49, 477-499.
- Nunner-Winkler, G. (1999). Moralische Integration. In: Friedrichs, J., Jagodzinski, W. (Hrsg.), *Soziale Integration*. Sonderheft der KZfSS. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 293-319.
- Oberwittler, D. (2004). A Multilevel Analysis of Neighbourhood Contextual Effects on Serious Juvenile Offending. The Role of Subcultural Values and Social Disorganization. *European Journal of Criminology* 1, 201-236.
- Oberwittler, D. (2008). Wohnquartiere mit konzentrierten sozialen Benachteiligungen können zur Verschärfung der Jugenddelinquenz beitragen – Neue Erkenntnisse zu sozialräumlichen Kontexteffekten. *Recht der Jugend und des Bildungswesens* 56, 73-83.
- Ohlemacher, T., Rüger, A., Schacht, G., Feldkötter, U. (2003). Gewalt gegen Polizeibeamtinnen und –beamte 1985-2000. Eine kriminologische Analyse. Baden-Baden: Nomos.
- Osgood, D.W., Wilson, J.K., O'Malley, P.M., Bachman, J.G., Johnston L.D. (1996). Routine Activities and Individual Deviant Behavior. *American Sociological Review* 61, 635-655.



Pearce, M.J. et al. (2003). The Protective Effects of Religiousness and Parent Involvement on the Development of Conduct Problems Among Youth Exposed to Violence. *Child Development* 74, 1682-1696.

Pfeiffer, C., Baier, D. (2009). Regionale Unterschiede des Rechtsextremismus Jugendlicher. Erklärungsansätze und Folgerungen für die Prävention. Projektskizze.

Pfeiffer, C., Baier, D., Ellrich, K., Zietlow, B. (2009). Gewalt gegen Polizei. Projektskizze für eine bundesweite Analyse zur Häufigkeit, Schwere und den Folgen der Gewalt gegen Polizeibeamtinnen und Polizeibeamte.

Pfeiffer, C., Wetzels, P. (1994). „Die Explosion des Verbrechens?“ Zu Missbrauch und Fehlinterpretationen der polizeilichen Kriminalstatistik. *Neue Kriminalpolitik. Forum für Praxis, Politik und Wissenschaft*, 6, 32-39.

Pfeiffer, C., Wetzels, P. (2000). Junge Türken als Täter und Opfer von Gewalt. *KFN: Forschungsberichte* Nr. 81.

Pfeiffer, C., Wetzels, P., Enzmann, D. (1999). Innerfamiliäre Gewalt gegen Kinder und Jugendliche und ihre Auswirkungen. *KFN Forschungsbericht* Nr. 80.

Pfeiffer, C., Windzio, M., Baier, D. (2006). Zur Prävention der Gewalt durch junge Migranten. In: Heitmeyer, W., Schröttle, M. (Hrsg.), *Gewalt. Beschreibungen, Analysen, Prävention*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 276-290.

Preiser, S., Wagner, U. (2003). Gewaltprävention und Gewaltminderung: Qualitätskriterien für Präventions- und Interventionsprogramme. *Report Psychologie* 28, 660-666.

Putnam, R.D. (2000). *Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community*. New York: Simon & Schuster.

Pütz, R., Schreiber, V., Schwedes, C. (2009). Präventionsarbeit an Schulen in Deutschland. Materialien zur Umfrage. Institut für Humangeographie. Frankfurt am Main. [[http://www.geo.uni-frankfurt.de/ifh/Personen/puetz/downloads/2009\\_Umfrage.pdf](http://www.geo.uni-frankfurt.de/ifh/Personen/puetz/downloads/2009_Umfrage.pdf)]

Rabold, S., Baier, D. (2007). Delinquentes Verhalten von Jugendlichen. Zur differentiellen Bedeutsamkeit verschiedener Bedingungsfaktoren. *Sozialwissenschaftlicher Fachinformationssdienst. Kriminalsoziologie und Rechtssoziologie* 2, 9-42.

Rabold, S., Baier, D. (2008). Ethnische Unterschiede im Gewaltverhalten von Jugendlichen – Die Struktur von Freundschaftsnetzwerken als Erklärungsfaktor. In: Hillmann, F., Windzio, M. (Hrsg.), *Migration und städtischer Raum. Chancen und Risiken der Segregation und Integration*. Opladen: Budrich UniPress, 313-331.

Rabold, S., Baier, D. (2009). Stadtteile als Bedingungsfaktoren von Jugendgewalt. *Stadtforchung und Statistik* 1/2009, 24-28.

Rabold, S., Baier, D. (2009a). Stadtteileigenschaften und Drogenkonsum von Jugendlichen. Eine Überprüfung der Theorie der sozialen Desorganisation am Beispiel Hannovers. In: Haller, R., Jehle, J.-M. (Hrsg.), *Drogen – Sucht – Kriminalität*. Mönchengladbach: Forum Verlag, 283-302.

Rabold, S., Baier, D. (2010). Sozialräumlicher Kontext und Jugenddelinquenz. Zum Einfluss von Stadtteileigenschaften auf gewalttätiges Verhalten von Jugendlichen am Beispiel Hannovers. Manuskript im Druck.

Rabold, S., Baier, D., Pfeiffer, C. (2008). Jugendgewalt und Jugenddelinquenz in Hannover. Aktuelle Befunde und Entwicklungen seit 1998. KFN: Forschungsberichte Nr. 105.

Rabold, S., Baier, D., Pfeiffer, C. (2009). Ausländerfeindlichkeit und Rechtsextremismus unter deutschen Jugendlichen – Erkenntnisse einer deutschlandweiten Repräsentativbefragung. Forum Kriminalprävention 3/2009, 2-8.

Rauer, W., Schuck, K.D. (2003). Fragebogen zur Erfassung emotionaler und sozialer Schulerfahrungen von Grundschulkindern dritter und vierter Klassen. Göttingen: Beltz Test GmbH.

Ravens-Sieberer, U., Ellert, U., Erhart, M. (2007). Gesundheitsbezogene Lebensqualität von Kindern und Jugendlichen in Deutschland: Eine Normstichprobe für Deutschland aus dem Kinder- und Jugendgesundheitsurvey (KIGSS). Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 50, 810-818.

Rehbein, F., Kleimann, M., Mößle, T. (2009). Computerspielabhängigkeit im Kindes- und Jugendalter. Empirische Befunde zu Ursachen, Diagnostik und Komorbidität unter besonderer Berücksichtigung spielimmanenter Abhängigkeitsmerkmale. KFN: Forschungsberichte Nr. 108.

Ribeaud, D., Eisner, M. (2009). Entwicklung von Gewalterfahrungen Jugendlicher im Kanton Zürich. Oberentfelden: Sauerländer Verlage.

Riedel, J. (2008). Spotten, Schimpfen, Schlagen. Gewalt unter Schülern – Bullying und Cyberbullying. Bamberg: Verlag Empirische Pädagogik.

Sampson, R.J., Groves, W.B. (1989). Community Structure and Crime: Testing Social-Disorganization Theory. American Journal of Sociology 94, 774-802.

Sampson, R.J., Laub, J.H. (1993). Crime in the Making. Pathways and Turning Points Through Life. Harvard: University Press.

Sampson, R.J., Laub, J.H. (2005). A Life-Course View of the Development of Crime. In: Sampson, R.J., Laub, J.H. (Eds.), Developmental Criminology and its Discontent. Trajectories of Crime from Childhood to Old Age. Thousand Oaks: Sage, S. 12-45.

Sampson, R. J., Raudenbush, S. W., Earls, F. (1997). Neighborhoods and Violent Crime: A Multilevel Study of Collective Efficacy. Science 277, 918-924.

Schäfer, E. (2004). Kritisches aus Schülersicht. In: Liebl, K. (Hrsg.), Empirische Polizeiforschung 5: Fehler und Lernkultur in der Polizei. Frankfurt: Verlag für Polizeiwissenschaft. S. 261-267.

Scheithauer, H., Rosenbach, C., Niebank, K. (2008). Gelingensbedingungen für die Prävention von interpersonaler Gewalt im Kindes- und Jugendalter. Expertise im Auftrag der Stiftung

Deutsches Forum für Kriminalprävention (DFK). Berlin, Bonn: Deutsches Forum Kriminalprävention.

Schindler, V., Baier, D. (2008). Gewalterfahrungen von Kindern und Jugendlichen. Ergebnisse von Schülerbefragungen im Jahr 2005 und Möglichkeiten Erfolg versprechender Prävention. Polizeiliche Kriminalprävention der Länder und des Bundes: Stuttgart.

Schnell, R., Hill, P.B., Esser, E. (2005). Methoden der empirischen Sozialforschung (7. Auflage). München: Oldenbourg Verlag.

Schneider, H.J. (2007). Frauenkriminalität und Mädchendelinquenz. In: Schneider, H.J. (Hrsg.), Internationales Handbuch der Kriminologie. Band 1: Grundlagen der Kriminologie. Berlin: De Gruyter, S. 435-468.

Schreiber, V. (2007). Lokale Präventionsgremien in Deutschland. Frankfurt am Main: Forum Humangeographie 2. [<http://www.geo.uni-frankfurt.de/ifh/Forschung/Publikationen/Forum/downloads/FH-2.pdf>]

Shaw, C.R, McKay, H. D. (1969[1942]). Juvenile Delinquency and Urban Areas: A Study of Rates of Delinquency in Relation to Differential Characteristics of Local Communities in American Cities (Revised Edition). Chicago: University of Chicago Press.

Sherman, L. W., Gottfredson, D., MacKenzie, D., Eck, J., Reuter, P., Bushway, S. (1997). Preventing Crime: What Works, What Doesn't, What's Promising. Report to the U.S. Congress. Washington, D.C.: U.S. Dept. of Justice.

Siggelkow, B., Büscher, W. (2008). Deutschlands sexuelle Tragödie. Wenn Kinder nicht mehr lernen, was Liebe ist. Asslar: GerthMedien.

Simons, R.L., Simons, L.G., Chen, Y., Brody, G.H., Lin, K. (2007). Identifying the Psychological Factors that Mediate the Association between Parenting Practices and Delinquency. *Criminology* 45, 481-517.

Stadler, C., Janke, W., Schmeck, K. (2004). Inventar zur Erfassung von Impulsivität, Risikoverhalten und Empathie bei 9- bis 14-jährigen Kindern. Göttingen: Hogrefe.

Steffen, W. (2007). Jugendkriminalität und ihre Verhinderung zwischen Wahrnehmung und empirischen Befunden. Gutachten zum 12. Präventionstag. ([http://www.praeventionstag.de/Kriminalpraevention//Module/Dokumentationen/Gutachten\\_F222-227.pdf](http://www.praeventionstag.de/Kriminalpraevention//Module/Dokumentationen/Gutachten_F222-227.pdf))

Steinbach, A. (2004). Soziale Distanz. Ethnische Grenzziehung und die Eingliederung von Zuwanderern in Deutschland. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Steffensmeier, D., Schwartz, J., Zhong, H., Ackerman, J. (2005). An assessment of recent trends in girls' violence using diverse longitudinal sources: Is the gender gap closing? *Criminology* 43, 355-406.

Stiensmeier-Pelster, J. (2003) (Hrsg.). Diagnostik von Motivation und Selbstkonzept. Göttingen: Hogrefe.

Sutherland, E.H. (1968). Die Theorie der differentiellen Kontakte. In: Sack, Fritz, König, Rene (Hrsg.), *Kriminalsoziologie*. Frankfurt a.M: Akademische Verlagsgesellschaft, S. 395-399.

Tajfel, H. (1982). *Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotype*. Stuttgart: Huber.

Teicher, M. (2002). Hirnschäden durch Kindesmisshandlung: Wunden, die nicht verheilen. *Spektrum der Wissenschaft* 7/2002, 78-85.

Thornberry, T.P. (1998). Membership in Youth Gangs and Involvement in Serious and Violent Offending. In: Loeber, R., Farrington, D.P. (Hrsg.), *Serious and Violent Juvenile Offenders: Risk Factors and Successful Interventions*, Thousand Oaks, CA: Sage Publications, 147-166.

Thornberry, T.P., Krohn, M.D., Lizotte, A.J., Chard- Wierschem, D. (1993). The Role of Juvenile Gangs in Facilitating Delinquent Behavior. *Journal of Research in Crime and Delinquency* 30, 55-87.

von Below, S. (2005). Die schulische Bildung von Migranten. Zum Einfluss von sozialstrukturellen, regionalen und subjektiven Merkmalen. In: Haug, S., Diehl, C. (Hrsg.), *Aspekte der Integration. Eingliederungsmuster und Lebenssituation italienisch- und türkischstämmiger junger Erwachsener in Deutschland*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 97-131.

Warr, M. (2002). *Companions in Crime. The Social Aspects of Criminal Conduct*. Cambridge: University Press.

Warr, M. (2005). Making Delinquent Friends: Adult Supervision and Children's Affiliations. *Criminology* 43, 77-106.

Weisburd, D., Bruinsma, G.J.N., Bernasco, W. (2009). Units of Analysis in Geographic Criminology: Historical Development, Critical Issues, and Open Questions. In: Weisburd, D., Bernasco, W., Bruinsma, G.J.N. (Hrsg.), *Putting Crime in its Place. Units of Analysis in Geographic Criminology*. New York: Springer, S. 3-34.

Wetzels, P., Brettfeld, K. (2003). Auge um Auge, Zahn um Zahn? Migration, Religion und Gewalt junger Menschen - Eine empirisch-kriminologische Analyse der Bedeutung persönlicher Religiosität für Gewalterfahrungen, -einstellungen und -handeln muslimischer junger Migranten im Vergleich zu Jugendlichen anderer religiöser Bekenntnisse. Münster: LIT-Verlag.

Wetzels, P., Enzmann, D. (1999). Die Bedeutung der Zugehörigkeit zu devianten Cliques und der Normen Gleichaltriger für die Erklärung jugendlichen Gewalthandelns. *DVJJ-Journal* 164, 116-131.

Wetzels, P., Enzmann, D., Mecklenburg, E., Pfeiffer, C. (2001). *Jugend und Gewalt. Eine repräsentative Dunkelfeldanalyse in München und acht anderen deutschen Städten*. Baden-Baden: Nomos.

Wilmers, N., Enzmann, D., Schaefer, D., Herbers, K., Greve, W., Wetzels, P. (2002). *Jugendliche in Deutschland zur Jahrtausendwende: Gefährlich oder gefährdet?* Baden-Baden: Nomos.

Wilson, D. B., Gottfredson, D. C., Najaka, S. S. (2001). School-based Prevention of Problem Behaviors: A Meta-analysis. *Journal of Quantitative Criminology*, 17, 247–272.

Wimmer, A. (2002). Multikulturalität oder Ethnisierung? Kategorienbildung und Netzwerkstrukturen in drei schweizerischen Immigrantenvierteln. *Zeitschrift für Soziologie*, 31, 4-26.

Woellert, F., Weber, A., Kröhnert, S., Sippel, L., Klingholz, R. (2009). Ungenutzte Potentiale. Zur Lage der Integration in Deutschland. Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung.

Wolf, C. (1996). Gleich und gleich gesellt sich. Individuelle und strukturelle Einflüsse auf die Entstehung von Freundschaften. Hamburg: Kovač.

Zinnecker, J., Behnken, I., Maschke, S., Stecher, L. (2002). Null Zoff & voll busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrhunderts. Ein Selbstbild. Opladen: Leske + Budrich.



## **Anhang: Neun Thesen des Ersten Forschungsberichts**

### **1. Für mehr als drei Viertel aller Jugendlichen gehörte Gewalt in den zwölf Monaten vor der Befragung nicht zu ihrem persönlichen Erfahrungsbereich.**

Von den befragten Schülerinnen und Schülern sind 16,8 % in dieser Zeit mindestens einmal Opfer einer Gewalttat geworden, bei 3,9 % sind es fünf und mehr derartige Opfererfahrungen. Am häufigsten werden einfache Körperverletzungen berichtet (11,1 %); 4,8 % der Jugendlichen gaben an, mindestens einen Raub oder Erpressung erlebt zu haben, 3,2 % eine schwere Körperverletzung. Im Vergleich dazu fallen die innerfamiliären Opfererfahrungen relativ hoch aus. Leichte Gewalt (z.B. Ohrfeige) hat im Jahr vor der Befragung jeder fünfte Jugendliche erlebt (20,9 %), von schwerer Gewalt (z.B. von Fausthieben) berichten 5,7 %. An den Schulen ereignen sich Raub und Erpressung nur selten (1,6 %). Davon, geschlagen oder getreten worden zu sein, berichten dagegen 20,9 % der Jugendlichen. Zugleich weisen die Ergebnisse darauf hin, dass Mobbing an Schulen in seinen unterschiedlichen Ausprägungen ein ernstzunehmendes Problem darstellt und dass solche Verhaltensweisen gelegentlich auch von den Lehrkräften ausgehen.

Von den im Fragebogen erfassten Delikten haben die Jugendlichen in den zwölf Monaten vor der Befragung am häufigsten Sachbeschädigungen (14,6 %) und Ladendiebstähle (13,3 %) begangen. An dritter Stelle folgen die einfachen Körperverletzungen (11,7 %). Schwere Körperverletzungen oder Raubtaten wurden von 2,9 bzw. 2,5 % aller Jugendlichen verübt. Mindestens eine Gewalttat gaben 13,5 % der Jugendlichen an. Mindestens fünf Gewalttaten haben danach 4,3 % der Jugendlichen während der letzten zwölf Monate begangen. Sowohl zu den Opferrisiken als auch zur Häufigkeit der Jugenddelinquenz ergeben sich im Vergleich von ländlichen und städtischen Gebieten oder den verschiedenen Teilen Deutschlands relativ geringe regionale Unterschiede. In Süd- und Ostdeutschland gibt es etwas weniger Gewalttäter als in Nord- und Westdeutschland, in Großstädten greifen Jugendliche etwas häufiger zu Gewalt als in Mittelstädten oder ländlichen Gebieten. Diese regionalen Besonderheiten beruhen dabei primär auf Unterschieden in der sozialen Zusammensetzung der Jugendlichen.

### **2. Zur Entwicklung der Jugendgewalt zeigen die Befunde der Dunkelfeldforschung seit 1998 insgesamt betrachtet eine gleichbleibende bis rückläufige Tendenz.**

Die Gegenüberstellung der Ergebnisse von repräsentativen Schülerbefragungen, die in acht Städten aus sieben Bundesländern in den Jahren 1998/99 bzw. 2005 bis 2008 durchgeführt wurden, ergibt einen für die breite Öffentlichkeit eher überraschenden Befund. Die Quote der Jugendlichen, die nach eigenen Angaben in den zwölf Monaten vor der Befragung mindestens eine Gewalttat begangen haben, ist in keiner der acht Städte angestiegen und überwiegend sogar beträchtlich gesunken. Sie lag 1998/99 zwischen 17,3 und 24,9 %, in den Jahren 2005 bis 2008 zwischen 11,5 und 18,1 %. Auch zu den Mehrfachtätern (fünf und mehr Gewaltdelikte während der letzten zwölf Monate) fällt der Trend insgesamt gesehen entsprechend aus (1998/99: Quoten zwischen 3,3 und 8,2 %; 2005 – 2008: Quoten zwischen 3,0 und 5,0 %). Nur in zwei der acht Vergleichsstädte ist seit 1998 ein leichter Anstieg der Quoten der Mehrfachtäter festzustellen. Für die einzelnen Gewaltdeliktbereiche (Raub, Erpressung, Körperverletzung) zeigen sich ebenfalls in den meisten Gebieten rückläufige Trends; teilweise gibt es aber auch über die Zeit konstante oder leicht ansteigende Raten. Insbesondere zur Körperver-

letzung sind die Befunde uneinheitlich. Ein drastischer Anstieg der Jugendgewalt - wie teilweise in den Medien berichtet – kann jedoch nach den vorliegenden Befunden insgesamt nicht bestätigt werden.

Die Befunde der Schülerbefragung stimmen damit weitgehend mit dem überein, was sich auf der Basis von Versicherungsdaten zur Häufigkeit der Gewalt an Schulen ergibt. Diese sogenannten meldepflichtigen „Raufunfälle“, bei denen ärztliche Hilfe in Anspruch genommen wurde, haben zwischen 1997 und 2007 pro 1.000 Schüler um 31,3 % abgenommen. Legt man nur solche Vorfälle zugrunde, bei denen es zu Frakturen gekommen ist (z. B. Nasenbeinbruch, Rippenbruch), beträgt der Rückgang sogar 44 %.

### **3. Die überwiegend positiven Trends zur Entwicklung der selbstberichteten Jugendgewalt in und außerhalb von Schulen finden ihre Entsprechung im Anstieg präventiv wirkender Faktoren und im Sinken gewaltfördernder Lebensbedingungen der Jugendlichen.**

So hat bei den befragten Jugendlichen die eigene Akzeptanz von Gewalt als Mittel zur Durchsetzung von Interessen seit 1998 deutlich abgenommen. Parallel dazu unterstellen die Jugendlichen in den acht Städten 2005 bis 2008 weit häufiger als noch 1998/99, dass ihre Eltern, ihre Lehrer und ihre gleichaltrigen Freunde es missbilligen würden, wenn sie in einem Streit einen Mitschüler massiv schlagen würden. Ferner ist in sieben der acht Städte die Bereitschaft der Jugendlichen angestiegen, selbst erlebte Gewaltdelikte zur Anzeige zu bringen. Aus der Sicht der potenziellen Täter betrachtet, hat sich damit zum einen die Wahrscheinlichkeit deutlich erhöht, in ihrem sozialen Umfeld wegen eigener Gewalttaten Kritik und massive Ablehnung zu erfahren. Zum anderen sehen sie sich mit einem steigenden Risiko konfrontiert, deswegen offiziell zur Verantwortung gezogen zu werden. Zu beachten ist ferner, dass der Anteil der Jugendlichen, die in den letzten zwölf Monaten keine elterliche Gewalt erlebt haben, in allen acht Städten durchweg deutlich angestiegen ist. Ferner hat auch die Quote derer, die in der Kindheit völlig gewaltfrei erzogen wurden, insbesondere in den Städten stark zugenommen, die vor zehn Jahren noch durch relativ hohe Quoten von innerfamiliär geschlagenen Kindern aufgefallen waren. Alle vier genannten Veränderungen haben offenbar zu den positiven Trends der Jugendgewalt wesentlich beigetragen.

### **4. Die Befunde der Dunkelfeldforschung zum Anzeigeverhalten der Gewaltopfer relativieren die Aussagekraft der polizeilichen Kriminalstatistik in mehrfacher Hinsicht.**

- Von einer Ausnahme abgesehen, hat sich in den acht Städten das Anzeigeverhalten der Gewaltopfer im Vergleich der beiden Messzeitpunkte bei Körperverletzungsdelikten um 20 bis 50 % erhöht. Bei Raubdelikten ist teilweise eine noch höhere Zunahme zu verzeichnen. Diese zunehmende Verlagerung der Fälle vom Dunkelfeld ins polizeistatistisch erfasste Hellfeld spricht dafür, dass der seit 1998 registrierte Anstieg der Jugendgewalt (+ 28,4 %) in beachtlichem Maß auf eine geändertes Anzeigeverhalten der Opfer zurückzuführen ist. Bei den Körperverletzungsdelikten Jugendlicher übersteigt allerdings die seit 1998 polizeilich registrierte Zunahme mit einem Plus von 54 % erheblich die sich im Längsschnittvergleich der Städte für solche Gewalttaten Jugendlicher abzeichnende Erhöhung der Anzeigebereitschaft. Dies spricht dafür, dass es je-



denfalls hier in den letzten zehn Jahren zu einem realen Anstieg der Jugendgewalt gekommen ist.

- Die Anzeigebereitschaft der jugendlichen Opfer von Gewalttaten hängt erheblich von der ethnischen Zugehörigkeit der Täter ab. Bei der sich in Westdeutschland zu 36,2 % aller Fälle ergebenden Konstellation „deutsches Opfer, deutscher Täter“ werden nur 19,5 % der Gewalttaten der Polizei gemeldet. Wird ein deutsches Opfer aber von einem jungen Migranten angegriffen (und dies sind ebenfalls 36,2 % aller Fälle), dann liegt dessen Anzeigebereitschaft mit 29,3 % um die Hälfte höher. Eine relativ hohe Anzeigequote von 27,2 % ergibt sich ferner bei Gewalttaten, die sich unter Migranten mit unterschiedlichem Migrationshintergrund ereignen (12,2 % der Fälle). Deutsche Täter, die einen Migranten attackieren, werden demgegenüber nur zu 18,9 % und damit am seltensten angezeigt (10,4 % der Fälle). Für Migranten ergibt sich als Täter allerdings dann eine relativ niedrige Anzeigehäufigkeit von 21,2 %, wenn ihr Opfer denselben Migrationshintergrund hat (4,9 % der Fälle). Im Ergebnis wird damit deutlich, dass junge Migranten als Täter ein weit höheres Risiko haben, sich mit ihren Taten vor Gericht verantworten zu müssen als junge Deutsche. Sie sind dadurch in allen Bereichen und Statistiken der Strafverfolgung deutlich überrepräsentiert.
- Das nach der PKS sehr ausgeprägte Stadt-Land-Gefälle bzw. Nord-Süd-Gefälle der Jugendgewaltbelastung beruht auch auf regionalen Unterschieden der Anzeigebereitschaft. Entsprechendes gilt z.T. für Ost-West-Divergenzen der polizeilich registrierten Jugendgewalt. So liegt die Anzeigebereitschaft jugendlicher Opfer von Raubdelikten in Mittelstädten (100.000 bis 500.000 Einwohner) bzw. Großstädten (über 500.000 Einwohner) mit 56,4 % bzw. 48,5 % um zwei Drittel bzw. um zwei Fünftel über der Anzeigequote von 34 %, die sich für junge Raubopfer aus Landkreisen ergibt. Entsprechendes gilt im Vergleich der Anzeigequote von jugendlichen Raubopfern aus Ostdeutschland bzw. Norddeutschland (51,5 bzw. 44,4 %) zu jenen aus Süddeutschland (31,1 %). Bei anderen Gewalttaten wie etwa den Körperverletzungsdelikten fallen diese regionalen Unterschiede der Anzeigequote zwar deutlich schwächer aus. Aber auch sie tragen dazu bei, dass die vergleichsweise niedrige Gewaltbelastung, die sich nach der PKS für ländliche bzw. süddeutsche Regionen ergibt, teilweise darauf beruhen dürfte, dass dort derartige Konflikte offenbar häufiger als in anderen Gebieten informell – also ohne polizeiliche Anzeige - geregelt werden.

### **5. Sowohl aus Opfer- wie aus Tätersicht zeigen die Daten zur selbstberichteten Jugendgewalt, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund häufiger Gewalttaten begehen als deutsche Jugendliche.**

Bei den Mehrfachtätern erreichen Jugendliche aus dem ehemaligen Jugoslawien mit 9,4 % den höchsten Wert gefolgt von jungen Türken mit 8,3 %. Am anderen Ende der Skala stehen Jugendliche aus Asien mit 2,6 % und deutsche Jugendliche mit 3,3 %. Diese Unterschiede gleichen sich aber vollständig aus, wenn man differenzierter vergleicht, d.h. Jugendliche unterschiedlicher Herkunft mit denselben familiären, schulischen und sozialen Rahmenbedingungen sowie übereinstimmenden Werteorientierungen einander gegenüber stellt. Die insgesamt deutlich höhere Gewalttäterquote von jungen Migranten beruht danach auf mehreren Belastungsfaktoren, die bei ihnen weit stärker ausgeprägt sind als bei deutschen Jugendlichen.

Von zentraler Bedeutung ist dabei, dass junge Migranten weit häufiger als deutsche Jugendliche Opfer innerfamiliärer Gewalt werden. Besonders hoch belastet sind hier Jugendliche, deren Eltern aus der Türkei, aus dem früheren Jugoslawien sowie aus arabischen oder afrikanischen Ländern stammen. Die Erfahrung innerfamiliärer Gewalt erhöht zum einen unmittelbar die Gewaltbereitschaft der Betroffenen deutlich. Zum anderen treten bei diesen Jugendlichen die vier Belastungsfaktoren, die ihrerseits die Gewaltbereitschaft fördern, wesentlich häufiger auf. Dies gilt für den Alkohol- und Drogenkonsum, die Akzeptanz gewaltorientierter Männlichkeitsnormen (sogenannte „Machokultur“), für das Schulschwänzen und für die Nutzung gewalthaltiger Medieninhalte. Der Alkohol- und Drogenkonsum fällt bei jungen Muslimen zwar schwächer aus als bei den anderen Jugendlichen mit Migrationshintergrund oder den deutschen Jugendlichen, dafür sind sie aber von den anderen Belastungsfaktoren besonders stark betroffen.

## **6. Der stärkste Einfluss auf Jugendgewalt geht von der Zahl der delinquenten Freunde aus, mit denen die Jugendlichen in ihrem sozialen Netzwerk verbunden sind.**

Je höher diese Zahl ausfällt, umso wahrscheinlicher ist es, dass die Betroffenen Mehrfachtäter der Jugendgewalt werden. Wer mehr als fünf delinquente Freunde hat, ist mit 21,3 % um etwa das 50-fache häufiger Mehrfachtäter als ein Jugendlicher ohne delinquente Freunde (0,4 %). Die Zahl der delinquenten Freunde hängt wiederum mit anderen Belastungsfaktoren zusammen wie etwa dem Schulschwänzen, einem hohen Alkohol- und Drogenkonsum sowie der intensiven Nutzung gewalthaltiger Medieninhalte. Zu beachten ist ferner, dass die sozialen Netzwerke der Jugendlichen in hohem Maß durch ihren Schulbesuch sowie ihre Freizeitaktivitäten geprägt werden. Da es an Hauptschulen und Förderschulen zunehmend zu einer Konzentration von sozial benachteiligten Kindern und Jugendlichen mit vergleichsweise hoher Delinquenzbelastung gekommen ist, kann es nicht überraschen, dass sich der Besuch dieser Schultypen heute in multivariaten Analysemodellen als eigenständiger Verstärkungsfaktor der Jugendgewalt erweist. Entsprechendes hat sich bei einer im Jahr 2006 in Hannover durchgeführten Untersuchung zum Besuch von Freizeitzentren gezeigt, weil sich auch dort eine starke Konzentration von delinquenten Jugendlichen ergeben hat.

## **7. Sowohl der Querschnittsvergleich der bundesweiten Schülerbefragung 2007/2008 als auch die Längsschnittanalyse der vom KFN seit 1998 in Großstädten durchgeführten Schülerbefragungen belegen, dass sich die Verbesserung von Bildungschancen präventiv auswirkt.**

Generell zeigt sich: Je größer in den Städten und Landkreisen der Anteil von jungen Migranten ausfällt, die den Realschulabschluss oder das Abitur anstreben, umso niedriger fällt ihre Gewalttrate aus. Im Hinblick auf türkische und russischstämmige Befragte wird ferner deutlich, dass ihre Gewalttäterquote in Gebieten mit schlechter schulischer Integration um ca. ein Viertel höher liegt als in Gebieten mit besserer Integration. Diese Erkenntnisse bestätigt auch ein Beispiel aus dem Längsschnittvergleich der acht Städte. In Hannover hat sich zwischen 1998 und 2006 die Quote der jungen Türken, die den Realschulabschluss oder das Abitur anstreben, von 52,0 auf 67,5 % erhöht. Die Hauptschule besuchten 2006 nur noch 32,5 %. Parallel zu dieser verbesserten schulischen Integration ging ihre Mehrfachtäterquote von 15,3 auf 7,2 % zurück. In München dagegen ergibt sich zu den jungen Türken bei einer seit 1998 rückläufigen Gymnasialquote im Vergleich zu Hannover für das Jahr 2005 ein fast doppelt so ho-

her Anteil von Hauptschülern (61,4 %). Zwischen 1998 und 2005 ist dort nun die Quote türkischer Mehrfachtäter von 6 auf 12,4 % angestiegen. Offenbar hängt diese divergierende Entwicklung von türkischen Jugendlichen auch damit zusammen, dass die sehr unterschiedliche Bildungsintegration Auswirkungen auf die Zusammensetzung der Freundschaftsnetzwerke der Jugendlichen hat. In München mit seiner im Vergleich zu Hannover doppelt so hohen Hauptschulquote haben 27,5 % der türkischen Jugendlichen fünf und mehr delinquente Freunde angegeben, in Hannover nur 19,5 %. Keine delinquenten Freunde weisen demgegenüber in München nur 28,8 % der jungen Türken auf, in Hannover dagegen 38,8 %.

### **8. Der Konsum von Alkohol und illegalen Drogen, der einen eigenständigen Risikofaktor für gewalttätiges Verhalten darstellt, ist unter Jugendlichen weit verbreitet.**

Mehr als ein Fünftel aller Jugendlichen konsumiert regelmäßig, d.h. mindestens einmal wöchentlich Alkohol (22,9 %); 14,3 % haben im zurückliegenden Jahr Cannabis, 4,0 % sogar harte Drogen wie Speed, LSD oder Kokain zu sich genommen. Besorgniserregend erscheint in diesem Zusammenhang auch die Verbreitung des Rauschtrinkens unter Jugendlichen, d.h. dem Trinken von fünf und mehr Gläsern Alkohol zu einer Trinkgelegenheit. Etwa die Hälfte der Jugendlichen berichtet von solch einem Rauscherlebnis im zurückliegenden Monat (53,8 %), wobei Jungen, Haupt- und Realschüler und Jugendliche aus ländlichen Gebieten besondere Risikogruppen darstellen.

### **9. Ausländerfeindlichkeit, Antisemitismus und Rechtsextremismus prägen das Weltbild einer Minderheit von Jugendlichen; in einigen Gebieten fällt deren Anteil allerdings alarmierend hoch aus.**

Die Quote der deutschen Jugendlichen, die der Aussage „In Deutschland gibt es zu viele Ausländer“ uneingeschränkt zustimmen, beträgt 29,7 %. In hohem Maß ausländerfeindliche Einstellungen haben 14,4 % offenbart; als eindeutig rechtsextrem (ausländerfeindlich gekoppelt mit entsprechendem Verhalten) sind 5,2 % einzustufen, stark antisemitisch haben sich zudem 4,3 % der deutschen Jugendlichen geäußert. Zu diesen Quoten kommt jeweils ein deutlich höherer Prozentsatz von deutschen Jugendlichen hinzu, die ausgeprägte Sympathien zu solchen Einstellungen und Verhaltensweisen aufweisen („zu viele Ausländer“ 34,8 %, Ausländerfeindlichkeit 26,2 %, Rechtsextremismus 11,5 %, Antisemitismus 8,4 %). Dabei zeigen sich regionale, schulbezogene und geschlechtsbezogene Unterschiede. Zu den norddeutschen Jugendlichen ergeben sich durchweg die niedrigsten Zustimmungswerte. Ostdeutsche Schüler fallen durch die höchsten Quoten beim Antisemitismus und Rechtsextremismus auf. In ländlichen Regionen fällt die Zustimmung generell etwas höher aus als in städtischen. Im Vergleich der Schultypen sind derartige Einstellungen und Verhaltensweisen an Förderschulen und Hauptschulen weit häufiger zu finden als an anderen Schultypen. Im Vergleich der Geschlechter dominieren die Jungen klar bei allen vier Kategorien („eindeutig zu viele Ausländer“ 36,5 zu 22,5 %, ausgeprägte Ausländerfeindlichkeit 19 zu 9,6 %, ausgeprägter Rechtsextremismus 8,1 zu 2,3 % und starker Antisemitismus 6,4 zu 2,1 %).

Zum Rechtsextremismus zeigt sich, dass es innerhalb der 61 Befragungsgebiete starke regionale Unterschiede gibt. Beschränken wir uns auf männliche Jugendliche, dann reicht das Spektrum unter den 44 westdeutschen Gebieten von 2,3 % bis 15,2 %. Im unteren Viertel dieser Verteilung variieren die Raten von 2,3 % bis 5,9 %, im oberen Viertel von 9,6 % bis

15,2 %. In den 16 Gebieten Ostdeutschlands bewegen sich die Quoten zwischen 0,0 % bis 17,4 %, wobei das untere Viertel dieser Gebiete höchstens 6,3 % an männlichen rechtsextremen Jugendlichen aufweist, das obere Viertel mindestens 13,2 %. Bei einer multivariaten Analyse zu den Faktoren, die Rechtsextremismus begünstigen, haben sich eine niedrige Fähigkeit zur Selbstkontrolle, innerfamiliäre Gewalt, die intensive Nutzung medialer Gewalt sowie häufiger Alkoholkonsum als Belastungsfaktoren erwiesen. Weitere Erkenntnisse sind zu dieser Frage aus der Analyse der Daten zu erwarten, die parallel zur Schülerbefragung 2007/2008 durch eine Befragung von Lehrern und Vertretern verschiedener Behörden aus den 61 Städten und Landkreisen erhoben wurden. Ferner ist ein Extremgruppenvergleich von Gebieten mit einer sehr niedrigen bzw. sehr hohen Quote von rechtsextremen Jugendlichen geplant. Möglicherweise stehen diese regionalen Besonderheiten mit einem unterschiedlichen Ausmaß an lokalen Präventionsbemühungen, dem Vorhandensein rechtsextremer Vereinigungen oder bestimmten sozialstrukturellen Merkmalen im Zusammenhang. Im Rahmen einer weiterführenden Analyse sollen diese regionalen Besonderheiten genauer untersucht werden, um darauf gestützt Vorschläge für Präventionsmaßnahmen entwickeln zu können. Auch darauf soll im zweiten Forschungsbericht näher eingegangen werden.